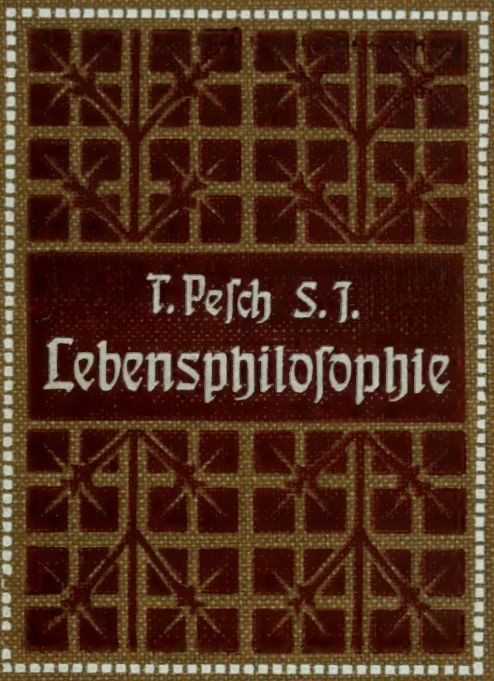
3 1761 07147143 7



Presented to the
LIBRARY *of the*
UNIVERSITY OF TORONTO
by

Christine Bazylewicz

A. BAZYLEWYCZ
45 HEPBOURNE ST.
TORONTO 4, ONT.
CANADA

Christliche Lebensphilosophie

Christliche
Lebensphilosophie

Gedanken über religiöse Wahrheiten

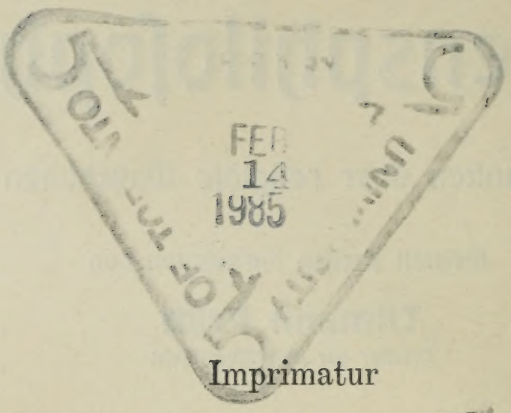
Weitern Kreisen dargeboten von

Tilmann Pesch
Priester der Gesellschaft Jesu

Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg
und Erlaubniß der Ordensobern

Fünfzehnte Auflage

Freiburg im Breisgau
Herder'sche Verlagshandlung
Berlin, Karlsruhe, München, Straßburg, Wien, London und St Louis, Mo.



Imprimatur

Friburgi Brisgoviae, die 26 Iunii 1911

✠ **Thomas,** Archiepps

Alle Rechte vorbehalten

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg. 1914

Vorwort des Herausgebers zur fünften Auflage.

Der Verfasser der „Christlichen Lebensphilosophie" hat seine irdische Pilgerschaft vollendet. „Finita sunt omnia! In nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti! Amen." Das war das letzte Wort des Sterbenden. Am 18. October 1899 setzte der Tod den schweren, langen Leiden ein Ziel. P. Pesch starb als Verbannter zu Valkenburg in Holland. Sein Leib ruht in fremder Erde. Seine Seele aber hat, wie wir hoffen, eine bessere Heimat wiedergefunden dort oben im Lande der ewigen Ruhe und des ewigen Lichtes.

Geboren zu Köln am 1. Februar 1836 trat Tilmann Pesch am 15. October 1852 zu Münster in das Noviziat der Gesellschaft Jesu ein. Im Januar 1866 empfing er durch den edeln Vorkämpfer der kirchlichen Freiheit Wilhelm Emmanuel von Ketteler in der bischöflichen Kapelle zu Mainz die heilige Priesterweihe. Die feierlichen Ordensgelübde legte er am 2. Februar 1871 zu Aachen ab. Mehrere Jahre hindurch wirkte der Verstorbene als

Professor der Philosophie in Maria-Laach und später wiederum zu Blijenbeck in Holland.

Als Mann von Geist und Fleiß wurde er durch seine zahlreichen Schriften eine Zierde der katholischen Wissenschaft, durch seine ascetischen Werke, seine Predigten und Exercitienvorträge der Berather und Tröster vieler Seelen. Mit umfassender Gelehrsamkeit verband er kindliche Demuth, mit unbeugsamer Festigkeit in den Grundsätzen große Milde und Menschenfreundlichkeit. Glauben und Wissen, Thatkraft und Geduld, die natürliche und übernatürliche Lebensphilosophie im vollendeten Einklang bildeten die unerschöpfliche Quelle, die feste Stütze für sein überaus fruchtreiches, wahrhaft apostolisches Wirken; sie gaben seinem Leben und Streben Richtung und Einheit im treuesten Dienst für Gott und Kirche; sie befähigten ihn schließlich, lange Jahre hindurch zu leiden ohne Klage. So gebunden sein Körper durch die Krankheit war, um so freier wurde seine Seele durch vollkommene Losschälung von allem Irdischen und durch schrankenlose Ergebung in Gottes heiligen Willen.

Mit dem Gedanken, eine christliche Lebensphilosophie zu schreiben, hatte der Verstorbene sich schon seit vielen Jahren getragen. Er benutzte die freie Zeit, welche ihm seine übrigen Arbeiten ließen, um den Stoff hierfür zu sammeln. Insbesondere widmete er in der Regel die drei letzten Tage der Karwoche diesem Zwecke. Die Ordnung und Verarbeitung des Gesammelten unternahm er, als die fortschreitende Krankheit und der Rath

des hochw. Prälaten Kneipp ihn für längere Zeit ins Germania-Bad nach Betzdorf a. d. Sieg geführt hatten. Große Freude bereitete dem Kranken die außerordentlich günstige Aufnahme dieses seines letzten Werkes.

Möge das Buch auch fürderhin vielen zum Trost, zur Erbauung, zum Heile gereichen. Das war der einzige und zugleich der innigste Wunsch des Verfassers.

Luxemburg (Bellevue), 2. Februar 1900.

Heinrich Pesch S. J.

Inhaltsangabe.

		Seite
Vorwort des Herausgebers		v
Einleitung		1

Erster Woche erster Theil.

Liebe zur Wahrheit.

			Seite
1.	Kap.	Der Kampf ums Dasein	5
2.	„	Der Kampf um die Ideale	9
3.	„	Stellung des Menschen im Leben	13
4.	„	Wißbegierde	18
5.	„	Wahre und falsche Wissenschaft	21
6.	„	Indifferentismus	24
7.	„	Freigeisterei	29
8.	„	Zweckfrage	32
9.	„	Unsere Herkunft	34
10.	„	Die Schöpfung	40
11.	„	Was der Thor im Herzen spricht	44
12.	„	Das Zeugniß der Wissenschaft	47
13.	„	Die Gottheit	49
14.	„	Pantheismus	53
15.	„	Unsere Bestimmung	57
16.	„	Der Wille Gottes	62
17.	„	Vere dignum et iustum est, aequum et salutare	65
18.	„	Des Menschen Glück und Seligkeit	70
19.	„	Die Fortdauer nach dem Tode	72
20.	„	Das Jenseits als Forderung der Menschenwürde	75
21.	„	Die Sehnsucht des menschlichen Herzens	82

Seite

22. Kap. Das Diesseits als unfertiger Beginn von etwas . 91
23. „ Die Nothwendigkeit der Ueberzeugung vom Jenseits 98
24. „ Geist und Materie 103
25. „ Vorstellung vom Jenseits 117
26. „ Die wichtigste Sorge 121
27. „ Optimismus und Pessimismus 124
28. „ Moderne Religiosität 126
29. „ Die wahre Religiosität 130
30. „ Die Religion als Wurzel der Sittlichkeit . . . 133
31. „ Die Religion als Wurzel der Berufstreue . . . 135
32. „ Natur und Offenbarung 138
33. „ Wunder und Naturgesetz 144
34. „ Die Wunder des Evangeliums 148
35. „ Natur und Uebernatur 151
36. „ Was ist uns Jesus Christus? 157
37. „ Was haben wir an der Kirche? 161
38. „ Der Bestand der Kirche als Beweis ihres göttlichen Ursprunges 173
39. „ Gnade und Mitwirkung 175
40. „ Wissen und Glauben 178
41. „ Die Zweifelsucht 181
42. „ Der Gegensatz zweier Weltanschauungen 184
43. „ Werth des irdischen Daseins 190
44. „ Werth der Zeit 194
45. „ Ein empfehlenswerther Leichtsinn 195
46. „ Der Tod als Lehrmeister der Wahrheit 198
47. „ Weltdienst oder Gottesdienst? 202

Erster Woche zweiter Theil.

Gewissenhaftigkeit.

48. Kap. Das Gewissen 207
49. „ Gewissenspflichten gegen Gott 211
50. „ Gewissenspflichten gegen die Menschen 213

Seite

51. Kap. Gewissenspflichten gegen Besitzthum und Ehre der Mitmenschen 214
52. „ Unterlassungssünden 216
53. „ Das menschliche Begehrungsleben 217
54. „ Die praktische Gewissenssorge 219
55. „ Das größte Hinderniß 222
56. „ Die Beschränktheiten des menschlichen Daseins . 225
57. „ Begriff und Wesen der Sünde 227
58. „ Die Sünde vor Gottes Richterstuhl 230
59. „ Schuldbewußtsein 233
60. „ Reue 235
61. „ Gottes Barmherzigkeit 238
62. „ Erlösung von der Sünde 241
63. „ Buße 244
64. „ Selbstanklage 246
65. „ Lebensbesserung 249
66. „ Ein Kampf auf Leben und Tod 251
67. „ Der verscherzte Lebenszweck 255
68. „ Furcht Gottes 262
69. „ Sinnlichkeit 264
70. „ Die läßliche Sünde 267
71. „ Läuterung im Jenseits 269
72. „ Warum hat Gott die Sünde nicht verhindert? . 271
73. „ Muth und Furchtlosigkeit 274
74. „ Vorsicht und Wachsamkeit 276
75. „ Der Kampf wider die Leidenschaften 278
76. „ Das Gericht 280

Zweiter Woche erster Theil.

Nachfolge Christi in ihren Grundzügen.

77. Kap. Das Reich Christi 283
78. „ Christus der Befreier von Finsterniß und Knechtschaft 286
79. „ Christus als Menschheitsideal 290

Seite

80. Kap. Selbstverläugnung als das allererste in der Nachfolge Christi 293
81. „ Das zweite: Williges Ertragen der Härten des Daseins 296
82. „ Christus unser Lehrer und Vorbild 300
83. „ Christi Menschwerdung 304
84. „ Freier Gehorsam gegen Gott 309
85. „ Die wahre Humanität 312
86. „ Ausübung der Nächstenliebe 315
87. „ Magnificat 317
88. „ Bethlehem 319
89. „ Christliche Demuth 321
90. „ Gegen die Eiteln und Ehrsüchtigen 326
91. „ Die Armut Christi 330
92. „ Der Name Jesu 334
93. „ Christliche Einfalt 336
94. „ Christus und die Trennung der Geister . . . 338
95. „ Die Erscheinung des Königthums Christi . . . 339
96. „ Die Fügungen der göttlichen Vorsehung . . . 342
97. „ Inneres Leben 345
98. „ Gehorsam gegen Menschen 347
99. „ Arbeit 350
100. „ Das Gebet 355
101. „ Das Familienleben 359
102. „ Der beständige Fortschritt 364
103. „ Streben nach Vollkommenheit 366
104. „ Höhere Vollkommenheit 370
105. „ Festlegung einer bestimmten Lebensrichtung (electio) 372

Zweiter Woche zweiter Theil.

Nachfolge Christi in weiterer Ausführung.

106. Kap. Zwei Fahnen 375
107. „ Drei Menschenklassen 378

		Seite
108. Kap.	Drei bewegende Kräfte	380
109. „	Die rechte Methode	382
110. „	Klugheitsregeln	384
111. „	Freiheit des Herzens	391
112. „	Die echte Frömmigkeit	392
113. „	Sieg über die Versuchungen	395
114. „	Das Wirken der göttlichen Gnade	399
115. „	Das Wunder zu Kana	402
116. „	Eifer für die Ehre Gottes	403
117. „	Gottvertrauen	406
118. „	Kraft des Bittgebetes	408
119. „	Seeleneifer und Apostolat	410
120. „	Macht des guten Beispiels	412
121. „	Sorge für die Kinder	414
122. „	Friedfertigkeit	418
123. „	Theilnahme für menschliche Hilfsbedürftigkeit	420
124. „	Neidlosigkeit	424
125. „	Entschiedenheit gegen Pharisäerthum	425
126. „	Sanftmuth	428
127. „	Gelinde Beurtheilung des Nächsten	432
128. „	Menschenkenntniß	433
129. „	Gebrauch der Sprache	435
130. „	Umgang mit den Menschen	438
131. „	Klugheit in der Behandlung anderer	443
132. „	Klugheit gegen fehlerhafte Schlauheit	445
133. „	Charakterbildung	448
134. „	Richtige Selbstliebe	451
135. „	Falsche Selbstliebe	453
136. „	Großmuth und Opferwilligkeit	456
137. „	Die rechte Unabhängigkeit	458
138. „	Werth menschlicher Anerkennung	460
139. „	Meidung unnöthiger Sorgen	462
140. „	Der äußere Erfolg	464
141. „	Abschiedsworte des Herrn	465
142. „	Das hohenpriesterliche Gebet	470

Dritte Woche.

Das Kreuz.

			Seite
143.	Kap.	Die letzten Lebenstage Jesu	472
144.	„	Bedeutung der Leiden für den Christen	474
145.	„	Die Beschwernisse des Christenlebens	480
146.	„	Das heilige Abendmahl	483
147.	„	Die äußern Leiden Christi	490
148.	„	Die Verdemüthigungen Christi	492
149.	„	Die innern Leiden Christi	496
150.	„	Das Benehmen des leidenden Christus	500
151.	„	Warum hat Christus leiden wollen?	504
152.	„	Die Schule des Herzens	505
153.	„	Feindesliebe	509
154.	„	Fallen und Aufstehen	510
155.	„	Die Vereinigung mit dem leidenden Christus	511
156.	„	Die schmerzhafte Gottesmutter	514
157.	„	Das Kreuzesopfer	515
158.	„	Der Altar	518
159.	„	Die Kirche des Gekreuzigten	522

Vierte Woche.

Der glorreiche Abschluß.

160.	Kap.	Entwicklung und Ausgang	525
161.	„	Christi Auferstehung	527
162.	„	Das Kundwerden der Auferstehung	530
163.	„	Ostergedanken	534
164.	„	Der Christ dient einer siegreichen Sache	537
165.	„	Die Himmelfahrt des Herrn	540
166.	„	Der Christ dient einer glückbringenden Sache	542
167.	„	„Friede sei mit euch!“	547
168.	„	Das Christenthum und die sociale Ordnung	549
169.	„	Das Christenthum und der materielle Wohlstand	554

Seite
170. Kap. Die Herabkunft des Heiligen Geistes 557
171. „ Die Mutter Gottes 560
172. „ Stellung Christi in der Weltgeschichte 563
173. „ Bedeutung der sichtbaren Kirche 567
174. „ Das Papstthum 572
175. „ Das kirchliche Leben 573
176. „ Heilige 577
177. „ Menschliche Schwachheiten an Christen 581
178. „ Der Priesterstand 583
179. „ Die drei evangelischen Räthe und der Ordensstand 585
180. „ Der Christ dient einer großen Sache 588
181. „ Eifer im Kampfe 591
182. „ Das Joch und die Bürde 594
183. „ Das Christenthum und die Religion der Liebe . 596
Sachregister 603
Namenregister 606

Einleitung.

Jeder Mensch ist infolge seiner Natur Philosoph, man hat ihn das „rastlose Ursachenthier" genannt; er fühlt sich getrieben, überall den Ursachen nachzuspüren; und nicht eher rastet der menschliche Geist, bis er den ersten Grund und letzten Zweck gefunden hat. Philosophie ist das Erkennen der Dinge aus ihren tiefern Ursachen, welche über den Kreis der sinnlichen Wahrnehmung hinausreichen. Der philosophische Zug ist unvertilgbar, derselbe ist berechtigt; er gehört dem Wesen der Vernunft an und ist vom Schöpfer in die Natur des Menschen hineingelegt. Die ganze Erfahrungswelt ist eine sich dem Menschen aufdrängende Frage; die Antwort liegt auf dem übersinnlichen Gebiete des Gedankens.

Der Mensch besitzt nicht nur eine philosophische, er hat auch eine religiöse Veranlagung; der religiöse Trieb führt ihn dazu, sich als abhängig anzuerkennen vom ersten Grunde und letzten Zwecke seines Daseins. Oft genug war der religiöse Trieb des menschlichen Wesens die Veranlassung zu manchen Phantasiegebilden.

Auch auf dem Gebiete der Religion soll der Mensch seine Vernunft gebrauchen, damit sie ihn zur Erkenntniß des höchsten Wesens hinleite und ihm die Verpflichtung zeige, sich Gott dem Herrn zu unterwerfen, und zwar Gott in der Weise zu unterwerfen, wie es von Gott bestimmt ist.

Aber die Vernunft ist von Natur schwach; auch durch ihre Schwäche sollte sie sich hingetrieben fühlen zu Gott: Gott selbst wollte helfen. Das Gnadengeschenk, welches Gott der Menschheit

zugedacht hatte, ging durch Selbstverschuldung des Menschen verloren. Gott erbarmte sich und schenkt um Christi willen nicht bloß dem Einzelnen seine Gnadenhilfe: er hilft auch dem Geschlechte auf menschlich-sociale Weise im Christenthum. Das Christenthum ist die größte Liebesthat der Gottheit.

Die christliche Offenbarung geht über Natur und Vernunft hinaus; sie schließt aber das Vernünftige und Natürlich-Gute ein und führt es zur schönsten Vollendung.

Im Christenthum besitzen wir eine Lebensphilosophie. Hervorragende Punkte derselben vorzulegen, ist der Zweck dieses Büchleins. Nimm also und lies und überlege.

Wenn die Hauptabschnitte dieses Büchleins „Wochen" genannt sind, so geschieht das zur Hindeutung auf die Ignatianischen Exercitien, deren Gedankengang im wesentlichen befolgt ist[1].

In diese Philosophie gründlich einzudringen, ist wichtig; man soll nachdenken, aber am meisten über das, woran am meisten gelegen ist. Es ist schwierig; nichts sitzt so tief wie die Oberflächlichkeit.

Die Welt verachtet diese Philosophie; aber die Welt geht in die Irre. Nur wer außergewöhnliche Thorheiten an sich hat, kommt ins Irrenhaus; wer die gewöhnlichen landesüblichen mitmacht, erhält das Lob, er sei ein Mensch, der „Welt" habe und zu leben wisse. Aber was für ein Leben ist das?

---

[1] Der Herausgeber beansprucht nicht, der Urheber aller hier vorgelegten Gedanken zu sein, noch auch, allen Gedanken die Fassung gegeben zu haben, in welcher sie hier auftreten. In Tagen der Krankheit unternahm er es, unter Benutzung von Excerpten und Notizen, welche bei der Lesung der Heiligen Schrift, der Kirchenväter und anderer Schriften (zumal des „Leben Jesu" von P. Meschler) gemacht wurden, diese Gedanken zum Nutzen weiterer Kreise zusammenzustellen. Nur selten sah sich der Herausgeber veranlaßt, einiges zu wiederholen, was bereits in seinen andern Veröffentlichungen enthalten ist.

Man lebt nicht zweimal; und wie groß ist die Zahl derer, die auch nicht einmal auf der Welt leben! Den meisten Menschen vergeht das Leben in der stäten Erwartung des Zeitpunktes, von dem sie nun eigentlich zu leben anfangen würden.

Es hat seinen unendlichen Nutzen, schreibt W. v. Humboldt, daß man sich oft zum Gegenstand des Nachdenkens mache. Flüchtiges Lesen nutzt nichts; man muß die einzelnen Wahrheiten eingehend betrachten.

Solange du lebst, mußt du lernen zu leben.

Klebe nicht fest an vorgefaßten Lieblingsmeinungen. Es gehört oft mehr Muth dazu, seine Meinung zu ändern, als in ihr zu verharren. Wer immer auf den rechten Lebensweg kommen will, muß damit beginnen, alle erkannten Vorurtheile und Götzen rücksichtslos zum Fenster hinauszuwerfen.

Ein wahres Uebel unserer Zeit ist jene ungeduldige Arbeitshast, deren ganzes Sinnen darauf geht, sich durch Arbeit möglichst bald einen Himmel auf Erden zu gewinnen. Ueber dem Jagen nach den Mitteln des Lebens läuft der Culturmensch Gefahr, den Lebenszweck selbst aus dem Auge zu verlieren.

Ein anderes Uebel sind jene ungeduldigen Bildungsschwärmer, die nur die Oberfläche lieben und in einem beständigen Heißhunger nach neuen, interessanten Erscheinungen leben.

Hüte du dich vor diesen Thorheiten und sei weise! Die Weisheit gleicht der Quelle; je mehr man daraus schöpft, desto mächtiger fließt sie.

Erster Woche erster Theil.
Liebe zur Wahrheit.

Erstes Kapitel.
Der Kampf ums Dasein.

1. „Der Mensch, vom Weibe geboren, lebt eine kurze Zeit und wird mit vielem Elende erfüllt; wie eine Blume geht er auf und wird zertreten, und fliehet wie ein Schatten und ist beständigem Wandel unterworfen" (Job 14, 1).

Der Mensch steht auf dieser Erde, mit mannigfaltigen Gütern umgeben, die theils zu seinem nothwendigen Gebrauche, theils zu seiner erlaubten Freude vorhanden sind; er ist mit den Sinnen ausgerüstet, um dieselben zu kennen, zu unterscheiden, zu genießen.

Auch vielgestaltige Plagen liegen auf der Bildfläche des sinnlichen Lebens; das Dasein des Menschen ist angefüllt mit Sorgen und Bemühungen um das irdische Fortkommen. Erwerben und Genießen, das ist die nächste Bedeutung der irdischen Existenz.

Nicht mit Unrecht hat man diese Bemühungen einen Kampf genannt. Die Dinge, die Menschen, von denen sich der Einzelne umgeben sieht, stehen sehr oft zu ihm in feindseligem Widerstreit. In diesem Sinne kann man von einem „Kampf ums Dasein" sprechen.

Dieser Kampf, innerhalb der rechten Grenze geführt, ist nicht von Menschen geplant; derselbe ist nothwendig, er liegt in der

menschlichen Natur. Er hat für den Menschen eine große Bedeutung.

In diesem Kampf ums Dasein fehlt es nicht an glänzenden Ergebnissen für irdisches Wohlbehagen.

Diese Errungenschaften haben für das menschliche Dasein ihren Nutzen; und es wäre thöricht, denselben ihren Werth abzusprechen. Aber sie sind nicht das, was den Menschen zu befriedigen vermag; nur für Augenblicke gewähren sie eine scheinbare Befriedigung, insofern der Mensch ob des Gewirres äußerer Sorgen sich selber vergißt.

Wehe, wenn der Mensch mit seiner ganzen Verstandes- und Willenskraft in diesem Kampfe aufgeht!

Bis jetzt hat es der Kampf ums Dasein, wie er thatsächlich geführt wird, nicht vermocht, das menschliche Elend in der menschlichen Gesellschaft in Abnahme zu bringen. „Hier Lautenspiel und dort Wehklagen," so heißt es in einem altindischen Buche, „hier eine Unterhaltung Gelehrter und dort ein Zank Betrunkener, hier liebliche Jugend und dort Menschen mit Krebs und Aussatz; ich weiß nicht, ob die Welt aus Nektar oder aus Gift besteht." Und wie damals, so auch heute.

Beschränkt man die Bedeutung des Lebens auf den Kampf fürs irdische Dasein, so ist das Leben für die meisten Menschen, und namentlich für die untern Klassen, zu freudlos und zu ungerecht.

Mit bleibendem Naturzwang sehnt sich das menschliche Herz nach etwas, was ihm kein noch so glänzender Erfolg im Kampf ums Dasein zu bieten vermag.

Deshalb klagt schon der „Prediger" des Alten Bundes: „Was übriget dem Menschen von all seiner Mühe, mit welcher er sich abgemüht unter der Sonne?" (Eccl. 1, 3.)

Auch der größte Erfolg im Kampfe fürs Dasein würde dir im günstigsten Falle Genüsse verschaffen, so daß du erst recht mit Goethe gestehen müßtest: „Mir war's bei allem dem wie einer Ratte, welche Gift gefressen hat; sie läuft in alle Löcher,

schlürft alle Feuchtigkeit, verschlingt alles Eßbare, das ihr in den Weg kommt, und ihr Inneres glüht von unauslöschlich verderblichem Feuer." Der mit irdischen Gütern so reich ausgestattete Dichter erklärt im Alter, „sein Leben sei wie das ewige Wälzen eines Steines gewesen, der immer von neuem gehoben sein wollte; in 75 Jahren habe er nicht vier Wochen eigentlichen Behagens gehabt".

2. Wie könnte das auch anders sein? Die Güter selbst, um die es sich handelt im Kampfe ums Dasein, sind nicht die Güter, welche den Menschen nach seiner edlern Seite beruhigen. Und wenn sie es auch vermöchten, wie flüchtig sind sie! Alles ist wie im Fluge; kaum werd' ich's gewahr, dann ist's schon vorüber; und ehe ich es merke, verwandelt es sich.

Schnell verschwindet der Ruhm der Welt. Wo sind jetzt jene Machthaber und Geldmänner und großen Gelehrten, welche mit ihrem Ruhme die Welt erfüllten, aber nichts thaten, was an sich groß und werthvoll gewesen wäre? Andere nehmen ihre Stelle ein, und kaum noch denkt man an sie. Und wo ist ihre Seele? Was nützt es ihnen jetzt, daß sie im Leben vielvermögend zu sein schienen? „Was nützt es mir jetzt, daß ich alles war?" klagte der sterbende Severus. Wer nur Irdisches beachtet, steigt den grünen Berg des Lebens hinauf, um oben auf öder Eisfläche zu sterben.

Darum hat eine maßlose, schrankenlose, rücksichtslose Sucht um irdische Güter noch niemals einen Menschen glücklich gemacht.

Soll ich nun von meinen Erfolgen im Kampf ums Dasein ein Gut erwarten, welches allen Menschen bislang versagt wurde?

3. Der Kampf ums Dasein ist eine Nothwendigkeit; derselbe ist aber zu niedrig, als daß du demselben dein Leben gänzlich dienstbar machtest.

„Im Menschen", so erklärt ein bekannter Ungläubiger unserer Tage, „hat die Natur nicht nur überhaupt aufwärts, sie hat über

sich selbst hinaus gewollt. Er soll also nicht wieder bloß ein Thier, er soll mehr und etwas Besseres sein. Ein Beweis, daß er es soll, ist, daß er es kann. Die sinnlichen Bestrebungen und Genüsse sind schon in der Thierwelt voll entfaltet und erschöpft; um ihretwillen ist der Mensch nicht da, wie ja überhaupt kein Wesen um desjenigen willen da ist, was schon auf frühern Lebensstufen gegeben war, sondern um dessentwillen, was in ihm neu errungen worden ist. So soll der Mensch das Animalische mit dem Höhern, das in ihm angelegt ist, mit den Fähigkeiten, die ihn vom Thiere unterscheiden, durchdringen und beherrschen. Auch der rohe, grausame Kampf ums Dasein war bereits im Thierreiche sattsam losgelassen. Der Mensch kann ihn gleichfalls nicht ganz vermeiden, insofern er noch ein Naturwesen ist; aber er soll ihn nach Maßgabe seiner höhern Anlagen zu veredeln und seinesgleichen gegenüber zu mildern wissen. Das wilde, ungestüme Wesen der Natur soll in der Menschheit zur Ruhe kommen; sie soll gleichsam das placidum caput sein, das der Virgilsche Neptun aus den empörten Wogen hebt, um sie zu stillen" (D. F. Strauß, Der alte und der neue Glaube [9. Aufl.] S. 163).

Darum sursum corda! Ein Ding, dem wir Werth beimessen, darf nicht am Boden liegen, wohin es nicht gehört; das Menschenherz darf nicht im Staube verbleiben.

Wie soll ich nun zu Höherem mich erheben? Ganz leicht; such nur ein Leben über dem Leben.

Laut klarem Zeugniß der Weltgeschichte hat die Menschheit nur in den Grundsätzen des wahren Christenthums die Macht gefunden, den Kampf ums Dasein durch höhere Strebungen zu mäßigen und in angemessener Weise zu ergänzen.

Zweites Kapitel.

Der Kampf um die Ideale.

1. In dem Grade, als sich der Mensch zu menschenwürdigem Dasein erhoben hat, gesellt sich zum Kampf um das Dasein der Kampf um Ideale.

Wer nichts will, als sorgenlos und bequem die Ansprüche des animalen Daseins befriedigen, und die Erde für vortrefflich hält, weil sie ihm das gewährt, der verzichtet darauf, als Mensch geachtet zu werden.

Wer aber für das Leben einen bessern Inhalt fordert, der erhebt seinen Blick über die sinnlichen Einzelheiten des täglichen Lebens hinaus und bildet sich in dieser Richtung Ueberzeugungen, deren Wahrheit und Sicherheit ihm nicht gleichgiltig ist. Im engern Kreis verengert sich der Sinn: es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken, und diese leiten hin zu den „Idealen".

Ideal, das ist ein Ur- und Hochbild; es ist etwas, das über die unmittelbare Sinneswelt hinausragt; es ist eine Vollkommenheit, von welcher das Wirkliche, das uns umschließt, herrührt, welche es in seinen hohen Spitzen in etwa erreicht, und welcher es mit seinem ganzen Ringen zustrebt. Es ist ein überirdisches Licht, welches auch den kleinen Anliegen des Erdendaseins eine höhere Klarheit, eine heilige Weihe verleiht.

Die unmittelbare Wirklichkeit des Lebens ist so prosaisch, so trivial, so unbefriedigend, so unvollkommen. Darum sehnt sich jeder denkende Mensch und jedes edle Herz nach Idealen.

2. So sehr nun auch alle bedachtsamen Menschen sich mit Naturnothwendigkeit in Bemühungen um die Ideale hineingezogen fühlen: so verschieden sind die Ansichten über das, was mit dem Namen der Ideale zu bezeichnen ist.

Die moderne Welt versteht unter Idealen den Vollgenuß sinnlicher Befriedigungen, ein möglichst genußreiches Erdendasein;

ihr ist der materielle Nutzen das große Idol, dem alle Kräfte fröhnen, alle Talente huldigen müssen. Von diesem höchsten Ideal her verklärt sie alle menschlichen Bestrebungen zu einer höhern Bedeutung, insofern solche geeignet sind, das thierische Glück der menschlichen Gesellschaft sicherzustellen.

Und wie begründet die moderne Welt diese ihre Anschauung?

Die einen sagen: Es gibt nichts in der Welt als Staub und Zufall. Aus dem Morast ist durch mechanische Anpassung, d. h. durch Zufall, das Thier entstanden, und aus dem Thier als höchste Blüthe der Mensch. Der Mensch ist nichts als ein aus dem Schlamme heraus entwickeltes Thier; er hat nichts über sich und nichts unter sich. Darum ist eine möglichst beförderte thierische Behaglichkeit das höchste Ideal.

Für einsichtigere Vertheidiger dieser Lehre ist schließlich ein Damaskustag gekommen. Niedergeworfen von dem Strahl anderer Erkenntniß, erklären sie: Nein, der Mensch ist *mehr* als ein Kothgebilde, und die Welt ist *mehr* als das Spiel des blinden Zufalls. Darum sagen wir lieber: Ignoramus, d. h. daß der Mensch für das Wohlbehagen seiner thierischen Natur zu sorgen hat, das fühlen wir und erkennen wir an; was aber darüber hinausgeht, das wissen wir nicht; mit der tastenden Hand und den wahrnehmenden Sinnen hat die Wissenschaft ihre Grenzen.

Wenn nun der denkende Mensch es inne wird, daß die menschliche Natur nicht bloß Thierisches in sich besitzt, sondern mit ihrem geistigen Element sich mit unwiderstehlicher Gewalt über die Grenzen der Sinnlichkeit hinausgetrieben fühlt, dann erhält er den Trost: Gebrauche deine Phantasie, deine Traumkraft, und träume dir irgend ein ideales Gebilde zurecht, so oder so, je nach Geschmack oder Bedürfniß; oder schließe dich an an eine der bestehenden Träumereien; Traum ist Traum, es kommt nur darauf an, daß du dir Ideale vorstellst, welche dein individuelles Gemüthsbedürfniß befriedigen, ohne dir den schrankenlosen, thierischen Lebensgenuß zu beeinträchtigen.

Aber auch in den Kreisen der modernen Culturfreunde hat es sich gezeigt, daß der denkende Mensch mit erträumten Idealen nicht zu befriedigen ist. Ueberall verlangt der menschliche Geist Wirklichkeit. „Tugend, du bist kein leerer Schall", rief der auf der Ebene von Philippi sterbende Brutus.

3. Die moderne Welt weiß Rath. Von zahlreichen Kathedern herab läßt sie den Monismus (Pantheismus) verkündigen, d. h. die Lehre, daß allerdings nur die von uns erkennbare Gottheit die einzige Urquelle von Idealen sein könne, daß aber die Gottheit nichts sei als die Welt selbst mit den Menschen an der Spitze, mit den Menschen als edelster Blüthe, mit den Menschen als herrlichen Strahlen der einen göttlichen Wesenheit!

Oft schon gerieth diese Gottheit mit sich selbst in Streit, gerieth ins Spital und ins Zuchthaus. Es ist schlechterdings nicht zu ersehen, wie eine solche Gottheit die Urquelle von Idealen sein könnte. Hat der Mensch keinen Gott über sich, dann ist er sich selbst Gott; dann ist der Gewissenlosigkeit in allen Formen Thür und Thor geöffnet; dann ist der schmutzigste Egoismus gerechtfertigt; dann ist Irrthum soviel wie Wahrheit; dann ist Laster soviel wie Tugend; dann ist alles, was man Bildung nennt, nur äußere Tünche für den abscheulichsten Schmutz.

Man hat auch versucht, manche der irdischen Begriffe und Dinge mit dem Scheine hoher Idealität zu umkleiden. Hierher gehören: Brauchbarkeit für die Geschäfte des Lebens, Reichthum von Kenntnissen, akademische Bildung, Staatsidee, Vaterland, Charakterbildung, männliche Tüchtigkeit, schöne Menschlichkeit, Nächstenliebe.

Solche Dinge besitzen einen Werth. Doch nur dann, wenn sie zum Urquell des Wahren, Guten und Schönen in Beziehung stehen, nur dann, wenn sie in der wirklichen Wahrheit ihre Wurzel haben. Abgelöst von ihrem tiefern Lebensgrunde, gleichen sie abgerupften, welkenden Blumen. Niemals vermag die Prosa des menschlichen Thierlebens jenen Gütern einen höhern, blei-

benden Werth zu verleihen. Bis jetzt war die Suche nach wahren Idealen vergebens.

4. Anders die Anschauung, welche uns vom Christenthum ins helle Licht gerückt ist. Danach sucht der Mensch den tiefsten Grund aller Idealität in einem Wesen, welches, frei aller Schranken und Unvollkommenheiten, von der Welt verschieden und über die Welt erhaben ist; nicht in einem edeln Traumbild, sondern in einer Wirklichkeit, zu deren Erkenntniß der Christ auf den Fittichen des Gedankens emporsteigt. Diese Wirklichkeit, zu welcher die ganze Natur hinführt, ist der persönliche Gott, der Himmel und Erde erschaffen hat.

Den Gedanken an dieses übersinnliche, ewige, göttliche Wesen vermag kein Mensch zu ertödten. Ob du zur Erde auch senkest die lodernde Fackel, es strebt ihre Flamme doch stets aufwärts zum Himmel empor.

Danach ist die ganze Schöpfung ein großes, von Gottes Hand geschriebenes Buch, welches auf allen Seiten großen Inhalt bietet. Nicht jeder, welcher die Buchstaben sieht, vermag dieselben zu deuten. Um sie lesen zu können, muß man dem innern Sinn nachspüren, welcher unter den Erscheinungen verborgen ist.

Von diesem Urquell überströmt eine übersinnliche, übernatürliche Idealität das gesamte Dasein, zumal das menschliche. Unser irdisches Leben ist nicht das Glück, wozu wir schließlich bestimmt sind. Aber es ist der kurze Weg zu unserem Glück. Die Herrlichkeiten des Diesseits sind die Blümchen am Wege, die uns ergötzen, aber nicht fesseln dürfen. Die Drangsale des Diesseits sollen unser Herz loslösen von flüchtigem Weltgenuß und in uns vermehren den bleibenden Gottesgenuß. Gott hat die menschlichen Verhältnisse, die verschiedenen Berufsklassen und Arbeiten geordnet. Alles, auch das Kleinste, ist verklärt zu Gottes heiligstem Willen. Alles, die Vaterlandsliebe, die Berufstüchtigkeit, die Geschäftsstrebigkeit, alles hat in dieser höchsten Idealität Grund und Maß.

Dieser große, gute Gott, diese Quelle, dieses grenzenlose Lichtmeer wahrer, wirklicher Idealität ist uns nahe gekommen, ist

uns verständlich geworden in Jesus Christus. Hier haben wir nicht nur die Gottheit, sondern auch den Idealmenschen vor uns, der, wie eine Sonne die Thautröpfchen, so die Millionen Heiligen und Christenherzen mit einer Idealität erfüllt, wie sie die Welt nicht geben kann. Um bei uns zu bleiben, hat Christus die Kirche gestiftet, in der er fortwirkt und einen erstaunlichen Reichthum von Idealen verwirklicht bis in das Gebiet der Kunst hinein.

Alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß; das Unzulängliche, hier wird's Ereigniß; das Unbeschreibliche, hier ist's gethan.

Drittes Kapitel.

Stellung des Menschen im Leben.

1. Werfen wir zunächst unsern Blick auf die Stellung des Menschen hienieden. Wollen wir den Menschen verstehen, so müssen wir ihn betrachten sowohl als Einzelwesen als auch als Gesellschaftswesen.

Als Einzelwesen betrachtet gilt der Mensch bald nichts, bald gilt er alles.

In ersterer Hinsicht erblickt man im Menschen ein bedeutungsloses animal bipes, verächtlich wie eine Kellerassel, einen Zusammenfluß aller Erbärmlichkeiten, einen willenlosen Spielball thierischer Bedürfnisse, der nur deshalb die Vernunft vor dem Thiere voraushabe, damit er jene Genüsse, welche die Natur jedem Thiere zu Naturzwecken bietet, zum Gegenstande ausgesuchtesten Raffinements mache.

In zweiter Hinsicht treibt man mit dem Menschen im Hinblick auf dessen geistige Begabung einen abgöttischen Cult; man hebt den Menschengeist auf die höchste Höhe als die schönste Blüthe des zur Beseelung gelangten Stoffes, erklärt die ganze Welt für ein aus dem Menschen herausstrahlendes Panorama und den Menschen als eine Erscheinung der Gottheit.

In Wahrheit verdient der Mensch weder Verachtung noch Vergötterung.

Der äußern Erscheinung nach steht der Mensch allerdings winzig klein im weiten Universum. Sein Leben fristet er in allseitiger Abhängigkeit von materiellen Verhältnissen; er ist hinfälliger als der Stein am Boden; er lebt zwischen unvernünftigen Thieren, die in mancher Hinsicht ihm überlegen sind; er ist hinausgeworfen in die Welt, auf den kleinen Planeten, wie ein geringfügiges Ding, welches man in die Ecke schleudert.

Und doch fühlt dieses verschwindende Erdenkind in seinem Busen eine Bedeutung, welche der sich im Raume breitmachenden Welt abgeht.

Natur, du seltsam Ding, an einem Ende gemein, am andern seelisch fein, und doch geschloss'ner Ring!

Was ist der Mensch, auf Erde wallend? Ein Seufzer, in den Lüften verhallend; ein Wurm, den hohen Berg erklimmend; ein Rosenblatt, auf dem Ocean schwimmend; ein Tröpfchen in unendlichen Meereswelten; ein Augenblick zwischen zwei Ewigkeiten; ein Atom in tausend Weltenschichten; — und kann sich doch eine Welt errichten.

Schwach ist der Mensch. Er vermag nicht das Geringste an einem Naturgesetz zu verändern; nur zum winzigsten Theile ist er Herr seiner äußern Geschicke. Und doch, wie unendlich erhaben steht er mit seiner Verstandes- und Willenskraft in der ihn umgebenden Natur! Die Heilige Schrift vergleicht den Menschen einerseits mit der hinfälligen Blume des Feldes, und andererseits sagt sie von ihm, er sei nur ein weniges niedriger als die Engel. Der Mensch ist die Verbindung zwischen der Stoff- und Geisterwelt.

Es ist wahr, der Fortschritt der Wissenschaft hat die äußere Erscheinung des Menschen noch mehr hinabgedrückt. Auch das Wissen des Menschen läßt dieser Fortschritt stets winziger erscheinen, indem jeder weitere Schritt neue, unabsehbare Aussichten eröffnet. Aber in demselben Grade, wie der Fortschritt der

Wissenschaften den Menschen niederdrückt, erhebt er ihn auch und bringt ihm die Hoheit seiner geistigen Ueberlegenheit gegenüber der Materie zum Bewußtsein.

2. Des Menschen Thätigkeit geht weit über alle Grenzen materieller Wirksamkeit. Er hebt seinen Blick zur Sternenwelt und berechnet die Bahnen der Gestirne, erkennt ihre chemischen Bestandtheile; er senkt seinen Blick zur Erde und macht das Leben der Ameise zum Gegenstande wissenschaftlicher Erkenntniß.

Mit Recht sagt der alte Sophokles: „Viele Wunder erfüllen den Erdkreis; wunderbarer ist keines als der Mensch."

Der Mensch ist begabt mit reichen Verstandeskräften und auch mit reichen Willenskräften. Er ist nicht darauf beschränkt, nur dieses oder jenes Gute zu erstreben; nein, er will und erstrebt das Gute überhaupt. In vielen Dingen ist er mit Willensfreiheit begabt; oft genug handelt er mit dem klaren Bewußtsein, so oder auch anders handeln zu können.

Mit dieser seiner Willensfreiheit ist der Mensch in vielfacher Weise vor die Wahl gestellt zwischen gut und bös. Das Böse bietet Angenehmes, und das Gute Unangenehmes. Käme das Böse nicht hold daher: trachtet' danach irgendwer? Käme das Gute nicht sauer an: thäte es nicht jedermann?

Du gabst, o Gott, dem ewigen Geist die arme Hülle; du hast ihn in die Zeitlichkeit entsendet, auf daß also sich sein Geschick erfülle. Sei du mit deiner Huld ihm zugewendet. Hilf ihm, o Herr, sich stärken und erheben; sein Heil ist ganz in deine Hand gegeben.

Nur das Christenthum hat der menschlichen Strebekraft jene Stärke vermittelt, durch welche es die Menschen mit einer gewissen Leichtigkeit vermöchten, sich auf der menschlichen Höhe zu halten.

Nichts Schlimmeres als ein entchristlichtes Geschlecht! Wer es betrachtet, kommt in Gefahr, die Menschen zu verachten und mit Goethe zu sprechen: „Ich habe keinen Glauben mehr an die Welt, ich habe verzweifeln gelernt. Die Menschen sind gar

zu albern, niederträchtig, methodisch absurd; man muß so lange leben wie ich, um sie gründlich zu verachten."

Wer aber den Menschen nimmt in seiner ihm vom Schöpfer zugedachten Vollkommenheit, der muß ihn hochschätzen. Die ganze sichtbare Welt bietet keinen würdigern Gegenstand des Forschens und des Nachdenkens.

Würde Gott einmal einen Menschen erschaffen, wie ihn sich die unchristliche Welt wünscht, derselbe müßte am ersten Tage ins Tollhaus oder ins Zuchthaus gebracht werden.

3. Um den Menschen und seine Lebensaufgabe richtig zu verstehen, muß man ihn auch in seinen gesellschaftlichen Beziehungen betrachten. Es gibt nicht bloß private, sondern auch sociale Pflichten.

Die menschliche Gesellschaft ist nicht eine Masse von Individualexistenzen, die sich zufällig zusammengefunden haben und zufällig aneinander kleben oder sich aneinander reiben. Zuerst gehört ein jeder sich selber an. Dann aber ist ein jeder in den organischen Verband der Gesamtheit gestellt. Niemand lebt also bloß als Einzelperson, sondern zugleich ist er Glied des ganzen Geschlechtes; er ist deshalb benöthigt, Rücksicht auf andere zu nehmen, und hat von andern Rücksichten zu erwarten.

In der menschlichen Gesellschaft erblicken wir mannigfache Zusammenfassungen zu organischen Gebilden, welche die Menschen aus Naturzwang gestaltet haben. Das menschliche Leben hat von Natur aus seine verschiedenen Zwecke, welche nur durch geordnetes Zusammenwirken vieler erreicht werden können. Sie müssen sich als Menschen in verschieden gestalteter Zusammengehörigkeit gegenseitig unterstützen, um die Lebenszwecke zu erreichen. Wie in einem Organismus die Glieder, welche sich zum Ganzen ergänzen, verschieden und ungleich sind, so sind auch in jedem einzelnen Gemeinwesen die Angehörigen verschieden an Körperausstattung, an Geisteskraft, an äußerer Lebensstellung.

Dieses Naturgesetz der Gemeinsamkeit und Gegenseitigkeit durchzieht sämtliche Lebenssphären, die höhern wie die niedrigern. Sage

darum niemand: „Ich lebe nur von mir und für mich; das Wohl und Wehe anderer und der Gesamtheit kümmert mich nicht." Eine solche Gesinnung wäre unnatürlich; denn von Natur aus ist das Benehmen eines jeden Einzelnen von Bedeutung für andere und für die Gesamtheit. Und in gewisser Beziehung reißt wiederum die Gesamtheit den Einzelnen mit sich. Die Ehre und Schmach des Einzelnen fällt auf die Gemeinschaft, und an dem Werthe der Gesamtheit nehmen die Einzelnen theil.

Der Mensch ist freilich da, um sich selbst zu retten; aber in vielen Fällen liegt das Mittel der Selbstrettung darin, daß man andere zu retten sucht. Man sorgt in mancher Beziehung am besten für sein eigenes Interesse, indem man in rechter Weise die Interessen anderer in Obacht nimmt. Irrig ist es, stets im Vortheil anderer einen Verlust für die eigene Sache zu erblicken.

Diese Zusammengehörigkeit vieler zu einem gehört zu der natürlichen Voraussetzung, auf welche das Christenthum gegründet ist. Viele seiner Lehren, seiner Einrichtungen, seiner Gebote können nur verstanden werden, wenn man an die natürliche Consolidarität der Menschen untereinander denkt.

An diese Zusammengehörigkeit aller Menschen dachte Pius IX., als er die Worte schrieb: „Möchten unsere vereinten Kräfte den Zweck erreichen, die Uebel der Gesellschaft zu heilen und der Wahrheit auf Erden den Sieg zu verschaffen! Unter den Grundsätzen der modernen Civilisation sind viele irrige. Statt sich vor diesen Irrthümern zu beugen, muß man ihnen die Wahrheit entgegenhalten."

So steht denn der einzelne Mensch im Leben da nicht bloß als Einzelwesen, sondern auch als Gesellschaftswesen, als Theilchen einer großen Gemeinschaft. In beiden Beziehungen liegt die Bedeutung des Menschen nicht auf dem Gebiete des Sichtbaren, des Zeitlichen, sondern auf dem Gebiete des Innern, welches hinüberwirkt in die Ewigkeit.

Der bekannte Feldherr Moltke schrieb als Achtzigjähriger: „Ich stehe nahe am Ende meiner Lebenswege. Aber welcher ganz andere Maßstab als hier wird in einer künftigen Welt an unser irdisches Wirken gelegt werden! Nicht der Glanz des Erfolges, sondern die Lauterkeit des Strebens und das treue Verharren in der Pflicht, auch da, wo das Begebniß kaum in die äußere Erscheinung trat, wird den Werth eines Menschenlebens entscheiden. Welche merkwürdige Umrangirung von hoch und niedrig wird bei der großen Musterung vor sich gehen! Wissen wir doch selbst nicht, was wir uns, was wir andern oder einem höhern Willen zuzuschreiben haben. Es wird gut sein, in äußerer Beziehung nicht zu viel in Rechnung zu stellen."

Viertes Kapitel.

Wißbegierde.

1. Heute ist das Heil vieler gefährdet durch falsche Wissenschaft und Wißbegierde.

Ein jeder ist von Natur aus wißbegierig. Irgend ein Wissen ist zum menschlichen Dasein erforderlich. Aber in der Befriedigung des Wissenstriebes liegt nicht die eigentliche Bedeutung des Erdendaseins. Dein Wissen soll dir sein die Leuchte zu einem rechten Leben. Was nützte es dir, alles zu wissen, wenn du dabei nicht so lebtest, wie du leben sollst?

In wahrem Wissen liegt großer Werth. Schon Plato fordert als nothwendige Vorbedingung hierzu Reinigung der Seele von der Leidenschaft; denn nur mit reiner Seele könne man das Reine, Wahre, Ewige erfassen.

Sorge für den rechten Willen; wenn das Auge nicht sehen will, da helfen weder Lichter noch Brillen.

In vielem Wissen liegt auch Gefahr. Durch Wissen macht sich der Mensch einen Gegenstand mehr zu eigen als durch

äußern Besitz; deshalb heißt es von der Wissenschaft, daß sie besonders geeignet sei, den Menschen aufzublähen. Allzu große Wißbegierde führt leicht zu schädlicher Zerstreuung und schlimmer Täuschung.

Plato ist der Ansicht, daß völlige Unwissenheit nicht das größte Uebel, sondern daß ungeordnete Vielwisserei viel verderblicher sei.

Weise ist, wer nach Wissenschaft strebt, insofern es dem wahren Heile in irgend einer Weise förderlich ist.

Setze deiner Wißbegierde Schranken und erkenne an, daß der enge Menschengeist den Ocean der Wirklichkeit wohl ahnen, aber nicht begreifen kann. Die Welt ist voller Räthsel, und die einfachsten Erscheinungen sind die größten Räthsel. Was wir wissen können, ist wenig, was wir nicht wissen, ist viel. Das fortschreitende Wissen gleicht einer wachsenden Kugel; je mehr sie wächst, desto mehr Berührungspunkte erlangt sie mit dem, was außerhalb des Wissens liegt.

Mit Wissenschaft und Bildung wächst die Verantwortung. Unverschuldetes Nichtwissen dient manchem zur Entschuldigung.

Hüte dich vor Selbstüberhebung wegen deines vermeintlichen Vielwissens; vor diesem Fehler schützt dich am wirksamsten die wahre Kenntniß deiner selbst. Strebe danach, von andern stets hoch, von dir selbst gering zu denken. Sei zufrieden, wenn man dich ignorirt und geringschätzt.

Es ist von Bedeutung, die Wahrheit und Wirklichkeit so zu erkennen, wie sie sind. Sinnliche Erkenntniß und bloßes Dafürhalten genügen uns nicht. Um das zu erkennen, was uns frommt, müssen wir vom Sinnlichen aufsteigen zum Uebersinnlichen. Wir müssen dabei beten und die Liebe zur Wahrheit im Herzen lebendig halten. Sehr oft bewirken gelehrte Redensarten mehr Hinderniß als Förderung.

Alle wollen die Wahrheit, aber sehr viele suchen die Wahrheit aus schrankenlosem Egoismus; daher der endlose Wirrwarr

verschiedener Meinungen. Wer einmal Gott erkennt, muß die Wahrheit suchen im Gefühle der Gottesunterwürfigkeit; muß sie so suchen, wie es Gott verordnet hat; muß sie suchen, um sich der erkannten Wahrheit zu unterwerfen. Gott sei dein Lehrer; wenn Gott zu dir redet, schweige jegliches Geschöpf. Das in Einfalt Gott suchende Gemüth wird von göttlichem Licht durchleuchtet; dies ist zur Erkenntniß der Wahrheit mehr werth als menschliche Anstrengung.

Alles menschliche Wissen ist getaucht in ein Meer von Unwissenheit. Darin besteht die beste Wissenschaft, zu wissen, daß man durch sich nichts ist, und daß man alles, was man ist, von Gott und Gottes wegen ist.

2. Vertraue nicht zu sehr auf deine persönliche Einsicht, sondern höre gerne die Meinung jener, welche besser und gewissenhafter sind als du. Rath annehmen ist sicherer als Rath geben.

Denke, was große Männer gedacht haben, ohne aufzuhören, selbst zu denken.

Der Werth sentenziöser Sätze liegt darin, daß sie zum Nachdenken anregen; wenn man sie ohne Unterbrechung liest, so erhält man im günstigsten Falle den Eindruck, wie wenn man eine Sammlung Kupferstiche durchgeht; ein Eindruck verwischt den andern.

Laß dich nie verblüffen durch die bloße Uebermenge Andersdenkender. „Nichts", sagt Goethe, „ist widerwärtiger als die Majorität; denn sie besteht aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Schelmen, die sich accommodiren, und der Masse, die nachtrollt, ohne nur im mindesten zu wissen, was sie will." „Und Schiller: „Mehrheit ist Unsinn; Verstand ist stets bei wenigen nur gewesen."

Bewahre du deine ruhige Ueberlegung in der großen Verwirrung der Gegenwart. Alles will jetzt den Menschen von außen, von innen ergründen; Wahrheit, wo rettest du dich hin vor der grausamen Jagd?

Sorge für die rechte Herzensgesinnung. Das Herz hat seine Gründe, von denen der Verstand nichts weiß. Daher die Thatsache, daß das ganze Denksystem des Menschen von seinem Herzen beeinflußt wird.

Hüte dich vor blindem Fanatismus selbstgemachter Ueberzeugungen; auch die klarste Darlegung und Erkenntniß entgegenstehender Wahrheit vermag nicht, denselben zu erschüttern. Nur wer betet, ist der Wahrheit zugänglich.

Habe keine Scheu vor den Schwierigkeiten und Opfern, welche mit der Erkenntniß der Wahrheit verbunden sind. Wahrheit will erstritten sein; Wahrheit will erlitten sein.

Schätze die Wissenschaft. Gar vieles wird heutzutage mit dem Namen „Wissenschaft" belegt. Es ist nicht gleichgiltig, welche Wissenschaft du hochhältst. Wissenschaft ist Macht, wie im öffentlichen Leben, so auch im Privatleben.

Mache die Wahrheit, die du erkennst, nutzbar. Eine Vielwisserei ohne Werke ist wie eine Wolke ohne Regen.

Nur da ist der Besitz der Wahrheit in Sicherheit, wo zur Erkenntniß ein Leben nach der Wahrheit hinzukommt. Freuen wir uns deshalb, Angehörige der katholischen Kirche zu sein.

Fünftes Kapitel.

Wahre und falsche Wissenschaft.

1. Wissenschaft ist die Erkenntniß oder Erklärung der Erscheinungen und Dinge aus ihrem Grunde. Würden alle Menschen die Wissenschaft in rechter Weise betreiben, so würden sich alle Wissenschaften zu einer einheitlichen, harmonischen Gesamtwissenschaft ergänzen. Aber viele betreiben die Wissenschaft nicht um der Erforschung der Wahrheit willen, sondern geleitet von Augenlust, Fleischeslust, Hoffart des Lebens.

„Es ist nur zu wahr," bemerkt Leibniz, „daß solche die

gar gelehrt sind, nicht immer auch durch das wahre Licht erleuchtet sind." Darum gibt es neben wahrer, werthvoller Wissenschaft auch minderwerthige, gibt es auch falsche Wissenschaft. Wissenschaft! eine unsterbliche Göttin ist sie dem einen, dem andern eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt.

Der vernünftige Mensch sucht Licht über sich selbst, seinen Lebenszweck, seine Vergangenheit und seine Zukunft um seiner selbst willen, nicht um der Existenz einer Wissenschaft willen; er ist berechtigt, jede Wissenschaft gering zu schätzen, welche den Zweck, die menschlichen Lebensverhältnisse in irgend einer Weise aufzuklären und zu verbessern, nicht erfüllt.

2. Die Wissenschaft ist ein Gut; aber sie ist nicht das höchste Gut. Man spricht von der „Freiheit der Wissenschaft". Mit Recht; denn die Wissenschaft muß frei sein von jeder unberechtigten Beeinflussung. Aber absolute Freiheit darf die Wissenschaft nicht beanspruchen. Sie trägt ihre Schranke in sich; und ohne diese Schranke ist sie Lug und Trug. Diese Schranke ist die Wahrheit. Die Wissenschaft, der es nicht um die Wahrheit zu thun ist, ist eine Quelle der Verwirrung und des Unglücks. Es gibt feststehende Wahrheiten; diese müssen der Wissenschaft heilig sein. Wer Wissenschaft betreibt, darf an der Wahrheit nicht rütteln wollen.

Die Dogmenlehre der katholischen Kirche steht fest wie Euklids Grundlehren der Geometrie; beide halten darum den Fortschritt der Cultur und Wissenschaft nicht auf.

Wissenschaft, so bemerkt ein neuerer Schriftsteller, ist eine Sklavin; man kauft sie und verkauft sie; sie muß sich alles gefallen lassen, was ihr ein gewaltthätiger Herr zumuthet, und wäre es noch so entwürdigend für sie. Die Wahrheit hingegen ist eine Herrin, mit der man nicht scherzen darf; sie verhandelt sich nicht und läßt nicht mit sich handeln; man muß sich ihr ohne Vorbehalt unterwerfen.

Man weist uns auf die Ergebnisse der neuern Philosophie.

Wo sind sie? Heute gerade da, wo vor hundert und mehr Jahren. Der eine sagt, um mit einem bekannten Dichterpaar (in den Xenien) zu reden: „Weil es Dinge doch gibt, so gibt es ein Ding aller Dinge; in dem Ding aller Dinge schwimmen wir, wie wir so sind." Ein anderer: „Just das Gegentheil sprech' ich; es gibt kein Ding als mich selber; alles andre, in mir steigt es als Blase nur auf." Ein dritter: „Zweierlei Dinge lass' ich passiren, die Welt und die Seele; keins weiß vom andern, und doch deuten sie beide auf eins." Ein vierter: „Von dem Ding weiß ich nichts und weiß auch nichts von der Seele; beide erscheinen mir nur, aber sie sind doch kein Schein." Ein fünfter: „Ich bin ich und setze mich selbst, und setz' ich mich selber als nicht gesetzt, nun gut! setz' ich ein Nicht-Ich dazu." Ein sechster: „Vorstellung wenigstens ist! ein Vorgestelltes ist also ein Vorstellendes auch, macht mit der Vorstellung drei."

3. Es kann nicht überraschen, daß eine solche Wissenschaft trotz ihrer Unverständlichkeit von vielen in Ehren gehalten wird. Auch die größte Albernheit vermag gelehrt zu klingen, wenn sie nur unverständlich ist. Was die Menschen nicht fassen können, verehren sie; wenn's nur ihre Leidenschaft nicht belästigt. Viele loben etwas, und fragt man sie, so wissen sie keinen Grund anzugeben.

Zu wahrer Wissenschaft zu gelangen ist möglich, aber nur dem, der die Wahrheit liebt. Tausend Spione lauern auf deine Spuren, o Wahrheit; aber mit leisem Schritt schreitest du mitten hindurch.

Trachte nach wahrem Wissen; aber hüte dich dabei vor Ueberschätzung deiner Kräfte. Dein Wissen bleibt stets Stückwerk. Wenige wissen, wieviel man wissen muß, um zu wissen, wie unendlich wenig man weiß. Und auch das wenige Wissen, was du besitzest, verdankst du mehr Gott als dir selber. Sehr oft trifft unbewußte Ahnung, ein natürlicher Tact leichter das Richtige,

als bewußte Reflexion; oft fängt erst mit dem Ueberlegen der Irrthum an. Und sind nicht alle Fähigkeiten und Objecte deiner Ueberlegung Dinge, welche du nicht dir, sondern Gott verdankst?

In der katholischen Kirche galt die wahre Wissenschaft stets als eines der höchsten natürlichen Güter des Menschen.

Wenn jemals, so ist es heute nöthig, der gefälschten Wissenschaft die wahre entgegenzustellen. Darum ist der Kampf der Gegenwart so gefährlich, weil der Geist der Finsterniß sich der natürlichen Wissenschaft bemächtigt hat und die ganze Schöpfung mit all ihrer Pracht und Herrlichkeit als Waffe braucht gegen den Schöpfer.

Sechstes Kapitel.

Indifferentismus.

1. Es gibt Menschen, welche sich für gebildet halten, weil sie gegen alle Wahrheit gleichgiltig sind; wenn sie nur ihre Sinne befriedigen können.

Was ist Wahrheit? Wahr ist das Wirkliche, insofern es zur Verstandeserkenntniß in Beziehung steht, d. h. insofern es aus seinem Grunde erkannt wird und mit seinem Grunde übereinstimmt. Wahr ist menschliche Erkenntniß, insofern sie übereinstimmt mit ihrem Gegenstande.

Seiner Natur nach ist der Mensch auf seinen Verstand angewiesen. Und seiner Natur nach soll der Verstand das Wahre nicht als etwas von ihm Abhängiges hervorbringen, sondern er soll Wahres als etwas von ihm Unabhängiges aufgreifen, um sich demselben unterzuordnen.

Das Reich der Wahrheit ist für den Menschen das Reich der Wirklichkeit, insofern es sich der menschlichen Erkenntniß darbietet und sofern die menschliche Erkenntniß auf dasselbe veranlagt ist.

Wohl möchte der menschliche Geist das ganze weite Gebiet der sinnlichen Wirklichkeit umfassen. Aber mit edlerem Naturdrang fühlt er sich genöthigt, über die Erscheinungswelt hinauszugehen, nicht um zu träumen, sondern um zu erkennen das, was ist.

Mit der Frage Woher? und Wohin? auf den Lippen will er erkennen, woher alle Dinge kommen, als aus ihrem tiefsten Grunde, und wohin sie eilen, als zu ihrem letzten Ziele. Das ist das große Fragezeichen der Wahrheit! Gegen diese Wahrheit kann der denkende Mensch nicht gleichgiltig sein; denn der Lage der Dinge gemäß muß diese Wahrheit das Grundstreben des ganzen menschlichen Daseins bestimmen.

Der in thörichter Selbstüberschätzung Befangene mag gegen die Wahrheit gleichgiltig sein und den Schein von Wahrheit zur Verschleierung seiner Hochmuthsgelüste benutzen.

Der alte Cicero meint: „Die meisten Menschen werden in ihrem Urtheile bestimmt durch Liebe oder Haß, Neigung oder Abneigung, Hoffnung oder Furcht oder eine sonstige Gemüthsbewegung; die wenigsten urtheilen nach der Wahrheit und dem Gesetze.“ Und das sollen wir doch!

Gleichgiltigkeit ist nur da berechtigt, wo es sich um werthlose Dinge handelt oder um Dinge, von denen keines besser ist als die andern. Nun ist aber die Wahrheit höchst werthvoll, sie ist nur eine und übertrifft an Werth alle von ihr abweichenden Irrthümer. Wer darf also gegen die Wahrheit gleichgiltig sein?

2. Indifferentismus, d. h. Geringschätzung der Wahrheit, ist der Grenzpunkt moderner Verirrung. Die Wahrheitssuche ist heute nichts als ein Mittel für die Zwecke der Eitelkeit, des Hochmuthes, der Geldgier. Man glaubt nur an die Wirklichkeit von Dingen, insofern man mit denselben seine Leidenschaften befriedigen kann. Als Narr gilt, wer sich weiterhin um Wahrheit und Wirklichkeit Sorge macht.

Man verzichtet auf die Wahrheit, entweder weil man vorgibt, es gebe über die Materie hinaus nichts (Materialismus), oder

weil man vorgibt, das Erkenntnißvermögen sei auf Sinnfälliges beschränkt (Positivismus), oder weil man der Ansicht ist, irren sei gerade so gut und göttlich als Wahrheit erkennen (Pantheismus). Und doch nehmen alle „Wahrheit" für sich und ihre eigene Lebensanschauung in Anspruch und verwerfen abweichende Ansichten als unwahr. Insofern ist die moderne Welt eine große Lüge, ein Irrlicht auf dem Sumpfe sündhafter Leidenschaft.

Von Natur aus forscht jeder Mensch nach Wahrheit, hungert nach Wahrheit. Diese suchende Forschung ist für den denkenden Geist in erster Linie nicht Jagdvergnügen; sie ist bitterer Ernst, weil in der Wahrheit die nöthige Lebenskraft, in der Lüge Gift und Verderben liegt. Wem der Wahrheitsgehalt seiner Ueberzeugung gleichgiltig ist, der ist thörichter als der rohe Wilde im Urwalde, der die Leere seines hungernden Magens mit unfläthiger Erde füllt.

Ich arbeite, um zu leben; aber ich lebe nicht, um zu leben, sondern um mein wahres Lebensziel zu erkennen, zu wollen, zu erreichen. Das allererste ist: Interesse für die Wahrheit; hier liegt des Menschen Bestimmung, welche er in freier Selbstbeherrschung zu erstreben hat.

Der Mensch muß die Wahrheit erkennen wollen und sich der erkannten Wahrheit unterordnen wollen unter Anerkenntniß seiner Abhängigkeit; Abhängigkeit liegt im Wesen des ganzen Menschen. Indem sich der Mensch der Wahrheit unterordnet, wird er frei. Für seine Willigkeit bei der Wahrheitsforschung ist der Mensch verantwortlich. Wehe dem Menschen, dessen Werke schlecht sind, und der deshalb die Finsterniß mehr liebt als das Licht!

3. Verderblicher Betrug ist es, auf eine Hochschätzung der Wahrheit verzichten zu wollen gegen den Götzendienst der vorgeblichen, nach Belieben gebildeten „Ueberzeugung". Trugschlüsse sind die Stützen jeglicher Unordnung. Jeder Giftmischer, Lustmörder, Revolutionär handelt unter dem Antriebe einer „persönlichen Ueberzeugung".

Die Zeiten, in denen die Freiheit zu denken, ihre gesetzlichen Schranken fand, sind vorüber. Daher stellt die moderne Denkfreiheit die Regel auf: Denke, wie du willst; aber wehe dir, wenn du anders denkst wie ich! Der moderne Mensch stellt über die Wahrheit seine eigene Persönlichkeit; von ihm gilt, was Cicero von den Epikureern sagte: „Du lieset nur, was dir schmeichelt, was deinem Interesse zusagt; alles andere verdammst du, ohne es zu kennen." Der Mensch macht sich zur Gottheit; in hochmüthigster Selbstvergötterung bemißt er die Wahrheit nach dem Interesse seines Hochmuthes und seiner Sinnlichkeit.

Der Mensch ist nicht Gott; er ist aber nicht ein bloßes Thier, welches auf der Oberfläche sinnlicher Eindrücke und sinnlicher Instincte festklebt. Thier ist der Mensch und thierisches Gelüste trägt er in sich; aber ein unermeßlicher Abstand erhebt ihn über das bloße Thier.

Das Thier hat seine ganze Bedeutung auf dem Gebiet des sinnlichen Genusses, der irdischen Existenz, des thierischen Nutzens. Der Werth, wonach der ganze Mensch bemessen wird, liegt nicht in materiellen Beziehungen; er liegt auf dem Gebiet des Geistes.

Auf den Unterschied zwischen Mensch und Thier deuten hin: das abstracte Denken, die Sprache, die allgemeinen Begriffe und Sätze, die daraus folgende Beherrschung der Natur, wie solche sich zeigt im Fortschritt der Industrie, in der Mannigfaltigkeit der verschiedenen Kunstproducte; ferner die Norm zur Beurtheilung des Wahren, Guten, Schönen, des Rechtes, der Weisheit, des Sittlichen; die Willensfreiheit; jenes eigenartige menschliche Streben, welches auf Höheres geht und durch keine thierische, noch so raffinirte Befriedigung gesättigt wird; das Gewissen und das Bewußtsein der Verantwortlichkeit vor Gott.

Mache den Menschen zum vollkommensten Thiere, und du machst ihn erst recht unglücklich. Der Mensch muß mehr sein wollen als ein Thier. Auf dem Pfade seines Lebens muß er aufblicken wollen zu den Sternen ewiger Wahrheit; sonst sinkt

er unter das Thier. Ein Thier kann leben als Thier; ein Mensch muß leben als Mensch. Deshalb darf der Mensch gegen die Wahrheit nicht gleichgiltig sein.

4. Die volle Wahrheit vollkommen zu erkennen, ist dem Menschen nicht gegeben. Ist der Mensch kein bloßes Thier, so ist er noch viel weniger Gott. Dies zeigt sich in der Abhängigkeit seines Wesens, in dem Elend seines Daseins, in den Verirrungen seines Strebens, in der Beschränktheit seines Erkennens. Auf dem Gebiete des Irdischen wie des Ueberirdischen ist vieles für den denkenden Geist Geheimniß. Einiges vermögen die Menschen zu durchforschen, das meiste bleibt ihnen verborgen. Je weiter die menschliche Wissenschaft fortschreitet, desto mehr Dunkelheiten treten in den erweiterten Gesichtskreis. Aber wegen des vielen, was der Mensch nicht erkennt, darf er das wenige nicht verachten, was er erkennen darf und erkennen soll.

Für das Thier ist Wahrheit finstere Nacht; für den Engel ist sie klarster Sonnenschein; für den Menschengeist ist sie Dämmerlicht, ist sie der ewigen Sonne Widerschein in den geschaffenen Dingen. Die Lebensaufgabe des Menschen besteht darin, sich durch den rechten Gebrauch der Erdengüter zum Urquell der Wahrheit hindurchzuarbeiten. Wie dürfte ein Mensch gegen die Wahrheit gleichgiltig sein?

Bei der Beschränktheit des einzelnen Menschen ist auf allen Gebieten des Lebens die Erkenntniß des Wahren, Wirklichen ein Stückwerk, welches nach allen Seiten hin durch Sichverlassen auf fremde Einsicht ergänzt werden muß, wofern der Mensch existiren will. Seinem Wesen nach ist der Mensch nicht bloß abhängig von Naturkräften, welche ihm fremd sind, sondern auch von fremder Autorität. Wer in allen Stücken sich nur auf seine persönliche Einsicht verlassen wollte, wäre geisteskrank, wäre existenzunfähig.

Nur der wird die Wahrheit, insofern sie ihm frommt, finden, wer die Wahrheit liebt, wer selbst wahrhaftig ist, d. h. sich selbst und andern ohne Scheu die Wahrheit vorhalten will.

Unwahrhaftigkeit ist eine Grundeigenschaft irdisch gesinnter Menschen. Deshalb mahnt der Apostel: „Höret auf, einander zu belügen“ (Kol. 3, 9).

Es kann der Mensch ohne seine Schuld in theilweisem Irrthum befangen sein. Jener Vollbesitz der Wahrheit, welchen — als große Heerstraße des Heiles — eine gnädige Vorsehung für die Menschen bestimmt hat, kann Einzelnen ohne deren Schuld versagt sein. Einem jeden, der gutwillig ist, wird jene Vorsehung auf außergewöhnlichem Wege den Grad des Lichtes und der Gnade zu theil werden lassen, welcher zu seiner Rettung vor ewigem Verderben nothwendig ist. Aber immerhin ist der Besitz des ganzen für die Menschheit bestimmten Wahrheitsgehaltes ein Glück. Der Irrende, auch der schuldlos Irrende, ist als Irrender bemitleidenswerth. Darum darf der Mensch gegen die Wahrheit nicht gleichgiltig sein.

Indifferentismus ist ein Verbrechen gegen die menschliche Natur; derselbe muthet der menschlichen Vernunft die Annahme zu, alle Widersprüche seien im Grunde ganz verträgliche Dinge; er muthet der menschlichen Selbstliebe zu, gefühllos und gedankenlos der schrecklichsten Alternative entgegenzugehen, die in kurzer Zeit unvermeidlich bevorsteht in der Sterbestunde.

Vor dem Gift des Indifferentismus sind wir am besten bewahrt, wenn wir ein Leben führen im Geiste der katholischen Kirche.

Siebentes Kapitel.

Freigeisterei.

1. Es gibt Menschen, welche für die Wahrheit Interesse haben zum Zeitvertreib. Sie gehen von der Voraussetzung aus, daß es gar keine Wahrheit gebe, oder wenigstens, daß die Wahrheit für den Menschen unerkennbar sei. Obgleich sie das Finden für unmöglich halten, erblicken sie im Suchen die größte Weisheit.

Nach Belieben und Bequemlichkeit könne sich der Mensch seine Ueberzeugungen bilden; er dürfe sich dieselben als Wahrheit vorstellen, wenn er auch wisse, daß es keine erkennbare Wahrheit gebe. Irgendwie überzeugt sein von etwas, das ist alles; wovon man überzeugt ist, ob von der Wahrheit oder vom Irrthum, das ist gleich.

Die Freigeisterei früherer Jahrhunderte hat diesen Standpunkt in eine Parabel gefaßt. Es war ein Mann, welcher einen kostbaren Ring besaß. Da er aber drei Söhne hatte und jedem derselben den Ring als Erbstück hinterlassen wollte, ließ er zwei unechte anfertigen, die dem echten täuschend ähnlich waren. Ein jeder der drei Söhne war nun überzeugt, er allein besäße den echten Ring. Was schadete es? Alle drei waren zufrieden. Am Besitz des echten Ringes lag ja nichts. Das subjective Dafürhalten besaß allein Bedeutung.

So soll's auch sein mit der wahren und falschen Religion. Alle, auch die widersprechendsten Religionen, können den Menschen befriedigen; am Wahrheitsgehalt der Religion liegt nichts.

2. Eine solche Freigeisterei ist des Menschen unwürdig; sie ist die Tochter der Lüge und die Mutter der Heuchelei. Eine Unwahrheit ist es, daß Wahrheit und Irrthum gleichwerthig seien.

Sie ist des Menschen Unglück. Der Mensch kann sein Glück nur finden auf dem Gebiete objectiver Wahrheit und Wirklichkeit; die muß er in redlichem Streben zu erkennen trachten. Niemals kann Scheinwahrheit die wirkliche Wahrheit ersetzen. Nur die wirkliche Wahrheit vermag uns frei zu machen, damit wir nicht als Sklaven leben, weder der Arbeit noch des Vergnügens. Der Irrthum ist haltlos, ist unstät, flattert hin und her nach Belieben. Die Wahrheit aber steht fest, fest wie eine Kanone, so daß sie nach allen Seiten hin gerichtet wird und überall den Irrthum treffen kann.

Es gibt nichts Unwahreres und im Grunde Trostloseres als den vielbewunderten Satz Lessings, wonach ein ewiges Streben

nach Wahrheit dem Besitz derselben vorzuziehen sein soll. Ebenso vernünftig könnte man sagen, ein ewiges Dürsten und ein ewiges Frieren seien wohlthätiger als das Finden der erfrischenden Quelle oder der alles erwärmende Sonnenstrahl.

Ein ewiges Moralgesetz erkennt der Freigeist nicht an. Es wäre nun doch sonderbar, daß die ganze Natur und alle Gestirne ewigen Gesetzen folgen, wenn es ein kleines fünf Schuh hohes Thierchen gäbe, welches jenen Gesetzen zum Trotz immer nach eigenem Gutdünken handeln und einzig und allein seine Launen befriedigen dürfte.

Infolge dieser Freigeisterei ist es dahin gekommen, daß ein Weltkenner den Spruch wagen darf: „In Schurken und Narren theilt sich die Welt", und ein anderer den Unterschied zwischen altem und modernem Heidenthum darin findet, daß, wie das alte den Himmel mit Göttern erfüllte, so das heutige die Welt mit Teufeln bevölkert.

Das Menschenleben hat nur dann eine Bedeutung, wenn man es nimmt als herrührend vom ersten Urgrunde und hinführend zum letzten Endzwecke. Der Mensch ist dafür da, von der Wahrheit abhängig zu sein; wer ihn auf eigene Füße stellt, macht ihn zum Scheusal.

Das Menschenleben ist der Weg zu einem bestimmten Ziele; es ist kein Spaziergang; auf einem Spaziergange ist jeder Weg der rechte. Im Leben ist es nicht gleichgiltig, welchem Wege du folgst.

Dein Leben ist nicht Selbstzweck, es ist Platz für einen Zweck. Das Leben soll der Boden sein, darin die Weisheit Wurzel schlägt; und pflanzest du drin den Kern nicht ein, wächst dir kein Baum, der Früchte trägt.

Gibt es einen Lebenszweck, so kann derselbe nur in der Zukunft liegen. Die flüchtige, beschränkte Gegenwart kann nicht Zweck, sie kann nur Mittel sein.

Der katholische Christ weiß zu unterscheiden zwischen Irrenden und Irrthum, zwischen schuldlos Irrenden und schuldbar

Irrenden. Den Irrthum haßt und verabscheut er, den schuldlos Irrenden entschuldigt und bemitleidet er. Er ist darum noch kein Freigeist; denn zwischen dem Irrthum, wenn er auch schuldlos ist, und der Wahrheit erblickt er einen wesentlichen Unterschied.

Achtes Kapitel.

Zweckfrage.

1. Die wichtigste aller Fragen, welche an den überlegenden Menschen herantreten, liegt auf dem Gebiete des Zweckes, der Zweckmäßigkeit, der Zweckstrebigkeit.

Der Zweck bestimmt den Werth eines jeden Dinges; der Zweck bestimmt die Ausführung eines jeden praktischen Gedankens, einer jeden Unternehmung.

Die Uhr hat den Zweck, in möglichst zutreffender Weise die Zeit anzudeuten; geschieht das, so ist die Uhr gut; geschieht das nicht, so ist die Uhr schlecht, mag sie auch vielleicht als Metallstück Werth besitzen.

Der Zweck des Auges liegt darin, daß es in einer dem Organismus entsprechenden Weise sehe. Ein Auge ist in dem Grade gut, als es diesem Zwecke entspricht; wird der Zweck nicht erfüllt, so ist das Auge schlecht.

Hat jemand etwas vor, so muß er zu allererst von dem Zweck des Vorhabens eine Vorstellung haben: und danach wird er sich richten in der Wahl der Mittel; er wird nicht einen Wagen besteigen, der nach Norden fährt, wenn der Reisezweck ihn nach Süden führt.

Der Mensch, der zwecklos handelt, verräth dadurch, daß ihm der Gebrauch des Verstandes behindert ist.

Wie nun Auge, Ohr, Hand, Fuß einen bestimmten Zweck haben, so kann auch niemand daran zweifeln, daß der ganze Mensch einen Zweck hat.

2. Unter den verschiedenen Zwecken, für welche der einzelne Mensch da ist, muß einer der höchste und letzte sein, auf welchen die andern bezogen werden.

Alles kommt für den Menschen darauf an, daß er seinem höchsten und letzten Lebenszweck entspreche.

Wer seinem Lebenszweck — und zwar seinem höchsten und letzten Lebenszweck — entspricht, ist ein guter Mensch. Es kann jemand ein guter Anstreicher, aber dabei doch ein schlechter Mensch sein; und ebenso ein schlechter Maler und ein guter Mensch.

Gesundheit, den rechten Gebrauch der Glieder zu besitzen, hat für den Menschen Werth; aber in derartigen Dingen liegt nicht des Menschen eigentlicher Lebenszweck. Dieser muß vielmehr durch rechte Anwendung jener Fähigkeiten erstrebt werden, die den Menschen als Menschen charakterisiren.

Wer seinem höchsten und letzten Lebenszweck nicht entspricht, ist ein Nichtsnutz; er lebt umsonst, er lebt zu seinem Verderben.

Den Dienstboten, der seinem Zwecke nicht entspricht, entläßt man, und den Besen, womit man nicht mehr kehren kann, bricht man in Stücke und wirft diese ins Feuer.

Es ist für den Menschen von größter Bedeutung, daß er seinen letzten und höchsten Lebenszweck erkenne; er muß wissen, wozu er schließlich auf der Welt ist.

Wie kann ein Wanderer unter vielen Wegen den rechten einschlagen, wenn er nicht weiß, wohin er soll und wohin er will? Wie kann ein Mensch recht leben, wenn er nicht weiß, wozu er lebt?

Die Zweckfrage gibt sich nicht zufrieden mit der äußern Schale des menschlichen Daseins; sie läßt sich nicht abfinden mit Angabe der Arbeiten eines weltlichen oder geistlichen Standes. Die Bedeutung des Lebens wird nicht erschöpft durch die Interessen der für den Menschen eigenthümlichen Vegetation.

Nein, nicht auf dem Gebiete der äußern Welt liegt des Menschen Lebenszweck. Was diese Welt bietet, erhalten nicht

diejenigen, die es verdienen; und was überhaupt die Menschen erhalten, befriedigt sie nicht.

Mögen auch die Reize des Daseins den Menschen für einen Augenblick beschwichtigen, immer wieder erhebt sich die Frage: Wozu denn weiter? Wozu das alles? Welches ist der höchste und letzte Gesichtspunkt, unter dem der Mensch seine Lebensarbeit aufzufassen hat?

Wie erkennt nun der Mensch seinen letzten und höchsten Lebenszweck? Nicht immer erkennt man den Zweck eines Dinges aus seiner Beschaffenheit; es kann der Stein gebraucht werden, um den Nagel zu befestigen; daraus folgt nicht, daß darin sein Zweck gelegen sei.

Wenn aber der Grund eines Wesens demselben eine bestimmte Einrichtung gegeben hat, so muß ich schließen, daß hierin eine Hindeutung auf den Zweck des Wesens gelegen ist.

Es fragt sich also vor allem: Woher kommen wir? Wo liegt der tiefste Grund unseres menschlichen Wesens?

Neuntes Kapitel.

Unsere Herkunft.

1. Aeußere und innere Erfahrung bekundet mir das Dasein der Welt, bekundet mir mein eigenes Dasein. Diese Erkenntniß ist jedem Zweifel entrückt.

Woher nun mein eigenes Selbst? Woher die gesamte Natur? Woher bin ich? Bin ich selbst der Grund meines Daseins?

Woher das lichtvolle Gesetz meines Erkennens, die machtvolle Ordnung, der ich mich in meinem Begehren unterworfen fühle? Woher die zweckmäßige Harmonie der Instincte, welche von mir den lenkenden Zügel gemäß sittlicher Norm erwarten?

Woher die wundervolle Einrichtung meines Organismus, den noch kein Menschengeist begriffen hat?

Woher mein Gewissen? Wohl fließen seine heiligen, unverletzlichen Gesetze aus meiner Erkenntniß, aber nicht aus meiner gesetzgeberischen Autorität. Nicht menschlicher Wille hat mich gebunden, denn oft genug sträubt er sich gegen die Fessel und muß sie widerwillig tragen.

Woher die ganze Welt mit ihrem Wechsel, ihren Veränderungen und Entwicklungen? Der einzelne Mensch entwickelt sich, das Thier entwickelt sich, die Pflanze entwickelt sich, das Planeten- und Sternensystem entwickelt sich. Alles, was sich in solcher Weise, wie es die Wissenschaft lehrt, entwickelt, hat einen Anfang. Zu glauben, es könnte eine solche Entwicklung von Ewigkeit her sein, ist eine Albernheit.

Wer hat im Anfange die Welt gemacht? Auf diese Frage gibt es nur e i n e Antwort: „Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde."

2. Schon die bloße Thatsache, daß die Ueberzeugung vom Dasein eines unendlichen, alles beherrschenden Wesens bei allen, im übrigen so verschiedenen Völkern gefunden wird, deutet darauf hin, daß diese Ueberzeugung in der vernünftigen Natur des Menschen begründet ist. Alle Dinge in dieser Welt sind bedingt, zufällig, sie könnten auch nicht sein oder anders sein; sie sind also von anderem bestimmt, zu sein und so zu sein, wie sie sind. Dieses andere nennt man die „Ursache"; es setzt ebenfalls eine andere Ursache voraus. Die ganze Reihe bedingter Ursachen setzt aber eine erste, unbedingte Ursache voraus; sonst wäre mehr Wirkung da als Ursache. Es ist also eine erste Ursache da, welche den Grund ihres Daseins nicht in anderem, sondern in sich selbst hat.

Alle Weltdinge sind bei den Veränderungen, welchen sie unterliegen, von fremden Einflüssen abhängig. Daraus folgt, daß es ein Wesen gibt, welches Ursache der Veränderung ist, ohne selbst der Veränderung zu unterliegen.

Dies gilt ganz vorzüglich von dem Gegenstande des mensch-

lichen Verstandes und Willens. Das Gute und Wahre, welches unsern Geist bewegt, kann in jener Allgemeinheit nicht wirklich sein. Und doch muß es seinen Grund in etwas haben, was wirklich ist. Es hat diesen Grund nicht in meinem Verstande; denn es wäre auch, wenn mein Verstand nicht wäre. Es hat seinen tiefsten Grund auch nicht in den hinfälligen, veränderlichen Weltdingen. Denn es stellt sich mir dar als ewig, unveränderlich. Es muß also in einer ewigen, unveränderlichen Wirklichkeit seinen tiefsten Grund haben.

Außer dieser veränderlichen Welt muß somit ein Wirkliches vorhanden sein, worin alles Wahre und Gute begründet ist. Und dieses Wirkliche muß ewig und unveränderlich sein. Alles Wahre und Gute, das wir erkennen, enthält zugleich die wesentlichen Gesetze alles Veränderlichen. Also muß alles auf der Welt von jenem Wesen abhängig sein. Dieses wirkliche Wesen, welches, in sich selbst unveränderlich und unabhängig, durch die Macht der Wahrheit und Gutheit alles beeinflußt und alles beherrscht, nennen wir Gott. Es ist also der streng wissenschaftliche Beweis erbracht, daß es einen Gott gibt.

3. Gottes Dasein wird außerdem bezeugt durch der Natur zweckvolle Einrichtungen: „Gott hat sich selbst nicht unbezeugt gelassen, indem er Wohlthaten spendete vom Himmel her, Regen gab und fruchtbare Zeiten, und mit Speise und Freude unsere Herzen erfüllte“ (Apg. 14, 16). „Frage nur die Thiere, und sie lehren es dich; und die Vögel des Himmels, und sie zeigen es dir an; rede mit der Erde, und sie antwortet dir; und es erzählen dir die Fische des Meeres, daß alles dies die Hand des Herrn gethan“ (Job 12, 7—9).

Alle Kräfte in der Natur wirken gesetzmäßig; alle Arten von Wesen sind in unzählbaren Individuen durch ihr Dasein und Wirken auf bestimmte Erfolge hingeordnet, in welchen Ordnung und Zweckmäßigkeit herrscht. Den bestimmten Naturzwecken sind alle Dinge, auch die Menschen, in mannigfacher Hinsicht unter-

worfen. Zudem besteht unter den zahllosen, so verschiedenen Wesen ein millionenfach verschlungener Zusammenhang, eine das ganze Weltall umfassende Ordnung. Wo aber Ordnung und Zweckmäßigkeit regelmäßig in der Wirkung ist, da ist auch Ordnung und Zweckstrebigkeit in der Ursache.

„Zufall" ist eine Ausrede der Unwissenheit. Und da, wo selbst in unendlichen Zeiträumen rohe Kräfte sinn- und zwecklos walten, da kann sich nimmer ein Gebild gestalten. Der „Zufall" ist und bleibt der Gott der Narren.

Wo Zweck, da ist auch eine zwecksetzende Ursache. Zwecksetzung und Zweckstrebung kann aber uranfänglich nur von einem mit Verstand und Willen begabten Wesen ausgehen. Das Weltall ist also die Wirkung eines alle Dinge mit Weisheit beherrschenden Wesens; dieses wird Gott genannt.

4. Besondere Beachtung verdient das Sittengesetz, wie es in der Vernunft sich dem Menschen als Gewissen ankündigt. Es ist das nicht bloß eine erkannte Idee, es ist ein Befehl, ein Gesetz, zu dessen Heilighaltung sich der mit Willensfreiheit begabte Mensch verpflichtet fühlt. Dies steht fest als klarste Thatsache unseres Bewußtseins. Das Gewissen ist der Ausdruck eines höhern Willens, dem sich der Mensch unbedingt und unter allen Umständen unterworfen fühlt. Keine Macht der Welt, keine Bemühung, keine Gewohnheit vermag die Stimme des Gewissens zu ersticken. Das Gewissen ist im Wesen des Menschen begründet. Der den Menschen schuf, der hat ihm das Gewissen gegeben.

In der menschlichen Natur liegt ferner ein Drang nach Glückseligkeit, nach dem unendlichen Gut; nun aber liegt in der Natur der Dinge kein Drang, der in der Regel nicht befriedigt wird. Also muß ein unendliches Gut bestehen, welches die Menschen zu beseligen vermag.

5. Ein weiterer Beweis für das Dasein Gottes liegt in der Nothwendigkeit des Gottesglaubens. Kein Irrthum kann eine

für das Menschengeschlecht zum Bestande erforderliche Nothwendigkeit sein. Nun aber ist die auf Wirklichkeit begründete Ueberzeugung vom Dasein Gottes für den Bestand des Menschen und der menschlichen Gesellschaft eine Nothwendigkeit; also ist diese Ueberzeugung kein Irrthum.

Das Samenkorn erkennt man aus den Früchten. Welche Früchte zeitigt der Gottesglaube? Welche Früchte die Gottesläugnung?

Aus dem Gedanken, es gebe keinen Gott, entsteht der Gedanke unserer eigenen Unabhängigkeit; und aus dem Gedanken unserer Unabhängigkeit jegliche Schlechtigkeit. Ohne Erkenntniß Gottes wäre die menschliche Gesellschaft eine Sammlung hochmüthiger Gecken und raffinirter Genußwesen, die nicht einmal durch die Schrecken der Knute vor gegenseitiger Zerfleischung bewahrt werden könnten.

Darum sagte schon Plato: „Das Fundament jeder menschlichen Gesellschaft hebt derjenige auf, welcher die Religion aufhebt." Und Plutarch: „Es ist leichter, eine Stadt in die Lüfte zu bauen, als eine Gesellschaft zu gründen ohne Glauben an überirdische Mächte." Friedrich II. von Preußen sagte: „Der große Haufen ist eine Canaille, mit der ich ohne Gott nichts zu schaffen haben will." Aber dies gilt nicht bloß vom „großen Haufen", sondern noch mehr von den „höhern Ständen", es gilt von der ganzen Menschheit.

Wenn ein Gelehrter im Glanze der Wissenschaft erklärt: Es gibt keinen Gott, so hört es der Hochgestellte und spricht: Also gibt es keine Gerechtigkeit. Es hört's der Geschäftsmann und sagt: Also gibt's keinen Grund, ehrlich zu sein. Es hört's der Dieb und Lustmörder und sagt zu sich: Also ist jedes Schuldbewußtsein eine Thorheit. Es hört's die von Leidenschaft aufgeregte Jugend und spricht zu sich: Also gibt es keine Tugend. Es hört es der gedrückte Arbeiter und sagt zu sich: Wozu Geduld und Arbeit? Es hört es der Unterthan und weiß

nicht mehr, weshalb er der weltlichen Obrigkeit gehorsam bleiben soll.

Mit Recht sagt ein Statsmann: „Wenn diese Lehre: ‚Es gibt keinen Gott!‘ hinabsteigt zu der Menge, deren Elend eine Gefahr zum Aufruhr und zu jeder Art Begehrlichkeit ist, so verwandelt sich der Grundsatz in Blasphemie; die materielle Revolution bricht aus, Blut fließt durch die Straßen, und unter dem Krachen der Geschütze hört man, wie die Volkshaufen die entsetzlichen Worte rufen: ‚Wir wollen von Gott, vom zukünftigen Leben, vom Himmel nicht reden hören. Die Wissenschaft hat bewiesen, daß sie ein Traum, eine Lüge sind. Wir wollen sie nicht. Was wir verlangen, ist die Hölle, das Nichts, — aber mit all den Lüsten, die ihm vorangehen.‘ Was hat die Menge gethan? Sie hat einfach die Folgerungen aus den Vordersätzen des ungläubigen Professors gezogen, den vielleicht der Staat besoldet hat. Die allzu gelehrigen Schüler werden vielleicht mit Kanonen bedroht, — der Lehrmeister solcher Schüler wird staatlich geschützt und belohnt.“

6. Gott also ist es, von dem alles herrührt, was ich bin und habe. Ich bin Gottes Eigenthum. Ist mein Dasein ein zweckloses? Bin ich ein Spiel des Zufalls und der Laune?

Gott konnte, als er die Welt schuf, nicht zwecklos handeln; wer zwecklos handelt, der handelt unvernünftig. Gott mußte, als er die Welt schuf, sich selber achten, insofern er ist die Wahrheit, das Recht, die Ordnung. Er ist aus sich alles, das andere ist aus sich nichts. Er mußte also alles zu seiner Verherrlichung schaffen. Alles von Gott und alles für Gott; ein jedes in seiner Weise. Auch der Mensch, das edelste Geschöpf Gottes in dieser sichtbaren Welt, ist dafür da, um als Mensch Gott zu verherrlichen. Der Mensch verherrlicht Gott als Geschöpf durch seine Existenz; als Mensch durch sein Benehmen Gott gegenüber; als guter Mensch, indem er in freiwilliger Gottunterwürfigkeit den Willen Gottes erfüllt.

Die gegenwärtige Zeit birgt viel Gutes, aber auch viel Schlimmes. Das Schlimmste liegt in der Geringschätzung Gottes und in dem Bestreben, an Gott vorbeizukommen und ohne Gott fertig zu werden.

Zu den größten Wohlthaten, welche wir der katholischen Kirche verdanken, gehört auch die, daß diese Kirche uns die lebendige Ueberzeugung vom Dasein Gottes bewahrt.

Zehntes Kapitel.

Die Schöpfung.

1. Gott hat die Welt aus nichts erschaffen; jede andere Erklärungsweise der Welt ist widersinnig.

Man hat von einer ewigen Materie gesprochen. Aber unmöglich kann die Materie (der Stoff) ein unerschaffenes, durch sich selbst bestehendes Wesen sein. Ein solches Wesen wäre seinem Begriffe nach ein absolut einfaches, unveränderliches, unendlich vollkommenes. Der Stoff ist aber seinem Begriffe nach vielfältig, veränderlich, begrenzt. Aus sich selbst ist der Stoff unbestimmt zu dieser oder jener Lage, zu diesem oder jenem Bewegungszustand. Es ist demselben eigenthümlich, von anderem bewegt zu werden. Seinem Wesen nach ist der Stoff ein gleichgiltiges Nebeneinander vieler Theile. Vor und über dem Stoff muß somit als Erstes ein einheitliches Wesen sein, welches dem Urstoff sein Dasein gab und die Naturkräfte in wundervoller Ordnung hervorrief.

Die Welt ist also geworden, nachdem sie vorher nicht war. Und wie die ganze Welt geschaffen ist, so ist auch der Mensch geschaffen.

Die göttliche Offenbarung erzählt die Geschichte der Welterschaffung in der Weise, daß die Welt aus einem „Wüst und Leer" gestaltet wurde.

Die heilige Urkunde redet von sechs Tagen, erklärt aber nirgends, wie das vieldeutige Wort „Tag" zu verstehen sei. Daher meinen die einen, es seien darunter natürliche Tage von 24 Stunden zu verstehen. Andere glauben, die „Tage" seien ungeheure aufeinander folgende Zeiträume. Noch andere sind der Ansicht, es seien darunter sechs verschiedene Bilder zu verstehen, in denen die Weltbildung dem Geiste des Moses von Gott vergegenwärtigt wurde.

2. Wenn der Mensch geschaffen ist, dann ist er nicht von sich, sondern von einem andern, von Gott.

Aus sich besitzt er gar nichts. Von Gott hat er schließlich alles, Dasein und Wesen, Leibliches und Geistiges, Vernunft und Willen. Er ist von Gott abhängig in der Fortdauer seines Seins und in der Ausübung aller seiner Wirksamkeiten. In Gott sind wir und leben wir und wirken wir.

Aus dem Geschaffensein folgt zunächst unsere gänzliche Abhängigkeit von Gott. Wir sind ganz und gar Gottes Eigenthum, d. h. von Gott abhängig und Gott zugehörig. Das Geschöpf gehört Gott an als seinem Urbilde, als der Ursache seines Seins, als seiner Bestimmung und Seligkeit.

Besitzt jedes Geschöpf auch seine eigene Substanz und Natur, durch welche es Ausgangspunkt bestimmter Thätigkeit ist, so ist es doch von Gott noch abhängiger, als eine Figur oder Gestalt von dem gestalteten Gegenstande abhängig ist (nur ist es eine Abhängigkeit anderer Art). Gott ist mir näher als ich selbst, und von Gott hänge ich *mehr* ab als von mir selber.

Aus dem Geschaffensein folgt ferner die innigste Zugehörigkeit zu Gott. Gott schafft nicht aus Veränderlichkeit oder Armut oder Bereicherungstrieb; er schafft nur aus reiner Gutheit, um jedem Ding die Vollkommenheit zu geben, durch welche es der Gottheit ähnlich ist. Jedes geschaffene Ding ist der Gottheit Spur; der Mensch ist überdies der Gottheit Ebenbild.

Jedes Geschöpf trägt in seinem Grunde einen verwirklichten

Gedanken Gottes; in seinem Sein, Wesen und Wirken strahlt es in irgend einer Weise Gottes Vollkommenheit wieder. Die Geschöpfe sind durch Gott, bei Gott und in Gott. Kein Wesen bleibt so im Schoße seines Ursprunges wie das Geschöpf im Schoße seines Schöpfers.

Diese Abhängigkeit und Zugehörigkeit muß uns mit Gott auf das innigste verbinden. Aus mir bin ich arm, hinfällig, hilflos, nichts; aus Gott soll ich groß, erhaben, göttlich sein.

Aus dem Geschaffensein folgt für den Menschen als Grundpflicht aller Pflichten, sich als von Gott abhängig und als Gottes Eigenthum anzuerkennen und zu benehmen. Der Mensch ist von Gott und für Gott; niemals darf er sich der Abhängigkeit von Gott und der Zugehörigkeit zu Gott entziehen.

Aus dem Geschaffensein folgt auch, daß alles, was da ist, Gottes Eigenthum ist. Alles kommt von Gott und soll wieder zu Gott zurückkehren. Das Geschöpf hat aus sich nichts; also kann es sich auch nichts zueignen. Wenn es das von Gott Empfangene ihm nicht wiedererstattet, sondern für sich behält, so ist das Raub und Ungerechtigkeit.

Infolge des Selbstbewußtseins gleitet der Mensch leicht in die Täuschung hinein, daß er sich als Herrn dessen betrachtet, was ihm doch von Gott nur geliehen worden, und er glaubt ein Opfer von dem Seinigen zu bringen, wenn er etwas Gott zu Füßen legt. Aus dieser Täuschung entsteht jene Selbstgefälligkeit, mit der wir alles Lob als einen uns gebührenden Tribut in Empfang nehmen; jene übertriebene Empfindlichkeit bei Kränkung unserer Ehre; jene Ueberraschung, wenn jemand auf alles in der Welt verzichtet, um ins Kloster zu gehen.

3. Die wahre Weisheit führt zu Gott, ruht in Gott, lebt in Gott.

Was Gott vom Menschen fordert und was der Mensch soll, das zeigt sich zunächst im Gewissen. Das Gewissen ist Gottes Stimme. Wer das Gewissen verletzt, der thut nicht bloß etwas

Schädliches, Unvernünftiges, Unedles, er verübt überdies Ungehorsam gegen seinen Schöpfer, Empörung gegen seinen höchsten Herrn, Ueberhebung über Gott.

Und nicht nur das. Der Mensch hat darin seine Bestimmung, er ist dafür da, um Gott durch Erfüllung des göttlichen Willens zu verherrlichen. Wer also sündigt, der raubt Gott die ihm gebührende Ehre, er beleidigt Gott. Wird Gott, der Heilige, der Gerechte, dagegen gleichgiltig sein? Wird es für das ewige Los des Menschen ohne Belang sein, wie der Mensch sich zum Willen Gottes stellt?

Wer seine ihm von Gott gesetzte Bestimmung erfüllt, muß schließlich glücklich werden; wer sich selbst aus seiner Bestimmung herausreißt, muß schließlich unglücklich werden. Daher der Schrecken des verletzten Gewissens.

Gott gab dem Menschen nicht bloß das Gewissen, er gab ihm auch den Drang nach Glück; er bestimmte den Menschen, glücklich zu sein. Das irdische Dasein soll weder Hölle noch Himmel sein; es soll sein der Weg treuer Pflichterfüllung, der zum Himmel führt. Alles Irdische erscheint flüchtig; nur Ewiges ist wichtig. Mit seinem ganzen Wesen, mit seiner Vernunft, seinem Willen, seinem Herzen fühlt sich der Mensch hingezogen zu Gott, seinem ersten Ursprunge und letzten Endziele. Darum ist Religion das tiefste Thema des Menschenherzens und der Weltgeschichte.

Abhängigkeit ist das Wesen des Menschen. Abhängig fühlt sich der Mensch in seinem natürlichen Dasein mit tausend Fäden von den Dingen der Außenwelt: von der Luft, die er athmet, von der Erde, die ihn trägt, von der Speise, die er genießt, von Licht, Wärme und unzähligen Naturkräften. Und wie er in seinem äußern Dasein sich abhängig fühlt von der Natur, so fühlt er sich in seinem denkenden Geist hingewiesen auf die Wahrheit, welcher er sich unterwerfen muß, und in seinem Gewissen abhängig von den Gesetzen heiliger Sittlichkeit, welchen er folgen

muß. Das Gewissen ist ein innerer Zug, ausgehend von Gott, dem Urgrunde alles Seins, und hinführend zu Gott, dem Endziel aller Dinge. Der vom Gewissen gezeigte Pfad ist der einzige Pfad, der vor ewigem Unglück bewahrt und zu endlosem Glück hinleitet. Derselbe, der in deinem Gewissen seine Stimme vernehmen läßt, eröffnet dir in dem Glücksdrang, den er dir gab, seinen Willen, daß du glücklich seiest.

Wo finde ich mein Glück? Wo finde ich die Kraft, bei all dem Anstürmen der Leidenschaft den heiligsten Willen Gottes hochzuhalten? Wie wird es mir gelingen, bei all den Verführungskünsten des Bösen den Glücksdrang meines Herzens auf dem steilen Geleise meiner Pflicht zu halten?

Elftes Kapitel.

Was der Thor im Herzen spricht.

1. „Es gibt keinen Gott, so spricht der Thor in seinem Herzen" (Ps. 13, 1). Die Gottesläugnung ist theils eine offene, unverhüllte, theils eine verhüllte und verschämte.

Die offene, nackte Gottesläugnung findest du bei den Atheisten, welche da sagen: Wir wissen es ganz sicher, daß es keinen Gott geben kann; die Welt ist durch Zufall aus ewigem Stoff geworden.

Die verschämte, verborgene Gottesläugnung triffst du bei den Positivisten (Agnosticisten), welche ihr ganzes Erkenntnißvermögen beschränken auf die tastende Hand und den wahrnehmenden Sinn; sie gleichen der Auster, welche behauptet: Im ganzen Universum gibt es nichts von Interesse als Wasser und meine Muschel. Sie schneiden alle Fäden, welche den denkenden Geist zu Gott führen, gewaltsam ab und sagen: Iß und trink und laß dir's behaglich sein.

Ebenfalls triffst du die verkappte Gottesläugnung bei dem vielgestaltigen Pantheismus, der da behauptet: Es gibt einen

Gott, aber Gott ist die Welt selbst mit den Menschen an der Spitze. Schon die wesentliche Verschiedenheit, in der der Pantheismus von seinen einzelnen Vertretern vorgetragen wird, deutet darauf hin, daß hier die Wahrheit nicht ist.

Der Mensch, welcher Gott läugnet, macht sich selber zu Gott. Es ist für den Menschen Bedürfniß, das als Gottheit zu verehren, was er als das Höchste erkennt. Entweder unterwirft sich der Mensch dem wahren Gott, oder er erträumt sich irgend eine Larve, die aussieht wie Gott, in die er selbst mit seinem Ich hineinschlüpft. Nun aber kann weder der „Mensch im allgemeinen" noch der „Mensch im besondern" Gegenstand göttlicher Verehrung sein. Der Mensch, der nichts über sich anerkennt, artet aus zum erbärmlichsten Hochmuthsteufel und zur unflätigsten Bestie, zu einer wahren Jammergestalt, die sich einen Schein von Tugend und Bildung erlügen muß, um vegetiren zu können.

Hochmüthiges Spiel mit der Wahrheit führt zur Selbstvergötterung. Demüthige Unterordnung unter die Wahrheit führt zum wahren Gott.

2. In seinem Herzen spricht der Thor, es gebe keinen Gott. Die Gründe, welche zur Läugnung Gottes antreiben, entstammen nicht der Vernunft, sondern den Leidenschaften des Herzens. Nur der läugnet Gott, der einen Nutzen davon zu haben wähnt, wenn Gott nicht wäre. „Da sie sich für Weise hielten, wurden sie Thoren" (Röm. 1, 22).

Ein bekannter Freidenker des vorigen Jahrhunderts (d'Alembert) war der Ansicht: „Der Beweggrund, den Leidenschaften freie Zügel zu gewähren, hat nebst der Eitelkeit, nicht wie die Menge zu denken, mehr Menschen zu Ungläubigen gemacht als alle spitzfindigen Blendwerke."

Namentlich sind es zahllose Schwächlinge, die, übermannt von ihrer Sinnlichkeit, sich in einen unabsehbaren Pfuhl der Ausschweifung reißen lassen, so daß ihnen, den Sklaven ihrer Gewohnheiten, schließlich nichts mehr übrig bleibt als Verzweiflung

an Gottes Barmherzigkeit oder Zweifel an Gottes Dasein. Und dann ist es natürlich, daß man den hasse, welchen man fürchten muß, und den bekämpfe, vor welchem einem bange ist. Solange Voltaire lebt, genießt er und spottet er; wenn es mit ihm zum Sterben kommt, rast er, tobt er, brüllt er.

3. Ein Thor ist es, welcher behauptet, es gebe keinen Gott. Ein christlicher Astronom wurde von einem gottlosen Gelehrten gefragt, woher der herrliche Globus sei. Der Astronom antwortete: „Der ist von sich selbst." Als der Gottlose ihn verlachte, sagte der Astronom: „Sie glauben, der kleine Globus könne nicht von sich selber sein; und die große Sternenwelt mit all ihrer abgemessenen Ordnung und Pracht soll von sich selber sein?"

Würde jemand auf einer unbewohnten Insel eine Taschenuhr oder eine schöne marmorne Bildsäule oder auch nur einen Steinhammer antreffen, so würde er ohne Zweifel sagen, daß das alles von Menschen herrühre, die hier gewesen. Und wenn nun jemand behaupten würde, Regen und Wind hätten durch Zufall dem Steine die Form des Hammers gegeben und hätten einen Felsblock in die Form eines Bildwerkes gebracht und hätten Metallstaub zur Taschenuhr zusammengewirbelt, so müßte man ihn für einen Thoren halten. Was für ein Thor ist erst jener, der behauptet, die Welt mit ihren milliardenfachen, regelmäßig wiederkehrenden Complicationen habe keinen Schöpfer?

Wenn ein Seeschiff ruhig und sicher auf dem gefährlichen Meere dahinsegelt und den Hafen erreicht, so zweifelt niemand, daß ein geschickter Steuermann das Fahrzeug lenkte. Und wir sollten zweifeln, daß die Ordnung der ungezählten Weltdinge und die nach mathematischen Gesetzen erfolgenden Evolutionen des Weltganzen nicht ihren Grund in einer einheitlichen, alles umfassenden Intelligenz hätten?

Die drei Weltwunder — so sagt ein frommer Bischof —, der Himmel mit seinen Lichtern, die Erde mit ihren Hochgebirgen und das Meer mit allem, was es gibt und empfängt, lehren

viel. Nicht minder lehrkräftig sind die kleinsten Producte der Natur; das Veilchen, die Erdbeere und das Würmchen im Grase, wenn wir nur so viel Ohr hätten, ihre Offenbarung zu verstehen, als sie Zungen, die Würde Gottes auszusprechen.

Man sagt, die Menschen hätten aus Interesse Gott erfunden. Aber warum haben sie sich nicht einen bequemern Gott erfunden als den, welchen die menschliche Vernunft anerkennt?

Man sagt, die Furcht habe die Menschen angetrieben, an Gott zu glauben, namentlich die Furcht bei Gewittern. Aber wie hätte der Glaube an Gott solche Furcht beschwichtigen können? Gott ist mehr zu fürchten als Naturereignisse. Um vor dem wahren Gott sich zu verstecken, hat das alte und das moderne Heidenthum seine Götzen erfunden.

Man sagt, man könne Gott nicht begreifen. Wer aus solchem Grunde das Dasein Gottes läugnet, gleicht dem Knaben am Ufer des Weltmeeres, der nicht fähig ist, das Meer in sein irdenes Thongeschirr zu fassen, und deshalb erklärt: Es gibt kein Weltmeer, denn mein Gefäß kann es nicht begreifen.

Die Bahn der Irrsterne läßt sich berechnen, nicht aber die Thorheit der Menschen.

Zwölftes Kapitel.

Das Zeugniß der Wissenschaft.

Man sagt, die Wissenschaft dürfe von Gott nichts wissen wollen; sie müsse grundsätzlich atheistisch sein; sie habe ihre Aufgabe darin, die Welt aus sich selbst zu erklären. Nichts ist unwahrer als das.

Wissenschaft ist Erklärung eines Dinges aus seinem Grunde. Zur Aufgabe der Wissenschaft gehört es also, die Welt aus ihren Gründen zu erklären, mögen dieselben liegen wo immer.

Die Gründe der Erscheinungswelt liegen zunächst in der Welt-

wirklichkeit; und die Gründe der Weltwirklichkeit liegen über die Welt hinaus.

Fasse die Welt an, wo du willst, von allen Punkten führt dieselbe bei richtigem Denken schließlich zu Gott. Ohne Gott keine Welterklärung.

Man hat das großartige äußere Weltgeschehen aufzulösen gesucht in Bewegung, Raum, Zeit, Naturgesetz, Urelemente; wer hat auch nur eines dieser Dinge erklärt ohne Gott? Wer erklärt uns den Anfang der großartigen Weltentwicklung ohne Gott?

Aber nicht bloß die äußere Welt ist eine Spur, eine Offenbarung Gottes. Ueber der äußern steht die innere. Es gibt Leute, die nur staunen über die Größen in Raum und Zeit und nur da entzückt sind, wo es etwas zu rechnen und zu messen gibt. Prahlt doch nicht immer so mit euern Nebelgestirnen; ist der Schöpfer nur groß, weil er zu zählen euch gibt?

Woher der erstaunlich complicirte Mechanismus der organischen Gebilde, zu dessen Erkenntniß der schärfste Menschenverstand nicht ausreicht? Woher die zweckmäßige Harmonie der Instincte, welche in ihrer jeweiligen Vollendung für den Bestand des Sinnenlebens erforderlich sind? Woher die Wunder der Phantasie- und Gedächtnißwelt? Woher die machtvolle Ordnung, der ich mich in meinem Begehren unterworfen fühle? Woher das Gewissen? Woher das lichtvolle Gesetz meines Erkennens? Woher das Wahre und Gute mit seinen ewigen, unveränderlichen Normen? Wer hat das alles erklärt ohne Gott?

Ungezählt sind die Probleme, welche den denkenden Menschen mit wissenschaftlichem Zwange zu Gott emporführen.

Ebenso wahr und wirklich, wie die erklärungsbedürftigen Wirkungen, sind die diesen Wirkungen entsprechenden Gründe, wenn wir dieselben auch nicht mit den Sinnen wahrnehmen können.

Der Welturheber war *vor* der Welt.

Gott ist also eine wirkliche Substanz, so bezeugt es die Wissenschaft; er ist keine bloße Idee, kein bloßes Gedankending; er ist

nicht eine Modification, eine der Welt anhaftende Eigenschaft. Nein, da er der Urgrund von allem ist, was in der Welt ist und geschieht, so ist er ein in sich bestehendes, selbständiges Wesen.

Gott ist eine von der Substanz der Welt verschiedene Substanz, denn das Wirken Gottes ist verschieden von dem Wirken der Weltdinge.

Gott als Urgrund aller Dinge ist eine unabhängige Substanz, von der alles andere abhängt. Sind die Weltdinge auch von Gott verschiedene Substanzen, so hängen sie doch von Gott inniger ab, als die Eigenschaften von den beeigenschafteten Dingen abhängen.

Gott ist einzig und einfach, weil er unendlich vollkommen und unabhängig ist. Was Gott hat, das ist er; und er, der Eine, ist alles dieses; darum heißt es in der Offenbarung: „Gott ist die Liebe" (1 Joh. 4, 16). So lautet das Zeugniß der Wissenschaft.

Dreizehntes Kapitel.

Die Gottheit.

1. Die Welt ist ein „Wesen von Gott"; Gott ist ein „Wesen von sich selbst". Weil die Welt ein „Wesen von einem andern" ist, ist sie nur in dem Grade vollkommen, in welchem ihr Urheber gewollt hat. Weil Gott ein „Wesen von sich" ist, ist er absolut, unendlich, grenzenlos vollkommen. Er ist an Erkenntniß und Willen und jeglicher Vollkommenheit unendlich.

Kein menschliches Wort und kein menschlicher Gedanke vermag das Göttliche zu umfassen; alles, was über Gott vorgebracht wird, hinterläßt den Eindruck, als sei es etwas der Gottheit Unwürdiges. Wer in erschöpfender Weise beschreiben wollte, was Gott ist, müßte selber Gott sein.

Wenn man eine Vollkommenheit des Geschöpfes von Gott aussagt, muß man sie zuerst von jeder Unvollkommenheit geläutert

denken. Gott lebt, aber er lebt nicht wie ein Geschöpf. Gott besitzt Wissenschaft, aber sein Wissen ist nicht ein gewordenes oder erworbenes wie das des Geschöpfes, sondern es ist ein Erkennen ohne Abhängigkeit, ohne Veränderlichkeit.

Gott ist unendlich vollkommen ohne Vielheit; er ist groß ohne Maß, ohne Umfang, ohne Ausdehnung; er ist überall und doch über allen Raum erhaben; er ist ewig und doch ohne jede Aufeinanderfolge von Zeitabschnitten.

In Gott leben, weben und sind wir. Von Gott sind wir abhängig in allem, was wir sind und thun. Ohne ihn leuchtet kein Lichtstrahl, rollt kein Donner, blüht keine Rose, lallt kein Menschenkind.

Gott ist allmächtig, ewig, unermeßlich, unbegreiflich; er ist von unendlicher Vollkommenheit, Heiligkeit, Glückseligkeit; der Schöpfer und Beherrscher aller Dinge. Gott ist die Gutheit. Gott flößt dem Mutterherzen so große Zärtlichkeit für die Kinder ein, gibt dem Vater ein so gutes Herz, daß er alles für die Kinder thut, sie liebt und ihnen immer wieder verzeiht. Muß nicht die Urquelle dieser Beeigenschaftung unbeschreiblich reich sein, da eine solche Gutherzigkeit Millionen Menschen zu theil wurde? Gott ist nach außen thätig, nicht, weil ihm etwas fehlt, sondern weil er aus Uebermaß der Gutheit sich andern Wesen in der Vollkommenheit verähnlichen will.

2. Die alte Mahnung: Erkenne dich selbst, hat nur einen beiläufigen Werth. Die erste Mahnung ist: Erkenne Gott und die von ihm gewollte Ordnung. Wer das thut, ist davor bewahrt, sich selbst oder die irdische Welt gar zu wichtig zu nehmen.

Gott anerkennen, wo und wie er sich offenbart, das ist eigentlich die Seligkeit hier auf Erden.

Alles, was in der Welt gut heißen mag, ist doch nichts anderes, als daß Gott einen Tropfen seiner Güte darein geflößt, davon es eben gut heißen mag.

Jenem Menschen ward Gott noch nicht hoch und groß, dem ein Ding noch hoch und groß sein kann, das minder ist als Gott.

Nur wer vor Gott sich fühlet klein, kann vor den Menschen mächtig sein.

Gott erkennt nur der recht, der ernstlich trachtet, ihm zu dienen. Wer sich mit Gott verbindet, erlebt Gott in sich. Ein gutes Herz ruht in Gott, ein verdorbenes wendet sich von ihm. Erst kommt die Lauheit, dann der Zweifel, dann Widerspruch, dann Haß und Spott; das halbe Denken führt zum Teufel, das ganze Denken führt zu Gott.

Gott kann den Menschen leicht erlauben, klug zu sein; sie werden in der Klugheit nie an ihn heranreichen.

Verurtheile nicht, was du nicht verstehst. Tadle nie, was Gott gemacht, ew'ge Weisheit hat's erdacht; ew'ge Allmacht bracht's herfür, ew'ge Liebe gab es dir.

3. Weil Gott ewig ist, darum ist er geduldig und langmüthig. Dir ist schon oft die Geduld ausgegangen, Gott noch nie. Gott fährt fort, manchen zu grüßen, der ihn nicht wieder grüßt.

Gottes Mühlen mahlen langsam, aber mahlen fein.

Gott übt weise Vorsehung. Wer Gott betrügen will, betrügt sich einzig selbst.

Thut dir Gott nach seinem Willen, bist du wohl versehen; thut er dir nach deinem Willen, ist's um dich geschehen.

Gott hat noch keinem ein Leid zugefügt, der sich ihm willig in die Hände gab.

Was Gott gepflanzt, das begießt er auch.

Gott schließt keine Thüre, ohne eine andere aufzumachen.

Gott hat eine allmächtige Hand und ein treues Vaterherz.

Wohin Gott dich stellt, da stehe mit Muth und Demuth.

Gott läßt sich viel abbitten, aber nichts abzwingen.

Wer Gott zum Freunde hat, kann sich viel Feinde gefallen lassen.

Gott ist Liebe, und er ist auch Gerechtigkeit. In welchem Maße Gott beide Eigenschaften offenbaren will, darüber belehrt uns die christliche Offenbarung.

4. Nicht um alles in der Welt darf man sich das Geringste wider Gott und das eigene Gewissen erlauben.

Vor der Sünde fürchte Gottes Gerechtigkeit; nach der Sünde hoffe auf Gottes Barmherzigkeit.

Gott ruft anfangs freundlich; dann droht er schrecklich, zuletzt verdammt er unwiderruflich.

Gott hat nicht alle Tage Zahltag, aber er führt gute Rechnung und zahlt dann gleich auf einmal.

Wenn Gott einen strafen will, so macht er ihm entweder die Augen zu, oder er macht ihm alle Thüren auf.

Gott schuf den Menschen frei, nicht damit er das Böse thue, sondern damit er das Gute erwähle.

Was du Großes, Schönes magst ersinnen, ist vor Gott nur eitel Dunst und Staub. Höchstes Glück ist, liebend ihn gewinnen, ihn verlieren, alles Glücks Verlust.

Schlag auf in Gott dein Gezelt, willst du siegen im Streit auf jedem Feld.

Der Welt dient mancher ohne Glück und Stern; sich selbst auch mancher — und er thut's nicht gern: wer Gott dient, hat noch immer den besten Herrn.

Soviel in Gott, sagt der fromme Tauler, ebensoviel ist man im Frieden; soviel aber außer Gott, ebensoviel ist man außer dem Frieden.

Ein weiser Fürst pflegte zu sagen: Die Gott den Herrn mehr lieben als mich, sind meine besten Freunde.

Gewöhnen wir uns doch daran, uns in Gott zu freuen; denn wir werden in der Ewigkeit nichts anderes thun. Wir sind ja von Gott; wir sind in Gott; wir sind für Gott.

Vierzehntes Kapitel.

Pantheismus.

1. Gott ist als einzig eine, schlechthin einfache und unwandelbare geistige Substanz in Wirklichkeit und dem Wesen nach von der Welt verschieden, in sich und aus sich höchst glückselig. Er hat die Welt aus nichts erschaffen. Er ist über alles, was außer ihm ist und gedacht werden kann, unaussprechlich erhaben.

Dies ist die Wahrheit, gegen welche sich der Pantheismus auflehnt.

Nach der Lehre des Pantheismus ist Gott die Welt, und die Welt ist Gott.

Diese Lehre verstößt gegen Vernunft und Wissenschaft. Alle Menschen sind nicht ein Mensch; alle Thiere sind nicht ein Thier; alle Organismen sind nicht ein Organismus; alle Dinge sind nicht ein Ding, noch viel weniger ein Gott.

Die Welt, wie sie nun einmal ist, setzt sich nicht bloß aus verschiedenen und geschiedenen Thätigkeitsprincipien, sondern auch aus den verschiedenartigsten Gegensätzen zusammen, welche nothwendigerweise eine Vielheit von Substanzen voraussetzen. Eine und dieselbe Substanz kann nicht in derselben Rücksicht verständig und unverständig, gut und böse, hassend und liebend sein.

Entweder besitzt das Urwesen, welches die Individualitäten in sich oder aus sich hervorsprudelt, das Ergebniß dieser Entwicklung bereits von Anfang an oder nicht. Besitzt es dasselbe, warum entwickelt es sich? Besitzt es dasselbe nicht, woher nimmt es dieselben?

Ferner ist ein Wesen, welches den Grund, warum es ist, in sich selbst trägt, unendlich vollkommen; irgend eine Begrenztheit seines Seins kann es nicht besitzen. Es hat den Charakter absoluter Nothwendigkeit. Es ist absolut und unabhängig und

einfach, so daß es keine Theile haben kann. Nun aber ist die Welt zusammengesetzt, abhängig, veränderlich. Das Anders-sein-können ist mit ihrem Wesen verbunden. In jeder Hinsicht weicht die Welt von der absoluten Vollkommenheit ab; sie ist endlich. Wer also sagt, die Welt selbst sei Gott, der widerstrebt der Wahrheit, Wirklichkeit, Wissenschaft.

2. Dazu finden sich noch manche andere Albernheiten im Munde der Pantheisten. Der Mensch „die Blüthe der Gottheit"! Können alle Menschen-Milliarden zusammengenommen an einem Naturgesetz auch nur die mindeste Modification anbringen? Ist nicht das armselige Menschlein mit jeder Faser seines Wesens von der Natur abhängig? Und das sollte eine Erscheinung des All-Eins sein?

Der Mensch „die Blüthe der Gottheit"! Jahraus, jahrein zahlt die Menschheit mit erschreckender Regelmäßigkeit ihr kriminalistisches Contingent an die Zuchthäuser und an die Schafotte ab. Die edeln Thaten bilden fast die Ausnahme, Schandthaten die Regel. Die Geschichte der Menschheit ist die Geschichte von Thorheiten und Fehlern. Und das sollen „Strahlen der Gottheit" sein?

Bei der Annahme des Pantheismus, sagt Schopenhauer, ist der schaffende Gott selbst der endlos Gequälte und auf dieser Erde allein in jeder Sekunde einmal Sterbende. Und solches ist er aus freien Stücken. Das ist absurd; viel richtiger wäre es, die Welt mit den Teufeln zu identificiren.

Vom pantheistischen Standpunkte hat Spinoza mit Recht jede Reue über irgend eine noch so schlechte That als Thorheit bezeichnet. Denn wozu etwas bereuen, was doch weiter nichts sein kann als ein Moment im Leben des fortschreitenden Gottes, als eine göttliche Nothwendigkeit. Von Sünde und Schlechtigkeit kann in einer Lehre, die alles, was ist und geschieht, ganz und gar in die Gottheit selbst hineinverlegt, gar keine Rede sein.

Einzelne Pantheisten sind so weit gegangen, daß sie mit begeisterten Worten die größte Schlechtigkeit, deren der Mensch fähig ist, als die herrlichste Gottesthat priesen.

3. Im Hinblick auf die Wirklichkeit sagt Goethe von diesem All-Eins: „Es hat sich vor meiner Seele wie ein Vorhang weggezogen. Der Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt sich vor mir in den Abgrund eines ewig offenen Grabes, und ich sehe nichts als ein ewig verschlingendes und ewig wiederkäuendes Ungethüm."

In einem lichten Augenblick bekennt der unstäte Heinrich Heine: „Wenn man auf dem Sterbebette liegt, wird man sehr empfindsam und weichselig und möchte Frieden machen mit Gott und der Welt. . . . Ja, wie mit der Creatur, so habe ich auch mit dem Schöpfer Frieden gemacht, zum größten Aergerniß meiner aufgeklärten Freunde, die mir Vorwürfe machten über dieses Zurückfallen in den Aberglauben, wie sie meine Heimkehr zu Gott zu nennen beliebten. . . . Ja, ich bin zurückgekehrt zu Gott wie der verlorene Sohn, nachdem ich lange Zeit bei den Hegelianern Schweine gehütet. War es die Misere, die mich zurücktrieb? Vielleicht ein minder miserabler Grund. Das himmlische Heimweh überfiel mich und trieb mich fort durch Wälder und Schluchten, über die schwindeligsten Bergpfade der Dialektik. Auf meinem Wege fand ich den Gott der Pantheisten, aber ich konnte ihn nicht gebrauchen. Dieses arme, träumerische Wesen ist mit der Welt verwebt und verwachsen, gleichsam in ihr eingekerkert; es gähnt dich an willenlos und ohnmächtig. Um einen Willen zu haben, muß man eine Person sein, und um ihn zu manifestiren, muß man die Ellbogen frei haben. Wenn man nun einen Gott begehrt, der zu helfen vermag — und das ist doch die Hauptsache —, so muß man auch seine Persönlichkeit, seine Außerweltlichkeit und seine heiligen Attribute: die Allgüte, die Allweisheit, die Allgerechtigkeit u. s. w., annehmen. Ich habe von dem Gotte der Pantheisten geredet, aber ich kann

nicht umhin, zu bemerken, daß er gar kein Gott ist, sowie überhaupt die Pantheisten verschämte Atheisten sind, die sich weniger vor der Sache als vor dem Schatten, den sie an die Wand wirft, vor dem Namen fürchten. . . ."

Leider war dies bei dem unglücklichen Manne nur ein kurzes Aufblitzen besserer Erkenntniß, dem bald wieder die tiefste Finsterniß folgte.

4. Wie jeglichem Irrthum, so liegt auch dem Pantheismus eine Wahrheit nahe. Gott und Welt sind zwar verschiedene und geschiedene Substanzen; aber Gott ist der Welt nahe; nichts ist ohne Gott, nichts wirkt ohne Gott. Gott ist in den lichten Sternen, die am Himmel leuchten; er ist in den trauten Blümlein, die am Wege stehen. In ihm ist und wirkt alles, wie anfangs, so jetzt und immerdar. Die Naturſubstanzen befinden sich zur göttlichen Substanz in der innigsten Abhängigkeit.

Die ganze Welt erhält ihr Sein fortwährend in der gleichen Weise von Gott, wie sie es damals im Moment der Schöpfung erhielt.

Auf Gott ruht alles; Gott hält alles über dem Abgrund des Nichts; Gott ist der beständige Seins- und Lebensspender; Gott ist der innere Halt, welcher das ganze Wesen der Dinge umschlungen hält; Gott ist es, der allen Dingen ihre Vollkommenheit, Schönheit, Gutheit verleiht.

Auch die Naturdinge sind Substanzen; aber Gott ist in einem Sinne Substanz, in welchem es die Naturdinge nicht sind. Jedes wehende Lüftchen, jedes rauschende Bächlein, jedes fallende Blatt, jede Thätigkeit des Dichters, jeder Tugendact des gewissenhaften Menschen erheischt Gottes unmittelbare Mitwirkung.

Wir sollen Gott in allen Dingen finden und stets trachten, durch eine reine, heilige Naturbetrachtung zu Gott zu gelangen

Fünfzehntes Kapitel.

Unsere Bestimmung.

1. Alles ist für uns daran gelegen, daß wir unserem Lebenszweck entsprechen. Was nützt mir alles auf der Welt, wenn ich meine Bestimmung, meinen Zweck verfehle?

Je mehr wir die Züge des gewaltigen Kosmos im großen und im einzelnen anstaunen, desto lebhafter weist uns dieser auf uns selbst zurück und drängt uns die Frage auf: Was soll denn das alles? Was bedeutet der Mensch inmitten des grenzenlosen Weltbildes? Welchen Sinn hat das menschliche Leben im weiten, unstäten Wogen großer und kleiner Ereignisse? Wohin soll ich denn? Hat mein Leben überhaupt eine Bestimmung, einen Zweck, eine Bedeutung?

Wenn Gott etwas hervorbringt, so muß er dabei eine Absicht, einen Zweck haben. Zwecklos handeln heißt soviel als verstandlos handeln. Der Mensch, welcher uns zwecklos zu handeln scheint, erregt unser Mitleid. Um wieviel mehr muß Gott, die unendlich vollkommene Intelligenz, einen Zweck haben!

Die Freuden und Leiden des Lebens beweisen mir, daß im Genuß des diesseitigen Daseins mein Lebenszweck nicht gelegen sein kann.

Welchen Zweck hatte denn Gott, als er beschloß, mich ins Dasein zu rufen? Gott ist unendlich vollkommen, er ist in jeder Hinsicht unabhängig. Der erste Beweggrund seines Handelns kann sich nur auf Gott selbst beziehen. An sein eigenes Wesen ist Gott sozusagen gebunden. Nun ist Gott die Wahrheit, die Ordnung, die Gerechtigkeit. Wahrheit, Ordnung, Gerechtigkeit fordern aber, daß Gott sich selber suche.

Endzweck Gottes muß etwas sein, das Gott selber betrifft, ein göttliches Gut. Dieses Gut aber kann nichts anderes sein als seine äußere Ehre und Verherrlichung. „Geheiliget werde

dein Name!" Diese Ehre muß Gott suchen um seiner selbst willen: nicht aus Bedürfniß, sondern weil die Ehre ihm gebührt. Alles hat der Herr um seiner selbst willen gemacht.

2. Gott hat ein Wohlgefallen an allen seinen Vollkommenheiten, an seiner Selbstgenügsamkeit und auch an seiner gütigen Mittheilsamkeit. Aus freiem Willen wollte er letztere in der Weise beachten, daß er dadurch zur Hervorbringung der Welt bewogen wurde. So bin ich denn im tiefsten Grunde nicht für mich, sondern für Gott. Gott ist aus sich alles; ich bin aus mir nichts. Jedes Geschöpf ist seiner Natur nach eine Offenbarung göttlicher Vollkommenheit, eine Verherrlichung Gottes. Die Sterne am Himmel und die Grashälmchen am Wege verkündigen den Ruhm Gottes; sie finden ihre Bestimmung in Gott, welchen sie preisen, wie das Werk den Meister preist.

Dies gilt also auch von mir. Will sich der Mensch dem Grundzug seines Wesens überlassen, so muß er Gott, seinen Schöpfer, zu verherrlichen trachten. Steht der Mensch auch unendlich tief unter Gott, so steht er doch unendlich hoch über der übrigen sichtbaren Welt. In besonderem Maße ist er ein Abbild Gottes, eine Offenbarung göttlicher Vollkommenheit. Der äußern Erscheinung nach ist der einzelne Mensch allerdings ein verschwindendes Sonnenstäubchen im Weltall; aber dem innern Werthe nach ist er das Höchste.

Als Werk Gottes, als Geschöpf muß der Mensch zunächst mit eiserner Nothwendigkeit zum Lobe seines Urhebers gereichen; er muß Gott verherrlichen, er mag wollen oder nicht. Er mag's treiben, wie es ihm beliebt. Entreißt er sich in seinem Stolze der Ordnung der göttlichen Liebe, so verfällt er der Ordnung der göttlichen Gerechtigkeit; auch in dieser Ordnung wird er auf immer zur Verherrlichung Gottes gereichen. „Alles hat der Herr um seiner selbst willen gemacht, auch den Gottlosen für den bösen Tag" (Spr. 16, 4).

3. Aber über dieser Grundordnung der Verherrlichung Gottes,

welcher kein Geschöpf entzogen werden kann, baut sich nach Maßgabe der von Gott in den Menschen gelegten Natur eine höhere Ordnung auf. Der Mensch ist nicht bloß im allgemeinen Geschöpf, wie ja auch ein Stein oder ein Thier ein Geschöpf Gottes ist, sondern er ist überdies seiner eigenartigen Natur gemäß dazu bestimmt, in einer eigenartigen Weise Gott zu verherrlichen; hierzu fühlt er sich verpflichtet, und hierin soll er sein Glück finden.

Gott, mein Schöpfer, erwartet somit von mir jene besondere Art der Verherrlichung, die der Natur entspricht, welche er mir gegeben hat. In meiner Natur liegt ein unendlicher Glückstrieb, liegt das Gewissen, liegt die Freiheit des Willens.

4. Was erwartet also Gott von mir? Er erwartet, daß ich ihn aus freiem Willensentschluß lobe, ihm Ehrfurcht erzeige, ihm diene, und daß ich auf diesem Wege schließlich das Glück finde, wozu ich bestimmt bin. Loben ist soviel als die ehrenvollen Eigenschaften und Vorzüge eines andern anerkennen. Das Lob Gottes ist das Bekenntniß, daß Gott das höchste Wesen, die höchste Gutheit in sich, der Urquell all unserer Güter ist, und daß wir ganz ihm angehören. Diese Anerkennung Gottes muß sich zeigen als Ehrerbietigkeit und Ehrfurcht, d. h. durch innere und äußere Gottesverehrung und durch die Furcht, ihn zu beleidigen. Und diese Ehrfurcht muß sich gestalten zum Dienste Gottes. Dienen ist die Unterthänigkeit unseres Wollens und Handelns unter den Willen dessen, dem wir dienen. Der Wille Gottes tritt an uns heran im Gewissen, in den Geboten Gottes, in unsern Standespflichten sowie in den Zulassungen und Schickungen Gottes in dem Verlaufe unseres Lebens. In all dem müssen wir uns demüthig Gott unterwerfen. Was immer wir an liebender und großmüthiger Hingabe an Gott, an willigem Dienst der göttlichen Majestät bieten können, von der Beobachtung der Gebote, von der täglichen guten Meinung an bis zum höchsten Streben der Liebe nach Vollkommenheit, alles ist

im Umfang dieses Lobes und dieses Dienstes, in dem Bereiche dieser menschlichen Bestimmung enthalten.

Gott ist mein Eins und Alles. Wer Gott liebt, wird überall das Gute zu finden und zu schätzen wissen.

Wer den Blick Gottes nicht zu scheuen braucht, kann auch den Blick eines jeden Menschen aushalten.

An dem Punkte wirst du Gott finden, wo du dich selbst verlässest; wenn du dich selbst suchst außer Gott, dann verlierst du Gott.

Nun ist dir auch verständlich, wozu dir die Beziehungen zur Welt dienen sollen. Sie sollen dich zu deiner Bestimmung führen, sie sollen dich vor Ueberhebung bewahren und dabei zu Gott emporheben.

Die Welt ist dir nicht Zweck, sondern Mittel zum Zweck. Sie soll dir die für menschliches Dasein nothwendigen Bedingungen, sozusagen das Material für deine Bestrebungen bieten; sie soll sich deinem denkenden Geiste zur Betrachtung darbieten, damit du aus ihr eine stets wachsende Erkenntniß deiner Bestimmung schöpfest.

5. Auch für sein eigenes Glück ist der Mensch bestimmt. Dies erschließen wir aus des Menschen innerster Anlage. Wie der Mensch eine heilige Macht im Innern vernimmt, welche ihm Gutes befiehlt und das Böse verbietet, so fühlt er auch einen unüberwindlichen Drang, glücklich zu sein. Diesen Drang thut sich der Mensch nicht selbst an, ebensowenig wie das Gewissen. Beides liegt in der Menschennatur; beides ist von dem, der diese Natur geschaffen hat; beides ist dem Menschen unveräußerlich; daher ein doppelter heiliger Imperativ.

Dies ergibt sich ferner aus der Wesenheit Gottes. Gott ist die Liebe. Wenn Gott schafft, so thut er es, um die Geschöpfe nach Maßgabe ihrer Natur sich selber ähnlich zu machen. Der Mensch vermag es in Kraft seiner Natur, den vollen Genuß der Glückseligkeit zu haben. Also muß Gott den Menschen dazu erschaffen haben, glücklich zu sein. Ein Drang nach unendlichem Glück soll den Menschen auf dem festen Geleise der Pflicht halten und vorantreiben.

Es ist das Gleiche, ob man sagt, wir seien erschaffen, um Gott zu dienen, oder ob man sagt, unser Lebenszweck sei unser Glück. Weigert sich ein Geschöpf vermöge der ihm eigenthümlichen Willensfreiheit, Gott dem Schöpfer zu dienen, so ist das sein eigenes Verderben, und es verherrlicht Gott, indem offenbar wird, daß göttliche Liebe durch menschliche Bosheit nicht verkürzt wird und daß Gottes Absichten von keinem Geschöpfe vereitelt werden können.

Sucht das Geschöpf die Ehre Gottes, so findet es sein eigenes Glück. Gott will keinen Dienst, bei dem wir uns nicht selber dienen, keine Ehre, durch die wir uns nicht selber ehren.

6. Das nun ist die Wahrheit, welche dir das Christenthum mit allen seinen Lehren und Einrichtungen in die Seele ruft. Der Mensch ist nicht zuallerhöchst dafür da, um zu essen, zu trinken, sich zu begatten, die Erde zu düngen und dafür zu sorgen, daß er selbst, seine Mitmenschen und Nachkommen das möglichst bequem thun können. Nein, er ist zu etwas Höherem geboren. Als Gott hörig soll er in Gott sein Glück finden. Wer nicht mit Gott ist, der ist gegen Gott. Ein Gelehrter rühmte sich seiner Ueberzeugungslosigkeit in höhern Dingen und gab einem fragenden Christen zur Antwort: „Ich habe keine Ueberzeugung, ich bin in der Beziehung wie ein weißes, unbeschriebenes Blatt Papier.“ Der Christ erwiderte: „Freund, geben Sie acht, daß nicht gar etwa der Teufel seinen Namen darauf schreibe.“

Der Mensch ist also dazu da, um auf seinem Lebenswege sich dem Wahren zu unterwerfen, das Gute, wo er kann, zu üben und am Ende des Weges im Genuß des unendlich Schönen sein Glück zu finden.

Ein griechischer Weiser sagte: „Dem Spieler eines Stückes gleichst du. Erwählt dich dein Meister zum Bettelmann, so spiele den Bettelmann gut. Ebenso wenn er dich zum Hinken-

den, zum Fürsten, zum Privatmann wählt. Denn an dir ist es, die aufgegebene Person gut darzustellen; sie für dich auszusuchen, ist eines andern."

Der Mensch ist schließlich nicht für die Welt. Wie thöricht urtheilen die, welche den verschwindend kleinen Beitrag des Einzelnen zum irdischen Wohlbefinden der Gesamtheit als höchste Lebensaufgabe des Menschen hinstellen! Was wird denn das Ende von allem sein?

Die endliche, beschränkte Welt hört nicht auf, uns zu drücken und zu quälen, weil wir für Unendliches geschaffen sind. Präge dir im Weltgedränge stets dies goldne Sprüchlein ein: Wär' mir nie die Welt zu enge, würde nie der Himmel mein!

Willst du wissen, ob du auf dem Wege zu deinem Ziele bist, so siehe zu, was für Gedanken zuerst in deinem Herzen in maßgebender Weise Platz greifen, wenn es sich um eine Entscheidung, eine Wahl handelt. Ist mir das bequem? so der Genußmensch. Bringt mir das Gewinn? so der Habsüchtige. Was wird die Welt dazu sagen? so der Ehrsüchtige. Was sagt mein Gewissen dazu? so der Mensch, der Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hat.

Sechzehntes Kapitel.

Der Wille Gottes.

1. Darin besteht die edelste Wissenschaft des Menschen, zu erkennen, daß, wie er durch sich nichts ist, er alles durch Unterordnung unter Gott werden kann.

Gottes Wille also über alles! Gott konnte dir nicht eine Unabhängigkeit zuerkennen, welche gegen die Wahrheit, gegen deine und seine Natur wäre. Du bist Gottes Unterthan; Gott hat seine Hand auf dich gelegt und zu dir gesagt: Du gehörst mir. Wohl hat er dich geschaffen, um dich glücklich zu machen;

aber er will, daß du dadurch der Mitbegründer deines Glückes seiest, daß du ihm freiwillig dienest.

Dein Dienst sei der Dienst eines Geschöpfes, welches Gott mehr unterthan ist als der Knecht seinem Herrn.

Dein Dienst sei der Dienst eines Soldaten, welcher den Befehl seines Kriegsherrn allen feindlichen Elementen gegenüber geltend macht.

Dein Dienst sei der Dienst eines Kindes, welches in Gott seinen Vater und größten Wohlthäter erkennt.

Der Wille Gottes tritt an dich heran in deinem Gewissen.

Der Wille Gottes tritt an dich heran in den zehn Geboten.

Der Wille Gottes tritt an dich heran in deinen Standes- und Berufspflichten.

Der Wille Gottes tritt an dich heran in allen Fügungen und Zulassungen seiner heiligen Vorsehung.

Der Wille Gottes tritt an dich heran in der Lehre Jesu Christi und seiner heiligen Kirche, in allen berechtigten Anordnungen deiner Vorgesetzten.

Der Wille Gottes tritt an dich heran in jenen innern Anregungen und Einladungen zum Guten, welche du in deinem Innern verspürst und als von Gott herrührend klar erkennst.

2. Gottes Willen erkennen und sich demselben unterwerfen, das ist der ganze Mensch.

Es kommt hienieden nicht darauf an, etwas auszuführen, was in den Augen der Menschen groß erscheint. Wer nur Gott zu verherrlichen sucht und sich nur in das einläßt, was Gott von ihm haben will, der thut wahrhaft Großes; denn er thut alles, was er thun soll.

Gott ist unendlich groß; alles Geschaffene ist unendlich klein; darum sollst du auf Geschaffenes achten nur in Rücksicht auf Gottes heiligsten Willen.

Es ist besser, mit Gottes Willen einen Strohhalm von der Erde aufzuheben, als ohne Gottes Willen die ganze Welt zu beherrschen.

Gottes Wille geht über alles. Wenn jemand dir sagt: Blicke rückwärts, sonst stürzt die ganze Welt in Trümmer — und wenn Gott dir dieses verbietet, so sollst du Gott gehorchen, wenngleich die ganze Welt in Trümmer stürzt.

Gottes heiligsten Willen kannst du immer erfüllen, in allen Verhältnissen. Willst du immer weiter schweifen? Sieh das Gute liegt so nah. Lerne nur das Glück ergreifen; denn das Glück ist immer da.

Das Geziemende thue man mehr aus Liebe zu Gott, als weil es den Menschen ziert.

Das Ungeziemende unterlasse man mehr aus Scheu vor Gott, als aus Sorge für seine eigene Würde.

Seneca sagt: Lebe so mit den Menschen, als sähe es Gott; rede so mit Gott, als hörten es die Menschen.

Keinem Menschen darf man so sehr angehören, daß man nicht mehr sich selber oder vielmehr Gott, seinem Herrn, angehört.

Nur der Wille Gottes hat für dich Bedeutung. Am Tage des Gerichts werden manche kommen und sagen: Herr, haben wir nicht Großes gewirkt und einflußreiche Aemter bekleidet? Der Herr aber wird sagen: Ich kenne euch nicht.

Du darfst Gott, deinem Herrn, nichts abschlagen, mag er wenig oder viel von dir fordern. Glückselig der Mensch, von welchem Gott viel erwartet.

Willst du, daß dein Thun und Lassen Gott gefalle, so handle mit willigem, freudigem Herzen, und nicht mit Widerstreben und Bitterkeit.

Betrachte dich als ein innig mit Gott verbundenes Werkzeug; sei selbstlos und laß Gott in dir denken, wollen und arbeiten; sonst bist du nichts als öder Schein.

3. Wie beschränkt ist doch des einzelnen Menschen Kraft und Lebensdauer und Bedeutung! Nur der ist groß, welcher in seinem Willen mit Gott vereinigt ist. Wenn auch klein in sich, vermag er doch in Gott alle Gipfel der Macht und Ehre für nichts zu erachten. Der Mangel an irdischen Gütern drückt ihn nicht nieder, und deren Ueberfluß überhebt ihn nicht. Er ist weise und erachtet alles Irdische für Auskehricht, damit er Christum gewinne.

„Ganz Europa imponirt mir nicht", sagte ein mächtiger Staatsmann. „Die ganze Welt imponirt mir nicht", sagt der Christ, wenn es sich um Gottes heiligsten Willen handelt.

Gott, dein Licht! Dann sehen wir, was wir sollen. Gott, deine Kraft! Dann wollen wir, was wir sehen. Gott, deinen Segen! Dann vollbringen wir, was wir wollen.

Der Glaube sei dein Schifflein, dem Liebe die Segel schwellt; zum Anker nimm die Hoffnung, dann muthig durch die Welt.

Siebzehntes Kapitel.

Vere dignum et iustum est, aequum et salutare.

1. Gott zu dienen sei der Grundzug deines ganzen Wesens; Gott dienen ist erhaben und gerecht, geziemend und heilsam.

Es ist dies erhaben. Die Ehre und Erhabenheit des Geschöpfes liegt darin, daß es seiner Natur nach eine Offenbarung der Herrlichkeit Gottes ist. Diese Ehre findet darin ihre Vollendung, daß das Geschöpf auch seiner Gesinnung nach eine solche Offenbarung sei. Je inniger deine Gedanken Gott berühren, um so erhabener und werthvoller sind sie.

Mit der Absicht, Gott zu verherrlichen, eignest du dir die Gedanken und Absichten Gottes an.

Nichts ist groß weder im Himmel noch auf Erden, was nicht auf die Ehre und Verherrlichung Gottes abzielte.

Christus kannte kein anderes Lebensziel, als durch sein Leben und Leiden und Wirken das Werkzeug zur Ehre und Verherrlichung Gottes zu sein.

Die Gottunterwürfigkeit ist das gemeinsame Band aller Vollkommenheiten und der Mittelpunkt allen wahren Glückes. Sie macht den Menschen vernünftig, klug, verständig, weise, starkmüthig und opferwillig, wahrhaft, redlich, liebenswürdig, zufrieden. Nichts gefällt so sehr als diese Tugend, die alles auf Gott bezieht; und nichts ist so ekelhaft wie der Mensch, der im tiefsten Grunde sich selber sucht.

Alle, die Gott nicht suchen, sind Götzendiener: einige Diener der Ehre, andere des Interesses, die meisten des Vergnügens.

Der ist der edelste Mensch, der aus der Wahrheit, daß er ein Geschöpf Gottes ist, alle Schlüsse gezogen und sein Leben ganz nach ihr eingerichtet hat.

Eher mußt du tausend Welten in den Abgrund stürzen lassen, als daß du dein Auge zuckest gegen Gottes heiligsten Willen.

2. Es ist überdies eine Pflicht der Gerechtigkeit. Du gehörst nicht dir, sondern Gott; Gott kann nicht anders, er muß dich als sein Eigenthum betrachten. Er konnte dich nur schaffen für sich, für seine Ehre. Alles gehört Gott, dir nichts; hüte dich, daß du dir keine fremden Güter aneigneſt.

Wenn du, abgelöst von Gott, deine eigene Ehre und Bequemlichkeit suchst, raubst du Gott, was ihm gehört; du vergreifst dich an Gottes unveräußerlichem Recht.

Die Nothwendigkeit, Gott anzugehören, entspringt nicht etwa einem äußern Amte oder Stande, sie liegt im tiefsten Wesen eines jeden Geschöpfes; sie ist das Fundament aller andern Pflichten, das Fundament jeder persönlichen und socialen Wohlfahrt.

Gott fürchten und seine Gebote beobachten ist die Natur, die Aufgabe, die Grundpflicht des Menschen, seine Geschichte, seine

Größe, seine Ehre und sein Glück. Es kommt also vor allem darauf an, diese Wahrheit zur unverrückbaren Grundlage aller unserer Bestrebungen und Bemühungen zu machen.

Das fordert Recht und Gerechtigkeit. Thue recht und scheue niemanden.

3. Es ist dies ferner eine Pflicht der Billigkeit. Jede Größe und jede Herrschaft findet naturgemäß Anerkennung. Um wieviel mehr muß ich Gottes Größe und Herrschaft anerkennen, die unendlich alles überragt, die mir so nahe steht! Ist es nicht billig, in Demuth zu Gott emporzuschauen, da er in Liebe auf uns herniederschaut? Ist es nicht billig, ihm unsern Dank zu weihen, da wir von ihm beständig alles Gute erhalten, was uns zu theil wird? Ist es nicht billig, zu ihm zu beten, da wir von ihm unser Glück erwarten?

Je mehr sich ferner die Welt anstrengt, Gott die ihm gebührende Ehre zu rauben, desto größer muß die Begeisterung sein, mit der wir trachten, Gott die ihm gebührende Ehre zu geben.

Der heutige Weltgeist, wie derselbe herrscht im täglichen Leben, in der Geschäftswelt, in der Politik, in Kunst und Wissenschaft und selbst in der Religion, ist der Geist der Revolution gegen den lebendigen Gott. An die Stelle Gottes setzt man den Menschen, der nichts ist als ein Zusammenfluß von Elend und Schwäche.

Gott schweigt man entweder todt oder erblickt in ihm einen Gegenstand, der bestimmt ist zur Befriedigung menschlicher Gemüthsansprüche, oder zum Polizeibüttel, zur Sicherstellung der Staatszwecke.

Die moderne Welt anerkennt nicht den lebendigen Gott, nicht den Schöpfer Himmels und der Erde, der uns Gebote gegeben hätte, dem zu dienen unsere Pflicht wäre, der uns dereinst zur Verantwortung ziehen wird. Nur Gott den Weltbaumeister erkennt sie allenfalls an, verschmäht aber jedes von Gott herrührende Sittengebot. Sie erkennt einen Gott, der entweder aus Liebe zur Bequemlichkeit oder aus strenger Beachtung des Wohlan-

standes für nichts sorgt, von seiner Größe und Glückseligkeit trunken ist, ja kaum ein Zeichen des Lebens von sich gibt; der, wenn er geehrt wird, es nicht achtet; wenn er gebeten wird, es nicht hört; wenn er geliebt wird, die Liebe unerwidert läßt; wenn er beleidigt wird, nicht zürnt; wenn er gelästert wird, nichts empfindet; einen Gott, der wie eine unbewegliche Bildsäule dasteht, völlig gleichgiltig gegen Tugend und Laster, der mit gleichem Auge die Frommen und die Gottlosen ansieht. So ein Gott, dem noch keine Nation, von Anbeginn der Welt bis auf diese Stunde, einen Tempel errichtet hat, der ist der Gegenstand derjenigen Religionen, wozu sich diese Leute bekennen. Und was ist denn der Mensch? Ganz Materie, ganz Körper, nichts als eine Maschine und nur der feinern Organisation wegen einen Grad über die Thiere erhoben, mit denen er einen gleichen Anfang und ein gleiches Ende hat. Der da ist, damit er esse, ißt, damit er lebe, lebt, damit er bald darauf ganz vergehe; der von den Bedürfnissen des Körpers angetrieben, vom Instinct regiert, von Leidenschaften hingerissen wird; der nie irrt, weil er nie die Wahrheit sieht, nie übel thut, weil er nie das Gute kennt, nie strafmäßig oder lobwürdig handelt, weil er immer dem Verhängniß unterliegt.

Diese Fälschung des Gottesbegriffes macht die moderne Weltanschauung so machtlos; sie ist das große Verbrechen unserer Zeit. Wer sollte sich nicht mächtig angeregt fühlen, gegenüber diesem Irrthum dem Gott der Wahrheit seine Verehrung zu zollen und mit heiliger Begeisterung sein eigenes Herz zu einem Altar des wahren Gottes zu machen?

4. Es ist endlich eine Pflicht uns selber gegenüber. Für den Menschen kommt alles darauf an, daß er die Glückseligkeit erreiche, für die er geschaffen ist.

Gott beherrscht uns, um uns durch sich und bei sich glücklich zu machen. Wir sollen uns Gott hingeben, um uns in Gott wiederzufinden. Nur in Gott kann der Mensch glücklich

sein, weil er für Gott bestimmt ist. Darum ist des Menschen Herz unruhig, bis es ruht in Gott.

Wer sich selbst sucht, wird nach allen Scheingenüssen sich selbst finden. Wer Gott sucht, wird nach allen Prüfungen Gott finden.

Gott ordnet es mit Recht so an, daß jeder, der sich weigert, mit Milde von ihm regiert zu werden, von sich selbst mit Härte regiert wird.

Wer Gott dient, hat nicht bloß die Wahrheit in sich, er hat auch die Ruhe in sich, weil er sich auf dem rechten Wege weiß, weil er sich bewußt ist, in der richtigen Stellung zu Gott zu stehen, der seine Ansprüche im Gewissen fortwährend geltend macht. Es ist das keine thatenlose Ruhe, sondern eine Ruhe, die mächtig antreibt, stets vollkommener Gottes heiligstem Willen zu entsprechen. In dem Maße sucht Gott unser Glück, als wir seine Ehre suchen. Darum wiegt der Titel „Diener Gottes" mehr Ehre und Einkommen als alle Kaiserkronen.

Wer Gott nicht dient, gleicht einem verrenkten Glied. Willst du die Hölle stillen, so verlaß deinen Eigenwillen.

Der Grund alles wahrhaft Bösen hier auf der Welt liegt in dem Unabhängigkeitssinn, in einem gewissen Gegensatz zum Schöpfer. Satan brachte das dem Stammvater bei. Adam wollte das aus sich selbst werden, was er nur durch Abhängigkeit von Gott hätte werden können und sollen.

Jeglichen Tag dieses Jahres, so betete der fromme Suso, und jegliches Stündlein dieser Tage und jeglichen Augenblick dieser Stunden begehre ich, o Herr, dich noch mehr zu loben und zu lieben, als dich lobte und liebte irgend ein Heiliger.

Achtzehntes Kapitel.

Des Menschen Glück und Seligkeit.

1. Wie der Mensch in sich das Gewissen besitzt, so hat er auch in sich den Drang, glücklich zu sein, glücklich zu sein in jeder Beziehung und ohne Ende. Dieser unverwindbare Glücksdrang ist menschlicher Naturtrieb, er gehört mit zum Grundtrieb, welchen der Schöpfer in das menschliche Wesen hineingelegt hat.

Wie also der Mensch von Gott bestimmt ist, gewissenhaft zu sein, so ist er auch bestimmt, glücklich zu sein. Glück gehört mit zum natürlichen Lebensziel des Menschen. Wenn Gott in seiner Gutheit vernünftige Wesen schafft, so kann er sie nicht schaffen, ohne sie für die Glückseligkeit zu bestimmen. Gewissenhaftigkeit und Glück müssen innigst verbunden sein, denn Gott kann sich nicht widersprechen. Gewissenhaftigkeit ist der Weg zum Glück.

Das moralisch Schönste und Edelste muß auch das am meisten Glückbringende sein.

Für alles, was du uns gegeben hast, o Gott, verlangst du nichts von uns, als daß wir uns von dir glückselig machen lassen.

Wo ist nun das den Menschen befriedigende Glück zu finden?

Das irdische Dasein ist gemäß der Erfahrung aller Menschen auffallend wenig auf Genuß veranlagt. Die Freude hienieden ist wie ein winziges Tröpfchen auf einem Eimer voll Bitterkeit. Es sind falsche Vorspiegelungen, wodurch unzählig viele Menschen über diese Thatsache hinweggetäuscht werden. Nur zu bald stellt sich bittere Enttäuschung ein, denn lange kann man nicht vor der Gauklerbude stehen.

Allenthalben hascht man nach Blumen und stößt auf viel unnützes Laubwerk und greift nicht selten in spitzige Dornen.

Und wo hätten die Blumen der Erde jemals ein fühlendes Herz gesättigt?

Nie gab's auf Erden bleibend Glück, und nie wird's eines geben; was man erreicht hat, tritt zurück vor ewig neuem Streben.

Erfüllter Wunsch dem größern weicht; nie zieht ins Herz Genüge ein; und wenn du je dein Glück erreicht, so hört es auf, dein Glück zu sein.

Und nicht bloß die Schranken und Nothwendigkeiten, sondern auch die Ueberflüssigkeiten des Lebens sind es, welche uns das irdische Dasein erschweren und lästig machen.

Das Erdenglück, von dem man so oft spricht, besteht nur in der Einbildung derer, die es nicht haben; die sogenannten Glücklichen wissen nichts davon, so sehr sie auch durch Flitterstaat sich den Schein von Glück zu erlügen trachten.

Auch die Uebung der Tugend schließt das vollkommene Glück nicht in sich. Wohl bietet das gute Gewissen ein sanftes Ruhekissen, bietet ein größeres Glück als jedes sinnliche Erdenglück. Aber es ist nicht das vollendete Glück des erreichten Zieles; es ist nur das Glück des Wanderers auf beschwerlichem Wege, der weiß, daß er die rechte Richtung zu seinem Ziele inne hält.

Je besser das Gewissen, desto weniger schmerzhaft das Ruhekissen.

Welcher Sterbliche hätte hienieden ein absolut gutes Gewissen?

Alles aber, was gegen das Gewissen ist, hat scharfe Stacheln.

2. Das einzig wahre Glück, dessen das Erdenwallen fähig ist, liegt in der Bemühung, dem großen Zweck des Daseins zu entsprechen. Die glücklichsten Menschen sind die, welche in dem großen Gedanken an Gott gänzlich aufgehen und diesem Gedanken alle irdischen Interessen unterordnen.

Sobald sich die Ueberzeugung vollendet, daß Glückseligkeit in Wirklichkeit auf Erden nicht zu finden ist, hält der Mensch entweder den Glücksdrang für eine angeborene Täuschung und wird zum verzweifelnden Pessimisten, oder er glaubt an ein Glück

im Jenseits und klammert sich noch inniger an die christliche Wahrheit an.

Nur Gott kann den Menschen beglücken; denn für Gott ist der Mensch geschaffen. Die Geschöpfe sind zu beschränkt, zu hinfällig, als daß sie das menschliche Herz ausfüllen könnten. Nur absolute Wahrheit, ein unendliches Gut, unermeßliche Schönheit vermag das Verlangen des Menschen zu stillen. Gott allein genügt. Also muß zum mindesten ein Besitz Gottes allen Menschen bereitet sein, wie derselbe der unendlichen Leere des Menschenherzens entspricht.

Neunzehntes Kapitel.

Die Fortdauer nach dem Tode.

1. Der ist der Weiseste, der am besten das Zukünftige beurtheilt.

Daß das diesseitige Dasein auf diesem Planeten dem Menschen keinen Abschluß bieten könne, sondern vielmehr in einem Jenseits nothwendig seine Ergänzung finden müsse, war von Anbeginn der Menschheit die Ueberzeugung aller.

Schon ist die bloße Thatsache, daß sich das gesamte Menschengeschlecht (mit sehr wenigen krankhaften Ausnahmen) von der Fortdauer der menschlichen Seele nach dem Tode für überzeugt hielt, höchst beachtenswerth.

Wir finden, daß alle Völker überall und zu jeder Zeit durch einen eigenthümlichen Naturtrieb sich angeleitet fühlen, mit den Verstorbenen in irgend einer Form Wechselbeziehungen zu unterhalten. Anders der rohe Wilde, anders der gebildete Japanese. Im Christenthum geschah es von jeher durch Anrufung und Fürbitte. Hierüber sagt der alte Heide Celsus: „Die Christen haben recht, wenn sie denken, daß diejenigen, die ein heiliges Leben führen, nach ihrem Tode belohnt werden, und daß die

Bösen Strafe erleiden; dieses Gefühl ist ihnen mit der ganzen Welt gemeinsam" (*Orig.*, C. Celsum 1, 8). Daher die eigenthümliche Beachtung der menschlichen Gräber, die Steinhaufen und Todtenhügel der Wilden, die Mausoleen der Reichen, die Todtenfelder und Todtengrotten, die Todtenstädte und Pyramiden. Wozu das alles, wenn die Menschheit geglaubt hätte, der Mensch wäre nichts als ein Stoffhaufen, der im Tode zerfiele?

Nicht bloß mit Denkmälern und Todtenfeiern hat die Menschheit ihrer Ueberzeugung vom Dasein eines Jenseits Ausdruck gegeben: wir haben außerdem noch eine Wolke von Zeugnissen. Die Lehre von einem zukünftigen Zustande der Belohnung und der Strafe — sagt Bolingbroke (im V. Band seiner Werke) — verliert sich in der Dunkelheit des Alterthums; sie geht allem voraus, was wir Sicheres besitzen. Sobald die Geschichte dämmert, finden wir die Ueberzeugung in dem Geist der ersten uns bekannten Völker auf die sicherste Weise gefestigt. Er wiederholt nur, was Cicero (Tuscul. 1, 12) und viele andere längst vor ihm gesagt hatten.

So ist es geblieben zu allen Zeiten. Ein Zug tief und mächtig, ununterbrochen und unaufhaltsam geht durch die Menschheit: der Drang nach dem Jenseits. Von Anbeginn der Menschengeschichte, alle Jahrhunderte hindurch und solange noch ein menschliches Herz schlagen wird, lebte und lebt das innerste Bewußtsein der jenseitigen Vollendung. Die unzählbaren Millionen und Millionen aus allen Ländern, Völkern und Zungen ziehen in mehrtausendjähriger Procession hin über das Angesicht der Erde, alle in hoffnungsvoller Gewißheit hinblickend auf das Jenseits, ihm entgegenwallend, es begrüßend mit der einen Ueberzeugung im Herzen und dem einen Rufe auf den Lippen: Wir sind Pilger und Fremdlinge auf Erden, wir suchen eine bessere, himmlische Heimat! Das ist das Zeugniß des Menschengeschlechtes für die Unsterblichkeit, es ist das Zeugniß der menschlichen Natur.

2. Denn es handelt sich hier um eine Wahrheit, welche nicht bloß der denkenden Vernunft des einzelnen Menschen bei richtigem Gebrauche zugänglich ist, sondern welche überdies infolge der Leitung eines in der vernünftigen Natur liegenden Dranges wirklich von den Menschen mit einer gewissen Leichtigkeit erkannt wird. Dieser „Instinct", welcher durch Jahrtausende hindurch geht, alle Menschen aller Bildungsstufen beherrscht, das gesamte Erdenrund mit eiserner Macht umspannt, ist mit der vernünftigen Natur auf das innigste verwachsen. Nun ist es aber nicht möglich, daß ein mit der Vernunft gegebener Naturdrang (sensus naturae communis) den Menschen hintreibe zum Anpreisen eines Irrthums. Die Natur spricht wohl einmal undeutlich, aber sie lügt nicht. Also beruht die Ueberzeugung aller Menschen von der Unsterblichkeit und dem jenseitigen Leben auf Wahrheit und Wirklichkeit.

Die Materialisten sagen nun freilich, die Vorstellung einer Seele und eines Jenseits sei nichts als eine subjective Einbildung, eine süße Vorstellung, ein angenehmer Traum, dem in keiner Weise eine objective Wirklichkeit entspräche. Hierbei übersieht man, daß die Vorstellung eines Jenseits und einer unsterblichen Seele das Beiwort „süß" und „angenehm" sicher nicht *mehr* verträgt als die Bezeichnung „ernst" und „schrecklich".

Mit Recht hat man auf die materialistische Ausrede geantwortet: Wenn die Ueberzeugung vom Jenseits ein bloßer Traum ist, wie konnte sie allgemein werden? Wie konnte die subjective Vorstellung dieses oder jenes Menschen Gemeingut der gesamten Menschheit und ein unabweisbarer, wesentlicher Bestandtheil ihres Denkens und Verlangens werden? Thatsächlich ist diese Vorstellung Gemeingut der ganzen Menschheit. Und thatsächlich besitzt sie nicht den Charakter einer traumartigen Wahnvorstellung, sondern einer festen Ueberzeugung, welche mit dem Bezuge auf sachlichen Inhalt, auf wirkliches Sein, auf objec-

tive Wahrheit wesentlich verknüpft und an und für sich von jeder Phantasievorstellung gänzlich verschieden ist.

Diese allgemeine Ueberzeugung ist kein blinder Drang; sie ist begründet im Bewußtsein der Menschenwürde, in der Sehnsucht des Herzens, in dem unfertigen Charakter des Diesseits. Darum ist die Ueberzeugung vom Bestande eines wirklichen Jenseits für den Bestand der Menschheit geradezu eine Nothwendigkeit.

Zwanzigstes Kapitel.

Das Jenseits als Forderung der Menschenwürde.

1. Menschenwürde! Auch der Materialismus redet von Menschenwürde. Seine Wortführer sagen uns: „Der Mensch ist wohl nur ein Thier; dieselben Organe, dieselben Lebenserscheinungen, das gleiche Leben, das gleiche Sterben! Kohlenstoff und Sauerstoff und die andern Stoffe, welche den Menschenleib zusammensetzen, sind von der gleichen Natur wie die Stoffe des Thierkörpers. Aber das ist gerade des Menschen Würde. Des Menschen Geist ist ein Theil der großen Stoffwelt. Was gibt es Herrlicheres, was Erhabeneres, als nach Art eines kleinen Rädchens der großen Weltmaschine eingegliedert zu sein? Das Idealste, was der Mensch auf der Welt erstreben kann, ist die thierische Behaglichkeit des Geschlechts; und das Sachlichste und Nützlichste, womit er dazu beitragen kann, ist eine größtmögliche Menge chemischer Stoffe. Die Eisentheilchen, welche in den Schläfen eines Dichters pochten, welche dachten im Gehirn eines Philosophen, welche wirbelten durch die Brust eines entmenschten Tyrannen, welche duldeten in den Herzen der gequälten Unschuld: jetzt sausen sie vielleicht durch den Raum dahin in den Rädern einer Locomotive."

Schöne Worte! Aber welcher denkende Mensch wendet sich nicht mit Entsetzen hinweg von einer solchen Menschenwürde?

Sogar ein Goethe wagt den Ausspruch: „Der Materialismus weiß nichts, als Gott zu lästern und den Dreck zu preisen."

2. Steht es vielleicht besser mit der „Menschenwürde", mit welcher der Pantheismus das menschliche Wesen umkleidet? Nie und nimmer kann des Menschen Würde auf einer Lüge beruhen. Nun lügt der Pantheismus sowohl in dem, was er dem Menschen beilegt, als auch in dem, was er dem Menschen abspricht.

Der Pantheismus sagt: „Du bist göttliche Erscheinung, bist Gott; darum besitzest du göttliche Irrthumslosigkeit, göttliche Unbeschränktheit, göttliches Glück, göttliche Heiligkeit; alles, was du denkst und willst und thust, ist absolut vollkommen, ist berechtigt; du bist niemandem Rechenschaft schuldig."

Das menschliche Leben zeigt aber auf Schritt und Tritt, daß solche Vorzüge erlogen sind, daß sie den Menschen nur darum in die Höhe heben, um ihn desto tiefer in den Koth zu senken. Den macht man hochmüthig, wen man zum Fall bringen will.

Der Pantheismus spricht dem Menschen ab die Wirklichkeit. Er sagt dem Menschen: Du bist keine Substanz, kein Wesen, kein Thätiges, du bist nur Modalität, Seinsart, Thätigkeit von einem andern, du bist bloßer Schein, bist Aeußerung, etwas der einen Ursubstanz Anhaftendes.

Gegen solche Albernheit sträubt sich ebenfalls die Erfahrung. Ich weiß, daß ich denke, daß ich will, daß ich liebe, was andere hassen, daß ich hasse, was andere lieben. Ich bewege meine Hand, weil mir's gefällt und wie mir's gefällt. Ich bin also ein Ausgangspunkt von Thätigkeiten, ein Thätiges, eine in sich existirende Ursache, von der eine Wirkung ausgeht; ich bin eine Substanz, ein selbstmächtiges Wesen, und unmöglich kann ich mich zum bloßen Accidens, zur bloßen Thätigkeit eines andern, zum leeren Phänomen herabdrücken lassen. Mein Selbstbewußtsein sagt mir, daß ich bin und daß ich von andern geschieden und unterschieden bin. Ich weiß, daß ich von vielen Handlungen der Urheber bin, für die ich vor einem höhern Wesen

die Verantwortung trage. Keine Lüge kann mir diese Einsicht verdunkeln. Weiß ich mich aber als Ursache, als Ausgangspunkt, als Träger einer freien Selbstthätigkeit, so erkenne ich mich auch als ein Wesen, welches nicht einem andern anklebt, sondern welches in sich selbst ein Sein besitzt.

Indem also der Pantheismus den Menschen zum Scheine, zum Accidens, zur Modalität des Gott-All-Eins macht, verübt er eine Erhöhung, in welcher in Wahrheit die tiefste Erniedrigung liegt. Will man den Menschen zu einem Teufel an Bosheit und Unglück machen, so muß man ihm einreden, er sei Gott. Nichts ist so bequem als die Moral des Pantheismus; darin liegt das Geheimniß der Verbreitung dieser Abgeschmacktheit.

Das wäre also — vom Standpunkt der modernen Weltauffassung aus — die ganze Bedeutung des Menschen; sich in das ungeheure Weltganze mit seinen eisernen gezahnten Rädern, die sich sausend umschwingen, mit seinen schweren Hämmern und Stampfen, die betäubend niederfallen, sich in dieses furchtbare Getriebe hilf- und wehrlos hingestellt zu sehen! Ein trauriger Trost, daß ich dabei ein wenig Honig an meine Lippen bringe, daß ich bei bedeutungsloser Arbeit mein entsetzliches Preisgegebensein ein wenig vergesse, daß ich mir sagen kann: Milliarden gequälter Wesen haben es nicht besser als ich; mein Aufschrei verschwindet in dem ewigen Todesröcheln der Menschheit unter dem zermalmenden Gange des Universums, das sich sinnlos weiter schiebt. Und das alles nur, damit ich die Freiheit habe, schlecht zu sein. Zwar erdreistet sich das Strafgesetzbuch noch, meiner berechtigten Freiheit Schranken zu setzen.

„Ist unsere Seele sterblich," sagt Mendelssohn (Phädon), „so ist die Vernunft ein Traum, den uns Juppiter geschickt hat, uns Elende zu hintergehen, . . . so sind wir wie das Vieh hierher versetzt worden, Futter zu suchen und zu sterben; so wird es in wenigen Tagen gleichviel sein, ob ich eine Zierde oder eine Schande der Schöpfung gewesen, ob ich mich bemüht, die An-

zahl der Glückseligen oder der Elenden zu vermehren; so hat der verworfenste Sterbliche sogar die Macht, sich der göttlichen Herrschaft zu entziehen, und ein Dolch kann das Band auflösen, welches den Menschen mit Gott verbindet. Ist unser Geist vergänglich, so haben die weisesten Gesetzgeber und Richter der menschlichen Gesellschaften uns und sich selbst betrogen, so hat das gesamte Menschengeschlecht sich gleichsam verabredet, eine Unwahrheit zu hegen und die Betrüger zu verehren, die solche erdacht haben; so ist ein Staat freier, denkender Wesen nichts mehr als eine Herde vernunftlosen Viehes! Der Hoffnung zur Unsterblichkeit beraubt, ist dieses Wundergeschöpf das elendeste Thier auf Erden, das zu seinem Unglück über seinen Zustand nachdenken, den Tod fürchten und verzweifeln muß."

3. Worin besteht denn die Menschenwürde? Die Antwort liegt nahe.

Gemäß der äußern Norm der Ordnung gehört ein jedes an seinen Platz, das Höhere an den höhern und das Niederere an den niederern. Und wo Niedereres und Höheres in Beziehung stehen, da ist Niedereres auf Höheres und nicht Höheres auf Niedereres hingeordnet. Das Höhere im Menschen ist nun das Vernunftleben. Somit müssen wir sagen, daß alles im Menschen (im Bereich der Natur) dazu da ist, daß sein Vernunftleben in rechter Weise vollendet werde.

Diesen Adelsvorzug der menschlichen Natur hat die Heilige Schrift mit den Worten ausgedrückt: „Was ist der Mensch? Nur ein wenig unter die Engel hast du ihn erniedrigt, mit Ruhm und Ehre hast du ihn gekrönt und ihn gesetzt über die Werke deiner Hände, und alles hast du ihm dienstbar gemacht" (Ps. 8, 6). Noch inhaltsvoller ist das Wort, wonach der Mensch „nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen ist" (1 Mos. 1, 27).

Alles im natürlichen Menschen ist also dazu da, daß dessen Vernunft eben zur rechten Entfaltung gelange und daß er seine Verstandeskräfte in rechter Weise gebrauche.

Soll nun dem Menschen seine Vernunftbegabung hauptsächlich deshalb gespendet sein, um die Ansprüche der organischen Natur voller zu befriedigen und sich Sorge zu machen um eine bequemere und behaglichere Fristung des irdischen Daseins? Dann wäre ja der Mensch schlechter gestellt als das elendeste Thier. Die vernunftlosen Lebewesen freuen sich ihrer Sättigung ohne alle Unpäßlichkeit, sie bereiten sich ihre Lagerstätte mit einer Kunstfertigkeit, welche alle menschliche Baukunst in Schatten stellt. Trotz aller Durchtriebenheit der Feinschmecker und Wollüstigen hat es die Menschheit noch niemals vermocht, sich — was befriedigenden Naturgenuß anbelangt — zur Höhe der Thiere zu erschwingen. Das alte Heidenthum war nach dieser Richtung hin an Lebenseinrichtung und Lebensgenuß dem modernsten Fortschritt voraus. Was war schließlich sein Los? Schmerz, Koth, Untergang.

Nein, darin liegt nicht die Bedeutung des Menschen, daß er seine Verstandeskräfte, seine Vernunftbegabung einsetze für eine größere Behaglichkeit des Erdenlebens. Allerdings darf und soll er die ihm verliehene Denkkraft auch dazu verwenden, um im Leben in irdischer Beziehung besser voranzukommen, um das Leben in angemessener Weise zu verschönern und sich die Kräfte der Natur dienstbar zu machen; er darf und soll mit seiner Geisteskraft eintreten in den berechtigten Kampf um Güter des irdischen Daseins.

Aber das Erste und Höchste ist das nicht. Das alles muß durch etwas Höheres verklärt und geadelt werden, wenn es des Menschen nicht unwürdig sein soll. Und dieses Höhere liegt auf dem Gebiete der Wahrheit, auf deren Erfassung der Mensch mit seinen Geisteskräften veranlagt ist.

4. Der Mensch blickt in sich und erkennt, daß er viel höher steht als die ihn umgebende Natur; darum darf er sich an sie nicht erniedrigen, nicht wegwerfen. Er blickt aufwärts und erkennt, daß er selbst und alles abhängig ist von Gott, dem Ur-

grunde und Endziel aller Dinge; darum darf er sich nicht überheben, nicht vergöttern. Sobald er sich überhebt über sich, fällt er unter sich.

Das also ist des Menschen Würde und Größe, daß er das Niedrige beherrsche in der Abhängigkeit von Gott! „Was nützt mir dies im Dienst Gottes?" In dieser Frage ist ihm die Norm gegeben bei allem, was er erstrebt, in allem, was ihn trifft.

Was wäre aber dieser Dienst Gottes, in welchem des Menschen Würde ruht, wenn es kein Jenseits, keine Ewigkeit gäbe? Kaum wäre derselbe mehr als eine kleinliche Plage.

Wenn Gott, der von Natur aus die Gutheit ist, mich zu seinem Dienst beruft, so kann er es nur deshalb thun, damit ich darin mein Glück, die Befriedigung meines Wesens finde. Wenn Gott will, daß ich ihn suche, so will er, daß ich in ihm meine Ruhe finde. Solches aber läßt sich im Diesseits nicht erreichen, läßt sich nur finden in der Ewigkeit.

Seinem tiefsten Wesen nach muß Gott bei allem, was er will, seine eigene Ehre, die ihm angemessene Verherrlichung suchen. Denn Gott ist die Heiligkeit, Gott ist die Wahrheit. Wenn also Gott will, daß ich ihm diene, so will er das zu seiner Ehre, zu der ihm entsprechenden Verherrlichung. Gottes Verherrlichung durch freie Erfüllung des Willens Gottes, das ist des Menschen Würde!

Wie winzig klein, wie Gottes unwürdig wäre aber die vom Menschen der göttlichen Majestät im Diesseits gespendete Verherrlichung, wenn mit dem Tode alles fertig wäre!

Die größten Ereignisse der Welt sind zu klein, und die Wahrheiten, welche unserer Erkenntniß zugänglich sind, sind zu sehr Stückwerk und zu oberflächlich, und auch die edelsten an irdische Dinge geknüpften Bestrebungen sind zu sehr untermischt mit menschlicher Schwachheit, als daß sie die einzige und endgiltige Huldigung sein könnten, welche wir der Gottheit darbringen.

Man versteht, wozu das lallende Kind da ist, wenn man bedenkt, daß das schwache Kind ein kräftiger Mann werden soll, fähig, an höhere Aufgaben des Lebens heranzutreten. Man versteht den Dienst Gottes, den der Mensch auf dieser Erde leisten soll, wenn man sich daran erinnert, daß dieser Dienst fortgesetzt, vollendet, gekrönt werden soll in der Ewigkeit. Wir sind für Gott, das heißt soviel als: Wir sind für die Ewigkeit. Der Gedanke an Gott, an Gottes Verherrlichung in der Ewigkeit, an das Glück der Ewigkeit muß alles menschliche Leben und Ringen tragen und durchleuchten.

5. Erst durch die Bezugnahme auf die Ewigkeit erhält unser Dasein eine Bedeutung, eine höhere Weihe, welche uns mit den Plattheiten des Diesseits aussöhnt. „Wie der Goldgrund," sagt Hettinger, „auf welchen die alten Meister ihre Bilder gemalt haben, die Gestalt hebt und verklärt, so bildet der Gedanke an die Ewigkeit den Hintergrund für all unser Thun und legt eine überirdische Weihe auch auf das Geringste, was wir erstrebt und gelitten; er ist der Zauberstab, der das Irdische in Himmlisches umwandelt, uns hier schon Antheil am Leben Gottes verleiht. Wie die Sterne hineinleuchten in die dunkle Nacht des Irdischen, so stehen diese ewigen Gedanken über der wechselnden Fluth der Zeitlichkeit; wie der Pilot zum Polarstern, so blickt unser Geist zu ihm auf."

Es gibt ein Jenseits. Sonst wäre der Mensch nur dazu da, um gefoppt und gequält zu werden; er wäre das elendeste Wesen.

Einst lebte ein Jüngling mit Namen Aloysius, der seit seinen kindlichen Tagen bei allem, was sich ereignete und was er vorhatte, seinem Geiste die Frage vorlegte: „Was nützt mir das für die Ewigkeit?"

Nur durch den Hinblick auf die Ewigkeit ist der Werth des Lebens, die Würde des Menschen gewahrt. Ein Augustinus hatte als junger Mann diesen Hinblick verloren, er hatte sich in die traurigsten Sümpfe der Sünde verirrt. Da endlich hob er

seinen Blick aufwärts, und tief bewegt rief er aus: „Land der Ewigkeit, uferloses Land, du allein umfassest, was dauerhaft und gut ist; wer seine Größe nicht auf dich baut, der arbeitet vergebens und bereitet sich seinen Untergang; wer nicht in dir seine Glückseligkeit sucht, der fällt endlosem Jammer anheim."

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Sehnsucht des menschlichen Herzens.

1. Ein anderer Beweis für das Dasein des Jenseits liegt in dem Sehnen des menschlichen Herzens.

Thatsächlich lebt in dem Herzen eines jeden denkenden Menschen eine Sehnsucht, welche durch nichts hier in dieser flüchtigen Welt gestillt werden kann. Es regt sich nicht nur das Gewissen, sondern auch ein gewaltiger Glücksdrang. Auch das niedere Lebewesen besitzt ein Streben nach einem Wohlsein; ist sein Sehnen befriedigt, so ist ihm wohl. Beim Menschen wird dieses Streben infolge des Selbstbewußtseins zu einem bestimmten Verlangen; und da der Mensch mit seinem Erkennen über die ganze Sinnenwelt hinüberschweift, so richtet sich das bestimmte Verlangen auf jenen vollkommenen, bleibenden Zustand, welchen wir Glückseligkeit nennen. Der Glückseligkeitsdrang ist dem Menschen natürlich. Es drängt den Menschen, zu einem Punkt zu gelangen, auf dem ihm die Fülle und Dauer dieses Glückes den Ruf auspreßt: Genug. Das Glück, wonach er strebt, muß etwas Unendliches, Bleibendes, Ewiges an sich tragen.

Ist nun dieser Glücksdrang unter irgend welchen Verhältnissen des diesseitigen Lebens jemals befriedigt worden? Die allgemeine Erfahrung sagt: Nein! Weder in den niedern Ständen herrscht Zufriedenheit noch in den höhern. Als Cäsar die halbe Welt beherrschte und sich alle erdenklichen Genüsse verschaffte, rief er in bitterer Enttäuschung aus: „Ist das alles?"

Und als Alexander d. Gr. vernahm, es gebe noch andere Welten, da weinte er vor Schmerz und Verlangen.

So oft überhaupt das Diesseits einem Menschen alles in Fülle gewährte, was ein irdisch gesinnter Mensch sich wünschte: alle die Günstlinge des irdischen Glückes rufen mit Augustinus aus: „Mein Herz ist nicht ruhig, bis es ruht in Gott."

Man mag das diesseitige Leben betrachten, wo man will, überall gleicht es einem Pendel, welches hin- und herschwingt zwischen peinigender Sorge und Langweile. Zuerst strebt der Mensch nach einer irdischen Behaglichkeit; und ist ihm diese gesichert, so weiß er damit nichts anzufangen. Ist der Mensch nicht mit Daseinssorgen belastet, so fällt er, wofern er nichts Höheres sucht, sich selber zur Last, und dann fühlt er die schrecklichste Last. Wie die Noth die Geißel der niedern Klassen ist, so ist die Langweile die der vornehmern Welt. Im großen ist dieses Diesseits ein schauerlich ödes Trauerspiel, dieses Menschenleben mit seinen nie erfüllten Wünschen, dem vereitelten Streben, mit den zertretenen Hoffnungen, den unseligen Irrthümern und andauernden Widerwärtigkeiten, dem unheimlichen Todesröcheln am Schluß.

Nirgends befriedigt den Menschen die irdische Wirklichkeit, und vergebens trachtet er seinen Durst nach Freude zu stillen mit Erinnerungen an die Vergangenheit und Hoffnungen auf die irdische Zukunft.

Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe, die der Mensch, der flüchtige Sohn der Stunde, aufbaut auf dem betrüglichen Grunde?

Gegenwärtig bemüht sich die Menschheit auf allen Gebieten des Lebens mit einer fieberhaften Eile, die Verhältnisse des Diesseits bequemer und angenehmer zu gestalten. Vergnügungslocale aller Art, Bierpaläste und Wohnungen baut man so herrlich, daß sie fast an die Herrlichkeit dessen hinanreichen, was das antike Heidenthum kurz vor seinem Sturze sah. Man möchte

um jeden Preis das Paradies hienieden verwirklichen. Aber je mehr man das gethan hat unter Vernachlässigung des Jenseits, desto unglücklicher hat man das Leben gestaltet. Dies ist die Erfahrung aller Länder. Nicht dem Himmel hat man die Erde mit solchen Bestrebungen ähnlicher gemacht, sondern der Hölle.

Mag also der voranrasende Fortschritt der Gegenwart sich auch vermillionenfachen: das diesseitige Leben wird stets bleiben, was es seinem Wesen nach ist: ein fliehender Schatten, eine dahinfliegende Wolke, eine kurze Blüthezeit, eine unaufhaltsame Flucht in die Vergangenheit, ein nur aufgeschobener Tod, eine andauernd zurückgeschobene Langweile, eine Stätte von Sirenen, wo die mit grausamer Klaue zerfleischt werden, welche sich von verführerischem Scheine bethören lassen.

2. Kann überhaupt dieser Glücksdrang im Diesseits jemals befriedigt werden? „Ja, sagen die Männer des Umsturzes, man entferne nur alles, was die thierische Behaglichkeit hier auf Erden störte, und der Mensch wäre glücklich." Dann müßte man vor allem die menschliche Natur selber entfernen! Diese ist mit irdischer Behaglichkeit nicht zufriedenzustellen. Die menschliche Natur besitzt nun einmal eine höhere Seite, welche befriedigt sein will. Diese kommt desto mehr zur Geltung, je mehr sich der Mensch bewußt wird, daß er „Mensch" ist.

In der menschlichen Natur liegt der Verstand: wie sollte der bei den vielen Irrthümern hienieden, bei der Beschränktheit unserer Erkenntnisse jemals zur Ruhe kommen können? Ein großer Geist wie Newton sagte sterbend: „Ich komme mir vor wie ein Kind, das am Meeresufer spielt, während der große Ocean der Wahrheit sich unerforscht zu meinen Füßen ausdehnt."

In der menschlichen Natur liegt der Wille, der durch keinen beschränkten, vorübergehenden Besitz befriedigt wird und der unter allen Verhältnissen den Angriffen blinder Leidenschaften und niedriger Begierden ausgesetzt bleibt. Feinde im Innern, Feinde

ringsum! Und wie bald wird der denkende Mensch all des äußern „Treibens müde" bei all der Unbeständigkeit der äußern Dinge und des eigenen Herzens! „Zu dem ewigen Unbehagen stößt dich heute, was dich gestern zog; kannst du zu der Welt nur Neigung haben, die so oft dich trog?" Unendliches umfaßt der weite Wunsch; nur Endliches gewährt das enge Leben. Was der heutige Tag gab, nimmt der morgige; und wenn er's auch nicht nähme: bald kommt der Tod, er kommt sicher, er kommt bald, er kommt unerwartet, wie der Dieb in der Nacht.

In der menschlichen Natur liegt das Selbstbewußtsein, und damit ist gegeben die fieberhafte Erregbarkeit des menschlichen Hochmuthes, der bei der Beschränktheit der menschlichen Einsicht sich zu tausend Thorheiten verleiten, sich in tausend Ansprüche verwickeln läßt, welche nicht befriedigt werden können.

In der menschlichen Natur liegt die Verbindung sinnlicher Begierde mit übersinnlicher, über die Gegenwart hinausgehender Erkenntniß; und damit die Thatsache, daß keine Befriedigung einer sinnlichen Begierde die Befriedigung des Menschen sein kann. In der menschlichen Natur liegen ungezügelte Triebe, die stärker sind als bei den niedrigen Lebewesen. Das Thier wird durch den Instinct geleitet. Aber was soll aus dem Menschen werden, wenn er den Regungen der Thierheit überlassen wird?

Und was sind alle die irdischen Güter? Reichthum kann seiner Natur nach nur der Antheil weniger sein; und wo er ist, bringt er Sorge und Qual. Sinnesfreuden verrauschen mit dem Augenblick; was von ihnen bleibt, ist Verdruß, Ekel und Schmerz. Ruhm ist hohler Schaum, der noch niemals die ruhmdürstige Seele befriedigt hat. „Rauch ist alles ird'sche Wesen; wie des Dampfes Säule weht, schwinden alle Erdengrößen." Menschenliebe? Was für einen Grund kann ich haben, für das Glück meiner Mitmenschen thätig zu sein, „Erscheinungen zu beglücken, die morgen dahin sein werden wie ich? Ist nicht alles Flucht um mich herum? Alles stößt um sich und drängt

seinen Nachbar weg, aus dem Quell des Daseins einen Tropfen eilend zu trinken und lechzend davonzugehen!" (Schiller.)

3. Was ist der Mensch, losgerissen vom Jenseits? Ein alter Schriftsteller sagt: er ist ein Bild der Schwäche, von Geburt aus eine Krankheit, eine Beute des Augenblicks, ein Spielball des Glücks, eine rasch verwelkende Blume, ein Bild der Unbeständigkeit, eine Verbindung von Neid und Unglück; das übrige ist Schleim und Galle.

„Und da sucht das Aug' so oft vergebens ringsumher und findet alles zu."

Das flüchtige Erdenleben mit seinen beschränkten Leistungen wird unter keinen Verhältnissen im stande sein, irgend einem Menschen ein vollkommenes, andauerndes Glück zu gewähren. Nehmen wir das menschliche Dasein, wie es seiner Natur nach ist, so müssen wir sagen: „Das Leben ist ein mühevolles Wandern, ein wüstes Jagen ist's von einem zu dem andern, und unterwegs verlieren wir die Kräfte."

„Ueberall", sagt einer unserer deutschen Pessimisten, „muß der Mensch in der Verwirklichung seiner Ziele tausend Ungelegenheiten fürchten, die nicht in seiner Macht stehen, überall fühlt er sich eingeengt von der Beschränktheit des Daseins; wo er einem Ziele nahe zu sein glaubt, versagt ihm plötzlich die Kraft, weil eine Krankheit sie lähmt oder das Alter sie erschöpft, und allem Streben nach irdischem Glück macht schließlich der Tod einen Strich durch die Rechnung, der wie der grausigste Hohn auf den Glauben an ein Glück als Lebenszweck des Menschen erscheint. Aber selbst da, wo sich die günstigsten äußern und innern Umstände vereinigen, um dem Menschen zur Befriedigung seines Glücksdranges zu verhelfen, da erfährt er erst recht, daß das Glück um so weiter von ihm flieht, je näher er daran zu sein scheint, es zu erjagen. Denn es liegt nicht in der Natur des menschlichen Willens, sich bei irgend einem erreichten Ziele zu beruhigen; was ihm eben noch das Ersehnteste war, erscheint

werthlos beim Besitz; und neue Ziele erneuern und verdoppeln die alte Unzufriedenheit. Wäre der Zweck des menschlichen Lebens die Glückseligkeit, so wäre es trotz aller sinnlichen, gemüthlichen und geistigen Freuden, die es bietet, nicht werth, gelebt zu werden, und auch für den Bestsituirten nur eine ungeheure Prellerei."

4. Muß nun der vom Urheber der Natur dem Menschen gegebene Glückseligkeitsdrang irgend einmal befriedigt werden? Schopenhauer verneint dies; er sagt: „Es gibt nur einen einzigen angeborenen Irrthum, und der ist, daß wir da sein sollen, um glücklich zu sein."

Da wäre also der Mensch der einzige grauenhafte Widerspruch in der ganzen weiten Schöpfung. Für das Gedeihen der Pflanzenwelt ist gesorgt; dafür sind Erde, Luft, Licht, Thau und Regen. Den Instincten und Begierden des Thieres entspricht vollkommen die irdische Welt mit ihren Einrichtungen. Nur der Mensch wäre getrieben, von einer Täuschung in die andere zu fallen und schließlich gefoppt in die Grube zu sinken. Was für einen Werth hätte ein solches Leben?

Ist es denn nicht Gott selbst, der den natürlichen Zug nach Glück in unser Wesen eingepflanzt hat? Und dieser weise Gott stieße mich unwiderstehlich auf ein Ziel hin, welches ich niemals erreichen soll? Ich, der ich mich in Kraft der mir von Gott geschenkten Natur für die Glückseligkeit bestimmt fühle, soll nach einem kurzen Leben voll Mühsal und bitterer Qual ins Nichts zurücksinken? Sollte es des Schöpfers der Welt würdig sein, einen so vollendeten Widerspruch in die Natur hineingelegt und alle Menschen von vornherein zu einer so schrecklichen Narrenposse verurtheilt zu haben?

Wer überhaupt noch von dem Dasein eines weisen, gerechten Schöpfers überzeugt ist, kann nicht daran zweifeln, daß Gott dem Menschen diesen Glücksdrang einprägte, um ihn zu befriedigen. Und ist das Diesseits nicht dazu angethan, die für

bleibendes Glück bestimmte Leere des Menschenherzens auszufüllen, dann folgt auf das flüchtige Diesseits ein bleibendes Jenseits, in welchem der Mensch das findet, wozu er von seinem Schöpfer bestimmt ist. Gott konnte den Menschen nur schaffen aus Gutheit und Liebe in der Absicht, ihn — wenigstens nach Maßgabe der menschlichen Natur — seines eigenen Glückes theilhaftig zu machen. Nur deshalb ist das Leben so kurz, weil auf die kurze Prüfung ein ewiges Glück folgen soll. Hienieden soll ich die Ruhe nicht finden, weil ich auf dem harten Weg der Pflicht einer ewigen Ruhe entgegengehen soll. Weil Gott so gut ist, darum mußte er uns für die Unsterblichkeit bestimmen.

5. Man vertröstet auf die „Unsterblichkeit im Bewußtsein der Nachwelt". Wie viele denn erreichen sie? Und was ist sie für jene, welche sie zu erreichen scheinen? „Ein Schall ist des Namens Unsterblichkeit: was bleibt vom mächtigsten Schalle? Still gleiten die Fluthen der Ewigkeit, und vergessen werden wir alle."

Was nach meinem Tode auf dem Schauplatze dieser irdischen Sichtbarkeit vor sich geht, kann mich nicht interessiren. Nicht einmal die in den Sarg gesunkene Weltgröße kann am Fenster stehen, um ihr feierliches Leichenbegängniß zu bewundern: auch jenes Ohr ist todt, welches von Lobsprüchen der Nachwelt entzückt werden könnte.

Das, wofür ich mich bestimmt fühle, das ist nicht ein leeres Phantom irdischer Unsterblichkeit, das ist eine persönliche Unsterblichkeit im Jenseits.

So ist denn auch thatsächlich der gegenwärtige Drang des menschlichen Herzens geradezu auf das jenseitige Leben gerichtet. Der Mensch erwartet die Unsterblichkeit. Er möchte nicht bloß fortleben in der Achtung und Bewunderung seiner Mitmenschen, in den Herzen seiner Angehörigen und Freunde, im Andenken der Nachwelt, in den Ergebnissen seiner edeln Bemühungen auf dem Schauplatz dieser Erde: nein, er selbst will fortleben in sich selbst, er will das trotz der allgemeinen Erfahrung, die wir alle

Tage machen, daß wir alle sterben müssen. Er sehnt sich anderswohin, übers Grab hinaus. Das ist der Drang der menschlichen Natur.

Selbst Gelehrte, welche sich in die Irrgänge des Materialismus und Positivismus verloren haben, sehen sich gezwungen, diese Thatsache einzugestehen. „Der," sagt Huxley, „welcher in unserer Welt voll Aengsten und Sünden für die sittliche Wahrheit kämpft, wird sich gewiß stärker fühlen, wenn er überzeugt ist, daß dereinst einmal, früher oder später, der vollendete Besitz des Friedens und des Glückes sein ganzes Wesen erfüllen wird, gerade so wie jemand, der auf Bergeshöhen arbeitet, sich muthiger fühlt, wenn er unter sich, unterhalb der Steinklippen und Schneehänge das häusliche Dach und den Ruheort erblickt, die seiner warten."

6. Sollte diese Thatsache allein nicht schon genügen, von dem wirklichen Dasein des Jenseits zu überzeugen? Wenn der Herbst die Sonnenwärme verscheucht — so wiederholt ein berühmter Redner unserer Tage den Gedanken eines alten Kirchenvaters — und die Bäume ihres herrlichen Blätterschmuckes beraubt, dann sehen wir die Schwalben erregt hin- und herfliegen, sie versammeln um sich die Scharen ihrer Jungen und zwitschern von den Dächern herab dem gastfreundlichen Lande, welches ihren Kleinen Obdach gegeben, einen lieblichen Abschiedsgruß zu. Fort geht's mit der Familie in die unbekannte Ferne! Diese Ferne sollte nicht existiren? Die Natur ist es, welche in dem Wesen der Vöglein die Sehnsucht nach einem fremden Lande wachgerufen. Und das fremde Land sollte ein Nichts sein? Nein, die Natur lügt nicht. Die Natur, welche die kleinen Segler in den Lüften richtig führt, sie sollte in die Menschenbrust einen untilgbaren Trieb nach einem künftigen Leben gelegt haben, damit er am Ende dieses Lebens sich getäuscht sehe? Diese große, ungeheure Bewegung, welche von jeher das ganze Geschlecht der Menschen an die Ufer einer andern Welt hintreibt, sollte eine thörichte Schrulle sein?

Das gleiche bekennt ein deutscher Dichter (der mitten im modernen Leben stand), wenn er sagt: Fremdlinge, Kinder der Berge, werden in Niederungen von unheilbarem Heimweh verzehrt. Wir gehören der Ewigkeit, und darum zernagt uns ein ewiges Sehnen. In der Jugend erwarten wir die Befriedigung von den spätern Jahren, und im Alter wenden wir uns in bitterer Täuschung um und wähnen hinter uns das Glück in der dahingeschwundenen Jugend und genießen nun statt der Hoffnungen die Erinnerungen an frühere Hoffnungen. Durch Täuschungen schwindet unser Leben dahin. Daraus folgt nicht, daß wir unglücklich sind, sondern unsterblich. Der wirkliche Zustand des Diesseits fordert für uns ein Jenseits und zeigt es außer uns. Warum wäre denn auf den schmutzigen Erdklumpen ein Geschöpf, begabt mit mächtigen Lichtflügeln, gesetzt, wenn es in die Geburtsscholle zurückfaulen sollte, ohne Aussicht zu haben, sich jemals wirklich in die höhern Lichtregionen erheben zu können? Jeder einzelne Mensch steht unendlich hoch über der gewaltig großen Welt der funkelnden Sterne. Ich habe ein Auge bis zu Gott dem Unendlichen hinauf und ein Herz, fähig, zu ruhen in Gott! Das unendliche Mißverhältniß zwischen unserer Sehnsucht und der irdischen Wirklichkeit wäre eine Gotteslästerung, wenn wir mit dem Tode in nichts verschwänden.

7. Das Sehnen des menschlichen Herzens nach dem Jenseits zeigt sich auch in seiner eigenthümlichen Kraft in der Anwendung auf andere, die uns im Leben recht nahe stehen. Wir sollten glauben, daß diese edeln Seelen nichts weiter sind als thierische Gebilde, als Atomhaufen, die im Tode restlos auseinanderfallen? Der Sohn hat seinem sterbenden Vater die Augen geschlossen, oder die Mutter hat ihr Kind in den Sarg gelegt! Und das menschlich-fühlende Herz soll sich mit dem Gedanken aussöhnen, daß alles für immer vorbei ist und daß es im Jenseits kein Wiedersehen gibt? Wer fühlt nicht die Unnatur einer solchen Zumuthung! Sogar ein Rousseau sagt: „Keine Spitzfindig-

keiten einer falschen Wissenschaft werden mich auch nur für einen Augenblick an der Unsterblichkeit der Seele zweifeln lassen; ich fühle es, ich wünsche es; ich werde es mit meinem letzten Athemzuge vertheidigen. Der Sohn wird seinen theuren Vater wiederfinden, und die Mutter wird ihr geliebtes Kind wiedersehen."

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Das Diesseits als unfertiger Beginn von etwas.

1. Das unserer Erfahrung zugängliche Diesseits erscheint uns allerwärts als etwas Unfertiges, welches in einem wirklichen Jenseits eine Ergänzung fordert, wofern es überhaupt eine Bedeutung haben soll. Seinem Wesen nach ist das Diesseits die Vorstufe, die Einleitung, welche nur durch ein darauffolgendes Jenseits verstanden werden kann.

Unfertig ist das menschliche Erkennen. Von Natur aus hat der Mensch einen Wissensdurst. Der Ocean des Erkennbaren ist aber unendlich, und nirgends erspäht der menschliche Geist einen Punkt, an welchem er sich niederlassen und Ruhe finden könnte. Je weiter das menschliche Wissen fortschreitet, desto unfertiger wird es. Denn jede gefundene Antwort eröffnet wieder ein Dutzend neuer Fragen. So liegt es im Wesen des Diesseits. Und es sollte nicht der menschliche Geist dazu bestimmt sein, schließlich doch zur Ruhe zu kommen?

Unfertig ist das menschliche Wollen. Auch unser Wille ist dafür da, in irgend einem Wesen bleibende Ruhe zu finden, welches unendliche Leere ausfüllt. Wo hätte ein menschliches Herz jemals im Diesseits ein solches Wesen gefunden? Das diesseitige Leben ist nur dazu angethan, das Feuer der Liebe zu entfachen, die furchtbare Triebfeder zu spannen. Wollend flattert der Mensch von einem zum andern. Alles will er, und in

allem täuscht er sich, und unbefriedigt in bitterem Schmerz steht er am Rande des Grabes!

2. Unfertig ist auch alles menschliche Arbeiten und Ringen im Leben. Wären die Bemühungen eines Glücklichen mit allem erhofften Erfolg gekrönt; wäre es ihm gelungen, ein großes Geschäft, eine gewaltige Unternehmung in Gang zu bringen, eines jener Riesenreiche zu stiften, so groß, wie sie die Welt selten gesehen: platzt nicht hienieden alles wie Seifenblasen, um andern Phantomen Platz zu machen?

Alles ist Kinderspielzeug, das auf die Dauer keinen Menschen befriedigen kann. Auch die alleredelsten Bestrebungen: was für eine Bedeutung könnten sie noch haben, wenn mit dem Tode alles fertig wäre? Ein jeder sieht es ein, daß die materialistische Lehre ein erbärmlicher Gedanke ist, der hier für jeden nachdenkenden Menschen vollständige Erstarrung und geistige Lähmung, träges und dumpfes Dahinleben, auf der anderen Seite Muthlosigkeit und Verzweiflung mit sich führen muß! Denn warum soll ich arbeiten, wenn meine Arbeit ohne höhern Zweck und höheres Ziel bleibt, wenn ich nach kurzer Zeit in ein ewiges Nichts versinke? Wie soll überhaupt da ein Leben noch lebenswerth sein, das sich immer wieder — wie für den Einzelnen, so auch für die Gesamtheit — aus Wahn und Täuschung, Mühe und Sorgen, Kampf und Schmerz zusammensetzt? „Und damit, was er auch trage, er verzweifle nicht am Heil, führt ihn Schicksal bis zum Grabe an der Hoffnung Narrenseil." Da das irdische Leben keine dem Menschen entsprechende Bedeutung hat, wäre es für den am Narrenseil Gegängelten — für den Einzelnen und für die Gesamtheit — das gescheiteste, dem Leben baldigst ein Ende zu machen, um so früh als möglich in das erlösende Nichts einzugehen.

Wie ganz anders erscheint uns doch die irdische Existenz mit der Ueberzeugung von einem künftigen Leben! Wie werden da die Muthlosen erhoben durch das tröstliche Bewußtsein, daß keine

Mühe, keine treue Pflichterfüllung umsonst ist, daß alles, bis ins kleinste, im Widerschein der Ewigkeit einen hohen Werth besitzt!

3. Unfertig ist schließlich die gesamte Rechtsordnung, das Walten der Gerechtigkeit. Der erste Grundsatz der Gerechtigkeit fordert, daß das Gute belohnt, das Böse bestraft werden muß. In seinem Busen trägt der Mensch das unverwüstliche Bewußtsein, daß er mit seinem sittlichen Verhalten nicht etwa bloß vor einem menschlichen Richterstuhl, auch nicht bloß vor dem Richterstuhl seiner eigenen Vernunft verantwortlich ist, sondern vielmehr vor einer absoluten Macht, welche über dem Menschen steht und alle Menschen, gute und böse, vor ihren Richterstuhl zieht, um sie nach der Norm unverbrüchlicher Gerechtigkeit zu behandeln Wo ist dieser Richterstuhl?

Wäre nicht ein in sich abgeschlossenes Diesseits ein wahrer Hohn auf die Gerechtigkeit? Allerdings finden auch hienieden schon einige rechtschaffene Leute einen Lohn; aber die Masse der Rechtschaffenen bleibt unbelohnt. Allerdings werden manche Diebe und Mörder von Strafurtheilen ereilt; aber diese Strafurtheile treffen auch Unschuldige; und die große Mehrzahl schlechter Thaten bleibt unbestraft. Gewiß ist der Friede eines unverletzten Gewissens ein kostbares Gut; aber es ist nur eine Stärkung auf dem Lebenswege zur Heimat im Jenseits, es ist nicht die Ruhe der Heimat; es gibt Muth zur Ausdauer, aber es ist keine endgiltige Befriedigung.

Weder das menschliche Herz noch die ewige Gerechtigkeit wird durch die wirklichen Verhältnisse des Diesseits zufriedengestellt. Das Gute unterliegt und das Laster triumphirt. Tausende und Abertausende Unschuldiger sind im Verlaufe der Jahrhunderte von der beschränkten menschlichen Gerechtigkeit zu Tode gequält worden; sie starben den Tod der Entehrten, für die Nachwelt gezeichnet mit dem Brandmal der Schmach. Ihre Verleumder und Verfolger lebten und starben in größten Ehren. Wo wäre Recht,

wenn es nicht im Jenseits für jene unschuldig Gequälten einen Himmel und für diese wollüstigen Tyrannen eine Hölle gäbe

Mit Recht klagt der Dichter: „Ich seh' Verdienst zum Bettelstab geboren, und lumpig Nichts genährt mit Zuckerbrod; und reinste Treue treulos abgeschworen; und Ehr' und Gold dem Hampelmann verliehen; und keusche Tugend über Schändung weinen; und Würdigkeit zeitlebens nicht verziehen; und Kraft entkräftet durch Gewalt der Kleinen; und Kunst durch rohen Machtspruch stumm gemacht; und Thorheit richtend über edle Geister; und Einfalt gar als Albernheit verlacht; und ‚Gut' als Sträfling, ‚Bös' als Kerkermeister." Was für ein Gott im Himmel, der in solcher Weise gleichgiltig sein könnte gegen Gutes und Böses!

Nein! Gäbe es statt der Tausende nur einen einzigen glücklichen Taugenichts und statt der Millionen einen einzigen vom Unglück heimgesuchten Gerechten, so wäre das Dasein eines Jenseits bewiesen, welches den von der Gerechtigkeit geforderten Ausgleich bringen muß.

4. Das Diesseits ist in jeder Hinsicht etwas Unfertiges; es ist ein großartiges Portal, vor dem wir stehen; es ist der Beginn von etwas, ein weiter Bahnhof mit verwickeltem Schienengeleise, welches in der Ferne dem spähenden Auge verschwindet; es ist ein stetes Einsteigen neu ankommender Passagiere. Der Zweck, das Ende, die Auflösung liegt nicht im irdischen Gesichtskreise. Das ganze diesseitige Dasein ist seinem Wesen nach Mittel zu etwas, was im Diesseits nicht vorhanden ist; es ist ein Hineinwachsen in ein Unbekanntes. Wie das unterirdische Thierchen, welches für Tageslicht kein Organ besitzt, das wundervolle Wurzelgeäste der gewaltigen Baumkrone wahrnimmt, ohne von letzterer eine Vorstellung zu haben, so betrachten wir kurzsichtige Menschenkinder die verschlungenen Verhältnisse des Diesseits.

Sollte nun das, was uns wegen unseres beschränkten Standpunktes als unfertig vorkommt, nicht einen Abschluß haben?

Sollte hinter dem Portal nicht ein Inneres vorfindlich sein, welches der großartigen Außenseite entspräche? Sollte nicht der diesseitige „Beginn" der Beginn von „etwas" sein? Sollte nicht der Bahnhof mit seinen Schienengeleisen dazu veranlagt sein, uns zu einem wirklichen Ziele zu führen, wenn wir das Ziel, solange wir auf dem Bahnhofe warten, auch nicht sehen können? Sollte es die Natur gewollt haben, daß beständig Passagiere einsteigen zur beschwerlichen Fahrt des Lebens für nichts und wieder nichts? Sollten wir, die wir hienieden die Wurzeln einer höhern Welt betrachten, diese höhere Welt läugnen, weil wir für dieselben, solange wir im Leibe wandeln, keine Organe besitzen?

Man wird vielleicht denken: die Zukunft in der Entwicklung der Erde und ihren Verhältnissen wird wohl den abschließenden Zustand bringen, der der gegenwärtigen Entwicklung entspricht und den die Gegenwart nirgends aufweist. Aber zu welchem abschließenden Zustande eilt denn die Erde mit ihrer grandiosen Entwicklung? Wie das größte Feuerwerk verendet in werthloser Asche, so eilt die ganze Weltentwicklung des Diesseits mit physikalischer Nothwendigkeit einem Ende zu, welches Auflösung, Asche, Weltvernichtung bedeutet. Und in solcher Zukunft, in solchem Abschluß sollte der beabsichtigte Zweck, die höchste Bedeutung der Weltentwicklung gelegen sein?

Nein! Wie ein Feuerwerk nicht seinem Zwecke dient in der Asche, in welcher es schließlich erlischt, sondern darin, daß es in seinem Verlaufe die Zuschauer ergötzt, so hat das Diesseits seinen bezweckten Abschluß nicht in dem Endzustande dieser Erde. Es hat denselben weder in der diesseitigen Gegenwart noch in der diesseitigen Zukunft. Also wächst es hinein in ein Jenseits, um dort den Abschluß zu finden, der alles Vorhergehende erklärt. Das Leben ist ein stets unfertiger Kampf, dessen Erfolg sich im Jenseits befindet.

5. Man hat nun behauptet, wohl gebe es ein Jenseits zur

Belohnung der Guten, keineswegs aber zur Bestrafung der Nichtswürdigen; für diese sei die beim Tode eintretende Vernichtung die entsprechende Strafe. Dies ist unrichtig. Gott bestimmte mich allerdings dazu, glücklich zu sein. Er schenkte mir das Leben, ohne mich um meine Einwilligung zu fragen; er ist ja der Herr, ich bin das Geschöpf. Er konnte mir aber das Leben nicht schenken, um mich von sich unabhängig zu machen. Mein Leben kommt seinem Wesen nach von Gott und ist für Gott bestimmt. Gott muß wesentlich Herr bleiben; er behält ein Recht auf alle seine Geschöpfe. Von seinen vernünftigen Geschöpfen muß Gott fordern, daß sie sich in ihrem Leben seinem Willen unterwerfen. Gottes Wille ist zunächst ausgeprägt in dem sittlichen Sollen, im Gewissen. Wer gegen das Gewissen handelt, raubt Gott die schuldige Ehre, er beleidigt Gott.

Wenn der Mensch das Leben von Gott nicht empfangen hätte, würde er es nicht mißbraucht haben. Aber er hat es nicht empfangen, um es zu mißbrauchen, sondern um durch den rechten Gebrauch des irdischen Lebens sich ein ewiges glückliches Leben zu verdienen. Des Menschen Schuld ist es, wenn er in freventlicher Weise sein Leben mißbraucht. Auf Schuld folgt Strafe. Und für einen wissentlichen und freiwilligen Frevel sollte die Vernichtung die gerechte Strafe sein?

Der Augenblick der Vernichtung läßt weder ein Schuldbekenntniß zu, noch ein Gefühl der Strafe. Und vor der Vernichtung sehnt sich jeder Bösewicht um so mehr nach ihr, je inniger er im Bösen bis zum Augenblick der Vernichtung zu verharren gedenkt. Wer sich trotz der Gewissensbisse nicht scheut, wie ein Thier zu leben, macht sich recht gerne mit dem Gedanken vertraut, beim Tode wie ein Thier zu verenden. Nein, Vernichtung ist keine Strafe.

Gott hat dem Menschen die menschliche Natur geschenkt in ihrer Eigenthümlichkeit; diese menschliche Natur mißbraucht der sündigende Mensch; in seiner Natur muß er also auch die Strafe

erleiden. In der Sünde wandte sich der Mensch von Gott weg, indem er dem Genusse irgend eines Geschöpfes vor dem göttlichen Willen den Vorzug gab. Als Strafe muß er also Gottes verlustig gehen, er muß diesen Verlust als Strafe fühlen und außerdem sich wegen des sündhaften Genusses gepeinigt fühlen. Wie wäre das der Fall, wenn der Tod die Vernichtung brächte? Wie wäre überdies die für alle bösen Menschen gleiche Vernichtung eine gerechte Strafe für die an Zahl und Schwere so ungleichen Verbrechen verschiedener Menschen?

Der Tod bringt also keineswegs Vernichtung; wohl aber bringt er einen endgiltigen Abschluß der Prüfungszeit. Wie der Baum fällt, so bleibt er liegen. Es gibt Seelen, welche ohne alle Schuld und Strafverpflichtung ins Jenseits hinübertreten; es gibt Seelen, deren Schwächen und rückständige Buße noch durch zeitliche Strafe zu tilgen sind; es gibt auch Sünder, welche sich selbst für immer von Gott getrennt haben, welche also Gottes Gerechtigkeit mit ewiger Strafe bestrafen muß.

6. Dies alles wird beim Tode im Gericht endgiltig entschieden; die Prüfung ist zu Ende. Um der Prüfung unterzogen zu werden, dazu war der Mensch als Naturwesen mit tausend Fäden vermittelst seines Leibes an diese Sinneswelt geknüpft. Im Tode löst sich die Seele vom Leibe; das Naturwesen, der „Mensch", hört auf, die Fäden werden zerrissen; der Mensch ist am Ende seiner natürlichen Laufbahn, und die Seele kann höchstens noch den Augenblick erwarten, in dem sie durch ein Machtwort der göttlichen Allmacht mit dem nämlichen menschlichen Leibe verbunden wird, zu dessen Belebung sie mit ihrem ganzen Wesen, mit allen ihren Fähigkeiten bestimmt war.

Wenn dem allem nun so ist, dann hat das diesseitige Leben eine unendlich hohe Bedeutung; es bietet uns Endliches, Flüchtiges, welches aber ins Unendliche, ins Bleibende hineinwächst; es ist das erhabene glänzende Portal, durch welches der Mensch bei seinem Tode eintritt in das Innere des Palastes der Gott-

heit. „Der Mensch wird eingehen in das Haus seiner Ewigkeit" (Eccl. 12, 5). Im Lichte dieser Ewigkeit erscheint irdisches Glück und irdisches Leid unendlich klein; man versöhnt sich mit der Wahrnehmung, daß es nicht nach persönlichem Verdienst vertheilt ist.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Die Nothwendigkeit der Ueberzeugung vom Jenseits.

1. Das Grundübel des Lebens ist die falsche Schätzung des Diesseits. „Das Drüben kann mich wenig kümmern; aus dieser Erde sprossen meine Freuden, und diese Sonne scheinet meinen Leiden." So der irdisch gesinnte Mensch.

Die Ueberzeugung vom Bestande eines wirklichen Jenseits läßt erst das Diesseits im rechten Lichte erscheinen; sie ist für den Bestand der Menschheit hienieden nothwendig. Ist dies aber der Fall, so müssen wir schließen, daß dieser Ueberzeugung Wahrheit und Wirklichkeit entspricht, da ja kein Irrthum für den Bestand der Menschheit nothwendig sein kann.

Wie das Thier des Instinctes bedarf, der es auf dem rechten Geleise seines Handelns hält, so bedarf der Mensch in ungezählten Fällen von größter Tragweite eines erkannten Beweggrundes. Er findet solche Beweggründe sittlichen Verhaltens im Hinblick auf zeitliches Wohlbefinden; er kann beispielsweise mäßig sein, um nicht seiner Gesundheit zu schaden; kann sich des Diebstahls enthalten, um nicht mit der Polizei in unliebsame Berührung zu kommen. Auch findet er einen Beweggrund in dem Hinblick auf seine Vernunft, seine Menschenwürde; er kann sittlich handeln aus Achtung vor sich selber. Wenn wir aber den Menschen nehmen, wie er wirklich ist, so finden wir, daß solche Beweggründe in den wenigsten Fällen eine genügende Kraft in sich

besitzen. Wie viele freveln gegen das Sittengesetz und sind dabei gesund und mit irdischen Glücksgütern überschüttet! Und die Selbstachtung pflegt nur so lange vorzuhalten, als es sich um den Schein äußern Anstandes handelt.

Der einzige Beweggrund, der einen vernünftigen Menschen für alle Fälle mit Erfolg zu beeinflussen im stande ist, das ist der Hinblick auf Gott, dem wir Unterwürfigkeit schuldig sind, auf Gott, der uns mit dem Gewissen auch einen unwiderstehlichen Glücksdrang in die Brust gelegt hat; auf Gott, der dem treuen Befolger des göttlichen Willens das wahre Glück verheißt und dem Verächter seiner Gebote ewige Strafe androht. Wo wäre aber dieses wahre Glück und dieses ewige Unglück, wenn nicht im Jenseits? Darin liegt die durchschlagende Macht des Gewissens, daß die guten Menschen fest auf Gott vertrauen, er werde den Drang ihres ganzen Wesens dereinst befriedigen; und daß die Schlechten erzittern vor der entsetzlichen Strafe, die ihrer wartet.

2. Man verschleiere dem Menschen das Jenseits: und das, was man Gewissen nennt, hat seine Kraft eingebüßt. Es hat im günstigsten Falle nur noch die Bedeutung eines edlern Instinctes, über welchen man sich mit der größten Leichtigkeit hinwegsetzt. Die menschliche Natur würde eines jeden leitenden Zügels entbehren, sie wäre sich selber überlassen. Und diese Natur, wie wir sie auch aus der Erfahrung kennen, ist etwas Entsetzliches.

Sonderbar! Die Feinde der menschlichen Gesellschaftsordnung proclamiren den Atheismus und den Materialismus als die Grundlage einer glücklichen Zukunft. Haben denn diese Zwillingsbrüder noch nirgends in der Geschichte und in der Gegenwart Einfluß auf Menschen ausgeübt? Wo war oder ist dieser Einfluß irgendwie ein veredelnder, beglückender? Die Jahrtausende der Vergangenheit, die Schrecken des Heidenthums und die weitesten Schichten der Gegenwart verkünden es laut: niemals wird der Mensch ein höheres Thier sein können; er kann nicht Bestie werden, ohne zugleich Teufel zu sein.

Nicht die Noth, sondern der Mangel an Gottesfurcht und die übermäßige Schätzung der Freuden und Güter des Diesseits sind die Hauptquelle der Unsittlichkeit und aller Verbrechen. Als bloßes Sinneswesen betrachtet, ist der Mensch das leidenschaftlichste aller Sinneswesen. Er ist, wie Oken sagt, das grimmigste Raubthier und der unterwürfigste Wiederkäuer, die artigste Meerkatze und der scheußlichste Pavian, das stolzeste Roß und das geduldigste Faulthier, der treueste Hund und die falscheste Katze, der großmüthigste Elefant und die hungrigste Hyäne, das frommste Reh und die ausgelassenste Ratte.

Freilich besitzt der Mensch Verstandeskräfte. Verschleiert man aber dem Menschen das Jenseits, um ihn auf die Interessen des Diesseits zu beschränken, so wird er seinen Verstand nur dazu verwenden, seine sinnlichen Ansprüche in der raffinirtesten Weise zu befriedigen. Ein Blick auf die Schichten der Gesellschaft, in welchen die Ueberzeugung von einem Jenseits verdunkelt ist, liefert den Beweis, daß, je sorgenfreier ein Mensch gestellt ist, er desto ungebundener seinen Lüsten fröhnt und desto herzloser das Glück seiner Mitmenschen zertritt, wobei er sich im besten Falle bemühen wird, seine Schlechtigkeit unter einigen erheuchelten Anstandsformen zu verbergen.

Nur die Ueberzeugung von der Unsterblichkeit gibt dem Menschengeschlecht die Kraft, sich auf entsprechender Höhe zu halten. Auch in der alten Heidenwelt gab es — fern von den geräuschmachenden Wortführern — gewiß manche, die ein rechtschaffenes, gottesfürchtiges Leben führten: sie vermochten es, weil sie von der Unsterblichkeit überzeugt waren.

„Weil die Seele unsterblich ist," sagt Plato (im Phädon), „umfaßt unsere Fürsorge nicht bloß unser irdisches Leben, sondern die ganze Seinsdauer. Wäre der Tod als gänzliche Vernichtung zu betrachten, so wäre das ein wahrer Glücksfund für die Bösen, welche beim Sterben nicht nur vom Leibe, sondern mit der Seele zugleich von all ihrer Schlechtigkeit geschieden würden. Da nun

aber die Seele offenbar unsterblich ist, bleibt ihr kein anderes Mittel, dem Bösen zu entrinnen, als das Streben, möglichst gut zu werden und nach dem Gewissen zu leben. Nichts nimmt sie mit hinüber ins Jenseits als ihre eigene Ausbildung und Seinskraft; und diese Errungenschaften werden dort dem Geiste gleich nach der Ankunft zum größten Glück oder zum größten Uebel gereichen."

Je stärker und klarer bei einem Volke diese Ueberzeugung hervortritt, desto geordneter sind die Verhältnisse, desto glücklicher sind die Menschen; desto mehr fühlt sich das Gute ermuthigt und das Böse zurückgeschreckt. Beeinflußt durch die feste Ueberzeugung vom Jenseits erhält unser Leben erst eine menschenwürdige Bedeutung, wird zu einem Leben der Tugend und des Friedens. In dieser Ueberzeugung besitzen wir die Kraft, um die Macht der Leidenschaften unter allen Umständen zu zügeln, um den Schmerz und die Bedrängnisse des Lebens ungebeugt ertragen zu können, um allen Anforderungen unserer Gewissenspflicht mit Muth und Freude nachzukommen. Nichts ist unmöglich, nichts ist zu schwer, wo es sich darum handelt, in kurzem Kampfe für Gottes Willen die ewige Palme göttlichen Glückes zu erringen.

3. Indem der Mensch vor allem die Interessen des Jenseits im Auge behält, gewinnt er auch die Macht, in rechter Weise für die Interessen des Diesseits thätig zu sein. Nur dann, wenn der Mensch im tiefsten Grunde Ueberirdisches erstrebt, können die verschiedenen Verhältnisse dieser Erde in die rechte Ordnung gebracht werden.

Verwirrung gibt's, wenn alles den Postwagen oder das Wartezimmer oder den Eisenbahnwaggon so behandelt, als wäre dort eine bleibende Stätte zu finden. Wenn hingegen alles nach der Heimat verlangt, so wird niemand unglücklich darüber, daß der Weg zur Heimat nur Weg ist; man wird alles, was der Weg bietet, in rechter Weise zu benutzen suchen. Der Reiche klebt

nicht fest an seinem Reichthum, und der Arme verzweifelt nicht wegen seiner Dürftigkeit. „Gebet dem Volke," sagt Victor Hugo, „dem leidenden Volke, dem die Welt täglich schwerer wird, gebet ihm die Hoffnung auf eine bessere Welt, und das Volk wird Geduld haben; die Geduld ist die Tochter der Hoffnung." Gebt dabei aber auch allen Höherstehenden das Bewußtsein der Verantwortlichkeit im Jenseits, und der so egoistische Mensch empfindet in seinem Herzen die opferwillige Nächstenliebe. Man belebe wieder bei Reichen und Armen den festen Blick auf das Jenseits, und alle socialen Fragen sind damit freilich noch nicht gelöst, aber es ist der Boden gewonnen, auf dem allein dieselben zum Heile der Menschheit gelöst werden können.

Wir Christen stehen also mit unserer Ueberzeugung vom Jenseits fest auf dem Boden der Wirklichkeit, so daß Wahrheit und Wissenschaft laut für unsere Ueberzeugung Zeugniß ablegen. Daß diese Ueberzeugung in uns eine feste, klare und unerschütterliche ist, das verdanken wir unserer christlichen Religion, unserer katholischen Kirche. Ihre Grundlage besagt es, daß das gegenwärtige Leben nur eine Vorbereitung ist auf das zukünftige.

Ohne Hoffnung kann der Mensch nicht leben. In bittern Klagen erkennen jene Menschen, welche vor dem Lichte des Christenthums freiwillig ihr Auge schließen, es an, daß das Schicksal sie, die Sklaven ihrer Leidenschaften, gefesselt an der „Hoffnung Narrenseil", zur Grube schleppt. Gefoppt im Diesseits, gequält im Jenseits!

Petrarca sagt irgendwo das schöne Wort: „Was die Thörichten Sterben nennen, das ist der Anfang des Lebens, der Anbruch des Morgenrothes von jenem Tage, auf den keine Nacht mehr folgt."

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Geist und Materie.

1. Solange es Menschen gab, denen die Sättigung ihrer irdischen Begierden als Hauptsache galt, hat es Menschen gegeben, die sagten, die Seele sei nichts als Materie oder eine hinfällige Beeigenschaftung der Materie; somit könne von einem Fortbestande der Seele nach dem Tode nicht die Rede sein.

Demokrit, der stets lachend gelebt hat und als verzweifelter Selbstmörder gestorben sein soll, belehrte bereits die alten Griechen, es gebe überhaupt nichts als Atome und leeren Raum; den Grund der Welt bilde Zufall und brutaler Zwang, sonst nichts. Denken und Wollen sei nichts als ein Zu- und Abschießen von Atomen, ohne Leitung und ohne Ordnung. Aehnlich Epikur. Aus dem Sumpf des römischen Heidenthums heraus sagt Plinius: „Nur die menschliche Eitelkeit lügt sich selbst für die Zeit nach dem Tode Leben vor, indem sie bald die Unsterblichkeit der Seelen, bald eine Umgestaltung und bald ein Leben in der Unterwelt annimmt; als wenn das Leben des Menschen in irgend einer Weise von dem der übrigen Thiere verschieden wäre." Lukrez hat solche Weisheit dichterisch verarbeitet. In keinem Jahrhundert der christlichen Zeit hat es an verzweifelten Genußmenschen gefehlt, die zur Vertheidigung solcher Ansichten alle ihre Kräfte einsetzten. Heute ist deren Zahl übergroß.

Man könnte die Frage aufwerfen, warum denn so viele mit aller Zähigkeit das Jenseits außer Rechnung setzen möchten. Die Antwort dürfte leicht zu finden sein. La Bruyère sagt: „Ich möchte einmal einen nüchternen, mäßigen, keuschen, gerechten Menschen finden, der die Existenz Gottes und die Unsterblichkeit der menschlichen Seele läugnete; dieser wenigstens würde unparteiisch sein; aber einen solchen Menschen gibt es nicht." In gleichem Sinne behauptet Kant, daß wohl niemals eine rechtschaffene

Seele gelebt habe, welche den Gedanken hätte ertragen können, daß mit dem Tode alles zu Ende sei.

Es sind die sich aus der Läugnung des Jenseits ergebenden Consequenzen, welche den Ausschlag geben und beziehentlich der in Rede stehenden Wahrheit die Thatsache bedingen, von der der Dichter spricht: „Die Tugend kämpft für sie mit allen ihren Freunden, das Laster sieht den Streit und schlägt sich zu den Feinden."

2. Man kann von der Unsterblichkeit sagen, was von jeder Grundwahrheit des sittlichen Lebens gilt: sie besitzt Licht genug, daß ein unverdorbenes, wahrheitsliebendes Herz sie auffasse; sie ist dunkel genug, daß ein verdorbenes Herz sich dagegen verblenden könne. Nicht der Verstand, sondern der Wille soll über das Schicksal des Menschen entscheiden. Der Mensch muß die Wahrheit wollen.

Sollte nicht gerade solche zur Verachtung des Jenseits hindrängende Willensrichtung für jeden denkenden Menschen einen wenn auch indirecten Beweis für die Hinfälligkeit der modernen Lebensauffassung bilden? Dies ist beachtenswerth. Wäre die wahre Wissenschaft auch nicht in der Lage, uns, von festen Thatsachen ausgehend, in das Wesen des Menschen einen Einblick zu gestatten: jene indirecte Beweisführung genügte vollständig, um die Sache für uns endgiltig zu erledigen. Ueberall finden wir in der Geschichte die Vernachlässigung des Jenseits nicht mit wissenschaftlicher Gründlichkeit verschwistert, sondern mit sittlicher Verkommenheit, wenigstens Gleichgiltigkeit. Menschen, welche leben möchten wie das Thier, Menschen, die es müde sind, durch die Vorwürfe des Gewissens belästigt zu werden, setzen ihre Verstandeskraft ein, um sich mit Scheingründen das Jenseits zu verbergen.

Nun kann aber etwas, was solche Folge nach sich zieht, in sich nicht wahr sein. Also ist die Läugnung der Unsterblichkeit und des Jenseits unwahr. Dieser Beweis ist vollgiltig. Auch ein J. J. Rousseau hat das begriffen. Er sagt: „Niemals

ist die Wahrheit dem Menschengeschlecht schädlich. Das ist für mich ein Beweis, daß solche Lehre die Wahrheit nicht ist."

3. Wir sind nun aber durchaus nicht in der Lage, uns mit solcher indirecten Beweisführung begnügen zu müssen. Das Wesen der menschlichen Seele zeigt sich auch direct in den Erscheinungen des menschlichen Lebens.

Manche sind nicht so verwegen wie die Materialisten, daß sie beim letzten Athemzug eines Sterbenden erklären: Jetzt ist alles aus, hinter dem Tode gähnt der Abgrund des Nichts! Nein, sie fliehen den Gedanken an den Tod und sagen: Wer weiß es? was kümmert's mich, was nach dem Tode kommt? Man lebt nur einmal; warum soll ich mir die Genüsse der Erde mit allerlei Grillen stören? Eine solche Weisheit ist ähnlich der Weisheit jener, welche — etwa auf der Eisenbahn sitzend — eine fürchterliche Katastrophe herannahen sehen und darob die Augen schließen, um für den Augenblick nicht gestört zu werden. In solcher Weise gleichgiltig sein ist nicht sowohl Wahnsinn als vielmehr ein Verbrechen. Mit Recht sagt Pascal: „Die Frage nach der Unsterblichkeit der Seele ist ein Anliegen von solcher Bedeutung, ein Anliegen, welches uns so tief berührt, daß man jedes höhere Gefühl verloren haben müßte, wenn man demselben gegenüber gleichgiltig bleiben wollte."

Die Menschenseele ist unsterblich; denn sie ist von geistiger Natur. Unter Geist versteht man überhaupt ein einfaches und unkörperliches, von der Materie durchaus unabhängiges, mit Verstand und freiem Willen begabtes Wesen.

Die edelsten Denker des Alterthums waren von der Geistigkeit der Menschenseele überzeugt. „Die Seele", sagt Plato, „sucht nach dem Tode das Göttliche auf, um Rechenschaft zu geben von ihren Handlungen, wie das Gesetz der Väter es sagt; ein Umstand, der ebenso trostreich ist für den Rechtschaffenen als furchtbar für den Bösen, der in diesem Augenblick bei niemandem Hilfe finden wird. Da die Sache sich nun so verhält, so sollte

man doch nicht alle Mühe aufwenden, um die falsche Meinung zu stützen, daß diese Fleischmasse, die man dem Grabe zuführt, die Person selbst sei, die uns so theuer ist" (De leg. l. 12).

4. Zuerst ist es die Eigenthümlichkeit der menschlichen Erkenntniß, welche uns von dem Vorhandensein eines geistigen Lebensgrundes im Menschen überzeugen muß.

Das Thier erkennt nur materielle Einzeldinge und materielle Einzelvorgänge. Somit ist die gesamte Erkenntnißthätigkeit des Thieres eine Sinnesthätigkeit; sie wird geübt von dem Organismus, d. h. sie geht von der einen Substanz aus, welche aus dem Lebensgrunde und dem Stoffe gebildet ist. Im Menschen findet sich diese nämliche Sinnesthätigkeit. Insofern ist der Mensch thierisch. Aber außerdem findet sich in ihm eine Erkenntniß, welche ihn vor dem Thiere auszeichnet. Der Mensch erkennt das Wesenhafte eines jeden Dinges.

Der Mensch erkennt ferner an den Dingen das Seiende, Einheitliche, Wahre, Gute, Schöne. Er faßt die Dinge und Erscheinungen zusammen nach Klassen und Gesetzen; greift alles auf gemäß der allgemeinen Beziehungen von Ursache und Wirkung, von Zweck und Mittel; beachtet überall das Ursächliche, Zweckdienliche, Nothwendige, Unbestimmte, Zufällige.

Weil der Mensch Allgemeines, Uebersinnliches erfaßt, besitzt er Urtheile von allgemein giltigem Werth und ist in der Lage, nach den eisernen Gesetzen der Logik Unbekanntes aus Bekanntem zu erschließen bis in Regionen hinein, in welche keine Sinneserfahrung gelangen kann. Alle seine Gedanken vermag er zu kleiden in die Laute seiner Stimme und so die Sprache zu bilden mit ihrem merkwürdig verschlungenen Satzbau.

Der Mensch steigt hinauf in jene überstoffliche Welt, wo die Wahrheit herrscht und die Schönheit. Von dort her holt er sich die Gesetze, nach welchen er sich richtet, wenn er mit seiner Geistesthätigkeit durch des Bildhauers Meißel, durch des Malers Hand, durch der Stimmen und der Instrumente Laut in unbeschränkt

verschiedenem Ebenmaß der Natur sein Ideal aufdrückt. Wohl singt auch die Nachtigall, aber sie singt, wie die Natur sie anleitet; Musik versteht sie nicht. Wohl baut auch die Schwalbe wundervoll schön ihr Nest, aber sie baut es genau so, wie sie es Tausende von Jahren gethan hat. Erstaunlich sind die Leistungen thierischen Instinctes und thierischer Kunstfertigkeit. Aber das alles ist dem Thiere zu seinem Bestande von der Natur oder vielmehr von dem Urheber der Natur in überraschender Vollendung eingefügt. Es bewegt sich in fixirten Fugen, gleich den Tönen der Drehorgel, die keines Künstlers bedürfen, der sie melodisch-harmonisch hervorlockte. Außer diesen bestimmten Fugen ist beim Thier alles blöde und geistlos.

Indem der Mensch Einheit und Zahl auffaßt, erschaut er die unabänderlichen, vielverschlungenen Verhältnisse einer neuen Wunderwelt bis in die höchste Mathematik hinein. Das Thier fühlt sich behaglich nach Beruhigung seiner thierischen Begierden; wie hätte es sich jemals in das Reich der Zahlen erhoben, um dort irgend welchen Genuß zu finden?

Durch derartige Erkenntnisse gewinnt der Mensch jene Unabhängigkeit von der Außenwelt, jene Ueberlegenheit über die Natur und ihre Kräfte, welche ihn als Menschen auszeichnet und auf seinem ganzen Gang durchs Leben als König der Schöpfung erscheinen läßt.

Der Mensch betrachtet diese große sichtbare Welt, und mit elementarer Gewalt drängt sich ihm die Frage auf: Woher? Wozu das alles? Woher diese mit Abhängigkeit aufeinander folgenden Dinge, wenn nicht von einem Wesen, von welchem alles abhängig ist, ohne daß es selbst von anderem abhängig wäre? Woher diese herrliche Ordnung in milliardenfach verschlungener, sich stets wiederholender Zweckmäßigkeit, wenn nicht von einem Wesen, welches der Grund dieser Ordnung ist und welches die Welt gewollt hat? So gelangt der denkende Mensch zu Gott. Die Gottheit findet er wieder in den Gesetzen seines

Innern; er erkennt Gott als seinen Schöpfer und Herrn, seinen Gesetzgeber, als das Ziel seines Lebens und Strebens. Ein solches Erkenntnißleben genügt, um in jedem denkenden Menschen die Ueberzeugung hervorzurufen, daß der Mensch eine Seele, und zwar eine geistige Seele hat.

5. Was wäre denn im Menschen der Träger des vielgestaltigen menschlichen Erkenntnißlebens, wenn er nicht außer der Materie einen seelischen Thätigkeitsgrund besäße? Ein Haufen von Billionen Atomen wäre der einheitliche Ausgangspunkt des einheitlichen Bewußtseins, eines jeden Gedankens, Urtheils, Vernunftschlusses. Ein wesentlich der Ausdehnung unterstelltes Material wäre der Ausgangspunkt von Thätigkeiten, welche mit Ausdehnungsverhältnissen gar nichts zu schaffen haben. Der bloße Stoff erhöbe sich zur Erfassung überstofflicher Ideen, zur Erstrebung idealer Zwecke, für die doch bloßer Stoff, gemäß seiner Natur, ganz interessenlos sein muß! Außer dem Stoff ist also jedenfalls im Menschen eine Seele vorhanden. Dies ist aber nicht alles.

Dieser im Menschen vorfindliche Lebensgrund besitzt ein besonderes, ihm allein eigenes, vom Stoff unabhängiges Sein. Man nennt solches Sein ein geistiges. Denn das, wovon eine Thätigkeit ausgeht, muß so sein wie die Thätigkeit. Ist die Thätigkeit eine geistige, so muß auch ihre Ursache geistig sein. Nun zeigt aber ein Blick auf die Erkenntnißthätigkeit des Menschen, daß der in den menschlichen Organen vorfindliche Stoff sich in keiner Weise innerlich an der Hervorbringung des Vernunftlebens betheiligen kann. Die Vernunftthätigkeit ist nicht, wie die sinnliche, organisch, sie ist überorganisch. Was immer organisch ist, bewegt sich nach den Verhältnissen der Ausdehnung, bezieht sich auf ein Wohlbefinden des Organischen. Nun aber bewegt sich die Vernunftthätigkeit über alle Ausdehnung hinaus und bezieht sich auf ein Wohlbefinden, welches alles Organische weit hinter sich zurückläßt. Da haben wir Dinge, welche einfach und untheilbar sind. Oder bestände vielleicht der Gedanke an Ge-

rechtigkeit, Weisheit, Tugend, Einfachheit, Sünde, Gott aus Theilen? Man erinnere sich an das Denken des Seins, welches in jedem menschlichen Denken ausdrücklich enthalten ist, an die verschiedenen Beziehungen des Seins und des Denkens; und man gewahrt sofort, daß das menschliche Erkennen sich in Dingen bewegt, welche wesentlich über sinnliche Vorstellbarkeit hinaus liegen. Wir sind also wissenschaftlich zu der Annahme gezwungen, daß die Vernunftthätigkeit im Menschen nicht von irgend einem Organ, sondern von dem Lebensgrunde, von der Seele allein ausgeht und geübt wird.

Dies wird bestätigt durch die Thatsache des Selbstbewußtseins. Wohl kann eine organische Erkenntnißkraft ihre eigene Thätigkeit oder manche Zustände fühlen; sie thut das mit einer zweiten Thätigkeit, welche durch die erste angeregt wird. Niemals aber kann sie in der Weise auf sich selber wirken, daß sie sich selber als den Grund der eigenen Thätigkeit erkennt.

Wir erblicken also im Menschen außer und über der Sinnesthätigkeit eine andere, welche nicht von einem Organe, sondern von der Seele allein, ohne Theilnahme des Stoffes, vollzogen wird. Nun aber zeigt sich in der Eigenthümlichkeit jeder Thätigkeit die Eigenthümlichkeit des Seins, welches der Thätigkeit zu Grunde liegt. Uebt die Seele für sich allein, ohne die Organe, auch nur eine Thätigkeit, so ist erwiesen, daß sie auch ein Sein besitzt, welches nicht an die Vereinigung mit einem Organ gebunden ist. Die Seele besitzt somit auch für sich allein die Fähigkeit zu existiren; sie kann für sich fortbestehen, wenn auch der Körper zu Grunde geht.

Das ist also das Resultat der Wissenschaft, daß die menschliche Seele eine geistige Substanz ist. Die Gründe, welche hierfür sprechen, sind viel zwingender als jene, welche uns nöthigen, von der Substanzialität des Stoffes überzeugt zu sein. Was ist denn eigentlich eine geistige Substanz? fragen die Materialisten. Die Thoren! Als wenn sie klarer wüßten, was denn eigentlich eine materielle Substanz ist.

6. Zu diesem ersten, aus der Eigenthümlichkeit der menschlichen Erkenntniß hergeleiteten Grunde kommt als zweiter die Eigenthümlichkeit des menschlichen Begehrungsvermögens. In jedem erkennenden Wesen steht das Begehren im Verhältniß zum Erkennen. Beim Thiere schließt das Erkennen mit dem Gebiet des Sinnlichen ab; ebenso das Begehren. Das Thier erhält sinnliche Eindrücke entweder von äußern Dingen, welche es mit den Sinnen wahrnimmt, oder von innern Trieben, welche sich auf das Wohl der sinnlichen Natur beziehen. Der Mensch hingegen erkennt nicht bloß sinnliche Dinge und fühlt nicht bloß sinnliche Triebe. Nein, er erkennt das Sein in seiner ganzen Unbeschränktheit und in der ganzen Ausdehnung seiner Dauer; er übersteigt alle Schranken von Raum und Zeit und Einzeldingen. Kein Ideal ist zu hoch und keine Gemeinheit zu niedrig, nichts zu rein und nichts zu schmutzig, daß es nicht Gegenstand eines menschlichen Wollens sein könnte. Daraus ersieht man, daß das menschliche Begehren im tiefsten Grunde nicht auf dieses oder jenes, was in bestimmter Hinsicht als begehrenswerth erscheint, veranlagt ist, daß es vielmehr das Gute als solches zum Gegenstande hat. Wie könnte aber eine organische Fähigkeit in solcher Allgemeinheit auf das Gute hingerichtet sein?

Ferner erkennt der Mensch, daß der Strom des Seins, anhebend vom Urgrund des Seins, alles in der Welt durchfluthet, daß er wieder hintreibt zu jenem Urgrunde, welcher alles trägt und umfängt und auf sich selbst zurückbezieht als auf das Endziel aller Dinge.

Entsprechend dieser Erkenntniß fühlt der Mensch in seinem Wesen einen gewaltigen Trieb, welcher ihn drängt, sich Gott, seinem Urheber, zu unterwerfen, in Gott, dem Urquell und Endziel alles Seins, seine Ruhe und sein Glück zu suchen. Darum steht der Mensch da, unbefriedigt bei jedem irdischen Besitz, unbefriedigt durch jeden organischen Genuß, unbefriedigt bis an den Rand des Grabes. Und hätte ihm das irdische Leben auch

alles gewährt, schließlich muß er sterbend ausrufen: Was nützt mir jetzt alles?

Dies alles deutet mit hellster Klarheit darauf hin, daß das menschliche Begehren kein organisches ist, daß es über alle Ansprüche des Stoffes und des Thierischen unendlich hinausragt.

Das menschliche Begehren richtet sich nach den Ideen: Gott, Geist, Ewigkeit, Sittengesetz, Sittlichkeit, Recht, Tugend, Sünde. Und diese Ideen beziehen sich im tiefsten und letzten Grunde nicht auf sinnliches Wohlergehen des Individuums oder des Geschlechts, sondern sie erhalten ihre eigentliche Kraft von einem Gebiete her, mit welchem die Materie nichts zu thun hat. Von der erkannten Gottheit her bezieht der Mensch eine Norm, welche ihm gebietet, sich freiwillig der heiligen Stimme des Gewissens zu unterwerfen, und sollte auch das Wohl und das Fortbestehen der ganzen materiellen Welt auf dem Spiele stehen.

Darum ist jeder gewissenhafte Mensch, jeder Martyrer, der für die Unverletztheit seines Gewissens sein materielles Wohl, sein Leben hingibt, ein vollgiltiger Beweis für den Bestand der geistigen Seele.

Wir brauchen übrigens nicht einmal so weit zu gehen. Wir brauchen nur unsere Gegner selbst zu fragen, und sie antworten uns, daß auch für sie die Norm, wonach sie einen Menschen als „gut" oder „schlecht" beurtheilen, nicht auf dem Gebiete der Chemie oder des Organischen, sondern auf einem höhern, auf dem Gebiet des Geistes liegt.

7. Dazu kommt die menschliche Willensfreiheit. „Aus der Vernünftigkeit folgt die Freiheit", sagt Bossuet. „Die Seele, durch die Vernünftigkeit erhoben über die körperlichen Gegenstände, läßt sich nicht fortreißen durch die von denselben ausgehenden Eindrücke; sie bleibt frei und Herrin sowohl der objectiven Reize als ihrer selbst. Sie wendet sich dem zu, dem sie ihr Gefallen schenkt, und überlegt, was sie erstrebt, um sich der Mittel zu dem Zwecke zu bedienen, welche sie auswählt."

Nur der Mensch kann sagen: Ich will. In mannigfacher Beziehung fehlt dem Menschen die Freiheit, ist er ohne sein Zuthun auf ein bestimmtes Verhalten angewiesen. Der Gefangene, der in Ketten schmachtet, ist gezwungen, in Ketten zu bleiben. Der Mensch ist nicht frei, zu fliegen oder zu gehen. Der Blinde ist nicht frei im Gebrauch des Augenlichtes. Kein Mensch ist frei, das, was er erstrebt, unter dem Gesichtspunkt des Bösen zu erstreben, sondern jeder ist von Natur aus genöthigt, alles, was er erstrebt, auch das Böse, unter dem Gesichtspunkt eines Guten zu erstreben. Es ist aber Thatsache, daß der Mensch, welcher seinen Verstand und seine Besinnung gebraucht, sich bei vielen seiner Thaten, Worte, Gedanken frei weiß nicht bloß von äußerem Zwang, sondern auch von innerer Nöthigung. Nicht als wäre der Mensch irgend einmal bei einem Entschlusse von jeder Beeinflussung unabhängig. Nein, mag der Mensch thun, sagen, denken, was er will, immer ist er von innern oder äußern Einflüssen abhängig. Ein Blick auf die Statistik genügt, um diese Thatsache zu bestätigen.

Aber immerhin steht die Thatsache klar und hell vor dem Bewußtsein eines jeden Menschen, daß er manches thut, sagt, überlegt mit der vollen Erkenntniß, daß er das, wozu er sich entschließt, auch unterlassen oder anders machen könnte.

Das Thier folgt stets mit Nothwendigkeit seinen sinnlichen Reizen, mögen solche in den äußern Gegenständen oder in innern Veranlagungen oder in Phantasiebildern ihren Ursprung haben. Mit Nothwendigkeit äußert das Hausthier, dem man auf den Schwanz tritt, seinen Schmerz. Mit Nothwendigkeit eilt es hungrig zum Napf, flieht der geschlagene Hund vor dem Stock, vertheidigt das Huhn seine Küchlein gegen den Angreifer. Haben die Thiere auch ihr eigenes Begehrungsvermögen, so müssen sie doch so handeln, wie sie handeln; sie können nicht anders. Und wenn verschiedene Regungen auf das Thier einwirken — wenn ich z. B. dem hungrigen, geprügelten Hunde mit der einen Hand

den Stock zeige und mit der andern das Stück Fleisch darreiche —, so muß das Thier trotz des innern Widerstreites jener Regung folgen, welche an sich die stärkste ist.

Nicht so der Mensch. Einem jeden Menschen bezeugt es das klarste Bewußtsein, daß er seinen Schmerz, seine Freude verbergen kann, daß er nicht mit Naturnothwendigkeit jenem Eindruck folgt, welcher an sich der stärkste ist, sondern daß er aus sich heraus mit Freiheit jenem Eindruck die überwiegende Kraft verleihen kann, welchem er will. Gemäß freiem Ermessen läßt er sich von verschiedenen Gütern, welche ihm vor der Seele stehen, dasjenige als das größere erscheinen, welches er erstreben will. Die Entscheidung kommt aus dem tiefsten Grunde des Wollens heraus. Ein Ueberschuß von Unbestimmtheit vervollkommnet den menschlichen Willen und befähigt ihn, sich mit voller Freiheit verschiedener Bethätigung zuzuwenden. Diese Willensfreiheit kann der Mensch ausüben in Bezug auf alle Güter, welche ihm wegen ihrer Begrenztheit nicht in jeder Beziehung als begehrenswerth erscheinen, die er also weder als gründlich gut noch als gründlich schlecht erkennt.

Aus solcher Freiheit ist ersichtlich, daß das menschliche Wollen keine organische Thätigkeit ist. Jedes organische Begehren ist durch die erlittenen Eindrücke schlechthin bestimmt; wir sehen das klar und deutlich bei den andern Lebewesen. Im Menschen ist aber etwas vorhanden, was in seiner Thätigkeit nicht von anderem schlechthin bestimmt wird, sondern sich selber aus sich bestimmt. Es ist das der freie Menschengeist, welcher allen bestimmenden Beeinflussungen entzogen und über die Macht der Natur erhaben ist. Mögen die äußern oder innern Einflüsse noch so stark sein, er ist im stande, sie zu überwinden, ihnen zu widerstehen. Nichts in der Natur kann ihn nöthigen, zu wollen, was er nicht will, und nicht zu wollen, was er will. Ein Wesen, welches in dieser Weise über der Natur steht, kann in seinem Sein nicht Natureinflüssen unterworfen sein. Weder mechanische

noch chemische Kräfte können auf ein solches Wesen einwirken. Deshalb sagt Cicero mit Recht: „Der Mensch fühlt, daß er durch eigene und nicht durch fremde Kraft bewegt wird, und das macht eben seine Unsterblichkeit aus" (Tuscul. l. 1).

8. Je mehr die psychologische Forschung und die Erkenntniß der Natur vorwärts schreitet, desto mehr kommt man zu der Einsicht, daß es neben dem Reiche der sinnlichen Erscheinungen noch eine außer- und übersinnliche Welt des Geistes gibt, die ebenso wirklich ist wie jene; desto unabweisbarer kommt man zu der Erkenntniß, daß der Geist es ist, der die Erscheinungen, zu denen die sinnlichen Thatsachen nur den Stoff bilden, nach seinen eigenen Gesetzen zergliedert, verbindet und gestaltet, daß also in der außer- und übersinnlichen Welt der geistigen Vorgänge allein der Grund liegt für die Gewißheit im äußern Leben, daß somit auch jene höhere Welt Wirklichkeit und zwar bleibende Wirklichkeit besitzt.

Wenn es überhaupt in der Wissenschaft bewiesene Sätze gibt, so ist der Satz bewiesen, daß die menschliche Seele einfach und vom Stoffe innerlich unabhängig ist; daß sie also ihrer Natur nach unvergänglich ist. Hätte die Seele keine andere Thätigkeit, als für Zwecke des organischen Lebens den Stoff zu beleben, könnte sie nicht anders thätig sein als in der Verbindung mit den stofflichen Organen, dann müßte sie mit dem Zerfall der Organe verschwinden, ähnlich wie die Form der Taschenuhr unter dem zerstampfenden Hammer verschwindet. Sie besitzt aber neben der organischen auch eine vom Stoff unabhängige Thätigkeit und dementsprechend ein vom Stoff unabhängiges Sein. Somit kann sie nicht dadurch dem Untergange verfallen, daß der Leib zur Lebensthätigkeit untauglich wird.

9. Ihrer Natur nach ist die menschliche Seele geistig, einfach, unzerstörbar, unsterblich. Wird sie also auch wirklich nach dem Tode fortbestehen? Der, welcher die Seele schuf, kann sie vernichten: wird er es thun? Als Antwort hierauf genügt es, auf die Thatsache hinzuweisen, daß nirgends in der Natur eine existenz-

fähige Substanz zu Grunde geht; warum sollte gerade die menschliche Seele eine Ausnahme machen? Warum sollte sie nach kurzem Bestande zu Grunde gehen, während jedes Atom fortbesteht? Was sollte mich zu der Annahme hinleiten, daß der Menschengeist in Bezug auf Dauer schlechter bestellt sei als der gemeinste Schuhnagel?

Ueberdies ist es aber für jeden denkenden Menschen klar, daß der weise Schöpfer seine Geschöpfe nicht mit Vollkommenheiten ausstattet, um solche ihres natürlichen Zweckes zu berauben.

10. Mit dem psychologischen Beweise sind wir fertig. Aber was gelten derartige Beweise solchen gegenüber, für die nur das gilt, was man tasten, fassen, rechnen, wägen, münzen kann?

„Was ihr nicht tastet, steht euch meilenfern; was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar; was ihr nicht rechnet, glaubt ihr, sei nicht wahr; was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht; was ihr nicht münzt, das, meint ihr, gelte nicht."

Nicht bloß, daß diesen auf der Oberfläche der Natur herumflatternden Geistern jedes Verständniß für die Gründe eines tiefern Nachdenkens fehlt; sie bemühen sich auch, die ihnen verhaßte Wahrheit durch Anführung vorgeblicher Naturthatsachen zu verdunkeln.

Sie sagen erstens: Es ist ja Thatsache, daß der Mensch nichts ist als „Stoff", nichts ist als „Thier". Denn Thatsache ist, daß zwischen Mensch und Thier eine durchgreifende Aehnlichkeit vorhanden ist. Antwort: Hat wohl jemals ein verständiger Mensch gezweifelt, daß der Mensch mit der einen Seite seines Wesens — mit seinem Körper und seinem Sinnesleben — vollständig im Thierreich steht? Ist das der Fall, so wird auch der Mensch in vielem dem Thiere ähnlich sein. Was folgt daraus? Ist etwa ein Sack voll Gold deshalb nicht *mehr* werth als ein Sack voll Kieselsteinen, weil ein Sack dem andern einigermaßen ähnlich ist?

Zweitens sagt man: Der Mensch stammt vom Thier ab; also ist er ebenfalls ein Thier. Nach dem einstimmigen Zeug-

nisse aller Männer der Wissenschaft gehört die Thierabstammung des Menschen in das Reich der Fabeln. Aber wird es nicht mit der Zeit einmal gelingen, aus einem Affen einen Menschen zu entwickeln? Antwort: Dies ist noch weniger möglich, als es möglich ist, aus einem Zehnpfennigstück ein Zwanzigmarkstück zu entwickeln. Wohl kann aus einem Füllen, aber niemals aus einem jungen Esel ein Pferd werden. Noch viel weniger aus einem bloßen Thiere ein Mensch. Denn so sehr auch der Mensch nach der einen Seite seines Daseins mit dem Thiere übereinstimmt, so wesentlich ist er nach der andern Seite vom Thier unterschieden.

Durch nichts kann der Mensch in sich das Bewußtsein ertödten, daß zwischen Mensch und Thier ein wesentlicher Unterschied besteht. Wenn der Mensch in viehischer Lust der Sinnlichkeit alle Zügel schießen läßt, entsteht in seiner Brust der Wunsch, ein bloßes Thier zu sein. „Alsdann könnte ich sorgloser leben; ich hätte keine Vernunft, die sich in den Koth gezogen fühlt, kein Gewissen, das mich aufscheucht, kein Bewußtsein der Verantwortlichkeit, das mich zu Boden drückt." Hierdurch bekennt er seine Ueberzeugung, daß thatsächlich der Mensch durch eine unermeßliche Kluft vom bloßen Thier geschieden ist.

Man sagt: Noch kein Arzt, kein Gelehrter hat die menschliche Seele gefunden! Aber wo hat man die Seele gesucht? In den Leichnamen, welche man zerschnitt? Man suche die Seele da, wo sie ist: im Leben. Und auch da suche man sie nicht wie einen Muskel oder einen Knochentheil, sondern als den Lebensgrund geistiger Lebenserscheinungen. Unabhängig vom sinnlichen Eindruck und weit über den Bereich des Sinnenlebens hinaus macht der Mensch Vernunftschlüsse, bildet Urtheile, hat Gedanken, Ideen, sieht sich geleitet von Idealen, Gewissensvorschriften, denen er in freier Willensentschließung folgt oder widersteht. Hier suchet die Seele, nicht in dem Todtenhause!

Ferner sagen die Gegner: Man kann sich von der Seele

kein Bild, keine Vorstellung machen; also existirt die Seele nicht. Eigenthümliche Wissenschaftlichkeit! Man könnte diesen Herren entgegnen: Man kann sich von der allgemeinen Anziehungskraft keine „Vorstellung" machen; also existirt eine solche Kraft nicht! Noch mehr: Vom Verstande, vom Gewissen, von Ehrlichkeit kann man sich keine „Vorstellung" machen; also sind alle Menschen unverständig, gewissenlos, unehrlich? Keine Vorstellung machen? Sobald man sich von der Seele eine Vorstellung machen könnte, wäre der verbohrteste Materialismus im Recht. Denn eine Vorstellung machen kann man sich nur vom Materiellen, von Dingen, welche auf Ausdehnung im Raum, auf Sinneswahrnehmung veranlagt sind. Da die menschliche Seele weder viereckig noch dreieckig, weder grün, noch blau, weder süß noch sauer, weder klirrend noch säuselnd ist, kann man sich allerdings von ihr keine „Vorstellung" machen.

Heute betont man in wissenschaftlichen Kreisen mit aller Wucht die Bedeutung der „Thatsachen". Wohlan, wir befinden uns ja auf dem Gebiet der „Thatsachen". Wir sahen, wie aus der offenkundigen Thatsache der menschlichen Erkenntniß und aus der offenkundigen Thatsache des menschlichen Begehrens das Dasein einer geistigen und unsterblichen Menschenseele mit wissenschaftlichem Zwange erschlossen wird.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Vorstellung vom Jenseits.

1. Man hat gefragt: Wie kann man sich das Jenseits vorstellen? Wie sieht's im Jenseits aus? Und in dem Nichtwissen dieses „Wie" will man sogar einen Beweis für das Irrthümliche unserer Ueberzeugung finden. Es ist richtig, daß uns die Vernunft über die nähern Verhältnisse des Jenseits, über das Wo und Wie vollständig im Dunkeln läßt.

Greifen wir zu den Urkunden der christlichen Offenbarung, so finden wir ergreifende Schilderungen. Von der Hölle heißt es u. a., sie sei ein Kerker, in welchem die Unglücklichen gefesselt heulen. Der Himmel wird genannt eine Krönung, eine herrliche Stadt mit kostbaren Mauern von Edelgestein, in der die Glücklichen in glänzenden Gewändern auf Thronen sitzen, ein überfließender Strom der Freude, ein Gastmahl, bei dem Gott selbst einhergeht, um wie ein Diener seine Treuen zu bedienen.

Aber ein jeder begreift sofort, daß es sich bei solchen Ausdrücken nur um Vergleiche und Bilder handelt, die dazu dienen sollen, einestheils die Qual des Verlustes und die Pein der Sinnesqual unserem Verständniß näher zu bringen, welche in der Hölle den hochmüthigen Verächter der göttlichen Gebote treffen würde, uns andererseits aber auch die Ueberfülle des Glückes ahnen zu lassen, welche im Himmel denen zu theil wird, welche in Beobachtung ihres Gewissens Gott treu gedient haben. Wir sollen begreifen, daß der Gottlose, indem er sich durch seinen Trotz aus seiner Lebensbestimmung herausrenkt, sich selbst für ewig dorthin bringt, wo alles Qual und nichts als Qual ist, Feuer, welches, wenn auch nicht natürlich, so doch wahr, die ganze Substanz des menschlichen Wesens mit Schmerz und Wehe durchglüht. Wir sollen begreifen, daß der Gottesfürchtige im Jenseits des Glückes theilhaftig wird, das Gott selber besitzt, daß die Gottheit sich ihm gleichsam unterordnet, um ihn zu beseligen. Und sollte auch der sterbende Gerechte noch mit Makeln behaftet sein, welche es verhindern, sofort dort Aufnahme zu finden, wohin nichts Unreines gelangen kann, er hat doch die unanfechtbare Sicherheit, seines ewigen Glückes vollauf theilhaftig zu werden, sobald der göttlichen Gerechtigkeit der letzte Heller bezahlt ist.

Es ist wahr, von den Verhältnissen des Jenseits können wir uns keine entsprechenden Vorstellungen machen. Das ist auch nicht nöthig. Das, was wir wissen müssen, um uns danach zu richten, das wissen wir klar; anderes ahnen wir im Zwielichte

der Dämmerung; das meiste ist uns, solange wir hienieden sind, in finstere Nacht gehüllt. So ist's im Bereiche der Natur, so ist's auch in der christlichen Offenbarung.

2. Nur ein Wort über eine Wahrheit, welche uns durch das Ansehen göttlicher Offenbarung gewährleistet ist. Nicht bloß der Seele nach, nein, auch dem Leibe nach werden wir unsterblich sein; durch einen Machtspruch göttlicher Allmacht wird sich der Staub unserer Glieder wieder zum Leibe zusammenfügen.

Diese Wahrheit kann menschliche Vernunft aus ihrem eigenen Lichte nicht mit vollkommener Sicherheit auffinden. Wohl aber vermag die Vernunft sich auch mit dieser Wahrheit zurechtzufinden, nachdem sie ihr durch die Offenbarung gegeben ist.

Oder sollte es der göttlichen Allmacht, welche es vermochte, die Welt ins Dasein zu rufen, nachdem dieselbe vorher schlechterdings nicht war, unmöglich sein, dem leblosen Staube das Leben vermittelst der Seele wieder zu schenken? Sollte es unnatürlich sein, daß die menschliche Seele wieder den Leib zurückerhalte, zu dessen Belebung sie die natürliche Fähigkeit besitzt? Sollte es unbillig sein, daß der Mensch in derselben Naturvollendung dem ewigen Lose anheimgegeben werde, in welcher er sich hienieden das ewige Los verdient hat? Sollte man nicht eher glauben, daß die göttliche Gerechtigkeit nicht bloß die Seele, sondern den ganzen Menschen, so wie er Gutes und Böses gethan hat, vor ihren Richterstuhl fordert? Keuschheit, Mäßigkeit, Nächstenliebe bezogen sich wesentlich auf das sinnliche Element. Da begreift man es, wenn auch der Leib des Menschen in die ewige Vergeltung mit hineingezogen wird. Manches bleibt dabei freilich in Dunkel gehüllt. Derselbe, der gleiche Leib wird wieder zum Leben auferstehen. Der Greis hat den gleichen Leib, den er als Kind besaß, obgleich im Laufe des Stoffwechsels von den elementaren Bestandtheilen von damals nichts mehr vorhanden ist. Der Leib des Jenseits ist derselbe wie der Leib des Diesseits. Aber bis wie weit sich diese Gleichheit erstreckt, das ist uns nicht gesagt.

Sicherlich dürfen wir nicht erwarten, daß der Mensch fortleben wird unter den Verhältnissen des diesseitigen Sinneslebens. Denn „gesäet wird ein thierischer Leib; auferstehen wird ein vergeistigter Leib" (1 Kor. 15, 44). Also derselbe Leib wird auferstehen, aber unter ganz verschiedenen Verhältnissen. Welcher Art diese Verhältnisse im einzelnen sein werden, das ist uns nicht gesagt.

3. Es unterliegt ferner keinem Zweifel, daß die Seelen sich gegenseitig erkennen, sich füreinander interessiren und in Gott Vorgänge dieser Erde erschauen werden, — dies bezeugen uns die Offenbarungsurkunden. Aber wie, das ist uns nicht gesagt.

Ueberhaupt — wir wiederholen es — können wir uns im einzelnen von den Zuständen des Jenseits gar keine mit der Wirklichkeit sich deckenden Vorstellungen machen. Wir können nur mit Phantasiebildern die feststehende Wahrheit für uns praktisch eindrucksvoll machen. Dazu dienen uns auch die ergreifenden Bilder der Heiligen Schrift. Wie großartig muß erst die Wirklichkeit sein, wenn schon die Bilder so gewaltig sind!

Eines wissen wir: im Jenseits untersteht die Seele den Einwirkungen göttlicher Vollkommenheit, entsprechend der Weise, wie sie im Diesseits zu Gott gestellt war. Der Gott, der mit so überreicher Vorsehung gesorgt hatte, daß für den Menschen im Diesseits die der menschlichen Natur entsprechenden Lebensbedingungen vorhanden sind, wird auch im Jenseits Fürsorge treffen, daß die Seele reichlichst alles besitzt, was ihrem derzeitigen Dasein entspricht.

Unser Nichtwissen bezüglich der Verhältnisse des Jenseits dürfte übrigens auch für uns seinen Nutzen haben. Kännten wir das Jenseits genau, wie es ist, so würde uns die Wucht dieser Erkenntniß in der eifrigen Verwerthung des Diesseits verwirren. Ein Kind darf noch nicht alles wissen, was der erwachsene Mann erkennen muß. Um als Kind richtig zu leben, muß man das wissen, was dem Kinde frommt; es genügt ihm, in seiner Weise zu

fühlen, daß das Kindesalter eine Vorbereitung auf eine wirkliche bedeutungsvolle Zukunft ist.

Unnütz und thöricht wäre es also, sich um Dinge Sorge zu machen, die nun einmal gemäß weiser Anordnung der göttlichen Vorsehung hienieden kein Mensch wissen kann.

Jeder Zweifel an der Gewißheit des zukünftigen Lebens ist verdächtig in seinem Ursprunge, denn dieser liegt in der Leidenschaft; ist sinnlos in seinem Grunde, denn dieser ist Gedankenlosigkeit; ist verderblich in seinen Folgen, weil er den Menschen die festeste Stütze ihres Trostes und ihres sittlichen Verhaltens raubt.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Die wichtigste Sorge.

1. Das Leben des Menschenherzens ist ein beständiges Spinnen von Wünschen und Sorgen.

Beschäftige dich mit dir selbst! In diese Mahnung faßte ein Weiser des Alterthums alle Lehren der Weisheit zusammen. Es gibt Menschen, welche ganz aufgehen in Beschäftigungen um die Dinge der Außenwelt, welche sich um alles Sorgen machen, nur nicht um sich selber.

Nur an sich denken ist schlecht; auch an sich denken ist recht.

Es gibt kein geschaffenes Ding, um welches sich der verständige Mensch so viel Sorge machen soll, wie um seine Seele, seinen innern Lebensgrund.

Meine Seele ist köstlicher als die ganze sichtbare Welt. Was nützt mir die ganze Welt, wenn ich meiner Seele schade?

Aufs Diesseits folgt ein Jenseits; meine Seele ist unsterblich. Mein diesseitiges Leben ist kurz, es ist mir hauptsächlich verliehen, um das ewige Leben zu erwerben.

Man macht sich viele Sorgen über die Gesundheit des Körpers;

um wieviel mehr müssen wir sorgen für die Gesundheit der Seele!

Ich habe nur eine Seele; sie ist von Gott an Kindes Statt angenommen, durch diese Gnade soviel werth wie Christi kostbares Blut.

Ist die Seele für einmal verloren, so ist sie für immer verloren.

Das Glück meiner Seele ist mein Glück. Um mir dieses Glück zu erwerben, bin ich hienieden einer Prüfung ausgesetzt. Die Prüfung ist kurz, die Ewigkeit hängt von ihr ab.

Das Leben des einzelnen Menschen gleicht einer Welle, die sich im breiten Strome der dahinrauschenden Zeit für eine kurze Zeit erhebt und senkt. Und doch sieht sich der Mensch während dieser Lebenszeit vor eine folgenschwere Wahl gestellt. Der Strom der Verhältnisse, die ihn umwogen, liegt nicht in seiner Gewalt. Wohl aber kann er in diesem Strome eine Richtung wählen, entweder aufwärts zu unendlichem Glück oder abwärts zu ewigem Schmerz.

In dieser Prüfung sollst du dich bewähren durch deine treue Mitwirkung mit der Gnade; dein Glück ist in deine Hand gelegt. Wähle! Du stehst am Scheidewege; der Weg, der dir beschwerlicher vorkommt, führt aufwärts zu deinem Ziele, der bequemere abwärts in den Abgrund.

Du bist fast beständig vor die Wahl gestellt zwischen gut und bös. Jeder Wahlact ist von Bedeutung. Das Böse wuchert rasch, das Gute wächst so träge; die Nessel treibt von selbst, doch Rose, die will Pflege.

Plage dich, da es gilt, deinen Lebenszweck zu erreichen. Durch Anstrengung gelingen die Werke, nicht durch Wünsche. Das Wild läuft nicht in den Rachen des schlafenden Löwen.

Ein wesentlicher Theil der Prüfung liegt darin, daß du von den Annehmlichkeiten und Schwierigkeiten des Daseins den rechten Gebrauch machest. Freuden wechseln mit Leiden, das ist das

Schicksal des Menschen; und wer im Wechsel nie fällt, der ist ein kräftiger Mann. Im Unglück richte dich auf, im Glücke beuge dich nieder.

Das also sei deine wichtigste Sorge, daß du die Prüfung bestehest, von der das Heil deiner Seele abhängt. Für die berechtigten Güter des Daseins darf man sorgen, aber nicht zu viel. Wer sich darauf beschränkt, fortwährend seine Gesundheit ängstlich in acht zu nehmen, gleicht dem Geizigen, der Schätze aufhäuft, ohne ihres Besitzes jemals froh zu werden. Stelle alles unter den Gesichtspunkt des göttlichen Willens.

2. Die Prüfung, welcher der Mensch hienieden untersteht, hat ihre Bedenklichkeiten. Man spricht daher in christlichen Kreisen von einer Rettung der Seele.

Rette deine Seele! Dein Herr und Schöpfer erwartet, daß du die Prüfung bestehest und dein Heil wirkest. Gott hat keinen Menschen fürs Unglück bestimmt.

Mag der Mensch auch noch so schwere Sünden begangen haben, Gott will nicht seinen Tod, sondern daß er sich bekehre und lebe. Aber wenn der Mensch nicht will, was Gott will, so zwingt Gott niemanden. Wehe dem Menschen, der als Revolutionär vor Gottes Angesicht tritt.

Welcher noch so gutmüthige Fürst wird ins Endlose dem Unterthanen Wohlthaten spenden, der nicht aufhört, ihm täglich in überlegter Weise Unbilden zuzufügen? Gott wird den Stolzen in die Hölle werfen, welche dieser sich selbst gegraben hat.

Es ist schon entsetzlich von einer Maschine erfaßt, von einer Naturkraft zermalmt zu werden; wie entsetzlich erst ist es, in die Hände des gerechten Gottes zu fallen! (Hebr. 10, 31.)

Rette dich! Was es heißt: „Rette dich", verstehst du, wenn du in den öffentlichen Blättern liesest die Beschreibung eines untergehenden Schiffes oder eines brennenden Hauses.

Wenn du auf einem Zuge sitzest, von dem du weißt, daß er nach kurzer Zeit in den Abgrund stürzt, was wirst du thun?

Wird dich das bequeme Polster auf deinem Sitze festhalten? Und was willst du thun, wenn du gewahrst, daß der Zug deines Lebens mit wachsender Schnelligkeit dem Abgrunde zueilt?

Rette dich! Du bist krank; du hast eine todbringende Wunde, deren Gefährlichkeit mit jedem Tage zunimmt.

Rette dich vor dem ewigen Tode, dem entsetzlichen Abgrunde! Rette dich in den vielfältigen Gefahren, welche dich während der irdischen Prüfungszeit umgeben.

Diese Gefahren sind so groß, daß du verloren bist, wenn du auf deine Kraft angewiesen wärest. Rette dich, indem du dich an Gott festhältst.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Optimismus und Pessimismus.

1. Von dem alten Philosophen Demokrit erzählt man, er habe stets gelacht, wenn er an das menschliche Dasein dachte; von Heraklit sagt man, er habe dabei stets geweint. Dieser Gegensatz zieht sich durch die ganze Geschichte bis in die Gegenwart. Den Optimisten erscheint die Welt als der Superlativ des Guten, den Pessimisten als der Superlativ des Bösen.

Der Optimismus ist im Irrthum. Bietet Welt und Natur auch schöne Scenen, so trägt sie auf ihrem Grunde überall Beschränktheit, Unvollkommenheit, Fehlerhaftigkeit. Elend durchwogt in den verschiedensten Formen und Abstufungen das ganze Geschlecht. Greif' nur hinein ins volle Menschenleben: überall findest du Schmerz und Plage. Manches Elend ist so gut maskirt, daß es wie Glück aussieht. Die Unglücklichen schämen sich ihres Unglückes und verbergen es vor den Augen Neugieriger.

Der Pessimismus ist ebenfalls mit dem ehrlichen Befunde der Wirklichkeit unvereinbar.

Die Wahrheit liegt zwischen Optimismus und Pessimismus in der Mitte. Die Welt ist weder der Himmel noch die Hölle; sie ist der beschwerliche, aber erträgliche Weg, der bestimmt ist, uns in den ewigen Optimismus, in den Himmel, zu führen, der allerdings an einem Pessimismus, einem Abgrund vorbeiführt, in welchen sich der Mensch, wenn er will, hineinzustürzen vermag.

Hüte dich deshalb vor optimistischer Schönfärberei. Noch mehr hüte dich vor pessimistischer Verstimmung.

Mit dem Pessimismus ist ein gewisser Größenwahn verbunden; es klingt großartig, alles und jedes für schlecht zu erklären. Der Pessimismus ist der zerrissene Philosophenmantel, durch dessen Löcher die menschliche Eitelkeit hervorblickt.

2. Sei ehrlich und verstehe dich dazu, das Gute überall da anzuerkennen und zu schätzen, wo es sich findet.

Das Leben hat allerdings seine Uebel. Wenn wir aber immer ein offenes Herz hätten, das Gute zu schätzen, das uns Gott für jeden Tag bereitet, wir würden alsdann auch Kraft genug haben, das Uebel zu ertragen. Die Güter, welche uns Gott beschieden hat, suchen uns so, wie wir sie.

Und mag auch das wilde Schicksal walten: die erhabene Seele ruht unter drängenden Gewalten fest auf heiligem Gottesmuth.

Wenn du nicht leben kannst, wie du möchtest, so bescheide dich, so zu leben, wie du kannst, und halte das, was dir die Vorsehung zugestand, für mehr werth, als was sie dir versagte.

Nimm niemals ein Aergerniß und wundere dich über nichts. Sorge du nur für dich und hüte dich vor Ansteckung. Und solltest du mit Gottes Zulassung auch unter Teufeln leben müssen, so ist es sein heiligster Wille, daß du über alle hinwegschaust auf Gott.

Das vielfache Leid des diesseitigen Lebens deutet darauf hin, daß der erste Zweck der Welt nicht darin gelegen ist, bei den Menschen ein Gefühl der Lust hervorzurufen. Der allererste

Schöpfungszweck ist das Offenbarwerden der göttlichen Vollkommenheit. Auch der Mensch ist zunächst dafür da, eine Ausprägung des göttlichen Willens zu sein. Allerdings soll der Mensch darin sein Glück finden. Und er findet es auch: voll und ganz im Jenseits, einigermaßen im treuen Dienst Gottes im Diesseits.

Die Untreue gegen Gott ist es, welche manche Züge der Hölle in das diesseitige Leben hineinträgt.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Moderne Religiosität.

1. „Wie verschieden auch sonst die Ansichten der Menschen sein mögen," sagt D. F. Strauß, „darin stimmen alle überein, daß die Anlage zur Religion als ein Vorzug der menschlichen Natur, ja geradezu als ihr vornehmster Adelstitel zu betrachten sei." Ist dem so, dann ist die Frage nach echter, wahrer Religiosität eine Grundfrage des menschlichen Daseins.

Auch die moderne, in Pantheismus oder Materialismus versunkene Welt will ihre Religiosität besitzen.

Die moderne Religiosität will universal sein; sie bezieht sich nicht auf objective Wahrheit, sie beruht nur auf subjectivem Bedürfniß. Der Grönländer, welcher nach guter Beute seinen Götzen mit Thran salbt und ihn nach erfolgloser Arbeit züchtigt, sowie der gewiegte Gelehrte, der das Christenthum mit Witzen und Zoten überschüttet, stehen auf demselben religiösen Standpunkte: sie trachten ihre subjectiven Gemüthserregungen zu befriedigen. Einen wahren Gott gibt es nicht, oder er ist wenigstens nicht von uns erkennbar; nur aus Phantasiebedürfniß stellt sich der religiös angehauchte Mensch einen Gott vor, gleichviel ob als Holzklotz oder als Sonne oder als Geldsack. Die Menschen haben eben verschiedene Bedürfnisse und verschiedene Anlagen.

„Erfüll' davon dein Herz, so groß es ist, und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist, nenn' es dann, wie du willst; nenn's Glück, Herz, Liebe, Gott! Ich habe keinen Namen dafür. Gefühl ist alles, Name ist Schall und Rauch, umnebelnd Himmelsgluth."

Die moderne Religiosität ist „human" und nichts als human. Der Mensch ist ja das Allerhöchste, was es gibt. Diese Religiosität befriedigt menschliche Bedürfnisse. Was sollen die Bauern, Handwerker und Arbeiter machen, die weder Zeit noch Geld haben, um sich durch Vergnügungen zu erholen und zu erfrischen. Für sie ist das Leben zu eintönig, zu freudelos; darum muß das Volk religiös sein, durch süße Illusionen muß es über die Unerträglichkeit des Lebens hinweggetäuscht werden.

Und auch für die besitzenden und gebildeten Klassen gibt es schwere Stunden, in denen man eine weihevolle Rührung nicht gerne entbehren möchte. Dann fühlt sich das Gemüth gedrängt zu einer wortlosen, aber seelenvollen Hingabe an das Uebersinnliche, wie wir es uns je nach Bedürfniß vorstellen. Wer könnte existiren ohne diesen Rausch des Gefühls, welches, blutverwandt mit dem Göttlichen, in uns wogt und wallt und uns zu glücklichen Träumern macht!

Die moderne Religiosität ist Ungebundenheit des Geistes; sie ist darum für alle Menschen erträglich. Weil sie auf alle Lehren und Behauptungen verzichtet, ist sie frei von allem Dogmenzwang; in keinem Punkte steht sie der Freiheit des Denkens und des Forschens im Wege. Es ist nicht gestattet, eine bestimmte Ueberzeugung zu haben, noch weniger, dieselbe auszusprechen. Die Befriedigung eines jeden egoistischen Triebes, mag derselbe auch noch so schmutzig und grausam sein, ist erlaubt. Wohl hat diese Religiosität eine moralische Vorschrift; sie lautet: Bewahre den äußern Schein des zeitgemäßen Anstandes. Im übrigen macht sie durch die zehn Gebote einen Strich. Vielweiberei und Weibergemeinschaft ist gestattet; nur sind dabei zur Zeit noch gewisse äußere Lebensformen zu beachten in der Weise, wie es auf der

Bühne und in der Literatur den Massen kundgegeben wird. Und warum sollte nicht auch die Menschenfresserei allmählich in Uebung kommen? Läßt doch die moderne Wissenschaft der Hoffnung Raum, mit den Schenkeln des Mitmenschen auch dessen Tugenden und Geistesvorzüge in sich aufzunehmen.

2. Mit einem fabelhaften Aufwande von Scharfsinn hat man sich die Aufgabe gestellt, dem von der Erkenntniß eines persönlichen, überweltlichen Gottes abgelösten Gewächs eine andere Wurzel unterzuphilosophiren.

Einige erblicken in der Religion eine leere, durch Uebung entstandene Angewöhnung, ein erträumtes, wesenloses Ideal.

Andere machen das Unerkennbare oder die Dunkelheit selbst zum Gegenstande ihrer religiösen Verehrung.

Nach Tyndalls Ansicht muß der Mensch Religion haben, weil er das Bedürfniß fühlt, das seiner Erkenntniß zugängliche Gebiet dichtend und träumend zu überschreiten.

Nach Spencers Lehre muß das religiöse Gefühl im formellen Cult des Skepticismus, d. h. in dem Bewußtsein absoluter und totaler Unwissenheit, seine Befriedigung suchen.

Nach Mill ist Religion die Verehrung der Menschheit, Liebe zur ganzen Menschheit, das tiefe Gefühl für das allgemeine Beste.

Andere erblicken die echte Religiosität in der prosaischen Arbeit an der Erhöhung des körperlichen Wohlbefindens.

Gemäß der Lehre des Pantheismus ist Religion eine warme Empfindung für das Universum nach beliebigem Geschmack, oder auch das Selbstbewußtsein des absoluten Geistes.

Religion ist Cult des Schönen, und als schön gilt alles, was einen angenehmen Reiz ausübt; Religion ist poetische Naturbetrachtung. Es kann keine Rede sein von wirklichen Pflichten, von Tugenden, die man aus Religion üben muß. Darum gibt es auch keine moralische Verantwortlichkeit. Alles ist Stimmung, Genuß, Gefühl, Herzensneigung. Und wie die Religion zum ästhetischen Genuß wird, so wird jeder ästhetische Genuß zur Religion.

Die moderne Welt findet ihre Religiosität bereits bei den Thieren; der Hund sei religiös, weil er sich abhängig fühle. Wie beim Thier, so sei auch beim Menschen die Religion ohne Zweck, ohne innere Wahrheit, ohne entsprechenden Gegenstand; sie sei einmal da und suche Befriedigung und finde sie in leeren Wahngebilden, so oder anders.

Der Materialismus wirft die Frage auf, ob diese krankhafte Erdichtung übersinnlicher Religionsgebilde zu dulden sei, oder nicht. Die einen sagen: Nein, die andern: Ja, aber nur als Privatsache.

Andere (die Deisten) schätzen die Religiosität hoch und erkennen an, daß Religion ohne persönlichen Gott ein Unding sei. Aber dieser Gott ist gefühlsweich; er kümmert sich weder um Welt noch um Sittlichkeit. Das Wesen der deistischen Religion besteht darin, daß man sich des Lebens freue, dem edlen Instincte der Millionen umschlingenden, die ganze Welt küssenden Liebe folge, und daß man dabei nach Maßgabe des Gemüthsbedürfnisses gerade die äußere Form des religiösen Cultes mitmache, in welchem man geboren und erzogen ist, wofern das nicht gar zu unbequem oder mit gar zu großen finanziellen Nachtheilen verbunden ist.

Noch andere meinen, die Religion sei nur gut als Kappzaum fürs ungebildete Volk; die Gebildeten bedürften der Religion nicht.

3. Das moderne „Christenthum" ist von der Religiosität des Unglaubens nicht wesentlich verschieden; es ist gefühlsfromm aus Gemüthsbedürfniß. Das Christenthum ist so wohlthuend, so entsprechend der Gefühlstiefe der menschlichen Natur, so entzückend in vagem Liebesschmachten. Ob's wahr ist oder falsch, das ist egal.

Das ist die moderne Verirrung! Man fragt nicht mehr: Wozu bin ich im Grunde meines Wesens Gott gegenüber mit sittlicher Nothwendigkeit *verpflichtet*? sondern die Frage lautet: Was bedarf ich gemäß der poetisch-sentimentalen Veranlagung meines Wesens? Gott ist nicht mehr das Erste und Höchste. An

Gottes Stelle hat sich der Mensch auf den Thron gesetzt, um alle Dinge auf sich zu beziehen.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Die wahre Religiosität.

1. Mit dem Worte „Religion" bezeichnet man in Wahrheit das Verhältniß der Verehrung und Unterwürfigkeit, in welches die Menschheit zur Gottheit tritt.

Religion ist eine auf fester Erkenntniß und zuverlässigem Wissen fußende Willensverfassung, wodurch sich der Mensch in pflichtgemäßer Weise als von Gott, seinem Urheber und Endziele, abhängig anerkennt und benimmt.

Wenn das Verhältniß zu Gott dasjenige ist, wofür der Mensch gemacht ist, so steht zu erwarten, daß der Mensch von Natur aus sich nicht bloß mit seiner Erkenntniß, sondern auch mit seinen Wünschen, Befürchtungen, Gefühlen, mit der ganzen Sehnsucht seines Herzens zur Religion hinwendet. Hieraus folgt aber nicht, daß die Religion aus blöder Furcht oder aus irgend einem unverständigen Gefühl entstanden sei. Die Religion hat vielmehr eine sichere Erkenntniß der Wirklichkeit zur Grundlage.

Religion ist nicht das Traumbild von einer übersinnlichen Welt, die sich jeder nach Geschmack und nach subjectivem Bedürfniß vorgaukeln darf. Nein, sie ist das Ergebniß fester Gotteserkenntniß, wie solche thatsächlich bei jenen Menschen vorhanden ist, welche dieselbe nicht freiwillig verdunkeln. Die Gotteserkenntniß entsteht beim Gebrauch der Vernunft sozusagen von selber.

Eine Religion, welche darauf verzichtet, sich auf Wirklichkeit und Erkenntniß einer Wirklichkeit zu gründen, ist unwürdige Schauspielerei und Heuchelei, ist krankhafte Albernheit.

Religion ist aber nicht bloße Erkenntniß.

Religion setzt uns in die rechten Beziehungen zu dem letzten Endziele aller Bestrebungen des gesamten Menschenlebens; sie thut das nicht wie die Wissenschaft, indem sie uns bloß mit kaltem Verstande erkennen läßt, woher der Mensch kommt und wohin der Mensch geht; nein, sie erwärmt und stärkt den Willen, damit er das letzte Ziel innigst umfasse und alles, wie es sein muß, darauf hinlenke.

2. Religion ist die Anerkennung unserer Abhängigkeit von Gott; sie ist die Erfüllung einer Pflicht der Gerechtigkeit Gott gegenüber.

Der Mensch, durch Gottes Willen ins Dasein gerufen, durch Gottes Willen zur Bestimmung dieses Daseins geleitet, erkennt frei und freudig den Willen Gottes an, macht ihn zum Grunde und zur Regel seines gesamten Thuns, zum unverbrüchlichen Gesetze seines Lebens, vertraut fest auf Gottes Liebe und Beistand! Das ist Religion.

Der Wille bringt zunächst den Verstand dazu, daß er die erkannte Wahrheit auch anerkenne. Diese von gottunterwürfigem Willen veranlaßte Zustimmung zur erkannten Wahrheit heißt „Glaube". Solche Verstandeszustimmung ist eine sittlich gute That wegen des guten Willens, der dieselbe veranlaßt.

Der Wille dehnt sich dann weiter aus und umfaßt die von Gott gewollte Ordnung, wie solche in der innern und äußern Natur niedergelegt ist. Keine Religion ohne Moralität, und keine Moralität ohne Religion.

Hierzu gesellt sich als weiteres Element der Religion eine vertrauens- und liebevolle Hingabe an Gott, die sich vornehmlich darin bekundet, daß man seine Stütze, Hilfe, sein Heil und Glück in Gott sucht.

Zum Willen tritt auch das Gefühl; es ist ein Rasten, eine Befriedigung des Willens in der Religion. Weil der Mensch für Gott ist, darum hat der unreligiöse Wille keinen Halt, ist

unstät und unbefriedigt, während mit der Religion Ruhe und Frieden in den Willen einzieht.

Dieses Befriedigt- bezw. Nichtbefriedigtsein erfaßt das ganze menschliche Begehrungsvermögen. Fehlt die Religion, dann ist im Innern alles öde und leer. Falsche Surrogate beschwichtigen nur einen Augenblick. Nur die als wahr erkannte Religion vermag dem Menschen bleibende Gemüthsbefriedigung zu bieten.

Religion ist für den Bestand der menschlichen Gesellschaft nothwendig. „Eher," so sagt ein Weiser aus alter Zeit, „könnte eine Stadt ohne Boden, ein Land ohne Sonne als ein Volk ohne Religion bestehen.

Napoleon I. verbot die Verbreitung religionsfeindlicher Schriften, indem er bemerkte: „Ich fühle mich nicht stark genug, ein Volk zu regieren, welches Rousseau und Voltaire liest."

Religion ist eine Forderung der Natur; wenn der Mensch die wahre Religion nicht besitzt, sucht er sich einen Ersatz in leeren Träumereien, um den Mangel weniger zu empfinden.

Manche achten die Religion, aber nur in profaner Weise. Die Religion soll weiter nichts sein als ein überirdischer Dünger für unsere irdischen Mistbeete; darum müsse der Mensch Religion haben zur Sicherstellung seiner irdischen Interessen.

Wenn die Menschen Religion haben, sind allerdings auch die wahren Interessen des Lebens am besten besorgt. Aber Religion muß jeder Mensch haben als erste Pflicht gegen Gott.

Religion unterwirft uns Gott, macht uns von Gott abhängig. Dadurch gibt sie uns die Kraft, unserem Egoismus gegenüber auf alle unbilligen Ansprüche zu verzichten; sie gibt uns der Welt gegenüber die nöthige Unabhängigkeit, unsern Leidenschaften gegenüber die erforderliche Freiheit, unsern Vorgesetzten gegenüber die moralische Kraft des freiwilligen Gehorsams, unsern Mitmenschen gegenüber den Geist opferwilliger Liebe.

3. Die Religion in ihrer völligen, naturgemäßen Entfaltung

muß den ganzen Menschen umspannen, nicht bloß den innern, sondern auch den äußern. Denn Religion ist pflichtgemäße Hingabe des ganzen Menschen an Gott. Innere Religiosität ohne äußere und sociale ist Unnatur, auf die Dauer eine Unmöglichkeit.

Dreißigstes Kapitel.

Die Religion als Wurzel der Sittlichkeit.

1. Viele wollen heute wohl die Sittlichkeit gewahrt wissen als nothwendige Grundlage der gesellschaftlichen Ordnung; sie wollen aber eine Sittlichkeit ohne Religion. Nun aber ist die Religion das einzige, was der Sittlichkeit Halt, Dauer und Leben zu verleihen vermag.

Jene suchen den tiefsten Grund der Sittengesetze nicht in unsern Beziehungen zu Gott, sondern in menschlichen Verhältnissen und glauben in der menschlichen Natur oder in der volkswirtschaftlichen Entwicklung der Gesellschaft die höchste gesetzgebende Macht, die höchste und letzte Urheberin des Sittengesetzes erblicken zu sollen. Sittlich ist, so sagen sie, was der Sitte entspricht, und die Sitte ändert sich je nach den wechselnden Ansprüchen des Tages.

In Wahrheit sind die sittlichen Forderungen kein Naturgesetz im Sinne der Naturwissenschaft; denn sie legen keine physische Nothwendigkeit auf. Noch weniger können sie ihren Grund in einem Entschluß des menschlichen Willens haben; denn die Sittlichkeit steht über allen Willensregungen und Gesinnungen, die sie gegebenenfalls verwirft und verurtheilt.

Unmöglich kann die Sittlichkeit in bloßen Uebereinkünften und Ueblichkeiten ihren Grund haben; denn diese wechseln nach Zeiten und Ländern und sogar nach den Launen der Menschen, während die ersten Grundsätze der Sittlichkeit bei allen Menschen aller Zeiten unveränderlich feststehen.

Oft haben Menschen darin geirrt, daß sie Thaten als sittlich gut oder zulässig bezeichneten, die in Wirklichkeit sittlich böse sind. Aber über den Fundamentalunterschied zwischen sittlich gut und sittlich böse herrscht überall und auf jeder volkswirtschaftlichen Entwicklungsstufe bei den Menschen Uebereinstimmung. Es muß also einen festen Grund geben, auf welchem dieser Unterschied beruht. Es fragt sich: Wo ist dieser Grund?

2. Man sagt: Sittlich gut ist, was materiellen Nutzen bringt; schlecht ist, was schadet. Wenn nun auch Sittlichkeit und wahrer Nutzen durchweg zusammenhängen, so sind es doch verschiedene Dinge. So oft der Mensch gewillt ist, sittlich zu handeln, denkt er thatsächlich nicht an Nutzen oder Schaden; er denkt nur an dasjenige, was ihm als böse verboten oder als gut gestattet oder gar auferlegt ist. Abgesehen von allem Nutzen bereitet jede gute Handlung dem Menschen eine edle Befriedigung, ohne daß letztere gesucht wäre; und abgesehen von allen Nachtheilen folgen den bösen Handlungen Vorwürfe, Unruhe, Reue.

Wäre der subjective Nutzen der Grund der Sittlichkeit, so könnte es leicht geschehen, daß ein Diebstahl, Meuchelmord, Verrath eines Freundes sittlich erlaubt wäre. Wie oft geschieht es, daß die Sittlichkeit den Ansprüchen des Nutzens Zügel anlegt und die härtesten Opfer verlangt!

Man sagt, die menschliche Vernunft sei die eigentliche höchste Gesetzgeberin auf sittlichem Gebiete. Da müßte also der menschliche Wille das von der Vernunft geoffenbarte Gesetz ausschließlich nur um der Vernunft willen, aus bloßer Achtung vor der Vernunft erfüllen. Die Vertheidiger solcher Anschauungen übersehen, daß uns in Bezug auf Sittlichkeit nicht bloß kund wird, was sittlich ist, sondern daß uns das Kundgewordene befohlen und vorgeschrieben, daß es mit heiliger, absoluter Majestät gefordert wird. Die Macht des Gewissens ist also keine autonome (von mir selbst herrührende); sie ist eine heteronome.

Jene Macht, von der das Gesetz und die Verbindlichkeit des

sittlichen Verhaltens herrühren, bekundet sich als eine über uns stehende, absolute, heilige Macht; als eine Macht, von der wir abhängen, der wir für unser Thun und Lassen verantwortlich sind. Wer von dieser Macht absieht, der raubt dem Sittengesetz seine Kraft, seine Würde, seine Bedeutung. Es ist also erwiesen, daß unser Verhältniß zu Gott der einzige Grund, die einzige Wurzel der Sittlichkeit ist.

Sogar ein Kant erkannte die Nothwendigkeit an, die Sittlichkeit mit der Religion in Verbindung zu setzen. Er sagt, die Religion sei eine Fiction des Gemüthes, um unsere sittlichen Pflichten als göttliche Gebote uns vorzustellen. Armselige Ausrede! Was nützen uns Fictionen, wenn nicht in Wahrheit unsere Pflichten auf göttlichem Gebote beruhen?

Es ist eine Erfahrung aller Tage, daß die praktische Sittlichkeit nur dann durchgreifend bestehen kann, wenn sie auf Gottesfurcht gegründet ist; beruht sie auf rein Menschlichem, so wird sie matt und unstät, veränderlich, und wechselt mit dem Gefühl, den Wünschen und Begierden des einzelnen Individuums.

Ein deutscher Philosoph gestand: „Ich bin jung gewesen, und ich bin alt geworden und lege das Zeugniß ab, daß ich nie in einem Menschen gründliche, durchgreifende, ausdauernde Sittlichkeit gefunden habe als bei Gottesfürchtigen — nicht nach der heutigen, sondern nach der alten, kindlichen Weise —; nur bei ihnen fand ich Freudigkeit am Leben, eine herzhaft alles überwindende Heiterkeit und keine niederdrückende Angst vor dem Tode."

Einunddreißigstes Kapitel.

Die Religion als Wurzel der Berufstreue.

1. Wie der Organismus verschiedene Organe besitzt, so hat die menschliche Gesellschaft verschiedene Berufsarten, hohe und

niedrige, schwierige und angenehme, welche alle für den Bestand des Ganzen nothwendig sind. Es ist von Wichtigkeit, daß die Menschen Grund haben, sich den Anforderungen ihres Standes mit williger und durchschlagender Berufstreue zu unterziehen.

Unmöglich können die irdischen Erwartungen für alle Fälle einen genügenden Grund der Berufstreue abgeben. Denn diese Erwartungen erfüllen sich in sehr vielen Fällen nicht nach den Regeln der Gerechtigkeit. Dazu sind manche Berufsarten zu unansehnlich, freudelos und beschwerdevoll, als daß sie irgendwie den Anstrengungen, welche jahrelang — oft bis zum Grabe — mit eiserner Ausdauer eingesetzt werden müssen, irgendwie entsprächen. Wie armselig, nichtig, gehaltlos sind manche Berufsinteressen, wenn man sie in sich betrachtet!

Und was ist denn dies ganze irdische Berufstreiben seiner irdischen Bedeutung nach? Ein mit Lumpen oder Flitterstaat behangener Armensünderkarren! Der Lebensberuf der Menschen ist in der Regel der, daß sie, von der Hoffnung genarrt, dem Tode in die Arme tanzen.

Die äußere Lebensaufgabe des Menschen gipfelt darin, zuerst etwas zu erwerben und dann dasselbe, nachdem es erworben ist, unfühlbar zu machen, indem es sonst keine Last wäre. Für die meisten Menschen ist der ganze Inhalt des Berufslebens, mit irdischen Augen betrachtet, kleinlich und fade, verwirrt und erdrückend, dunkel und unzuverlässig, reich an Klippen und Beschwerden aller Art. Und in all dem fühlt sich der einzelne Mensch so schwach und verlassen, in so viele nichtssagende Schwierigkeiten verstrickt, von so vielen Schicksalsschlägen getroffen, mit so vielen Mängeln behaftet!

2. Wer kann da helfen, wenn nicht der, welcher die menschliche Natur geschaffen und darum auch das in der menschlichen Natur gelegene Berufsleben gewollt hat.

Der Mensch denke an Gott, er vertraue auf Gott, er unterwerfe sich Gott, er unterziehe sich den Berufsarbeiten, weil Gott

es will und wie Gott es will; er betrachte seinen Lebensberuf in seiner wahren Herleitung aus Gott, mit einem Worte: er habe Religion!

Und bald wird er es inne werden, daß die bittere Schale des Berufslebens doch einen kostbaren, süßen Kern birgt; er wird zu seinem Troste den Ausblick erlangen, daß das Leben über die wie gewonnenen, so zerronnenen Wogen der Zeit einem festen, bleibenden Gestade zugleitet.

Nur wenn der Mensch sich bemüht, sich selbst mit seinem Herzen, mit allen Zufälligkeiten seines wirklichen Lebens auf Gott zu beziehen, gewinnt alles hienieden die rechte Bedeutung. Alles ist klar und hell und wird geheiligt durch jenen höhern Lebenszweck.

Das Irdische erscheint als von Gott gewollt, aber als nebensächliche Schale, welche nach einiger Zeit wegfällt, während der Kern bleibt, aus dem düstern Erdenschoß in die lichte Ewigkeit hineinwächst und dort in der Tageshelle göttlicher Wahrheit seine bleibenden Früchte zeitigt.

Besonderer Geldgewinn und hervorragende Stellung haben ihre Bedeutung; aber du mußt auch ohne dies fertig werden können. Das Leben ist ein Orchester; blase nur mit, mein Bester, und halte Tact in Spiel und Rast, wenn du auch nie ein Solo hast.

Wer immer etwas anderes auf der Welt zu guter Letzt sich wünscht als die Erfüllung des Willens Gottes, der läuft an; der wird finden, daß „etwas Ersehntes erlangen" soviel heißt, als „dahinter kommen, daß es eitel ist".

3. Darum lautet eine weise Mahnung: „Alles, was ihr thut, mit Worten oder mit Werken, thuet alles in dem Namen des Herrn" (Kol. 3, 17). Wer es thut, wird die engen und beschwerlichen Schranken seines Lebens zu einem Pfade machen, der ihn unter mancherlei Windungen und Krümmungen dieses Erdenthales zu Gott emporführt.

Es ist die Religion, welche alle Verhältnisse und Bestrebungen dieser Erde auf Gott beziehen und mit dem Lichte der Ewigkeit verklären will. Hierdurch wird äußerer Lebensstand, irdischer Beruf, bürgerliche Arbeit zu einem heiligen Gottesdienste geadelt.

Die wahre Religiosität bedingt nicht nothwendig eine besondere Lebensstellung, nicht sonderliche Formen und Werke; nein, in jeder Weise des Lebens, die dem göttlichen Willen entspricht, in jedem sittlich berechtigten Berufe vermag sie sich voll und ganz zu verwirklichen.

Im Alterthum lebte ein mächtiger König, dessen Sohn eines Tages von bürgerlicher Familie zur Mahlzeit eingeladen wurde. Der König sprach: „Gehe hin, aber vergiß keinen Augenblick, daß du der Sohn des Königs bist." So sagt dir Gott: „Gehe hin und unterziehe dich den irdischen Ansprüchen deines Berufes; aber vergiß dabei nicht, daß du ein Kind Gottes bist."

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Natur und Offenbarung.

1. Was immer dem Menschen zur Erreichung seines natürlichen Zieles nothwendig ist, das alles ist ihm vom Schöpfer dargeboten im Bereiche der Vernunft und der Natur.

Aber dennoch fühlt sich der Mensch schwach; schwach in seiner Verstandeskraft, schwach in seiner Willenskraft.

Nichts Hinfälligeres gibt es auf der Welt als die von Gott abgelöste Menschennatur; keine Schlechtigkeit gibt es, zu der sie nicht fähig wäre. Hierfür bietet die Geschichte der Menschheit die schauerlichsten Belege. Nur da, wo sich der Mensch anlehnt an Gott — in der von Gott gewollten Weise —, nur da vermag er sich auf menschlicher Höhe zu halten.

Wohl kann der Mensch mit der Leuchte seiner Vernunft in mühevollem Forschen manche der Wahrheiten, deren klarere Er-

kenntniß er sich wünscht, suchen und auffinden. Aber wie wenige haben im Drange der irdischen Sorgen die zu so gründlichen Untersuchungen erforderliche Zeit! Und wie spät erst würden diese wenigen die ersehnte Klarheit der Erkenntniß sich verschaffen können! Und würde das Ansehen der persönlichen Einsicht genügen, damit der Mensch die erkannte Wahrheit auch anerkenne und sich derselben unterwerfe? Wie unstät ist doch die menschliche Erkenntniß übersinnlicher Wahrheiten im Gedränge der Sorgen und Ansprüche des irdischen Lebens, bei den heftigsten Regungen der verschiedenen Leidenschaften! Da sehnt sich der Mensch, der sein Gewissen hochhält, nach *mehr* Licht, als ihm die Natur zu bieten vermag.

Mit Recht hat man die große, weite Natur mit all ihrer grenzenlosen Pracht und Herrlichkeit als eine Offenbarung Gottes bezeichnet. Aber diese Offenbarung Gottes ist beschränkt. Sie ist der Fußspur im Staube der Straße vergleichbar, woraus es mir offenbar wird, ob ein Mann oder ein Kind vorübergeeilt ist. Diese Naturkenntniß wird bei ihrer Unvollkommenheit vom Winde der Leidenschaften und von den Eindrücken anderer irdischer Sorgen leicht verwischt. Darum ist jedem edeln Menschenherz eine gewisse Sehnsucht angeboren, es möge zu dieser natürlichen Offenbarung noch eine außer- oder übernatürliche Offenbarung hinzutreten. Und darum hat im Menschengeschlechte oft genug der irrende Verstand dergleichen Offenbarungen hingeträumt. Wenn's auch verschiedene „Träume" gibt hier auf Erden, so ist doch nicht alles Traum.

Da hält denn der sich seiner Schwachheit bewußte Mensch Umschau, wo ihm denn unter all den vielen Traumgestalten die wahre Wirklichkeit dargeboten werde. O Herr des Himmels, Quell des Lichtes, erleuchte mich! *Plato* sehnte sich nach der Zeit, wo ein Pilote komme und uns belehre, welche Haltung wir befolgen müssen gegen die überirdischen Gewalten und gegen die Menschen.

2. Ebenso beschränkt wie der Verstand, ebenso schwach und unselbständig fühlt sich der Wille.

Wohl fühlt der Mensch, was er thun sollte, aber er fühlt sich ohnmächtig, es zu thun. Er möchte wohl gut sein, aber es fällt ihm schwer. Verläßt er sich auf sich selbst, so geräth er auf Wege, die er selbst nicht billigen kann.

Ich seh' das Gute ein und habe dran Vergnügen, und lasse doch im Thun vom Bösen mich betrügen.

Da sehnt sich das beängstigte Herz nach göttlicher Aufhilfe. Herr, der du mich erschaffen hast, sei mein Erretter! Verlaß dein schwaches Geschöpf nicht! Ohne dich bin ich verloren! Stehe mir bei in schwerem Kampf!

Sollte nicht Gottes Weisheit mit Absicht den Menschen in so erschütternder Weise seine Schwachheit, seine Hilfsbedürftigkeit fühlen lassen, damit dieser bewahrt bleibe vor Hochmuth, sich bewußt bleibe seiner Abhängigkeit von Gott, dem Schöpfer und Endziele aller Dinge? Wird Gott den Hilferuf nicht erhören, wenn die schwache Menschennatur sich nach Kräften zu Gott wendet?

Und was erst, wenn der Mensch gesündigt hat? Wohl zeigt ihm das Gewissen das schreckliche Bild der beleidigten Gottheit. Und wohl ahnt das menschliche Herz, daß der Gott, der dem Menschen so viele Wohlthaten spendet in der Natur, auch bereit sein dürfte, dem reuigen Büßer zu verzeihen. Aber muß nicht die von der Gerechtigkeit geforderte Sühne entsprechen der Schuld? Wo findet sich in der menschlichen Vernunft die Norm, welche mir bestimmt und klar sagt, was ich zu thun hätte, um die beleidigte Gottheit zu versöhnen? Sünde ist die That des freien Willens. Mit meiner Freiheit war ich dabei, als ich sündigte; muß ich nicht auch mit freiem Willen mitwirken, da es sich um die Genugthuung handelt? Aus Hochmuth habe ich in der Sünde gegen Gott gefrevelt; mit welchem Acte der Demuth soll die Versöhnung verknüpft sein?

Gedrückt von schwerem Schuldbewußtsein ruft das geängstigte Herz: Mitten im Leben sind wir im Tode. Bei wem sollen wir Hilfe suchen, wenn nicht bei dir, o Herr, der du zürnest wegen unserer Missethaten?

3. Gott hat die Welt nicht geschaffen wie ein Baumeister, der ein Haus baut und dann sich zurückzieht und sich um sein Werk nicht kümmert. Nein, Gott ist mir nahe; nahe meinem Verstande, nahe meinem Herzen. Er trägt alles mit dem Worte seiner Kraft. In ihm leben, weben und sind wir. Bin ich auch in meinem Sein und Wirken verschieden von Gott, so ist mir doch nichts so nahe als Gott. Ohne göttliches Sein kein Sein, ohne göttliches Wirken kein Wirken. Ohne Gottes Licht keine wahre Erkenntniß des Geistes; ohne Gottes Liebe keine edle Liebe des Herzens. Schon in der Natur ist Gott uns nahe: „Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße, im Kreis das All am Finger laufen ließe? Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen, Natur in sich, sich in Natur zu hegen, so daß, was in ihm lebt und webt und ist, nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt."

Und er sollte uns nicht in Bereitwilligkeit auch nahe sein, um in außerordentlicher Weise unserer Unbeholfenheit zu Hilfe zu kommen?

Wie könnte ich denken, daß der, der mir so nahe ist, nicht geneigt sei, mir beizustehen in meiner natürlichen Schwäche? Wenn eine Mutter sich ihres Kindes annimmt, sollte Gott meiner vergessen? Sollte er umsonst die Sehnsucht nach helfender Gottesnähe in die Brust gelegt haben? Sollte er nicht vielmehr deshalb den Hilferuf nach Gott mir auf die Lippen gelegt haben, damit ich inne werde meiner Schwäche und Abhängigkeit von Gott? damit ich gestärkt werde in meiner Gottunterwürfigkeit? Und sollte er nicht bereit sein, auf meinen Ruf zu hören, meinem Verstand auf außernatürlichem Wege Licht zu geben, meinem Willen Stärke, meinem Herzen Trost zu verleihen? Sollte er nicht

gerade deshalb das Straucheln seines Geschöpfes nicht verhindert haben, damit der Mensch, seine eigene Schwäche erkennend und seinen Stolz bereuend, durch inniges Gottvertrauen mit Gott verbunden werde?

Und da der Nothschrei nicht bloß der Nothschrei des Einzelnen, sondern auch der des Geschlechtes ist: sollte da die Hilfeleistung des Himmels nicht auch eine einheitliche, allgemeine, für alle berechnete sein? Der Einzelne ist in das Geschlecht eingefügt. Sollte die Hilfeleistung nicht derart sein, daß sie in menschlich-gesellschaftlicher Weise bis an den Einzelnen heranreichen kann?

4. Gott gewährte der Menschheit die erwartete Hilfe; zu Anfang der Zeiten gab er ihr eine Uroffenbarung nebst der Verheißung voller Gnadenhilfe. Nicht ohne persönliche Schuld haben viele diese Uroffenbarung verloren. Im Verlauf der Zeiten ist unter den verirrten Völkern manchen Einzelnen, die gutwilligen Herzens sich von der Gnade leiten ließen, diese Gnade in vollerm Maße zum Heil und zur Rettung verliehen worden. In Christus erschien die Hilfe auch äußerlich.

Der sich seiner natürlichen Schwachheit und seiner persönlichen Schuld bewußte Mensch kann sich entweder im Gefühle verletzten Stolzes und in Verzweiflung den Regungen seines Hochmuthes und seiner Sinnlichkeit überlassen — und alsdann wird er von Stufe zu Stufe tiefer hinuntersinken —, oder er kann in Demuth und Gottvertrauen Umschau halten nach dem Almosen des Himmels für seinen nach Licht strebenden Geist, für seinen schwachen Willen, für sein trostbedürftiges Herz, für sein mit Sünden beschwertes Gewissen. Wer guten Willens und offenen Geistes diese Umschau hält, wird erkennen, daß die Sehnsucht des menschlichen Herzens in Wahrheit und Wirklichkeit erfüllt worden ist durch Jesus Christus, welcher im Mittelpunkt der Weltgeschichte steht. Dieser war als der Retter der Menschheit vorherverkündet und hat sich als den von Gott Gesandten ausgewiesen durch Wunder und auch durch Weissagungen. Christus hat ein

heiliges Leben geführt; er hat Wunder der verschiedensten Art gewirkt; er ist für sein göttliches Anliegen gestorben; er ist von den Todten wieder auferstanden, und sofort hat sich seine mit so viel Opfern verbundene Lehre weithin verbreitet. Diese Gründe genügten den Besten der Menschheit, um Christi göttliche Sendung anzuerkennen.

Jesus Christus ist uns nahe geblieben und wirkt fort in der von ihm gestifteten sichtbaren Kirche, in welcher uns die von Gott geoffenbarten Wahrheiten unter göttlichem Schutze verkündet werden. Die Kirche schöpft diese Wahrheiten aus der Ueberlieferung und aus der Heiligen Schrift, indem Gott allen Irrthum fernhält.

Der wichtigste Theil der Heiligen Schrift sind die Evangelien. Die Evangelien sind *echt*: schon aus ihrer innern Beschaffenheit erkennt man, daß dieselben wirklich von Jüngern Christi geschrieben sind. Die Evangelien sind *glaubwürdig*: schon aus ihrer innern Beschaffenheit läßt sich erweisen, daß ihre Verfasser die Wahrheit gesagt haben. Die Evangelien sind *unverfälscht*: denn es läßt sich beweisen, daß an denselben im Verlaufe der Zeit nichts geändert wurde.

5. Es gibt unter den Menschen eine unbeschreibliche Vielheit und Mannigfaltigkeit von Religionen.

Beweist dies etwas gegen die Wahrheit des Christenthums? Das gleiche würde es beweisen gegen die Wahrheit des Islam, des Judenthums, des Buddhismus und jeder andern Religion und religiösen Auffassung.

Kann man aus der Vielheit etwa schließen, auf den verschiedenen Inhalt der Religionen komme gar nichts an? Gott sei zufrieden mit wie immer beschaffenen Ehrenbezeigungen? Dieser Gedanke klingt an etwas Wahres an. Es gibt eine religiöse Verschiedenheit, welche von der Wahrheit nicht ausschließt; und es gibt auch bei den irrenden Religionsgesellschaften Menschen, die ohne ihre Schuld nicht besser wissen und deshalb entschuldbar sind.

Aber wie könnte Gott, dem unendlich wahrhaftigen Wesen, Wahrheit und Irrthum gleichgiltig sein? Wie könnte vor dem Blick der unendlichen Heiligkeit Ordnung und Abscheulichkeit gleichviel gelten? Hätten die Religionen unter sich nur geringere Unterschiede, so wäre die Albernheit, sie alle für gleich gut zu halten, weniger unerträglich. Aber im Wesen sind sie ungleich.

Woher denn die bunte Vielheit der Religionen?

Der Religionsbildung liegt zu Grunde ein Drang der menschlichen Natur. Der Mensch ist für Gott und deshalb auch für die Religion. Aber die menschliche Natur ist äußerst schwach, schwach im Erkennen, schwach im Willen. Gottes Liebe wollte der Naturschwäche aufhelfen. Aber infolge der Erbschuld ist die Natur in ihre Schwachheit zurückgesunken; hier liegt die Quelle der Irrthümer.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Wunder und Naturgesetz.

1. Viele benehmen sich heute als begeisterte Anhänger des Christenthums. Aber — es muß ein Christenthum ohne Wunder sein. „Das Christenthum der That," so schreibt man, „die Religion als Geist und Kraft ist mehr als je die Forderung der Zeit; denn der Kampf, den die innern, furchtbar anwachsenden Mächte der Zerstörung uns aufzwingen, ist so ernst, die Aufgaben, welche die immer näher tretende Gefahr eines großen Zusammenbruches an uns stellt, sind so gewaltig, es gibt so viel äußeres und inneres Elend, so schreiende Nothstände, daß alle, welche von der Stärke der dem Christenthum innewohnenden Heilskräfte überzeugt sind, in dem herzlichen Wunsche zusammentreffen, es möchten diese Kräfte zu voller, ungehinderter Wirksamkeit entbunden und alles, was ihre freie Entfaltung hindert, aus dem Wege geräumt werden."

Aber es muß ein Christenthum *ohne Wunder* sein! „Die Forderung," so sagt man, „*Wunder* zu glauben und darauf unser religiöses Leben aufzubauen, ist ein Angriff auf die Einheit unseres Denkens, den wir abweisen müssen; als Menschen unserer Zeit müssen wir die Wunder läugnen, weil wir in die absolute Unveränderlichkeit der Naturgesetze einen Einblick gethan haben."

Hätten die, welche so reden, recht, so wäre es um jedes wirkliche Christenthum geschehen. Denn ein Christenthum ohne Wunder gibt es in der Geschichte nicht. Also entweder ein Christenthum *mit Wunder* oder *gar nichts* vom Christenthum.

2. Wunder sind *möglich*. Wunder ist eine ungewöhnliche, sinnlich wahrnehmbare Wirkung, welche die Kräfte der Natur übersteigt und Gott zum Urheber hat.

Wunder ist nicht Gesetzlosigkeit, ist nicht ein Act grundloser Spielerei, hebt nicht jede Naturnothwendigkeit auf. Es sind ausnahmsartige Eingriffe in die Naturgesetze, die sich Gott auf Gründe seiner Weisheit hin gerade so gestatten darf, wie ein Fürst ausnahmsweise einzugreifen vermag in den Gang der Strafgerechtigkeit.

Gibt es einen Gott, der außer und über der Welt steht, der die Welt erschaffen und ihr ihre Gesetze gegeben hat, dann ist die „Einheit" des modernen Denkens zerstört, dann sind Wunder möglich.

Warum sollten die Naturgesetze ihrem innern Wesen nach absolut unveränderlich sein? Warum sollte der ordnungsmäßige Fortbestand des Weltganzen ein Wunder als Unmöglichkeit erscheinen lassen? Solange noch eine unendliche Weisheit am Ruder der Welt steht, werden die Wunder nur auf entsprechenden Grund hin und als Ausnahme in der Art erfolgen, daß die Ordnung der Welt keinen Schaden nimmt.

Die Vernunftwesen stehen Gott dem Herrn viel näher als die vernunftlosen Naturwesen und harten Naturgesetze. Der Menschen wegen in den Gang der Gesetze einzugreifen, entspricht ganz der göttlichen Herzensgüte.

Wunder sind erkennbar. Nicht immer erkennen wir die Grenzen dessen, was die Natur vermag; aber oft erkennen wir genau das, was die Natur nicht vermag. Wer einmal an das Dasein eines persönlichen Gottes glaubt, muß diesem auch die Macht einräumen, die Umstände so zu lenken, daß wir die Thatsächlichkeit eines Wunders mit aller Bestimmtheit erkennen können.

Wunder passen zum Charakter des Christenthums. Die christliche Offenbarung gibt uns von einer Herablassung der göttlichen Liebe Kunde, die alle unsere Begriffe übersteigt, weil sie das Gepräge des Göttlichen an sich trägt. Zu dieser Ordnung der Dinge paßt es, daß Gott sich bereit zeigt, um des Menschen willen Wunder zu wirken. Ferner ist das Wunder eben dadurch, daß es sich als einen außergewöhnlichen Eingriff in den Gang der Natur darstellt, ganz vorzüglich geeignet, Gott als den unabhängigen Herrn der Natur erscheinen zu lassen.

Wenn nun Gott in seiner Weisheit beschlossen hat, den Menschen auch dadurch zum Bewußtsein seiner Abhängigkeit zu bringen, daß er ihn nicht alle Wahrheit durch selbsteigene Einsicht erfassen läßt, sondern ihm Grundwahrheiten des religiösen Lebens auf dem Wege der Offenbarung darbietet, und er alsdann zur Bestätigung der geoffenbarten Wahrheit in herablassender Weise Wunder wirkt, dann thut er etwas, was sowohl Gottes als auch des Menschen würdig ist. Geschichtsthatsache beweist Geschichtsthatsache; Wunder beweist die Thatsache göttlicher Offenbarung.

Von Natur aus ist der Mensch darauf veranlagt, durch Sinnfälliges zur bestimmten Erkenntniß der Wahrheit zu gelangen. Der Zweck göttlicher Offenbarung ist nicht, den Menschen durch Lichtglanz göttlicher Majestät zu Boden zu werfen und ihm die Hinnahme der Offenbarung durch eine Art mathematischer Klarheit abzuzwingen. Nein, der Mensch soll, geleitet von freiem, demüthigem, wahrheitsliebendem Willen, sich der göttlichen Souveränität unterwerfen. Hierzu dient der Wunderglaube.

Der Mensch kann sich demüthig unterwerfen, aber auch stolz widersetzen. Es gehört ein viel stärkerer Geist dazu, auf gute Gründe hin ein Wunder als Thatsache anzuerkennen, als alles, was auf das Dasein eines weisen Weltregierers hindeutet, matt und feige wegzuläugnen.

Wunder sind ihrer Natur nach *selten*; es sind Ausnahmen, sind Eingriffe in die Naturgesetze und können deshalb nicht zur Regel werden. Gott wird vermöge seiner Weisheit Wunder nur auf besondere Gründe hin wirken; und solche Gründe sind ihrer Natur nach selten. Ist eine Pflanze frisch in den Boden gesenkt, so muß sie besonders begossen werden; hat sie aber einmal Wurzel gefaßt, so genügt die gewöhnliche Pflege. Als das Christenthum eingeführt werden sollte, waren Wunder nothwendig; jetzt genügt durchweg die gewöhnliche Vorsehung.

Wunder sind *wirklich*. Dies ergibt sich vor allem aus den Wundererzählungen der Evangelien, unter denen Christi Auferstehung die erste Stelle einnimmt. Man hat gesagt, die Wundererzählungen wären erst später in die evangelische Geschichte eingefügt worden. Dies ist undenkbar. Die Wunder bilden so sehr die Substanz der Evangelien, daß, sobald man sie herausbricht, das Ganze jeden Sinn und jeden Halt verliert. Das übrige läßt sich nicht festhalten ohne die Wunder. Wer also die Wunder läugnet, muß das ganze Evangelium, das ganze Christenthum läugnen. So wahr das Christenthum besteht, sind auch die Wunder geschehen, in denen das Christenthum seine wesentliche Grundlage besitzt.

Es ist also ein Zeichen hochgradiger Thorheit, an den Wundern Anstoß zu nehmen.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Die Wunder des Evangeliums.

1. Die Wunder wirkte Christus in seinem eigenen Namen. Es waren laut dem Zeugnisse der Evangelien: Wunder an der leblosen Natur (Verwandlung des Wassers in Wein, Brodvermehrung, Beschwichtigung des Seesturmes, das Gehen auf dem Wasser u. s. w.); Krankenheilungen (Heilung des Blindgeborenen, des Stummen, des Aussätzigen, des Gichtbrüchigen u. s. w.); Todtenerweckungen (Tochter des Jairus, Jüngling von Naim, der im Grabe verwesende Lazarus); Austreibung der Teufel aus den Besessenen; Wunder an seinem eigenen Leibe (jungfräuliche Geburt, Auferstehung, Himmelfahrt).

Zu den Wunderwerken kommen Christi Weissagungen von seinen eigenen Schicksalen (Luc. 13, 32. Matth. 20, 17); von dem Verrath des Judas (Joh. 13, 26); von der Verläugnung des Petrus (Matth. 26, 34); vom Lebensende des Petrus und Johannes (Joh. 21, 18); von der Zerstörung Jerusalems (Luc. 19, 41. Matth. 24, 2 ff.); von den Schicksalen des jüdischen Volkes (Luc. 21, 24); von der Zukunft der Kirche (Joh. 10, 16; 16, 2).

Auf dem Wundercharakter jener Geschehnisse beruht das ganze geschichtliche Christenthum.

2. Unter den Wundern des Evangeliums ist das hellleuchtendste das Wunder der Auferstehung Christi. Alle Untersuchungen und Anfeindungen dieses Wunders, alle verschiedenen Hypothesen haben nur dazu gedient, dieses Wunder in noch klareres Licht zu stellen. Christus selbst hatte das Wunder seiner Auferstehung vorherverkündet (Matth. 12, 39. Joh. 10, 18). Unwiderlegliche Zeugnisse liegen vor, daß Christus wirklich gestorben und wirklich von den Todten auferstanden ist.

Sofort machten die Apostel das wirkliche Geschehniß der Auferstehung zum Fundament des gesamten Christenthums. „Gott wird dereinst den Erdkreis richten durch einen Mann, welchen er allen glaubwürdig gemacht hat, indem er ihn auferweckte von den Todten“ (Apg. 17, 31). „Mit großer Kraft geben die Apostel Zeugniß von der Auferstehung Jesu Christi“ (Apg. 4, 33; 1, 22). An die Römer schrieb Paulus: „Wenn du mit deinem Munde Jesus den Herrn bekennest und in deinem Herzen glaubst, daß Gott ihn von den Todten auferweckt hat, so wirst du selig“ (Röm. 10, 9).

Die Thatsache dieses Wunders besitzt also die Kraft, das gesamte Christenthum, die gewaltigste Macht der Weltgeschichte, zu tragen; das Christenthum mit seiner göttlichen Leistungsfähigkeit entnimmt aus ihr seinen Halt. Das Christenthum ist kein Mythus. Es steht vor uns als Wirklichkeit. Wirklich also ist auch sein Halt, sein Fundament, seine Wurzel. So wahr das Christenthum existirt, so wahr ist Christi Auferstehung geschehen.

3. Ist nur ein einziges der Wunder des Evangeliums erwiesen, dann ist die göttliche Sendung Christi erwiesen. Dann ist auch die Gottheit Christi erwiesen, weil dieser von Gott Gesandte als Gott vor die Menschheit hintrat.

Ein jedes einzelne Wunder des Evangeliums hat die allerschärfste Kritik aller Jahrhunderte bestanden. Noch mehr leuchtet diese Sicherheit dem betrachtenden Geiste ein, wenn man die Wunder Christi so erwägt, wie sie geschehen sind: in ihrem Zusammenhange in ihrer Vielseitigkeit. Da wird jeder Zweifel mächtig niedergeschlagen.

Die Wunder des Evangeliums sind also in erster Linie Beweise für die Gottheit Christi. Aber hierin ist ihre Bedeutung nicht erschöpft. Sie sind überdies auch Erweise der göttlichen Gutheit und Menschenfreundlichkeit, welche in Christus erschien. Dadurch gewann er die Herzen für seine

Lehre. Er war gut (Joh. 7, 12), und sein ganzes Leben war ein Wohlthun (Apg. 10, 38).

Wie Vater und Mutter sich zu dem lallenden Kinde herablassen und demselben Liebkosungen und Wohlthaten erweisen, für welche ein Kindesherz Verständniß besitzt, so läßt sich auch Christus zu der menschlichen Erwartung herab und verkehrt mit den Menschen und spendet ihnen Wohlthaten und befriedigt ihre Anliegen, so daß die Gutheit und Menschenfreundlichkeit Gottes den Menschen verständlich wird.

Drittens liegt in den Wundern des Evangeliums ein bedeutsames Moment *symbolischer Belehrung*. Schon in den Wundern, die sich auf Christi Geburt und Kindheit beziehen, tritt die außerordentliche Bedeutung hervor, die Christo eigen ist. Wie der greise *Simeon* ein Bild des hoffenden Israel ist, so sollen uns die Weisen aus dem Morgenland die Heidenwelt darstellen, für welche Gott sorgt, daß sie den Heiland erkenne. Das Wunder auf der Hochzeit zu Kana erinnert daran, wie infolge der liebenden Herablassung Christi auf die Fürbitte Marias hin unser armseliges Menschenleben in die Seligkeit des Himmelreiches, wie unser werthloses Denken und Wesen in die glückliche Stimmung der Kinder Gottes verwandelt wird. Die Heilung des Besessenen ist ein Bild der Genesung, welche Christus der vom bösen Geist beherrschten Menschheit gebracht hat. Der Meeressturm sinnbildet unser bewegtes Erdendasein; Stürme schweigen, Wellen legen sich, wenn wir nur den Heiland im Herzen tragen. Der Hauptmann von Kapharnaum soll uns zeigen, daß auch die gutwilligen Heiden theilhaben sollen am Reiche Gottes, welches die Juden irrthümlicherweise für sich allein in Anspruch nahmen. Die Speisung der Fünftausend ist ein Bild der geistigen Speisung, welche Christus für ungezählte Menschenscharen in dieser von der Wahrheit entblößten Welt bestimmt hat. Das Wandeln auf dem Meere ist ein greifbares Bild von der Macht des Vertrauens

auf Gott. Die Todtenerweckungen erinnern daran, daß Christus dem Tode den Stachel genommen hat, indem er uns zu Kindern Gottes machte.

In dieser und ähnlicher Weise haben die Kirchenväter in den Wundern Christi bildliche Darstellungen der tiefsten Wahrheiten erblickt und dieselben in ihren Vorträgen an die Christen in geistvollster Weise ausgedeutet. Stets haben sie aber auch in den Wundern ein Siegel erblickt, mit dem die Gottheit die Wahrheit des Christenthums bekräftigt hat.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Natur und Uebernatur.

1. An die Pforte eines Palastes pocht ein armes, hungerndes, vor Frost zitterndes Bettelkind. Da tritt heraus der königliche Herr und zeigt eine Herzensgüte, wie sie das Kind in keiner Weise erwarten konnte. Nicht bloß sollte das Kind von entstellendem Staube gereinigt, sollte sein Hunger gestillt, seine Blöße bedeckt werden: überdies sprach der Herr zum bettelnden Kinde: „Komm herein, du sollst mein Kind, der Erbe meiner ganzen Herrschaft sein; mein Glück sei dein Glück, meine Freude sei deine Freude."

In Christus ist Gott nicht bloß unsere Hilfe, er ist unser Vater und Bruder und unser Leben geworden, um uns die frohe Kunde zu bringen, daß er uns seine unendliche Liebe geschenkt, uns an Kindesstatt angenommen, uns das Erbe göttlichen Glückes bestimmt hat. „Wie mich der Vater geliebt hat, so habe ich euch geliebt; bleibet in meiner Liebe. . . . Dies habe ich zu euch gesagt, damit meine Freude in euch sei. . . . Nicht mehr nenne ich euch Knechte; denn der Knecht weiß nicht, was sein Herr thut. Euch aber habe ich Freunde genannt" (Joh. 15, 15). Nicht

bloß wollte Gott den Hilferuf der Menschheit erhören; nicht bloß wollte er uns jenes Licht und jene Gottesstärkung spenden, wonach sich menschliche Schwäche und Gebrechlichkeit sehnt, damit wir als gute Menschen leben könnten und jenes Glück fänden, welches den menschlichen Geist befriedigt: nein, außerdem sollten wir in die innigste übernatürliche Verbindung zur Gottheit treten. Vater unser, der du bist in dem Himmel!

2. Das Bettelkind ist das Menschengeschlecht. Uranfänglich hatte Gott seine übernatürlichen Gnadengeschenke von der Treue des Stammvaters abhängig gemacht. Die Prüfung entsprach dem damaligen Zustande des Menschen. Gefordert wurde freie Gottunterwürfigkeit unter Bezähmung der Sinnlichkeit. Nachgebend dem Triebe nach Selbstvergötterung stürzte sich Adam in frevlen Ungehorsam. An der Sünde Adams betheiligte sich die menschliche Natur; die Sünde wurde zur Sünde des ganzen Geschlechtes. Schon von Natur aus ist ein jeder geneigt, die Verdienste anderer in Kraft der Gemeinschaft des Geschlechtes als seine eigenen anzusehen. Dazu kam das Decret der Gottheit, infolgedessen jener Sünde des Geschlechtes eine so weittragende Bedeutung beigemessen wurde. Die Sünde des Geschlechtes vererbte sich mit der menschlichen Natur. Dazu fügt der Einzelne seine persönlichen Sünden.

Gott ließ es geschehen, daß die Menschen sündigten, damit seine Liebe in desto höherem Lichte erstrahle. Die That der göttlichen Liebe erscheint nunmehr als That verzeihender und sühnender Barmherzigkeit. Christus bringt sich freiwillig der göttlichen Gerechtigkeit als Sühne und Genugthuung dar für die Sünden der Menschen. Die Erlösung durch Christus ist nicht ein gewöhnlicher juridischer Proceß; im Grunde ist sie die That unbegreiflicher Liebe.

3. Der Ordnung der Natur und Vernunft ist noch eine neue Ordnung, eine Ordnung der übernatürlichen Gnade und des Glaubens hinzugefügt. Die Gottunterwürfigkeit, zu der der

Mensch erschaffen ist, soll auch darin geübt werden, daß der Mensch sein Haupt vor Gottes Offenbarung demüthig beuge und das von Gott als Wohlthat empfange, was seiner eigenen Schwäche aufhelfen soll; besonders aber darin, daß er in Glaube, Hoffnung und Liebe das kostbare Geschenk der Kindschaft Gottes dankbarst annehme, sich als treues Kind in die Arme des himmlischen Vaters werfe und trachte, im Anschluß an Christus vollkommen zu sein, wie der himmlische Vater vollkommen ist.

Aus unbegreiflicher Liebe will uns der unendliche Gott beglücken, nicht bloß in einem Maße, welches der Fassungskraft des menschlichen Wesens entspricht, sondern über alles Maß, so daß unsere Glückseligkeit der Glückseligkeit Gottes gleichkommt. Wir werden Gott schauen nicht bloß in seinen Werken, sondern unmittelbar. Gott wird zu unserem natürlichen Vermögen noch eine übernatürliche Kraft hinzufügen: das Licht der Glorie, welches unsern Verstand erhebt und stärkt, um Gott zu schauen, wie Gott sich selber schaut, von Angesicht zu Angesicht.

Wie Gott unsern Verstand erhellt und stärkt, um ihn unmittelbar zu schauen, so wird er auch die Schranken unseres Willens sprengen und uns befähigen, das Meer seiner beseligenden Liebe zu umfangen; er wird uns aufnehmen in die Wonne und den Jubel seiner eigenen Liebe, damit wir ihn lieben, wie er sich selber liebt.

Die menschliche Seele gleicht einer Einfassung, die für eine Glasperle bestimmt ist; Gott aber will einen kostbaren Diamanten hineinsetzen.

Zu diesem göttlichen, übernatürlichen Ziele in der Ewigkeit stehen die Einrichtungen des Christenthums im Verhältniß und Einklang. Faßten wir bloß das natürliche Ziel des Menschen ins Auge, so wüßten wir nicht, wozu denn Gott eine Offenbarung erlassen, wie die der heiligen Dreifaltigkeit; wozu er eine Vereinigung des Menschen mit der Gottheit angeordnet, wie solche im Altarsgeheimniß stattfindet. Das ganze Wesen des

Christenthums deutet hin auf die übernatürliche Bestimmung des Menschen, auf die Erhebung der Natur zu einem Leben, auf welches sie aus sich kein Recht, für welches sie nicht einmal eine Befähigung hat, auf eine Lebensvereinigung mit Gott, wie sie unter den drei göttlichen Personen selbst stattfindet. Was Gott mir in diesem übernatürlichen Leben schenkt, macht mich in den Augen des himmlischen Vaters so werthvoll, wie der eingeborene Sohn des Vaters ist: darum hat der Vater seinen Sohn für mich hingeben können; es macht mich in den Augen Christi so werthvoll wie Christi Blut: darum hat Christus sein Blut für mich vergießen können.

4. Das Christenthum bietet also dem Menschen ein Zweifaches. Erstens will es den Menschen heben, stärken, veredeln im Bereiche der menschlichen Natürlichkeit. So steht das Christenthum da als die Urheberin der Cultur, die Mutter der Civilisation, die Retterin der Völker, die ordnende Macht in der Familie, im gesellschaftlichen Leben.

Was der Mensch wird ohne diese christliche Aufhilfe, zeigen uns die Schrecknisse des Heidenthums sowohl in alter Zeit als bei uns in der Gegenwart. Der Psalmist sagt, Gott habe den Armen vom Düngerhaufen emporgehoben (Ps. 112, 7). Die heutige entchristlichte Zeit steht wieder in Gefahr, im Dünger zu ersticken.

Zweitens bietet das Christenthum dem Menschen Ziele und Wahrheiten, welche den Gesichtskreis menschlicher Vernunft und die Kräfte menschlicher Natur wesentlich überragen. Zu dem erfahrbaren Theil der Lehre Christi kommt noch ein bloß glaubbarer, der Wahrheiten enthält, die ich als feststehend annehmen soll, aus gläubiger Ehrfurcht gegen Gott. „Der Gerechte lebt aus dem Glauben" (Röm. 1, 17).

Da der eine Theil, je vollkommener ausgeübt, eine desto reichere Quelle des Trostes und der Freude für mich ist, so kann ich infolge dieser Erfahrung keine Schwierigkeit darin finden,

auch den andern bloß glaubbaren Theil mit vollster Hingabe meines Wesens zu erfassen.

5. Oft hört man den Einwurf: Die Religion Christi ist voll von Dunkelheiten. — Dem ist so. Aber ist denn der Mensch dafür da, alles zu verstehen? Der Mensch kann den Dunkelheiten, welche der christlichen Glaubenslehre anhaften, nicht entfliehen, ohne sich selbst dazu zu verurtheilen, in eine noch dichtere Finsterniß hineinzutappen; er kann dem, was seine Vernunft verdemüthigt, nicht entgehen, ohne in das zu verfallen, was von der Vernunft als Widerspruch erkannt wird. Auch die Natur ist voller Geheimnisse; nichts gibt es, dem nicht Dunkelheiten anhafteten. Warum sollte es nicht auch Geheimnisse auf dem Gebiete geben, in welches uns die Religion Christi einen Einblick gewährt?

Auch sagt man: An „Wunder" kann ich nicht glauben. — Merkwürdig! Wenn es einen Gott gibt, welcher über der Natur steht und welcher Zwecke verfolgt, denen Wunder dienlich sind, so kann es doch wohl Wunder geben. Ein Wunder ist ein ausnahmsweiser Eingriff in den Gang der Naturgesetze; es ist eine Erscheinung in der sichtbaren Natur, die sich klar als alle natürlichen Kräfte übersteigend darstellt.

Ferner sträubt sich der menschliche Stolz und sagt: Wer kann begreifen eine Herablassung Gottes, wie sie im Christenthum gelehrt wird? — Gottes Liebe ist wohl von allen Unbegreiflichkeiten die unbegreiflichste. Darum sagt der Herr: „Selig, wer sich an mir nicht ärgert" (Matth. 11, 6. Luc. 7, 23). Denen, welchen das Geld alles ist, ist sie ein Aergerniß; denen, welchen der sinnliche Genuß über alles geht, ist sie eine Thorheit; denen aber, welche sich ihrer Abhängigkeit von Gott bewußt sind, ist sie die größte Seligkeit.

6. Christus stellt als Prüfstein für die Wahrheit seiner Lehre auch die Erfahrung auf. „Meine Lehre ist nicht mein, sondern dessen, der mich gesandt; wenn jemand dessen Willen thun will,

so wird er erfahren von dieser Lehre, ob sie aus Gott sei, oder ob ich aus mir selber rede" (Joh. 7, 17).

Was würde man thun, wenn jemand sagte, hinweisend auf einige Samenkörner in seiner Hand: „Das ist Same, daraus werden Pflanzen und Früchte." Wenn einer zweifelt, so bleibt kein anderes Mittel, ihn zu überzeugen, als diese Körner in die Erde zu legen und augenscheinlich zu zeigen, was man bezweifelt hatte. So auch mit den Glaubenslehren. Senke sie tief hinein in deine Seele, diese scheinbar unbedeutenden Samenkörner, und trage sie in deinen Geist. Lasse über diesen Samen dahingehen das Leben mit allem, was es bewegt, mit all seinen Wechselfällen, seinen Prüfungen, seinen Schmerzen, seinen trüben, schweren und schwachen Stunden, seinen Hoffnungen und Freuden. Erhalte lebendig in dir diesen Keim und beachte die Antwort, die in ihm dir gegeben ist auf all deine Bedürfnisse, deine Zweifel, deine Schmerzen, deine Fragen.

So viele guten Christen, so viele Zeugen für den göttlichen Charakter des Christenthums. Das ist das Christenthum. Möchten die, welche es bekämpfen, wenigstens zuvor lernen, welches seine Lehren sind!

Im übrigen konnte das Uebernatürliche, wie es im Christenthum vorhanden ist, nicht Weiterbildung natürlichen Wissens sein: es mußte vielmehr als etwas wesentlich Neues und Höheres in die Geschichte eintreten. Um dies leuchtender hervortreten zu lassen, hat Christus in keiner Weise angebunden an die vorhandene menschliche Philosophie. Er entnahm seine Apostel ungebildeten, unwissenschaftlichen Kreisen. „Sehet an eure Berufung, Brüder; es sind nicht viele Weise dem Fleische nach, nicht viele Mächtige, nicht viele Hochgeborene; sondern das Thörichte der Welt hat Gott auserwählet, damit es beschäme die Weisen" (1 Kor. 1, 26. 27).

Erst nachdem das Christenthum Wurzel gefaßt, trat in den christlichen Kreisen auch die natürliche Wissenschaft an den ihr gebührenden Platz.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Was ist uns Jesus Christus?

1. Man hat aus der Person Christi eine Fabel, einen Mythus machen wollen. Aber ließe sich nicht eher aus jeder Persönlichkeit der Vergangenheit ein Mythus machen als aus Christus? Er steht in der Geschichte Tageshelle. Würden wir auch die unzählbaren geschichtlichen Zeugnisse und Monumente, welche direct die wirkliche Existenz Christi bezeugen, nicht besitzen, so müßte schon bloß sein Werk, welches als das großartigste vor unsern Augen steht, welches sich auf Christus als auf seinen Gründer gemäß geschichtlicher Beglaubigung stützt, und welches seinem Wesen nach auf der Verehrung der geschichtlichen Person Jesu Christi beruht, bei allen denkenden Menschen jeden Zweifel niederschlagen.

Der in der Geschichte stehende Christus hat sich ausgewiesen als den von Gott Gesandten. Die Evangelien bezeugen, daß Christus viele Wunder wirkte. Das Erfinden eines Buches, wie es die Evangelien sind, wäre noch erstaunlicher als der in ihm gefeierte Held. Die Wunder des Evangeliums überraschen freilich durch ihre Herablassung zu den kleinen Nöthen und Anliegen des irdischen Menschenlebens. Aber sie besitzen den Stempel der Göttlichkeit. Nur Gott, der über der Welt steht, kann Wunder wirken. Ein Wunder ist ein sinnlich wahrnehmbarer, ausnahmsweiser Eingriff in den Gang der Natur, von dem es feststeht, daß derselbe die Kräfte der Natur übersteigt. Christus wirkte Wunder verschiedenster Art.

Für den, welcher die Wunder des Christenthums bekritteln möchte, steht das Christenthum selbst als das größte Wunder da. Zum Christenthum bekennen sich seit Jahrhunderten Millionen der besten Menschen. Nur Gott allein konnte stolzen Geistern so demüthigende Wahrheiten, irdischen Herzen so himmlische Gesinnungen, verderbten Menschen eine so strenge Sittlichkeit beibringen.

Christus schöpfte seine Lehre nicht aus Systemen menschlicher Wissenschaft. Diese Lehre ist rein von jedem Irrthum, obgleich sie in umfassender Weise die tiefsten Fragen berührt. Christus lehrte mit majestätischer Ruhe, mit Bestimmtheit und Sicherheit, er befriedigte alle jene Sehnsucht, mit welcher der Mensch sich Aufklärung wünscht in den wichtigsten Anliegen des Daseins. Gott erscheint da als der Grund aller Sittlichkeit; die Sünde ist nicht bloß eine Unvernünftigkeit, sie ist eine Beleidigung Gottes. Opferwillige Nächstenliebe erscheint gepaart mit reinster Gottesliebe.

Christus selbst steht da ohne Sünde wie ohne Irrthum. Seine Feinde finden keine Schuld an ihm. Er besitzt alle Tugenden in höchster Vollendung. Alle Jahrhunderte erkennen ihn an als ein Ideal höchster Vollkommenheit.

2. Christus spricht, wie nur der sprechen darf, der selbst Gott ist. Er tritt vor das Volk als der ersehnte, von den Propheten verkündete Messias, als der Erlöser der Welt, als der in seiner Art einzige Sohn Gottes im wesentlichen Gegensatze zu allen Geschöpfen. Mit aller Bestimmtheit erklärt er, er sei ein Wesen einer andern Welt; er sei gewesen, bevor er auf der Erde erschienen; vom Himmel sei er herabgestiegen, zum Himmel werde er hinaufsteigen und einst von dort in Herrlichkeit, auf Wolken thronend, von seinen Engeln umgeben, zurückkehren als Richter der Lebendigen und der Todten. Er stellt sich Gott gleich: „Dies ist das ewige Leben, daß sie dich erkennen, den einzigen, wahrhaftigen Gott, und den du gesandt hast, Jesum Christum" (Joh. 17, 3).

Christus selbst verkündet es und läßt es von seinen Aposteln verkünden, er sei in einziger Art von seinem Vater gezeugt, er sei im Schoße des Vaters, eins mit dem Vater, er wirke mit dem Vater; durch sein bloßes Wort werde er alle Todten aus des Grabes Staube wieder zu neuem Leben erwecken.

Christus legt sich selber eine Autorität bei, wie sie nur Gott

selbst zukommt. Indem er von sich behauptet, er selbst sei das Licht der Welt, sei Weg, Wahrheit, Leben, verlangt er die Annahme seiner Lehre mit einem Ansehen, wie es nur Gott zusteht. Für diese Annahme verheißt er den unendlichen Himmel göttlicher Glückseligkeit. Kein Leid, keine Schmach, keine Verfolgung, keine Rücksicht auf Eltern und Geschwister dürfe von der Annahme seiner Lehre zurückschrecken. Denjenigen, welche sich der Annahme seiner Lehre widersetzen, droht er an die Qual ewiger Verdammniß.

Christus verlangt von den Menschen *mehr* geliebt zu werden als jedes geschaffene Wesen.

Christus legt sich selbst göttliche Eigenschaften bei. Er sagt die Zukunft voraus, schreibt sich selbst die Kenntniß innerer Herzensgedanken zu; kündigt andern an, daß er sie ins Paradies aufnehme, er vergibt Sünden und ertheilt den Aposteln Vollmacht, Sünden zu vergeben; er bezeichnet sich selbst als die Quelle aller Kraft, aller Gnade.

So darf nur der sprechen, der das klare Bewußtsein in sich trägt, daß er selbst Gott sei.

Das alles hatte der Hohepriester vor Augen, als er in feierlichem Augenblick an Christus die Frage stellt: „Ich beschwöre dich bei Gott dem Lebendigen, daß du uns sagest, ob du bist Christus, der Sohn Gottes. Jesus sprach zu ihm: Du hast es gesagt. Ich sage euch aber: Von nun an werdet ihr den Menschensohn sehen sitzend zur Rechten der Macht Gottes und kommend auf den Wolken des Himmels. Da zerriß der Hohepriester seine Kleider und sprach: Er hat Gott gelästert" (Matth. 26, 63—65).

Wer so spricht, wie Christus spricht, und dabei durch sein ganzes Auftreten beweist, daß er ohne Irrthum und Sünde, daß er ein höchstes Ideal aller Tugenden ist, der ist unbedingt der, wofür er sich ausgibt, Gott.

3. Von dieser Ueberzeugung waren alle jene Millionen und Milliarden im Verlaufe der Jahrhunderte ergriffen, welche trotz

der menschlichen Schwäche in der Nachfolge Jesu die Kraft fanden, ein sittenreines, heiliges Leben zu führen und die größten Opfer zu bringen. In der Ueberzeugung von der Gottheit Christi lag von jeher die Stärke und Lebenskraft des Christenthums. Christus hatte die Absicht, alle Menschen ohne Unterschied der Stände und Nationalitäten zu einer religiösen Gemeinschaft zu vereinigen. Trotz der größten Hindernisse fand das Christenthum Eingang; dabei wurden Mittel angewendet, welche zur Schwierigkeit des Werkes in gar keinem Vergleich standen. Die Gottheit Christi strahlt ferner wider in dem christlichen Cultus, in dem unwandelbaren Bestande der christlichen Kirche trotz der heftigsten Anfeindungen aller Art; sie strahlt auch wider in der großartigen Wirkung, welche das Christenthum im privaten und öffentlichen Leben zu stande brachte. Das Christenthum ist die Mutter von Cultur, Bildung, Kunst und Wissenschaft.

4. Auch vor Christus erging eine Offenbarung, welche sich selbst als eine übernatürliche darstellte. Hierzu gehört die Offenbarung, welche die Patriarchen, Moses und die zwölf Stämme Israels erhielten. Hier finden wir bereits die Bestätigung der wichtigsten Vernunftwahrheiten, sodann Aufschlüsse über die tiefsten Fragen des Daseins, ferner die Hinweisung und Vorbereitung auf die christliche Offenbarung. Jene Offenbarung erhält sich unter beständiger Auflehnung des jüdischen Volksgeistes. Sie ist begleitet von Wundern und Weissagungen.

Nach dem Zwielichte langer Dämmerung erschien endlich das helle Tageslicht in Jesus Christus.

Von Jesus Christus geht ein Licht aus, welches einen jeden Menschen erleuchtet, der in diese Welt kommt. Jeder Mensch erhält etwas von Christus und ist für Christus bestimmt. Die menschliche Seele ist von Natur aus christlich. Der von Christus ausgehende Einfluß durchdringt den ganzen Menschen, den Verstand als Wahrheit, den Willen als Kraft.

rn brennenden Lebensfragen ist das Christen=
Lehren eine Leuchte, welche die Irrungen des
d mit seiner Liebe allein die unsterbliche Macht,
berwindet.

---

iebenunddreißigstes Kapitel.

s haben wir an der Kirche?

us ist uns Gott in übernatürlicher Weise nahe
Troste unseres Herzens, unter Vermittlung
inung: sollte uns diese Gottesnähe mit Christi
ung wieder entzogen werden?
s wollte ein übernatürliches Gottesreich stiften
er Beachtung der menschlichen Natur: und er
ng als eine rein geistige und nicht auch als
hliche eingerichtet haben?
n seine Gewalt nicht her von der durch ihn
de, sondern er trat an die Gemeinde heran mit
r von Gott, seinem himmlischen Vater, erhalten
ß es nicht den Gemeinden, noch weniger dem
hristlichen Gemeinden Prediger und Hirten auf=
nich der Vater gesendet hat, so sende ich euch"
(Joh. 20, 21); und er sollte für spätere Zeit auf diese von ihm begonnene Kirchenordnung verzichtet haben? Wohl hätte Christus durch einen außergewöhnlichen, wunderartigen Einfluß die Gemeinden und deren einzelne Mitglieder in einer Wahrheit und einer Lehre zusammenhalten können. Daß er das nicht wollte, zeigt aufs klarste der gegenwärtige Thatbestand: außerhalb der katholischen Kirche alles Zersplitterung bis in die fundamentalste Wahrheit, den Glauben an die Gottheit Christi, hinein! Wunder sind Ausnahmen; sie geschehen nicht ohne Grund. Für gewöhnlich benützt Gott natürliche Einrichtungen.

Beachtend die menschliche Natur, stiftete Christus eine Kirche, eine menschliche Gesellschaft, bestehend aus Regiment und Regierten. Er gründete sie nicht auf die Evangelien; denn die Kirche bestand schon, ehedem die Evangelien waren. Bei der Stiftung der Kirche bezeichnete er für sie den Felsengrund (Matth. 16, 18), von dem sie ihren Bestand, ihre Festigkeit hernehmen sollte.

Die Festigkeit einer jeden menschlichen Gesellschaft liegt in machtvoller Autorität. Ohne Autorität keine Gesellschaft. Ohne die Autorität Christi keine Kirche Christi. Seine eigene Autorität hat Christus auf Menschen übertragen. „Mir ist alle Gewalt gegeben . . .; darum gehet hin und lehret alle Völker" (Matth. 28, 18 f.). „Wer euch höret, der höret mich." „Denen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen" (Joh. 20, 23).

Unabhängig von der Gemeinde, unabhängig vom Staate hat Christus kraft eigener Machtvollkommenheit ein Kirchenregiment eingesetzt und die von ihm eingesetzten Kirchenobern bevollmächtigt, auch wieder andere einzusetzen. Diese Kirchenordnung soll dauern bis ans Ende der Welt. Darum verheißt er seinen Beistand: „Siehe, ich bleibe bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt" (Matth. 28, 20).

Die Geschichte bezeugt, daß die Apostel den ihnen gewordenen Auftrag ausführten. Bald verbreitete sich die Kirche unter Leitung des von Christus herrührenden Kirchenregimentes über die ganze griechische und römische Welt, später auch in andere Länder; überall wurden Gemeinden gegründet, welche von oben herab Vorsteher erhielten, die nicht im Namen der Gemeinde, sondern im Namen Christi auftraten.

2. Im Schoße der Kirche entstanden Schriften; ihrem nächstliegenden Charakter nach menschliche Gelegenheitsschriften. Unter dem Beistand Gottes bezeichnet das kirchliche Lehramt bestimmte Schriften als heilige Schriften, als Wort Gottes. Es lehrt, auf die verschiedenen menschlichen Verfasser dieser Schriften habe eine solche Einwirkung Gottes stattgefunden, daß außer und

über diesen Menschen auch Gott als Verfasser der Schriften anzusehen sei. Menschliche Ausführung unter göttlicher Leitung! Sollte Gott, von welchem alle Fähigkeiten des Menschen abhängig sind, nicht vermögen, einen Menschen bei Abfassung einer Schrift so anzuregen und zu leiten, daß nicht nur der Mensch, sondern auch Gott als Verfasser der Schrift zu uns spricht? Dies ist nach der Lehre der Kirche bei der Heiligen Schrift geschehen. Gott ist der Urheber der Schrift, ohne daß damit der Selbstthätigkeit der Menschen irgendwie Abbruch geschehen wäre.

In dieser Heiligen Schrift nun — in den Evangelien und in den andern Schriften — ist in klarster und feierlichster Weise an vielen Stellen bestätigt, daß Christus eine sichtbare Kirche gestiftet mit einem sichtbaren Hirten- und Lehramt, mit sichtbaren Zeichen innerer Gnadenwirkungen.

Man behauptet freilich, Christus habe der von ihm gegründeten Gemeinde das Evangelium gegeben mit dem Auftrage: „Alles, was ich euch gelehrt habe, habe ich in diesem Buche aufgezeichnet; lasset es drucken und gebet es jedem in die Hand; es ist vieldeutig, damit ein jeder sich daraus nach seinem Belieben seine Ansichten zurechtlegen könne: wie diese Ansicht lautet, daran liegt gar nichts. Auf Wahrheit kommt es ja überhaupt nicht an; wahr ist das, was man als den jeweiligen Zeitbedürfnissen entsprechend ausgibt. Sehnsucht, Ahnung, selige Erfahrung eines unbestimmten Etwas, Abhängigkeit vom Universum: das ist meine Religion. Was ich euch überhaupt gelehrt habe, ist gleich Null.“ Dies ist die Behauptung des modernen „Christenthums“; sie richtet sich selbst, wird gerichtet durch die ausdrücklichen Zeugnisse der Evangelien und der apostolischen Geschichte.

Die Heilige Schrift kann nicht einzige und ausschließliche Glaubensregel sein, denn vieles ist in derselben unklar und unbestimmt; nirgends deuten die Verfasser der heiligen Bücher ihre Absicht an, die ganze Heilslehre zu bieten. Das Gegentheil steht fest. Sie war nur wenigen Christen zugänglich; nirgends bezeugt

sie klar und bestimmt ihren göttlichen Ursprung, ihren Bestand; todter Buchstabe kann nicht alleinige Glaubensregel sein.

Nach der Absicht Christi soll die Bibel nicht eine solche Glaubensregel sein. Christus bringt eine ganz bestimmte Wahrheit und fordert ihre Annahme; er schreibt sie nicht, er lehrt sie. Er hat auch niemanden beauftragt, seine Lehre schriftlich aufzuzeichnen. Hätten die Apostel die Ueberzeugung gehabt, das geschriebene Wort solle die einzige Quelle und Richtschnur des Glaubens sein, so hätten sie es als ihre erste Amtspflicht ansehen müssen, ein klares Lehrbuch für alle Menschen drucken zu lassen.

Weder innerhalb noch außerhalb der Kirche ist die Bibel jemals die alleinige Glaubensregel gewesen. Ueber den Sinn der Bibel entscheidet außerhalb der Kirche entweder das freie Dafürhalten des Einzelnen oder ein von Menschen eingesetztes Kirchenregiment oder eine nach Willkür vorausgesetzte Erleuchtung des Einzelnen durch den Heiligen Geist, welche, wenn sie vorhanden wäre, mit sich selber in tausendfältigem Widerspruch stände.

3. Wer sich darüber ärgert, daß die ferne Vergangenheit uns nicht so klar vor den Augen liegt wie die Gegenwart, der nehme bei seiner Ueberlegung die Kirche, wie sie heute besteht, zum Ausgangspunkt.

Thatsächlich besteht in der Gegenwart eine große Weltkirche, alle rechtmäßige Staatsgewalt achtend, aber vom Staate unabhängig: sie heißt katholisch, weil sie für alle Völker bestimmt ist; sie heißt römisch, weil sich in Rom ihr sichtbares, stellvertretendes Centrum befindet. Diese Gegenwart baut sich auf auf der Vergangenheit.

Diese Kirche leitet sich in ununterbrochener Entwicklung von Christus her. Nicht alles, was heute diese Kirche an Lehre und Andacht besitzt, war schon anfänglich in vollendeter Ausprägung vorhanden. Aber alles war da in entwicklungsfähigem Keime.

Wohl Entwicklung, aber nirgends ein gewaltsamer Bruch mit der Vergangenheit. Zeitbedürfnisse und Zeitirrthümer dienten

dazu, in der Lehre und im Andachtsleben das zur zeitgemäßen Entfaltung zu bringen, was im Leben der Kirche vorhanden war. Aber niemals widerspricht die folgende Lebensperiode der vorhergehenden.

Wohl fanden im Verlauf der Zeit kleine und große Abfälle statt, und der Geschichtskundige zeigt dir in jedem Jahrhunderte genau die Narben am großen Lebensbaum, welche daran erinnern, wie diese und jene jetzt absterbenden Aeste sich abtrennten. Aber die Kirche selbst konnte niemals von sich selbst abfallen; denn göttlicher Beistand war ihr verheißen: „Ich werde bei euch bleiben alle Tage bis ans Ende der Welt." An der Erfüllung dieses Wortes kann man nicht zweifeln ohne Gotteslästerung.

Der Organismus der Kirche besitzt einen fest gegliederten Bau, bestehend aus Geist und Leib, aus Haupt und Gliedern. „Das Haupt ist Christus, von welchem der ganze Leib, zusammengefügt und verbunden durch das Band der Dienstleistung, nach der einem jeden Gliede zugemessenen Wirksamkeit das Wachsthum des Leibes bewerkstelligt zu seiner Erbauung in Liebe" (Eph. 4, 15 f.).

Die äußerliche Organisation besteht in Christi sichtbarem Stellvertreter, dem Papste, in den mit dem Papste verbundenen Bischöfen, in den von den Bischöfen gesendeten Priestern und in der Vereinigung der Gläubigen mit ihrem Seelsorger.

Frage den katholischen Priester: Wer gibt dir das Recht, mich in den Anliegen meiner Seele zu leiten und zu belehren und mir meine Sünden nachzulassen? Der Priester weist auf seinen Bischof. Frage den Bischof: Wer gibt dir dieses Recht? Der Bischof beruft sich auf den Papst. Frage den Papst. Er sagt: Ich besitze dieselbe Gewalt, welche mein Vorgänger gehabt hat. Und so hat ein jeder Papst seine Gewalt überkommen von seinem Vorgänger bis von Petrus her. Frage den Petrus: Wer gab dir die Gewalt? Er weist dich auf Christus. Frage Christus.

Er antwortet dir: Mir ist von meinem himmlischen Vater alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden.

Wer sich also auf die Kirche verläßt, der verläßt sich auf Christus; wer sich auf Christus verläßt, der verläßt sich auf Gott.

Nimm die römisch-katholische Kirche aus der Welt hinweg: und was bliebe noch übrig vom Christenthum? Ein noch so gewaltiges Chaos von Widersprüchen und Streitigkeiten würde die Lücke niemals ausfüllen.

Vergebens bemühen sich heute viele, darunter Biedermänner, welche die römisch-katholische Kirche nicht kennen, eine neue, freie, vom Staate unabhängige Kirche mit besonderem Kirchenregiment zu organisiren.

Aber ein machtvolles christliches Kirchenregiment ist unmöglich, es rühre denn her von Christus. Was heute unmöglich ist, war auch in früherer Zeit unmöglich. Menschen hätten die jetzt bestehende katholische Kirche nicht stiften können. Wer hätte sich die neue Gründung eines Kirchenregiments gefallen lassen? Zum mindesten hätte sich gelegentlich einer solchen Stiftung ein großartiger Widerspruch erhoben, von dem die Geschichte sicherlich berichtet hätte. Die römisch-katholische Kirche ist also von Gott gegründet.

4. Vielerlei Einwendungen erheben sich gegen die dargelegte Wahrheit.

Man sagt: Die Kirche des apostolischen Zeitalters stellt einen niedern Standpunkt dar, der mit der fortschreitenden Cultur zu verlassen ist. — Antwort: Wohl gibt es in der Kirche eine Entwicklung des Vorhandenen, aber jeder Umsturz des Bestehenden ist ausgeschlossen. In Christus hat die göttliche Offenbarung für alle Zeiten ihre Vollendung, ihren Abschluß erreicht. Damals erhielt die Kirche den Auftrag, die Völker alles zu lehren, und zwar bis ans Ende der Welt. Das Ansehen göttlicher Offenbarung erstreckt sich auf alle Lehren des Christenthums.

Man sagt: Wie kann ich eine Kirche hochschätzen, in der es

so viele Mißbräuche gibt? — Antwort: Ein Kind verachtet nicht seine gute Mutter ob der Runzeln auf ihrer Stirne. Wo gibt es überhaupt unter den Menschen etwas Gutes, was nicht mit Mißbräuchen behaftet wäre? Soll man deshalb das Gute selbst wegwerfen? Gibt es nicht Mißbräuche auch im Staate? Willst du deshalb aufhören, Staatsbürger zu sein? Was ist von Menschen *mehr* mißbraucht worden als väterliche und obrigkeitliche Gewalt? Willst du deshalb solche Gewalt abschaffen? Sieh auf dein eigenes Leben, das du so hoch schätzest: ist es frei von Mißbräuchen? Nicht das dem Mißbrauch ausgesetzte Gute, sondern der das Gute mißbrauchende Mensch ist für Mißbrauch verantwortlich. Keine Macht eifert stärker gegen Mißbräuche als die römisch-katholische Kirche.

Man sagt: Wie kann ich der Kirche vertrauen, welche eine Feindin der Wissenschaft ist? — Antwort: Keine Macht auf der Welt hat für die Wissenschaft so viel gethan wie die römisch-katholische Kirche. Es ist bedauerliche Taktik der Kirchenfeinde, diese Kirche als eine Nachteule, eine Freundin der Finsterniß erscheinen zu lassen.

Man sagt: Wie kann die katholische Kirche die Kirche Christi sein, da sie den Andersdenkenden gegenüber so unduldsam ist? — Antwort:

a) Gegenüber den Behauptungen, welche von der kirchlichen Lehre abweichen, ist sie so unduldsam wie Wahrheit und Wissenschaft. Nur Irrthum und Lüge können da duldsam sein. Hieraus erklärt sich die katholische Mischehen-Praxis. Religiöser Irrthum ist nicht immer Sünde, aber immer Unglück, Krankheit, wovor Vater und Mutter sich selber und ihre Kinder unter schwerer Sünde bewahren müssen; das ist Gottes Gebot.

Die Intoleranz der Kirche in Bezug auf die Lehre hat die Welt von dem Chaos gerettet.

b) Gegenüber andersdenkenden Mitbürgern im Staate will und fordert die Kirche volle, ehrliche Anerkennung der erworbenen Existenzrechte.

c) Gegenüber den irrenden Individuen predigt sie nicht bloß „Duldsamkeit", sondern *Liebe* und sogar *Hochachtung*, insofern es ja auch schuldlos Irrende geben kann und thatsächlich in Menge gibt.

Man sagt: Aber wie kann jene Kirche die wahre sein, da sie aus ihrem Papste einen unfehlbaren Dalai Lama macht? — Antwort: Mögen andere bereit sein, aus jedem Professor oder gar aus jedem Geld- oder Machthaber ein solches Ungethüm zu machen! Was die katholische Kirche lehrt, ist folgendes: In Sachen deines Heiles und deiner Seele Seligkeit darfst du dich auf keinen Menschen und keine menschliche Einrichtung, sondern nur auf *Gott* verlassen. Gott hat dem kirchlichen Lehramte seinen unfehlbaren Beistand verheißen. Der ständige Träger des kirchlichen Lehramtes ist der römische Papst. Folglich wird der römische Papst, wenn er in Kraft seines Amtes die Kirche belehrt, *in Kraft göttlichen Beistandes* vor Irrthum bewahrt.

Worin besteht also die Pflicht der Menschen gegenüber der römisch-katholischen Kirche? Alle Menschen sind zum Eintritt in diese Kirche strengstens verpflichtet. Denn wozu hätte sonst Christus die Kirche gestiftet? Daher die Bemühungen der Apostel, alle Völker in die Kirche aufzunehmen. Daher die Bezeichnung der Kirche als des Leibes Christi, in welchem allein sein Geist wohnt und wirkt (Eph. 4, 12). Daher die beständige Warnung vor jeder Spaltung und Trennung (1 Kor. 1, 10; 11, 19). Ist die christliche Religion für alle Menschen und Völker, so ist die Kirche als die alleinige Inhaberin dieser Religion die alleinseligmachende. Wer wider besseres Wissen und Wollen außer der Kirche bleibt, geht zu Grunde (Matth. 18, 17. Marc. 16, 16. Joh. 3, 5. 18; 6, 54. Apg. 2, 38. 41; 4, 12. 1 Kor. 5, 5. 1 Tim. 1, 20. Tit. 3, 11. 2 Petr. 2, 1).

Der Satz von der alleinseligmachenden Kirche will also feststellen, daß die römisch-katholische Kirche der ordentliche gewöhn-

liche Weg des Heiles sei; es gibt auch außerordentliche Heilswege für solche Einzelne, welche nach bestem Wissen und Wollen Gottes Willen suchen.

Wer in der Kirche ist, muß, um selig zu werden, mit der Kirche leben, d. h. die Gnadenmittel (Sacramente) gebrauchen, der kirchlichen Lehre folgen, sich dem kirchlichen Hirtenamte unterwerfen, sich am kirchlichen Gottesdienste betheiligen. Mit deinem Gewissen bist du an Gott gebunden. In Kraft dieser Bindung erscheinst du dereinst vor Gottes Richterstuhl. Nichts darf dir zu viel oder zu lästig sein, was dazu dient, jene fundamentale Bindung an Gott sicherzustellen.

Wer sich also freiwillig und wissentlich von der Lehre der Kirche trennt, der trennt sich von der Lehre Gottes. Wer sich vorsätzlich und grundsätzlich von dem Leben der Kirche fernhält, der verfällt dem Tode der Seele. „Wer euch höret, der höret mich, und wer euch verachtet, der verachtet mich" (Luc. 10, 16). „Wer nicht glaubt, der wird verdammt" (Marc. 16, 16).

Aber, so sagt man, was wird man von mir denken, wenn ich mich an die Kirche anschließe und ein kirchliches Leben führe? Ich bleibe bei dem Grundsatze: Thue recht und scheue niemand! — Antwort: Bleibe bei diesem Grundsatze, und du wirst auch recht thun Gott deinem Herrn gegenüber, welchem du zu kirchlichem Leben verpflichtet bist, und wirst aufhören, dich aus feiger Menschenscheu von dem kirchlichen Leben fernzuhalten. Du überwindest dich nicht, um dir durch kirchliches Leben Gottes Kraft zu moralischem Leben zu verschaffen, und willst ohne diese Kraft im stande sein, Unrechtthun und falsche menschliche Rücksichten von dir fernzuhalten? Siehe zu, daß du dich nicht selbst belügest.

Aber, so sagt man, ich fühle kein Bedürfniß nach kirchlichen Uebungen. — Antwort: Die Religion ist keine Bedürfnißsache. Was würdest du von einem Schuldner sagen, der dem mahnenden Gläubiger antwortete: Ich fühle kein Bedürfniß, meine Schulden

zu bezahlen? Gott gegenüber bist du Schuldner. Kirchliches Leben ist für dich Pflicht und Schuldigkeit.

Aber, sagt man, wozu die Aeußerlichkeiten? — Antwort: Aeußerlichkeiten gehören zum Wesen des Menschen, nicht als Hauptsache, sondern als natürlicher Ausdruck und natürliche Stütze des Innern. Sonst gibst du doch soviel auf Aeußerlichkeiten! Weil du Mensch bist, so fordert Gott von dir nicht bloß innere, sondern auch äußere Verehrung.

Aber, sagt man, was drängt sich die Kirche zwischen Gott und mich? Ich selbst mache meine Anliegen direct mit Gott ab. — Antwort: In göttlichem Auftrag drängt sich die Kirche zwischen dich und Gott, nicht als spanische Wand, um dich von Gott zu trennen, sondern als liebende Mutter, um dir zu Gott emporzuhelfen. Gott hat es so eingerichtet zu deiner Stütze und zu deinem Troste. Siehe zu, was aus dir wird, wenn du die Anordnungen Gottes verschmähst.

5. Um uns die Bedeutung der Kirche zu vergegenwärtigen, halten wir eine Rückschau. Die Erkenntnißfähigkeiten des Menschen sind sämtlich auf Ergreifung einer Wirklichkeit und Wahrheit veranlagt, von der der Mensch abhängt und der sich der Mensch zu unterwerfen hat. Derselbe ist also dafür da, die Wahrheit zu erfassen und sich nach der Wirklichkeit zu richten. Wer dem Menschen das Licht der Wahrheit verbirgt, um ihn freier zu machen, der stürzt ihn ins Unglück.

Wer den Muth hat, seinen Stolz und seine Sinnlichkeit der Wahrheitsliebe unterzuordnen, der wird unentwegt mit seinem Erkennen zu Gott gelangen. Meine eigenen Vollkommenheiten und die Vollkommenheiten der Weltdinge zwingen mich zu der Ueberzeugung, daß es ein unendlich vollkommenes Wesen gibt, von welchem alles herrührt. Die Unvollkommenheit der Weltdinge und meine eigenen Unvollkommenheiten zwingen mich zu der Ueberzeugung, daß die Welt selbst jenes Urwesen nicht ist. Gott steht also der Welt entgegen, er steht über der Welt. Alles

ist von Gott abhängig. Der Zweck meines Daseins ist Gottunterwürfigkeit, Gottesdienst, Erfüllung des Willens Gottes, wie solcher in meinem Gewissen, in den zehn Geboten, in meinen Standespflichten und anderweitig an mich Anforderungen stellt. Wer Gottes Willen erfüllt, ist eine achtbare Erscheinung; wer es nicht thut, ist nichtsnutzig. Gott gab mir mein Gewissen, er will auch mein Glück. Mein wahres Glück wird also an die Befolgung meines Gewissens geknüpft sein.

In meinem Erkennen und in meinem Wollen fühle ich mich schwach. Steht mir Wahrheitsliebe und Gottunterwürfigkeit höher als die Befriedigung meiner persönlichen Leidenschaften, so werde ich mich sehnen nach göttlichen Hilfeleistungen.

Da kommt Gott selbst in unser armes Erdenthal und gibt dem Bettelkind nicht nur das ersehnte Almosen, nein, er macht es überdies zum Gotteskind und schenkt ihm die kostbarsten Verheißungen; und um die Unendlichkeit göttlicher Liebe zu menschlichem Verständniß zu bringen, stirbt er am Kreuze in größter Schmach und bitterster Qual. Das irdische Leben behält sein Elend; aber daraus werden Sprossen für die Leiter zu glücklichster Ewigkeit.

Durch den Weggang des Gottmenschen sollten wir nicht Waisen werden. Die übernatürliche Gottesnähe sollte uns nicht entzogen werden. Darum stiftete Christus seine sichtbare Kirche. Er wollte, daß alle seine Anhänger eine einzige Gesellschaft bilden. Er machte den Petrus zum obersten Vorsteher und Lehrer aller Gläubigen; ebenso machte er die übrigen Apostel zu Vorstehern und Lehrern und wollte, daß sowohl Petrus als auch das Apostelcollegium in Nachfolgern auf immer fortleben sollten. Die Kirche ist der geheimnißvolle Leib Christi; das Leben dieser Kirche ist das Werk des Heiligen Geistes. Deshalb steht mit Recht geschrieben: „Wenn er die Kirche nicht hört, so gelte er dir als Heide und Zöllner" (Matth. 18, 17).

Nur allein in der römisch-katholischen Kirche lebt das feste

Bewußtsein einer übernatürlichen Offenbarung, einer außergewöhnlichen Hilfeleistung Gottes an die hilfsbedürftige Menschheit.

Nur allein in dieser Kirche herrscht der lebendige Glaube an die große Liebesthat, in der Gott sich selbst den Menschen schenkt, der lebendige Glaube an die Gottheit Jesu Christi im herkömmlichen Sinne der christlichen Ueberlieferung und der Heiligen Schrift.

Nur allein in dieser Kirche herrscht die feste Ueberzeugung, daß es einen lebendigen, persönlichen Gott gibt, der Himmel und Erde erschaffen hat, der den Menschen im Gewissen seinen Willen offenbart, der dereinst die Menschen zur Rechenschaft ziehen wird. Um Gott zum Vater zu haben, muß man die Kirche zur Mutter haben.

Wohl richtet sich die Kirche nach der Welt, wie der Arzt nach dem Kranken. Sie berücksichtigt gerne alle Bedürfnisse, selbst alle Launen der Welt. Aber niemals wird sie sich von ihr die Grundsätze dictiren lassen, nach welchen sie ihr Heilsverfahren einzurichten hätte.

Nur allein die römisch-katholische, durch Gottes Schutz unfehlbare Kirche hat die Aufgabe und die Befähigung, der Menschheit die Wahrheit zu predigen und sie dadurch wirksamst zu bewahren vor jenen verderblichen Selbstvergötterungsgelüsten, welche aus Menschen Teufel und aus der Welt eine Hölle machen. Mögen auch viele Einzelne, welche ohne ihre Schuld außer der Kirche sich befinden, durch Christi außergewöhnliche Gnaden vor dem ewigen Verderben bewahrt bleiben: im allgemeinen gilt der Satz: Außer der Kirche kein Heil! Zurück zum Vaterhaus, sonst gehen wir in der Finsterniß zu Grunde. Wohl vermag die Kirche nicht, dieses irdische Leben zu einem Paradies, einem Himmel zu gestalten; aber sie vermag es, ihm die Bedeutung zu bewahren, welche es nach Gottes Absichten haben soll: die Pilgerschaft zum Himmel zu sein.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Der Bestand der Kirche als Beweis ihres göttlichen Ursprunges.

1. „Schon an und für sich ist die Kirche ein großartiger und beständiger Beweisgrund ihrer Glaubwürdigkeit und ein unwiderlegbares Zeugniß für ihre göttliche Sendung. Sie ist dies wegen ihrer wunderbaren Ausbreitung, vorzüglichen Heiligkeit und unerschöpflichen Fruchtbarkeit an allem Guten, wegen ihrer allgemeinen Einheit und unüberwindlichen Fortdauer. So geschieht es, daß die Kirche, einem unter den Völkern aufgerichteten Wahrzeichen vergleichbar, einerseits diejenigen, welche noch nicht zum Glauben gelangt sind, zu sich einladet, andererseits ihren eigenen Kindern die Gewißheit gibt, daß der Glaube, den sie bekennen, auf einem unerschütterlichen Grunde beruht" (Worte der vaticanischen Kirchenversammlung).

Das Dasein der katholischen Kirche ist eine vor unsern Augen bestehende Thatsache. An dreihundert Millionen Menschen aller Stände, in allen Ländern, unter den verschiedensten Verhältnissen wissen sich eins in der Unterwerfung unter einen Mann, dem sie als Stellvertreter Christi Verehrung und Gehorsam zollen, und dessen Entscheidungen in religiösen Dingen sie alle ehrfurchtsvoll aufnehmen und bis zum letzten Lebenshauche zu vertheidigen sich für verpflichtet erachten, wenn gleich dieser eine Mann auch nicht über die geringsten äußern Machtmittel verfügt. Alle sind durch das Band desselben Glaubens, derselben Liebe, derselben Unterwürfigkeit geeint zu einer die Erde umspannenden sichtbaren Gesellschaft, in der sich alle als Brüder in Christus fühlen. Es ist eine Gesellschaft, welche die Hingabe des ganzen Menschen verlangt, welche alle berechtigten edeln Bestrebungen des menschlichen Daseins zu durchleuchten beansprucht, welche jeden Einzelnen in schroffsten

Gegensatz zu allem setzt, was gegen Gott und gegen das Gewissen ist.

Diese Kirche besteht seit 19 Jahrhunderten als eine Macht, zu welcher die ganze Welt Stellung genommen hat. Sie besteht trotz der Menschennatur und Menschenschwachheit ihrer Mitglieder. Sie besteht trotz beständiger Anfeindungen aller Art; Anfeindungen, welche jede bloß menschliche Einrichtung schon tausendmal zu Fall gebracht hätten.

Feierlichst behauptet diese Kirche, eine Gottesstiftung zu sein. Wäre sie es nicht, so beruhte sie auf einer entsetzlichen Lüge und Gotteslästerung. Und doch hätte sie Millionen der edelsten, einsichtigsten Menschen zu den großartigsten Opfern vermocht!

2. Dieser Kirche ist es gelungen, die unsittliche Macht des alten Heidenthums zu Fall zu bringen, Ordnung zu schaffen in den verschiedenen Einrichtungen des menschlichen Daseins, Ordnung zu bringen in das menschliche Herz und trotz der Leidenschaften des Herzens aus Millionen schwacher Menschen Heilige zu machen.

Und wenn auch bei einem Volke der Geist des Katholicismus geschwächt erscheint, dann wird wohl buntes Unkraut sich breit machen, welches an heidnische Zustände erinnert; aber unbeachtet ist doch auch der Weizen vorhanden. Auch dort blühen zahllose Seelen in der Verborgenheit, in deren Gewissenhaftigkeit, Geduld und Nächstenliebe, Berufstreue, keuschen Sitten der Geist der katholischen Kirche lebendig bleibt. „Mitten in den Verderbnissen einer entarteten Zeit," sagt ein tiefer Menschenkenner, „sehen wir in Millionen von Seelen, den reinsten, den edelsten, den besten, die auf Erden leben, dieses christliche Leben verwirklicht, zum Beweise, daß die heiligende Macht des Christenthums stärker ist als alle Mächte des Irrthums und der Leidenschaft."

Ein weiser Mann sagte: „Wenn ich nicht schon durch unmittelbare Gründe von der Wahrheit der Kirche überzeugt wäre, so würde ich es werden durch die Unwissenheit und Bosheit ihrer Feinde, durch den Haß, welchen man gegen sie trägt, und

durch die Verschwörung aller schlechten und verderbten Menschen gegen sie."

Zwei Dinge sind es, welche jeden denkenden Menschen unwiderstehlich zur Kirche hintreiben müssen: die dem Menschen natürliche Hilfsbedürftigkeit und die Thatsächlichkeit der christlichen Offenbarung.

Neununddreißigstes Kapitel.

Gnade und Mitwirkung.

1. Unser Ziel ist der übernatürliche Besitz Gottes, eine Theilnahme an der göttlichen Natur, eine wahre Kindschaft Gottes. Dieses Ziel haben wir nicht von Natur, es ist ein reines Geschenk unbegreiflichster Liebe.

Die Bestimmung zu diesem Ziele ruht in unserer Seele durch eine Gabe, welche man die heiligmachende Gnade nennt.

Mit dieser heiligmachenden Gnade ist eine wirkliche Gnadenhilfe verbunden, welche uns durch Erleuchtung des Verstandes und Kräftigung des Willens befähigt, das Böse zu lassen und das Gute zu thun. Das Maß dieser wirklichen Gnaden ist meistens an unser Gebet geknüpft.

Die Gnade gleicht einem Thautropfen, der aus der Quelle der göttlichen Wahrheit und Gerechtigkeit auf unser armes Herz herabträufelt, damit es in der dürren Wüste dieses Erdenlebens nicht zu Grunde gehe.

Wie die Strahlen der einen Sonne die verschiedenartigsten Farben in den Blumen hervorbringen, so ist es die eine Gnade, welche erglänzt in der großartigen Verschiedenheit gottesfürchtiger Menschenherzen.

So setzt sich denn das Zustandekommen unseres Heiles zusammen aus göttlicher Gnade und menschlicher Mitwirkung. Gott wirkt auf den Menschen ein; aber unter dieser Einwirkung behält der Mensch seine Freiheit.

Wie der Griffel geführt wird von der Hand des Künstlers, also wird der menschliche Geist geführt von Gott. Nicht dem Griffel gebührt das erste Lob des Kunstwerkes, sondern dem Künstler.

Indes ist der menschliche Wille kein todter Griffel; er lebt und besitzt die Macht, sich gegen die Leitung des himmlischen Künstlers zu sträuben und unter dem göttlichen Einflusse aus sich selbst zu bestimmen: hierhin oder dorthin.

Laß darum den Menschen denken, Gott wird es dennoch lenken; doch mag es Gott auch lenken, der Mensch soll dennoch denken.

2. Im Geschäfte des Seelenheiles ist die Mitwirkung des Menschen von wesentlicher Bedeutung. Gott hat wohl den Brunnen geschaffen, aber nicht den Eimer. Er gibt überflüssig, aber der Mensch muß die Hand öffnen.

In der christlichen Offenbarung erscheint überall das ewige Los abhängig vom menschlichen Benehmen. Ein jeder ist seines Glückes Schmied. Die, welche für ewig unglücklich sind, sind selbst die Ursache ihres Unglückes; sie hätten sich retten können, wenn sie gewollt hätten.

Gott achtet bei Austheilung der Gnaden auf das Benehmen des Menschen unter dem Einfluß der Gnade und bemißt seine Gnaden nach diesem Benehmen; er ist dabei nur abhängig von seiner eigenen Vollkommenheit und von seinem Willensentschlusse; er will auf den Menschen Rücksicht nehmen. Gott ist nicht verpflichtet, demjenigen, der ihn täglich aufs neue insultirt, ins Endlose neue Wohlthaten zu spenden. Die Herablassung Gottes zu menschlicher Verkehrtheit hat eine Grenze.

Der Grad, in welchem Gott sich zu menschlicher Verkehrtheit herablassen will, ist das Geheimniß der Gnadenaustheilung. Sicher ist, daß ein jeder Mensch gewöhnlich *mehr* Gnaden erhält, als zu seiner Bewahrung vor ewigem Verderben nöthig sind.

Gott fordert des Menschen Mitwirkung. Denn er ist weise und will seine Geschöpfe gemäß ihrer Natur zum Ziele führen.

Er ist gerecht und will den Menschen ihr ewiges Glück als Lohn verleihen. Er ist gütig und gönnt dem Menschen die Freude, daß er selbst mit Gottes Gnade sich den Himmel verdienen kann.

3. Aber warum soll ich mitwirken? hat man gefragt. Das geschieht doch unfehlbar, was Gott voraussieht; sieht Gott voraus, daß ich ewig glücklich sein werde, so werde ich es auch ohne meine Mitwirkung sein. — Ich antworte: Warum issest du und trinkst du? Sieht Gott voraus, daß du nach zwei Stunden gesättigt sein wirst, so wird dies geschehen, auch ohne daß du Speise und Trank zu dir nimmst. Du lässest dir durch den Gedanken an Gottes Voraussicht deinen Appetit nicht verderben: du hast recht; denn Gott sieht das Zukünftige voraus, weil es zukünftig ist; nicht aber ist das Zukünftige zukünftig, weil Gott es voraussieht.

Du sagst: Gott wirkt ja alles in mir: warum soll ich mitwirken? — Antwort: Die Feder sprach zum Schriftsteller: Du schreibst ja alles; laß mich in Ruh'. Gott thut alles, aber du thust auch alles. Du gleichst in gewisser Beziehung einem von der Hand Gottes geführten Instrument. Du bist aber *mehr* als ein Instrument; denn du bist eine selbständige Natur, die sich durch ihre Thätigkeit, und zwar durch ihre *freie* Thätigkeit zur Geltung bringen soll.

Du sagst: Gott bestimmt alles zum voraus: warum soll ich mich plagen? — Antwort: Dein Los in der Ewigkeit ist entweder Belohnung oder Strafe für dein Verhalten; Gott nimmt also bei seiner Vorherbestimmung Rücksicht auf dein Verhalten. Wer ewig unglücklich wird, erlangt dies traurige Los nicht, weil er für die Hölle vorherbestimmt ist, sondern er ist für die Hölle bestimmt, weil er aus freien Stücken sich gegen Gott empört hatte.

Gott will, daß alle Menschen selig werden. Dieser Wille Gottes hat für gewöhnlich den natürlichen Verlauf der Dinge und die Entwicklung der Naturgesetze zur Voraussetzung. Wenn auch Gott bereit ist, mit seiner Allmacht hie und da einmal in

den natürlichen Lauf der Natur einzugreifen, so hat sich Gott in keiner Weise zu derartigen Wundern verpflichtet, um alle Sünder zur Bekehrung zu bringen.

Aber Gott hat, um uns zu helfen, 1) jene äußern Veranstaltungen getroffen, welche menschlicherweise erforderlich sind, um im allgemeinen allen Menschen die untrügliche Wahrheit und die Gnadenmittel zugänglich zu machen. 2) Christus sorgt mit einer besondern Vorsehung dafür, daß alle, die guten Willens sind, zum Besitz dessen gelangen, was für das ewige Heil nothwendig ist. Gott würde eher ein Wunder wirken, als daß er einen Menschen, der den Anregungen zum Guten nach Kräften folgt, dem ewigen Verderben überließe. 3) Christus, der gute Hirt, der barmherzige Samaritan, gibt jedem, auch dem verkommensten Sünder, mehr Gnade, als zum Heile erforderlich ist.

Schwer läßt Gott vom Menschen ab, für den er Blut und Leben gab. Gott thut auf niemanden Verzicht, verliert der Mensch sich selber nicht.

Vierzigstes Kapitel.

Wissen und Glauben.

1. Wissen heißt soviel als etwas mit Sicherheit erkennen aus seinem Grunde. Glauben heißt, sich von etwas überzeugt halten wegen des Ansehens derer, die es bezeugt haben, obgleich man selbst keine Einsicht in die Sache besitzt.

Das Wissen des Menschen ist äußerst beschränkt. Der Mensch ist nicht dafür da, um alles zu wissen oder um auch nur alles das durch seine Einsicht zu erfassen, was zu seiner Existenz nothwendig ist. Auf Schritt und Tritt ist er darauf angewiesen, sich auf das zu verlassen, was andere ihm sagen.

Im Glauben lebt der Mensch; eigene Einsicht ist selten; in den meisten Dingen leben wir auf Treu und Glauben.

Also irren jene, die da sagen, der Glaube entwürdige die menschliche Vernunft. Was ist denn die menschliche Vernunft? Als Kinder kennen wir sie nicht; als Jünglinge folgen wir ihr nicht; im Mannesalter macht sie uns Vorwürfe; und im Greisenalter geht sie schmollend davon. Heraus mit deiner Vernunft, und wir wollen sehen, ob in derselben für Glaube kein Platz ist!

Bei den meisten Menschen gründet sich der Unglaube in einer Sache auf blinden Glauben an eine andere.

2. Wenn es für den Menschen nicht ungeziemend ist, andern Menschen zu glauben, was für eine Entwürdigung soll darin liegen, sich von Gott belehren zu lassen?

Täglich werden von einer Anzahl gottloser Philosophen die größten Albernheiten behauptet und von Tausenden geglaubt. Und der Christ sollte sich seines Glaubens schämen?

Man sagt, der christliche Glaube stehe im Widerspruch gegen Vernunft und Wissenschaft. — Antwort: Der Glaube geht in manchen Stücken *über* die Vernunft hinaus, indem er uns Wahrheiten offenbart, welche die menschliche Vernunft nicht erreichen kann, aber niemals *gegen* die Vernunft. Hat man erst recht erkannt, was Vernunft ist, so hört aller Zwiespalt zwischen menschlicher Vernunft und christlichem Glauben auf.

Immer wieder und wieder stößt sich der menschliche Stolz an den *Geheimnissen* der christlichen Religion. Ist denn nicht jedes Sandkorn, jede Linie, jede Farbe, jeder Bissen, den wir genießen, ein Geheimniß? Das Geheimniß ist die natürliche Schranke des menschlichen Geistes.

Weil die christliche Offenbarung uns in eine übernatürliche, übervernünftige Ordnung einführt, muß sie ihre *eigenthümlichen* Geheimnisse haben, von denen wir uns auf die Autorität Gottes hin überzeugt halten müssen.

In der Hingabe an das Geheimniß, so sagt ein Schriftsteller unserer Tage, zollt der Geist Gott den edelsten Tribut, leistet

die erhabenste, Gottes und seiner selbst würdigste Huldigung. Er gibt Gott die Ehre. In der Welt der Gedanken anerkennt er dessen Oberherrlichkeit und legt den besten Schmuck, die Krone seines Wesens, seine Intelligenz und sein Genie, seine Freiheit und sein Wissen, zu den Füßen des Allerhöchsten nieder.

3. Der christliche Glaube zieht nur dem Irrthum Schranken, nicht der wahren Wissenschaft. Die Autorität, mit welcher die christliche Offenbarung dem denkenden Geist gegenübertritt, beschränkt in keiner Weise die gerechte und vernünftige Freiheit, auf welche die Heilige Schrift mit den Worten hindeutet: „Er hat die Welt dem Nachforschen der Menschen übergeben" (Pred. 3, 11). Sie gewährt vielmehr den Gläubigen eine Festigkeit, deren der Ungläubige entbehrt. Zwischen diesen beiden ist der Unterschied, wie zwischen einem Beobachter, der die Naturerscheinungen von einem jeder Gefahr unzugänglichen Orte aus betrachtet, und einem andern, der sich genöthigt sieht, seine Beobachtungen auf einem gebrechlichen Nächlein anzustellen, welches den Launen der Wellen überlassen ist.

Die Kenntnisse, welche der christliche Glaube uns vermittelt, sind für den denkenden Geist die größte Wohlthat.

„Der Wunsch, an dem katholischen Glauben festzuhalten," sagt Balmes, „konnte sich nur steigern, wenn ich zuweilen in voller geistiger Unabhängigkeit mit der Ergründung jener tiefen Fragen mich beschäftigte, welche die Philosophie zu lösen sich vorsetzt, und ich mich von allen Seiten von den dichtesten Finsternissen umgeben fand, ohne mehr Licht zu entdecken als ein unheimliches Wetterleuchten, das nur dazu diente, die Tiefen der Abgründe sichtbar zu machen, an deren Rande meine Füße sich befanden."

Was wissen wir denn eigentlich? Wir tasten ewig an Problemen; der Mensch ist ein dunkles Wesen; er weiß wenig von der Welt und am wenigsten von sich selbst. Mehr Licht! so lautet der Aufschrei des menschlichen Geistes.

Die christliche Offenbarung ist keine unmittelbare, an jeden einzelnen Menschen gerichtete: sollte sie deshalb etwa vor der Wissenschaft weniger standhalten? Von den Ungläubigen sagt ein alter Heide: „Gleichwie viele Dinge, bevor sie geschehen, für unmöglich gehalten werden, so glauben wir auch von manchem, was vor alters geschehen ist, es habe nicht geschehen können, weil wir es selbst nicht gesehen haben und mit dem Verstande nicht begreifen können; dieses aber ist die größte Thorheit" *(Plinius,* Hist. natur. l. 7, c. 1).

Der christliche Glaube ist ein Sichverlassen des Geistes auf Gott; darin liegt seine Stärke. Ohne diese Stärke sind auch die besten Vernunfterkenntnisse schwach.

Verstand ist ein zweischneidiges Schwert aus hartem Stahl mit blankem Schliff; Charakter ist daran der Griff, und ohne Griff ist's ohne Werth; die starke Hand ist Frömmigkeit, die ist's, die ihm die Kraft verleiht.

Einundvierzigstes Kapitel.

Die Zweifelsucht.

1. Einer der stärksten Beweise für die Schwachheit der menschlichen Vernunft ist unfraglich die in allen Formen auftauchende Zweifelsucht (der Skepticismus), die wie eine gefährliche Krankheit allen denkenden Geistern droht.

Unverständiger Zweifel ist ebenso das Kind der Geistesschwäche wie eine unverständige Leichtgläubigkeit.

Der mit dieser Krankheit Behaftete ist nicht zufrieden mit dem, worüber man sicher ist. Und weil so vieles ist, was unser Geist nicht zu ergrübeln vermag, möchte er auch das wenige beseitigen, was unserer Gewißheit zugänglich ist.

Es gibt auch einen *verständigen* Zweifel, einen Zweifel, der Fragen und Bedenken aufwirft, um die Lösung zu finden;

es ist das der methodische Zweifel in der Philosophie der katholischen Vorzeit. Unter den modernen Denkern gibt es einzelne, welche die Berechtigung dieses Zweifels anerkennen. „Der Zweifel aus Erkenntnißbedürftigkeit," sagt Kuno Fischer, „führt zur Ueberzeugung und Geistesfreiheit; denn die Ueberzeugung macht frei, indem sie bindet, dieser Zweifel ist der Wille zur Wahrheit. Dagegen der Zweifel aus Zweifelsucht führt zur Freigeisterei; denn er besteht im Widerwillen gegen alle Ueberzeugung, welche die Kraft zu binden besitzt, gegen alle endgiltige Wahrheit, welche als solche eine intellectuelle Gebundenheit mit sich bringt. Die Freigeisterei stammt aus dem Willen zur Ungebundenheit, aus der pflichtvergessenen und leichtfertigen Gesinnungsart, weshalb Frivolität und Freigeisterei so enge miteinander verknüpft sind."

Unverständiger Zweifel ist es, an jenen Wahrheiten zweifeln zu wollen, für deren Annahme genügende Gründe vorhanden sind.

Forschest du nach dem Grunde dieses fehlerhaften Zweifels, so wirst du finden, daß es stets eine Geisteskrankheit oder eine Leidenschaft ist. Diese führt zu träger Gedankenlosigkeit und Gleichgiltigkeit, und jene verkriecht sich hinter irrige Vorstellungen über das Wesen und die Aufgabe der Wissenschaft.

Mathematische Sicherheit ist nur in der Mathematik anzutreffen: soll alles andere deshalb unsicher sein?

2. Aber ist nicht gerade auf dem Gebiete der Religion wegen der vielen Dunkelheiten und Widersprüche der Zweifel berechtigt? — Antwort: Allerdings gibt es auf dem Gebiete der Religion Dunkelheiten und scheinbare Widersprüche. Aber wo ist ein Gebiet des menschlichen Lebens und Wissens, auf welchem das nicht der Fall ist? Oft erkennen wir zwei Wahrheiten, die beide feststehen, und doch überblicken wir nicht den Punkt ihres Zusammentreffens. Thue also auf dem Gebiete der Religion, was du als vernünftiger Mensch überall thust.

Handelt es sich um zwei feststehende Thatsachen, so genügt dir der bloße Schein des Widerspruches nicht, um eine derselben zu läugnen; du schließest daraus nur auf die Beschränktheit der menschlichen Fassungskraft.

Auf dem Gebiete der Sitte und der Religion behandelt Gott die Menschen nicht wie Denkmaschinen, sondern wie Menschen, die mit freiem Willensentschluß Höheres zu erstreben haben.

Licht genug hat die Wahrheit, daß ein unverdorbenes Herz sie erfasse; Dunkel genug, daß ein verdorbenes Herz sich dagegen sträube.

Die Zweifelsucht treibt das rechte Leben aus dem Geiste und macht ihn einem Cadaver gleich, treibt das rechte Leben aus der menschlichen Gesellschaft und macht sie zum Mistbeet catilinarischer Existenzen.

Alle die Kartenhäuser der modernen Philosophie, was sind sie anders als Ergebnisse krankhafter Zweifelsucht? Prächtig habt ihr gebaut, du lieber Himmel! Wie treibt man, nun ihr so königlich wohnt, den Irrthum heraus?

3. Einige zweifeln an aller Vernunfterkenntniß; andere mißtrauen jeder Sinneserfahrung, andere zweifeln an allem mit Ausnahme ihrer persönlichen Interessen. Welches Treiben zugleich nach reiner Vernunft, nach Erfahrung! Ach, sie stecken das Haus oben und unten in Brand!

Die Zweifelsucht verträgt sich einigermaßen mit den Irrgängen des Lebens; wenn aber der Tod im Anzuge ist, dann hört sie auf, den Menschen zu beruhigen.

Kritik ist gut, aber Hyperkritik ist vom argen; sie gleicht dem Krippenbeißer.

Zweifelsucht verdirbt uns alles, was unsere Erkenntniß uns bietet. Ist die Blume denn da zum Zergliedern? Wehe dem Menschengeschlecht, das, anstatt es zu thun, jegliches Gute zerdenkt.

Die Vorsehung sorgt dafür, daß wir von allem dem fest

überzeugt sein können, wovon wir im Hinblick auf unser Lebensziel überzeugt sein müssen — wofern wir nur guten Willens sind.

Sei darum still und grüble nicht, weil grübeln dir nicht frommt; erschließe dich dem reinen Licht, das still von oben kommt.

Traue deinen Sinnen, traue dem Lämpchen deiner Vernunft, traue dem Sonnenlicht der göttlichen Offenbarung. Wissen ist des Glaubens Stern, Andacht alles Wissens Kern. Schönres wird doch nicht gesehen, als wenn die zusammengehen: hoher Weisheit Sonnenlicht und der Kirche stille Pflicht.

Fürchte den Zweifel nicht, sondern benutze ihn in rechter Weise. Vom Glauben gehst du aus und kehrst zurück zum Glauben. Der Zweifler steht am Weg, die Ruhe dir zu rauben. Gehst du ihm aus dem Weg, er ist auf allen Wegen; in anderer Gestalt tritt er dir dort entgegen. Drum flieh' nicht vor dem Feind und such' ihn auch nicht auf. Wo er dir aufstößt, räum' ihn fort aus deinem Lauf! Bekämpfen mußt du ihn; du mußt ihn überwinden; willst du durch sein Gebiet den Weg zur Wahrheit finden. Du zweifelst nicht, weil du geworden weiser bist; du zweifelst, weil noch reif nicht deine Weisheit ist. Der Zweifel ist die Hüll', in der die Frucht soll reifen; und die gereifte Frucht wird ihre Hüll' abstreifen.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Der Gegensatz zweier Weltanschauungen.

1. Solange es Menschen gibt, liegen auf der Erde zwei Weltanschauungen im Streite. Der einen gilt der Mensch als das Allerhöchste; ihr scheint die Welt dazu da, um den Menschen ihre irdischen Begierden zu befriedigen. Sie beruht im Grunde auf nacktem oder vermummtem Atheismus.

Ein altes Buch faßt sie in folgende Worte:

„Winzig und widerwärtig ist unsere Lebenszeit, und kein Heilmittel gibt es am Ende eines Menschen: auch ist keiner bekannt, welcher zurückgekommen aus dem Todtenreiche.

„Denn aus dem Nichts sind wir geboren und werden nachher sein, gleich als seien wir nicht gewesen; denn ein Rauch ist der Athem in unsern Nüstern und das Bewußtsein ein Funke bei der Bewegung unseres Herzens.

„Ist er erloschen, wird Asche unser Leib, und der Geist zerfließet wie dünne Luft; und vorübergehen wird unser Leben wie die Spur einer Wolke und wird sich auflösen wie Nebel, welcher verjagt worden von den Strahlen der Sonne und von deren Wärme herabgedrückt ist.

„Sogar unser Name wird in Vergessenheit gerathen durch die Zeit, und niemand wird gedenken unserer Werke.

„Denn das Vorbeigehen eines Schattens ist unsere Dauer, und unseres Endes gibt es keine Wiederkehr; denn fest ist es versiegelt, und zurückkommt niemand.

„Auf nun, und lasset uns, was des Guten ist, genießen und benutzen das Geschaffene, rasch noch in der Jugend!

„Lasset mit köstlichem Weine und Würzen uns sättigen, und nicht gehe vorbei an uns eine Blüthe der Zeit!

„Kränzen wir uns mit Rosen, ehedem sie verwelken; (keine Flur sei, welche nicht unser Lebensmuth durchwandere!)

„Keiner unter uns sei ohne Antheil an unserem Hochgenusse; lassen wir allenthalben Denkmale unserer Lustigkeit zurück! Denn dies ist unser bescheiden Theil und dies ist das Los.

„Vergewaltigen wir den Armen, den Gerechten, und schonen wir nicht der Wittwe, und scheuen wir nicht des Greises jahrereiches, graues Haar!

„Es sei aber unsere Gewalt das Gesetz der Gerechtigkeit! Denn was schwach ist, erweist sich als unnütz.

„Legen wir Hinterhalt dem Gerechten! Denn er ist uns unbequem und widerwärtig unserem Thun, und hält uns vor unsere Sünden am Gesetze und bringt ins Geschrei wider uns die Sünden unseres Wandels.

„Er rühmt sich, Erkenntniß Gottes zu besitzen, und nennt sich Kind Gottes.

„Er wird uns zur Beschämung unserer Sinnesart.

„Lästig ist er uns sogar zum Ansehen; denn ungleichartig andern ist sein Leben, und außergewöhnlich sind seine Wege.

„Als Nichtsnutze gelten wir ihm, und ferne hält er sich von unsern Wegen als von Greueln; er preiset selig das Ende der Gerechten und rühmt sich, Gott zum Vater zu haben.

„Sehen wir (denn), ob seine Reden sich bewahrheiten, und versuchen wir die Probe (was ihm begegnen wird, und wir werden inne), welches sein Ende sein wird.

„Denn wenn er echter Sohn Gottes ist, wird dieser seiner sich annehmen und ihn erlösen aus den Händen der Widersacher.

„Mit Hohn und Marter wollen wir ihn foltern, damit wir erkunden seine Sanftmuth und erproben seine Standhaftigkeit.

„Zu schimpflichstem Tode laßt uns ihn verurtheilen; denn rettende Rücksichtnahme wird ihm werden gemäß seiner Reden" (Weish. 2, 1—20).

Das ist die moderne Weltanschauung, und die, welche derselben huldigen, faßt man auch zusammen unter dem Namen „Welt". Nicht diejenigen gehören hierher, welche aus Schwachheit gesündigt haben und demüthig ihre Sünden eingestehen, sondern jene, welche ins Sündigen ihre Stärke setzen, in der Sünde ihre Befriedigung suchen und dann zu stolz sind, sich als Sünder anzuerkennen.

Die Welt ist der Zug des Geistes zur Sünde: als könnte die Sünde unser Wesen glücklich machen! Sie ist die Unterordnung der gesamten Natur unter den häßlichen Egoismus; sie ist

der Standpunkt des verthierten Menschen, insofern sie in irgend einer Form nur das sucht, was den Leib und leibliches Wohlbefinden angeht.

Die Welt ist böse; aber keineswegs hat sie allen Sinn für das Gute und Wahre verloren. Für sich zieht sie niedrige Genußsucht, verhüllt unter dem erlogenen Schein des Guten, dem wahrhaft Guten vor; aber von den wahrhaft Guten erwartet sie unbefleckte Tugend. Je größer das Genie, je schöner das Gesicht, um so mehr verzeiht die Welt; je größer aber die Tugend, desto weniger wird dieser verziehen.

2. Die andere Weltanschauung ordnet den Menschen der über der Welt stehenden Gottheit unter; es ist diejenige, welche dem Christenthum zu Grunde liegt und im Christenthum ihre vollendete Ausprägung gefunden hat. Die katholische Kirche besitzt einen Reichthum an Mitteln, um die Menschen mit Erfolg zu bewegen, sich in der That und in der Wahrheit als freiwillige Diener der Gottheit zu unterwerfen und alles in der Welt in diesem Sinne zu verwenden.

Gemäß dieser Auffassung ist die Welt nicht dazu da, um dem Menschen durch Sinnen- und Hochmuthskitzel Befriedigung zu gewähren; sie soll vielmehr dem Menschen behilflich sein, seine Bestimmung zu erreichen.

Wie der Mensch selbst, so ist die ganze Welt geschaffen, d. h. ins Dasein gerufen aus dem Nichts, erhalten und bethätigt durch Gott. Die Weltdinge stehen somit in demselben Verhältniß der Abhängigkeit und Zugehörigkeit zu Gott wie der Mensch; sie sind für Gott, sie sollen durch ihr Dasein und ihr Wirken Gott, ihren Schöpfer, verherrlichen. In erster Linie beziehen sie sich auf Gott, nicht auf den Menschen.

Manche dieser Dinge beziehen sich auch auf den Menschen; der Mensch ist auf die Benutzung derselben angewiesen; sie umgeben ihn in seinem privaten und gesellschaftlichen Leben; er braucht sie zu seiner leiblichen und geistigen Erhaltung, Entwicklung, zu

verschiedenartigster Wirksamkeit; sie üben auf ihn einen bedeutsamen Einfluß.

Dasjenige nun, was in diesem Leben für den Menschen von Belang ist, ist nicht des Menschen absolutes Eigenthum. Zeiten fordern wieder, was die Zeiten gaben; drum ists nur gelehnet, was die Menschen haben. Wohl kann der Mensch unabhängig von seinen Mitmenschen eigentliches Eigenthum besitzen, aber nicht Gott gegenüber. Da alles Gott gehört und von Gott abhängig ist, so kann alles auf der Welt, insofern es zum Menschen in Beziehung steht, nur den Zweck haben, den Menschen zu Gott zu führen.

Gott hat den Menschen als das Höchste, als die Krone der sichtbaren Schöpfung hingestellt; er hat die Welt auf den Menschen hingeordnet. Die Geschöpfe können dem Menschen nicht Ziel und Zweck sein, dieselben können in letzter Instanz nicht die Bestimmung haben, daß der Mensch seine Triebe an ihnen befriedige; denn der Mensch hat sein letztes Ziel in Gott. Die Geschöpfe sind also dem Menschen zu Gebote gestellt, damit er sie als Mittel zu seinem Zwecke, zur Verherrlichung Gottes und zum ewigen Heile gebrauche.

Man sagt, die Welt sei schlecht. Aber den Götzen macht nicht der Vergolder, sondern der Anbeter.

Die Geschöpfe Gottes erreichen ihren Zweck, erstens indem sie als Spuren, Offenbarung, Nachahmungen Gottes den menschlichen Geist auf Gott hinweisen. Heb' ich den Blick zu den himmlischen Fernen, schau' ich dort Sonnen und Meere von Sternen, bet' ich und wein' ich, fühlend, wie klein ich.

Aus den Werken der Schöpfung soll der Mensch das Dasein und die Herrlichkeit Gottes erkennen. Die Natur ist ein Buch, welches auf jeder Seite großen Inhalt bietet. Der Mensch soll nicht das Buch der Natur und Geschichte blöde anschauen wie ein unvernünftiges Wesen, sondern er soll den innern Sinn herauszulesen trachten, den Gott, der Urheber und Lenker aller Dinge, hineingelegt hat.

Betrachte die Welt als einen Tempel Gottes und zügle dein Benehmen wie an einer heiligen Stätte.

Zweitens erreichen die Geschöpfe ihren Zweck, indem sie dem Menschen in seinem natürlichen Dasein täglich, ja stündlich Gelegenheit bieten, durch Aufrechthaltung seiner richtigen Beziehungen zu den Geschöpfen und Ereignissen seine Gewissenstreue gegen Gott zu erweisen. Nicht als reiner Geist, sondern als Naturwesen soll der Mensch sein Ziel erreichen. Als solches ist er darauf angewiesen, alles zu benutzen und zu verwerthen zu seinem leiblichen und geistigen Dasein und zur Erfüllung seiner Standespflichten; indem er dieses in rechter, vernünftiger Weise thut, erfüllt er den Willen Gottes und erreicht seine Bestimmung.

Drittens ist der Mensch oft in der Lage, den geschaffenen Dingen gegenüber sich Entsagung und Ueberwindung aufzuerlegen. Er muß die maßlosen Triebe seines Wesens, mit welchen er sich zu den Geschöpfen hingetrieben fühlt, im Zaume halten; er muß die Dinge, welche ihm auf dem Wege zu Gott Hindernisse bereiten, beiseite werfen. Enthaltung und Entsagung ist in dieser Beziehung des Menschen Pflicht — eine Pflicht von hervorragender Bedeutung, welche meistens für ewiges Wohl und Wehe der Menschen den Ausschlag gibt.

3. Das sind die beiden Weltanschauungen, die allein sich rühmen dürfen, consequent zu sein. Die erstere setzt Gott ab, umkleidet den Menschen mit dem Glanz der Unabhängigkeit und legt ihm die Welt zu Füßen. Die andere erkennt Gott an und ladet den Menschen ein, die Welt zu benutzen, um zu Gott zu gelangen.

Das Leben eines jeden Menschen ist — für den Einzelnen bewußt oder unbewußt — von einer gewissen Grundanschauung getragen; es ist von höchster Bedeutung, daß diese Grundanschauung mit der Wahrheit übereinstimme.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Werth des irdischen Daseins.

1. Kopf und Herz auf dem rechten Fleck zu bewahren, ist für den Menschen von entscheidender Bedeutung.

Oft ist von Philosophen älterer und jüngerer Zeit das menschliche Leben bezeichnet worden als ein Traum. In manchen Stücken gleicht das Leben einem Traum, aber es ist doch kein Traum.

a) Das Leben gleicht dem Traume. Der Traum ist voller Schein; das Leben auch. Das Leben bietet nur Hüllen und Oberflächen. Im günstigsten Falle ist es der Widerschein der Wirklichkeit.

Der Traum ist voller Täuschung; das Leben auch. Die Welt ist, wie ihre Schauspielhäuser, nur eine Decoration, wo alles Täuschung, nichts Wirklichkeit ist; bei hellem Tage schwindet das Blendwerk.

Der Traum nimmt sicher ein Ende, bietet nichts Bleibendes; gleichfalls das Leben. Nichts ist dauernd als der Wechsel, nichts beständig als der Tod. Das Leben ist ein Kampf gegen den Tod, dem wir alle erliegen müssen.

Der Traum ist kurz, huscht rasch vorbei. Dem Propheten Isaias erscholl eines Tages eine Stimme, die rief: „Predige!" Und als er fragte: „Was?", erwiderte sie: „Alles Fleisch ist Heu, und all seine Herrlichkeit wie die Blumen des Feldes" (Is. 40, 6).

Der Traum bricht unversehens ab, man weiß nicht wann und weiß nicht wie; ebenso das Leben.

b) Aber das Leben ist nun doch kein Traum; es ist Wirklichkeit; es lebt sich nur einmal und hat für uns eine weittragende Bedeutung.

Es ist wichtig, daß wir uns durch keinen trügerischen Schein dazu bringen lassen, die Wirklichkeit des Lebens falsch aufzufassen.

Alles hier auf der Welt will uns für sich einnehmen; die Reize der Sinnlichkeit sind übermächtig. Wie leicht kann da das richtige Urtheil getrübt werden! Nimm die Dinge stets, wie sie wirklich sind.

Die irdischen Güter haben die Eigenthümlichkeit, daß man sie weniger genießt, wenn man sie hat, als es schmerzt, wenn man sie entbehrt.

Beurtheile ein Vergnügen nicht danach, wie es vor, sondern wie es nach seinem Genusse erscheint.

Das Schöne lieben, insofern es dich zum Schöpfer führt, ist Weisheit; das Schöne lieben, das dich an sich fesselt, ist Thorheit.

Gewöhne dir eine Redeweise an, welche mit der Richtigkeit deines Urtheils übereinstimmt. Wenn du gewöhnlich thöricht redest, so wirst du bald dazu gelangen, auch thöricht zu denken.

Vor Thorheiten schütze deinen Kopf; vor Thorheiten bewache deine Willensrichtung.

Schätze in deiner Begehrung das Irdische, insofern es dir Mittel und Hilfe zum Ziele ist; halte deine Begehrung vom Irdischen losgelöst, insofern es dich von deiner wahren Bestimmung abhält.

So verlangt es die Wahrheit; denn thatsächlich ist ja das Irdische nur dafür da, dir den Lebensweg so zu gestalten, daß er dich zum Ziele führe. Das Leben ist der Weg zu Gott; hüte dich, über dem Jagen nach den Mitteln zum Leben das Leben selbst zu verlieren.

So verlangt es die edle Menschennatur. In solcher Gesinnung liegt Lebensweisheit, Vernunft, Geistesfreiheit, Ordnung. Das Gegentheil ist Unordnung, Unvernunft, Knechtschaft, Diebstahl an Gottes Eigenthum, Einbruch in Gottes Rechte.

So verlangt es endlich die Klugheit. Nie werden wir in den Geschöpfen *mehr* finden, als ihr Schöpfer in sie hinein-

gelegt hat. Suchen wir in den Geschöpfen Ruhe und Befriedigung, so betrügen und schädigen wir uns selber.

2. In irdischer Beziehung gewährt das menschliche Leben nicht, was es in Aussicht stellt. In den Ocean schifft mit tausend Masten der Jüngling, still auf gerettetem Boot treibt in den Hafen der Greis.

Ein alter deutscher Dichter klagt: Nun seht, wie unser Lachen mit Weinen erlischet; unsre Süße ist vermischet mit bitterm Gallen; unsre Blume, die muß fallen, wenn sie am grünsten wähnt zu sein.

Es ist ein Zeichen größter Weisheit, hier auf der Welt auch ohne Reichthum und eitle Lust fertig werden zu können.

Wir sollen hienieden niemals zur Ruhe kommen; gleich wird uns, wenn wir zu genießen gedenken, zur Uebung unserer Thatkraft ein Feind, zur Uebung unserer Geduld ein Freund gegeben.

3. Du sollst das Irdische nicht überschätzen, aber wohl sollst du es schätzen; es ist für dich die Himmelsleiter.

Benutze das Irdische! Von derselben Blume nehmen die Spinnen Gift und die Bienen Honig.

Es ist nichts als das Streben nach deinem höhern Ziele, was das Leben erträglich macht. Du sollst auf den Kern des Lebens zielen; aber auch die Schale hat ihre Bedeutung.

Den Werth des Lebens erkennt man, wenn man an die Ewigkeit denkt.

Oft hat man die Welt in platonischer Anschauung mit einem Kerker verglichen. Insofern unser Dasein in der Welt mit Schwierigkeiten und Erniedrigungen verbunden ist, mag man es zu einer Gefangenschaft in Vergleich bringen. Aber an und für sich ist das irdische Dasein vom Schöpfer auf unser wahres Wohl berechnet; es ist der zwar beschwerliche aber mit Wohlthaten geschmückte Weg zu unserer bleibenden Heimat.

Gebrauche das Irdische mit Ausdauer und Allseitigkeit als

Mittel zu deinem ewigen Ziele. Zur Erreichung deiner Lebensaufgabe ist Arbeit nothwendig. Mit Anstrengung mußt du den Inhalt deines Lebens nach gottgewolltem Zwecke zu gestalten wissen. Willst Gutes du und Schönes schaffen, das lebensvoll das Leben mehre, mußt du dich erst zusammenraffen und darfst nicht scheu'n der Arbeit Schwere. Da hilft kein Schwärmen bloß und Hoffen, kein Traum von künftiger Entfaltung. Nein, ringen mußt du mit den Stoffen und stark sie zwingen zur Gestaltung.

Auch was man Zufall nennt, sollst du zum Mittel machen, um dein Lebensziel zu erreichen. Ist der Zufall anders als der rohe Stein, der Leben annimmt aus des Bildners Hand? Den Zufall gibt die Vorsehung, zum Zweck muß ihn der Mensch gestalten.

Stehe über den Ereignissen und verwerthe sie. Willst, o Sterblicher, du das Meer des gefährlichen Lebens froh durchschiffen und froh landen im Hafen dereinst, laß, wenn Winde dir schmeicheln, dich nicht vom Stolze besiegen; laß, wenn Sturm dich ergreift, nimmer dir rauben den Muth. Männliche Tugend, sie sei dein Ruder, der Anker die Hoffnung. Wechselnd bringe sie dich durch Gefahren ans Land.

„Laßt uns dafür sorgen," sagt Seneca, „daß unser Leben gleich Kleinodien nicht viel Raum einnehme, aber viel wiege und viel bedeute."

Eine der bedeutendsten Gnaden, welche Gott schenkt in dieser Zeitlichkeit, besteht darin, daß man viel Gutes thun kann.

Das also ist die höchste Weisheit, durch die richtige Beurtheilung und rechte Verwendung der flüchtigen Welt nach der ewigen Heimat zu streben.

Thorheit ist es, vergängliche Reichthümer zu verlangen, um von denselben sein eigentliches Glück zu erhoffen. Thorheit ist es, nach Ehrenstellen zu streben, um darin seine bleibende Erhebung zu finden. Thorheit ist es, zu glauben, in der Befriedigung der sinnlichen Reize liege die Bestimmung des Menschen.

Thorheit ist es, sich die Dinge so zurecht zu legen, als läge im Diesseits der Abschluß des Daseins.

Denke oft an die allgemeine Erfahrung, daß keine Sinnesbefriedigung den Menschen zu befriedigen vermag, und daß es nichts Schlimmeres für den Menschen gibt, als das Gewissen zu verletzen.

Der Weise spricht zu sich selbst: Ich will mein Ziel erreichen, und zwar auf dem besten und kürzesten Wege; die Größe und Herrlichkeit des Zieles soll mir alles ersetzen, was ich hienieden daran setze an Entsagung, Arbeit, Mühe und Opfern.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Werth der Zeit.

1. Manche lullen sich in den unverständigen Irrthum ein, als finde ihre Lebenszeit nie oder wenigstens noch lange nicht ihr Ende und als nehme die Ewigkeit nie ihren Anfang.

Die Zeit ist werthvoll, so bedeutungsvoll wie die Ewigkeit, die in ihr begründet wird.

„Die Zeit ist kurz . . . und es geht vorüber die Gestalt dieser Welt" (1 Kor. 7, 29. 31).

Es fliegt der ruderschnelle Nachen den Strom hinunter, leicht und stet; nur an der Ufer raschem Wechsel bemerkst du, daß es vorwärts geht. So fliegt dein Leben leicht und munter den glatten Strom der Zeit hinunter; und an dem Sterben der Genossen bemerkst du, daß es vorwärts geht.

Wer die Zeit verklagen will, daß sie gar zu früh verraucht, der verklage nur sich selbst, daß er sie nicht früh gebraucht.

Wie du selber benutzest die Zeit, ist sie dir zu dienen oder zu schaden bereit.

Wem die Tage hingehen, ohne daß er seinem Ziele näher kommt, den vergleicht ein indischer Philosoph dem Blasebalg, der athmet, ohne zu leben.

Die Seligen im Himmel und die Unglücklichen in der Hölle möchten noch ein Stückchen Lebenszeit haben; die erstern, um ihr Glück zu vermehren, die andern, um durch einen Reueact ihrem Verderben zu entgehen.

Gebrauche die Zeit, aber zunächst die, welche in deiner Gewalt steht. Wollt nicht stets das Gestern loben! Nicht Vertraun auf morgen setzt! Herz im Busen, Gott da droben handelt im lebend'gen Jetzt.

2. Lebe, als wolltest du jeden Tag sterben; arbeite, als wolltest du ewig leben.

Bei der Benutzung der Zeit achte auf den rechten Beweggrund. Man kann seine Zeit ebenso verderben mit werthlosen Beschäftigungen als mit Müßiggang.

Man thut oft viel und thut im Grunde doch nichts, weil man das nicht thut, was man thun soll.

Es rollt und rauscht der Strom der Zeit, er eilt ins Meer der Ewigkeit. Hilf mir, o Herr, daß jeder Tag mich auch dem Himmel nähern mag.

Was du thun willst für die Ewigkeit, das thue, sobald du kannst. Laß ungebraucht die Stunde nicht vergehen, vielleicht will keine zweite dir beginnen; laß ungebrochen keine Rose stehen, vielleicht mußt vor der Rose du von hinnen.

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Ein empfehlenswerther Leichtsinn.

1. Insofern Dinge, Zustände, Ereignisse hier auf dieser Welt uns förderlich sind, um zu unserem Ziele zu gelangen, sollen wir sie mit größter Sorgfalt beachten und ausnutzen. An und für sich aber soll dem Weisen hier auf der Welt alles gleich sein.

Wollen wir uns nicht bedeutenden Schaden zufügen, so müssen wir unsern Willen dem Irdischen gegenüber mit einer

gewissen Indifferenz, Gleichmüthigkeit, mit jenem Leichtsinn erfüllen, in welchem wir sagen: Alles ist mir egal; wenn nur Gottes heiligster Wille erfüllt wird, wenn ich nur meinen Lebenszweck erreiche.

Ob reich, ob arm, ob geplagt oder in Freuden, ob verachtet oder angesehen: alles ist mir willkommen, wenn es Gott gefällt und meiner Seele nützt.

Dieser christliche Leichtsinn besteht in erster Linie darin, daß wir uns die Sorgen um die Dinge und Zustände unseres Erdendaseins nicht schwerer machen, als im Hinblick auf unsern Lebenszweck und unsere Gewissenspflicht erforderlich ist.

Eine solche Gesinnung ist vernunftgemäß und weise, sie ist schön und erhaben; sie bewahrt uns vor bittern Enttäuschungen, sie befreit uns vor mancherlei Gefahren und Hindernissen.

Eine solche Gesinnung macht es uns möglich, uns stets in der Zufriedenheit zu bewahren. Zufrieden sein große Kunst; zufrieden scheinen bloßer Dunst; zufrieden werden großes Glück; zufrieden bleiben Meisterstück.

Eine solche Gesinnung setzt uns in den Stand, stets unter den sich uns darbietenden Wegen und Mitteln die besten und tauglichsten zu wählen; wir werden stets das wählen, was besser zum Ziele führt. Und das ist ja das alles Entscheidende.

2. Wer klug ist, trachtet die Stimmung seines Gefühls nach Kräften mit diesem philosophischen Leichtsinne seines Willens in Einklang zu bringen. Bei der Uebermacht des Gefühls und der Ungebärdigkeit der Phantasie laufen wir stets Gefahr, an Dingen dieser Erde in ungebührlicher Weise festzukleben und die Freiheit des Geistes zu verlieren. Wie viele sind schon durch Vorspiegelungen der Phantasie und blinde Regungen des Gefühls in die traurigsten Verirrungen verstrickt worden?

Der Unterschied zwischen dem, was uns erschreckt, und dem, was uns anlockt in dieser Zeitlichkeit, besteht weniger in der Wirklichkeit als in unserer Einbildung und Auffassung.

Was dich trifft, ist nicht so wichtig wie die Fassung, in der du bist, wenn es dich trifft.

Rechne auf keinen glücklichen Zufall, aber sei auch auf jeden schlimmen gefaßt.

Nimm dir nicht alles zu Herzen; manches mußt du in den Wind schlagen. Die Einbildung vermag ein Nichts als ein Großes erscheinen zu lassen und Großes als ein Nichts.

Aergere dich über nichts; sonst wirst du dich bald über alles ärgern.

Alles geht vorüber! Das ist das Ueble am Guten und das Gute am Uebeln. Alles ist flüchtig, nur Ewiges wichtig.

Mißkenn' den Werth der Sorgen nicht, du hast sie nicht vergebens; sie sind das treibende Gewicht am Uhrwerk deines Lebens.

Willst allen Dingen auf den Grund du gehen, wirst manche Freude dir von dannen schrecken. Wer alle Speisen will bereiten sehen, dem werden viele nimmer schmecken.

Verzage nicht, wenn manche Hoffnung dir im Leben wird zu Schaum; gar mancherlei befürchten ist auch nur ein böser Traum.

3. Trag' ein Herz den Freuden offen, doch zum Lebenskampf bereit; lern' im Mißgeschicke hoffen, denk' des Sturms bei heitrer Zeit. Quälen dich Sorgen, hoffe auf morgen; lacht dir das Glück, denke zurück.

Zu großes Glück ist oft ein Unglück. Ein großes Unglück ist oft ein Glück. Drum sei getrost, trifft dich ein Unglück; und mit Verstand ertrage das Glück.

Wenn dich Stürme wild umtosen, denke, ewig währt kein Leid; denk', die Zukunft bringt dir Rosen einer bessern, schönern Zeit. Doch wenn Freuden dich umgarnen und man neidet dein Geschick, mög' dich der Gedanke warnen: Stehe höher als dein Glück. Wer ein Spielball seines Glücks, wird zum Spiel des Augenblicks.

Scheint dir parteiisch die Natur in ihrer Art, das Glück zu theilen; dann auf den Kirchhof geh' du nur; das wird dich heilen.

Klage nicht, in Noth und Jammer sei die Kraft dir ganz versunken: unter Schicksals schwerem Hammer sprüh'n die schönsten Tugendfunken.

Nur das eine ist unbedingt nothwendig auf der Welt: daß wir nämlich unser Ziel erreichen. Alles andere ist bloß in dieser oder jener Hinsicht nothwendig und kann entbehrt werden und fehlschlagen.

Nöthig ist dir nur Gott und was dich zu Gott führt. Alles andere kann dir fehlen. Schlägt dir 'ne Hoffnung fehl, nie fehle dir das Hoffen; ein Thor ist zugethan, doch tausende sind offen.

Es ist alles gleich nach Gottes Sinn, und nichts ist groß und nichts ist klein; wenn ich nur das, was ich soll sein, auch recht im Geiste Gottes bin.

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Der Tod als Lehrmeister der Wahrheit.

1. Thörichte Menschen fliehen den Gedanken an den Tod; sie glauben dem Tode zu entgehen, wenn sie nicht an ihn denken. Weise alter und neuer Zeit erkannten im Tode den besten Lehrmeister.

Was ist der Tod? Das Ende des Daseins eines jeden irdischen Lebewesens. Ist der Leib nicht mehr im stande, belebt zu sein, dann geht der Mensch zu Grunde, er stirbt; seine Seele geht nicht zu Grunde, denn sie besitzt ein Sein, welches ohne den Leib fortbestehen kann und fortbestehen wird. Der des Lebens beraubte Leib fällt den Gesetzen der leblosen Natur anheim.

Die Seele tritt ein in eine neue Welt, für welche sie, solange sie im Leibe verweilend an die sinnliche Vorstellung ge-

bunden ist, kein Verständniß besitzt. Das im Tode erscheinende Jenseits ist für den Menschen dasselbe, was das farbige Schauspiel dieses Weltalls für einen geheilten Blindgebornen ist.

Der hl. Sylvester sagte beim Anblick einer Leiche: Was ich bin, das warst du; was du bist, das werde ich sein.

Der Tod ist dem Menschen natürlich, und doch ist die Trennung von Leib und Seele gewaltsam und bitter. Gott hatte dem Menschen die übernatürliche Gabe der Unsterblichkeit auch dem Leibe nach verleihen wollen; durch die Sünde ging diese Gabe verloren, die schreckliche Natur kam wieder zur Geltung, und mitten im Leben sind wir alle im Tode! Das Leben ist ein beständiger Kampf gegen den Tod; jede Taschenuhr ist ein Memento mori, welches der Mensch stets bei sich trägt.

Der Tod ist das Ende des sinnlichen Lebens. Alles ist vorbei! Diese ganze weite Sinnenwelt mit all ihrer Schönheit und Bequemlichkeit, mit all ihrem Weh und Schmerz, mit all ihren Geschäften und Unterhaltungen und sonstigen Beziehungen: das alles ist für den Todten verschwunden! — Und er ist der Welt entschwunden. Andere treten an seine Stelle, gar bald ist er vergessen. Und wenn man ihn auf Erden noch lobt oder tadelt, was nützt es ihm? was schadet es ihm? er ist ja anderswo.

Der Tod ist das Ende der Prüfung, des Wirkens, des Arbeitens. Das Drama ist zu Ende gespielt, die Komödienkleider sind abgelegt. Das Ergebniß, der Erfolg oder Mißerfolg ist fertig, unveränderlich. Was der Mensch vor Gott war, das bleibt er in alle Ewigkeit.

Der Tod ist das Ende aller Täuschungen. Solange wir auf diesem kleinen Planeten weilen, scheinen uns die Gebirge und Meere der Erde groß; die Fixsterne des Himmels scheinen klein. Das ist die gefährliche Täuschung, daß dem irdischen Menschen die Dinge dieser Erde so wichtig, die Dinge des Himmels kleinlich erscheinen. Der Tod zerreißt diese Täuschung.

2. Der Tod ist der Anfang der Ewigkeit, der Eintritt in die jenseitige Welt, diese ganz fremde, ganz ungewohnte Welt! Die Menschen träumen; wenn sie aber sterben, so wachen sie auf.

Der Tod ist der Antritt des ewigen, unveränderlichen Loses, für welches der Mensch hienieden sich vorbereitet hat. Im Sterben kein Probiren gilt; ging's einmal fehl, so bleibt's verspielt.

Gewissenhafte Menschen schlafen im Tode ein, wie Kinder, die sich müde gelaufen haben, auf den Armen der Mutter einschlummern.

Der Tod des gewissenlosen Menschen ist wie das Erlöschen des Irrlichtes im Sumpfe. Hinter sich ein schmachvolles Leben, vor sich die dunkle Ewigkeit, über sich die rächende Allmacht, unter sich den Abgrund des Verderbens, trägt er in sich sein Urtheil, jenes Urtheil, welches sich ihm während des Lebens bei jeder bösen That bereits angekündigt hat.

Die Erde ist der Wartesaal für die Reise ins Jenseits. Sorge, daß du in den rechten Zug einsteigest.

Nach Gottes Absicht verwundet der Tod, um zu heilen; er vernichtet, um zu verewigen.

Es ist der Erdenkampf die Nacht, der Tod die Morgenröthe, und das Grab verklärt die Sonne der Unsterblichkeit.

Gewiß ist der Tod. Die meisten Menschen denken und leben, als müßten sie niemals sterben; aber das ändert die Wahrheit nicht. Da ist kein Platz für ein Vielleicht.

Du wirst sterben; du wirst nur einmal sterben; du wirst bald sterben. Alles erinnert uns, daß das Leben eine Wirtsstube ist; man tritt ein, man sieht sich um, man geht hinaus.

Gewiß ist, daß du alles verlassen mußt, daß deine Seele im Tode entweder im Stande der Gnade oder im Stande der Ungnade sein wird. Gewiß ist dir das Gericht, gewiß die Gerechtigkeit, gewiß die Ewigkeit.

Und doch ist auch manches am Tode ungewiß. „Es ist ungewiß, wo der Tod dich erwartet," mahnt der alte Seneca; „darum erwarte du ihn überall." Du weißt nicht, wann und wo und wie du sterben wirst, ob plötzlich oder nach langen, dich verwirrenden, peinigenden Schmerzen.

3. Was nützt uns der Gedanke an den Tod? Er bewahrt uns vor den gefährlichsten aller Irrthümer.

Wir leben uns so leicht in die Ansicht ein, als wären die Interessen des diesseitigen Lebens für uns alles, als wären sie wenigstens die Hauptsache.

Gut sterben ist das wichtigste, das sagt dir der Tod. Bedenk', wer ewig leben will, muß zeitig lernen, gut zu sterben.

Jeder wichtige Schritt will vorbereitet sein, auch der Schritt in die Ewigkeit.

Wir kommen so leicht dazu, die Sünden, die Verletzung des Gewissens, geringzuschätzen.

Und doch liegt in der Sünde der Keim eines schlechten Todes. Gedenke deiner letzten Dinge, o Mensch, und du wirst in Ewigkeit nicht sündigen.

Wir machen uns so wenig Sorge, aus unsern Sünden herauszukommen, als lebten wir noch äußerst lange oder hätten wenigstens später noch Zeit.

Der Tod kommt wie der Dieb in der Nacht. Und wenn wir auch noch lange lebten, was dann? Je länger man lebt, desto mehr frißt der ungelöschte Funken um sich, desto tiefer gräbt sich das Geschwür der Sünde in die Seele ein.

Der Gedanke an den Tod lehrt uns, wie wir das Leben am besten einrichten sollen. Was nützt uns ein Weg, der uns nicht an die richtige Pforte bringt? Lebe stets wie einer, der sicher sterben muß und bald sterben kann; dann lebst du gut.

Nicht bloß Mißbrauch, sondern auch Nichtgebrauch des Lebens fällt dem Sterbenden schwer auf die Seele. Willst du das Leben recht genießen, mußt jeden Tag du froh begrüßen als erste und

als unverdiente Spende. Dann mußt du ihn zu nützen streben, als wär's der letzte dir gegeben, und auch dein Lauf mit ihm zu Ende.

4. Willst du weise sein, so denke recht oft an deinen Tod. Vergiß es nicht bei allem deinem Streben — so froh und heiter du auch bist —, daß jeder Schritt in deinem ird'schen Leben für dich zugleich ein Schritt zum Grabe ist.

Einem frommen Manne setzte man die Grabschrift: Damit er im Sterben das Leben finde, lebte er wie einer, der sterben muß (Ut moriens viveret, vixit ut moriturus). Das muß auch unser Bestreben sein.

Das ist die beste Philosophie, die uns auf einen guten Tod vorbereitet.

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Weltdienst oder Gottesdienst.

1. Zwei Reiche gibt es auf Erden; sie sind gegründet durch eine zweifache Anhänglichkeit: durch die Weltliebe, die da fortschreitet bis zur Vernichtung Gottes; und durch die Gottesliebe, die sich erhebt bis zur Verachtung des eigenen Ich.

Im ersten Reiche heißt es: Suchet vor allem die sichtbare Welt und ihre Güter, als da sind: äußere Zeichen der Ehre, Geld und Sinnengenuß, und das Reich Gottes mache euch keine Sorge; es kommt von selbst. Im andern heißt es: Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, und die Güter der Erde werden euch in der Weise zu theil, wie es euch zum Heile gereicht.

Das Reich der Welt wird von der zügellosen Eigenliebe und Herrschsucht regiert; im Reiche Gottes aber dient man einander in Liebe: die Vorgesetzten, indem sie sorgen, die Untergebenen, indem sie gehorchen.

Der Gottesdienst nimmt vor allem Bezug auf Gottes Voll-

kommenheit und Güte. Diese Beeigenschaftung Gottes ist uns offenbar geworden in der Natur; noch viel *mehr* aber im Christenthum. In der Natur spendet uns Gott als Wohlthaten die Ergebnisse seiner Allmacht und Weisheit. Im Christenthum spendet er *sich selber* als Wohlthat, spricht mit dem Menschen wie der Freund mit dem Freunde, ordnet sich selber dem Menschen unter, als wäre Gott der Bediente, ja die Speise des Menschen. Das ist eine grenzenlose Herablassung, eine unbegreifliche Freundschaft, weil sie auf unendlicher Liebe beruht.

2. Der Weltdienst ist thöricht in seinen Zwecken. Was bedeuten denn die Dinge, auf die derselbe gerichtet ist? Gar vielfach ertönt die Rederei von hohen und höchsten Interessen; ich forschte nach, was dieses sei, und fand: gut trinken und essen. Der Weltdienst ist trügerisch in seinen Erfolgen. Was erreicht man denn? Von wie vielen unberechenbaren Factoren hängen die sogenannten Erfolge ab! wie unzuverlässig sind sie!

Die Welt ist ein großes Wirtshaus, in welchem man auch dann eine bedeutende Zeche berichtigen muß, wenn man nichts bekommen hat. Jene Hoffnungen gehen am häufigsten zu Wasser, nach deren Erfüllung am stärksten der Mund wässert.

Der Weltdienst bringt vielfach nur Selbstschändung und Bitterkeit. Verführen und verführt werden ist das, was man die Welt nennt. Was für scheußliche Erniedrigung erfordert der Dienst des Fleisches! Wie wirft sich der Ehrsüchtige weg vor den Inhabern weltlicher Macht! Wieviel elende Sorgen und Plagen, um reich zu werden!

Die Weltmenschen selbst fühlen die Bitterkeit und Schmach des Weltdienstes; und dennoch finden sie nicht den Muth, den Träbern zu entsagen, um ins Vaterhaus zurückzukehren.

Der Weltdienst verspricht viel und hält wenig. Er nimmt uns Besseres und gewährt Schlechteres. Wenn du Erfolge errungen hast, sei auf zwei große Uebel gefaßt: plumpe Nacheiferung, schnöde Begeiferung. Der Weltdienst verleitet zu Ge-

wissenlosigkeit, raubt uns den Frieden, verbittert den Tod, verfeindet mit Gott und versetzt uns aus einem kummervollen Erdendasein in ewiges Unglück.

Ein wegen seiner Roheit bekannter Fürst hatte in seinem Schloßgraben einen zahmen Bären; er ließ diesem Thiere eine Schüssel vorstellen, die mit siedend heißem Honig gefüllt war. Der Scherz war grausam. Denn so oft das Thier von seiner Lieblingsspeise zu lecken versuchte, verbrannte es sich Zunge und Schlund. Aber trotz aller dieser Peinen ließ es vom Honig nicht ab. Unter stetem Jammer- und Klagegeheul schlürfte es mit grimmiger Wuth die ganze siedende Flüssigkeit in sich hinein, bis es in den gräßlichsten Schmerzen verendete. Die, welche die Welt genießen, sind keine Bären; aber oft sind sie viel dümmer als jener Bär.

So kommt es, daß der größere Theil der Menschen die erste Hälfte des Lebens darauf verwendet, die zweite elend zu machen und die Ewigkeit in Frage zu stellen.

3. Wie wahr sagt doch Walther von der Vogelweide: „O weh, wie hat man uns mit Süßigkeit vergeben: Ich seh' die Galle mitten in dem Honig schweben. Die Welt ist außen lieblich grün und weiß und roth, doch innen schwarzer Farbe, finster wie der Tod."

Wer gewohnheitsmäßig ein Geschöpf mehr liebt als Gott, heißt Weltmensch. Jeder Weltmensch ist ein Götzendiener. „Wer ein Freund dieser Welt sein will, der ist ein Feind Gottes" (Jac. 4, 4). In dem Sinne sagt Christus: „Wehe euch, die ihr gesättigt seid, denn ihr werdet hungern! Wehe euch, die ihr jetzt lachet, denn ihr werdet trauern und weinen" (Luc. 6, 25).

Ist ein Weltmensch geschickt genug, die Verderbtheit seines Wesens unter einer erlogenen Außenseite zu verbergen, so nennt man ihn Ehrenmann. Ein berühmter Schriftsteller sagte nach seiner Lebensänderung: „Was ein Taugenichts ist, weiß

ich nicht, denn ich bin es nie gewesen: was aber ein Ehrenmann ist, weiß ich; ich kann sagen, daß es etwas Abscheuliches ist."

Die einen löschen aus Liebe zur Finsterniß das Licht höherer Erkenntniß aus; die andern lieben es, trotz des Lichtes auf den schlüpfrigen Pfaden der Sünde zu wandeln, von wo sie ein Windhauch in den Abgrund stürzt.

Nicht mit Unrecht hat man im Weltdienst drei Grade unterschieden: Sünde, Laster und Verstocktheit. Die Sünde ist süßer Uebermuth, das Laster ekelhafte Gewohnheit, die Verstocktheit in der Ewigkeit bittere Verhärtung. Die Sünde ist Fleisch; das Laster ist mehr geistig, und schließlich wird Geist und Wille zum marternden Trotz in der Ewigkeit. Die Sünde verstrickt in Rosenschlingen; das Laster fesselt in eisernen Ketten; die Verstocktheit bannt in den feurigen Kerker.

In der Sterbestunde gleicht der Weltmensch dem Börsenmenschen, der den Curszettel in die Hand nimmt und dabei gewahr wird, daß er nur werthlose Papiere in seiner Mappe mit sich herumgeschleppt hat. „Die Männer des Reichthums fanden nichts in ihren Händen" (Ps. 75, 6).

4. Das Idealste, wozu es der Weltmensch bringen kann, ist die Selbstgenügsamkeit, welche sich selbst anbetet ob des Guten, das sie zu besitzen glaubt. Dagegen genügt dem Diener Gottes nichts als Gott. Wenn er alles gethan hat, hält er sich für einen unnützen Knecht und gibt Gott die Ehre. Alles thut er für Gott.

Der Gottesdienst ist wohlbegründet in seinen Zwecken und Erfolgen. Gott ist die Heiligkeit und Gutheit selbst; er ist neidlose Uneigennützigkeit. Er braucht uns nicht; unser Dienst nützt ihm nichts. Er will unser wahres Wohl. Er sagt, was er will, und hält, was er versprochen hat.

Gottesdienst ist nothwendig. Gott ist unser Herr, er kann sein Recht nicht preisgeben, kann nicht auf unsern Dienst ver-

zichten; denn er ist ein Gott der Ordnung und Gerechtigkeit. Er ist der einzige Herr, den uns der Tod nicht raubt.

Gottesdienst ist herrlich und ehrenvoll. Was ist der höchste Potentat auf diesem Planeten im Vergleich mit Gott! Gottes Herrschaft auf dieser Erde ist nur die Vorstufe des gewaltigen Reiches Gottes im Jenseits. O Gott, zu uns komme dein Reich!

Willst du Gott dienen, so mußt du dich gerade so rückhaltlos an Gott hingeben, wie Gott sich dir hingab.

Vergiß nie, daß Gott nicht der Gott der Phrasen, sondern der Gott der Wahrheit ist. Die Welt ist schlecht, so hört man auf allen Gassen sagen; und viele merken nicht, daß sie die Welt im Herzen tragen.

Gott fordert für sich das Herz, fordert den Willen, fordert die Ausführung. Gottes Dienst verlangt von dir nicht bloß Vorsätze und Worte, sondern auch Thaten. Knospen gleicht der Gedanke; es gleichen den Blüthen die Worte; aber der labenden Frucht gleichet die kräftige That.

Wer Gott dient, verlangt nach Gott, flieht alles, was von Gott trennt, und unterwirft sich in allem Gottes heiligstem Willen.

Erster Woche zweiter Theil.

Gewissenhaftigkeit.

Achtundvierzigstes Kapitel.

Das Gewissen.

1. Von mancherlei Sorgen wird der Mensch in Anspruch genommen, und wenn er keine Sorgen hat, so macht er sich welche. Unter allen Sorgen muß die Sorge um das Gewissen und um die Gewissenspflichten die erste Stelle einnehmen.

Dein wahres Glück, o Menschenkind, o glaube das mit nichten, daß es erfüllte Wünsche sind; es sind erfüllte Pflichten. Alles ist hohl, wenn unserem Leben das Bewußtsein der Pflicht fehlt.

Das Gewissen ist das Urtheil der praktischen Vernunft über den sittlichen Werth unserer Handlungen; es ist die Anwendung des Sittengesetzes auf unser Benehmen in Werken, Worten und Gedanken; es ist ein in der Natur liegender Gesetzesgrund, welcher uns zu etwas, was geschehen soll, hindrängt, und von etwas, was nicht geschehen darf zurückschreckt.

Das Gewissen ist nicht das Werk der Erziehung, volkswirtschaftlicher Entwicklung, geeinter oder nationaler Angewöhnung oder Gesetzgebung. Ist es auch in manchen seiner besondern Anwendungen derartigen Einflüssen ausgesetzt und der Verschärfung und der Verirrung fähig — weshalb man bei verschiedenen Völkern und Menschen verschiedene Gewissensurtheile findet —, so ist es doch in seinen ersten Grundsätzen und Anwendungen unveränderlich und bei allen Menschen das gleiche.

Bei allen Menschen findet sich derselbe Trieb, die Begriffe von gut und bös, von Tugend und Laster zu bilden; ferner das Urtheil zu fällen, daß die Tugend lobenswerth, das Laster verabscheuungswerth ist; endlich das Gesetz anzuerkennen, daß das Gute zu üben, das Böse zu unterlassen sei. Ein jeder Mensch erkennt die Grundzüge einer sittlichen Ordnung, die über Menschenwillkür und Zeitenwandel erhaben, von jeder Entwicklung unabhängig, die von jedem Menschen zu befolgen ist.

Hieraus geht hervor, daß das Gewissen seinen Grund in der menschlichen Natur und Vernunft besitzt. Um die obersten sittlichen Grundsätze zu erkennen, bedarf es nur des schlichten Gebrauches des gesunden Menschenverstandes.

Aber seinen tiefsten Grund nimmt das Gewissen her aus Gott. Wie Gott uns geschaffen hat, so hat er auch ein Gesetz in unser Wesen hineingelegt zu seiner Verherrlichung und zu unserem Glück.

Gott befiehlt nie etwas, außer was zum Besten derer ist, denen er befiehlt. Gottes Gebote sind ebensosehr Angebote von Wohlthaten. In das Herz aller Menschen, Herr, ist dein heiliges Gebot geschrieben, nach welchem alle gerichtet werden.

„Alles Gute," sagt Kant, „das nicht auf moralisch gute Gesinnung gepfropft ist, ist nichts als Schein und schimmerndes Elend." Nur hätte er hinzufügen müssen, daß nur die moralisch gute Gesinnung echt ist, die ihre Wurzel im Gehorsam gegen Gott hat.

2. Gehorsam gegen Gott! Traurige Verirrung moderner Philosophen, die in ihrem Hochmuthswahnsinn sich so weit verstiegen, daß sie sagten, es sei unsittlich, Gutes zu thun aus Gehorsam gegen Gott; man dürfe nur Gutes thun aus Achtung vor sich selber.

Gewiß muß der Mensch sich selber achten als das, was er ist, als edelstes Geschöpf und als Diener Gottes; aber nicht als das, was er nicht ist, als Urheber aller Dinge und obersten Gesetzgeber.

Um an Gott vorbeizukommen, haben verkehrte Menschen das Gewissen herzuleiten versucht aus menschlicher Selbstsucht; als schriebe uns das Gewissen nur darum etwas vor, weil es uns nützlich, als verbiete es uns etwas, weil es uns schädlich sei. Aber ein jeder fühlt den Unterschied zwischen sittlich Gutem und Vortheilhaftem, zwischen sittlich Schlechtem und Schädlichem. Wer gewissenhaft handelt, denkt nicht an seinen Nutzen, er denkt nur an das, was ihm als böse verboten oder als gut gestattet oder auferlegt wird.

Man hat gesagt, die menschliche Vernunft selbst sei die letzte und höchste Gesetzgeberin, welche uns Böses und Gutes anzeige und zum Bewußtsein bringe. Aber im Gewissen wird nicht bloß angezeigt und verkündet, was zu thun, sondern das Angezeigte wird befohlen und vorgeschrieben, wird mit einer heiligen, absoluten Majestät gefordert, und wenn darüber auch eine ganze Welt verloren würde. In solcher Weise kann nur *Gott* vorschreiben. Wohl kann menschliche Vernunft dem menschlichen Willen sagen: Wenn du diesen Zweck willst, so mußt du diese Mittel anwenden. Niemals aber vermag die Vernunft aus sich dem Willen etwas mit absolut verpflichtender Nothwendigkeit vorzuschreiben. Dazu gehört eine Macht, welche *über* uns steht, eine absolute, heilige Macht, eine Macht, von welcher wir abhängig sind.

Wir fühlen es, daß, wenn wir gegen *diese* Macht angehen, wir die Grundordnung der ganzen Welt, soviel an uns ist, umkehren und dadurch unsere Bestimmung verfehlen und uns somit endloses Unglück zuziehen.

3. Gott also, und nur Gott allein ist der Urheber jenes heiligen Imperativs, welcher in unserem Wesen liegt. Wohl zeigt uns die Vernunft unsere Pflicht. Derjenige aber, der uns unsere Pflicht unter Strafandrohung vorschreibt und uns Liebe zur Pflicht verleiht, ist mächtiger als die Vernunft. Das Gewissen ist ein Hineinleuchten des Göttlichen in den Menschengeist. Der Mensch nimmt wahr, daß, wer dieses innere Gesetz freiwillig verletzt, von der absoluten Obergewalt der gesetzgebe-

rischen Macht zur Rechenschaft gezogen wird, daß der, welcher Böses thut, es büßen muß.

Der Mensch, der seinem Gewissen folgt, verbleibt in seiner Bestimmung; er ist ein guter Mensch und muß schließlich ein glücklicher Mensch sein. Der Mensch, der sein Gewissen verletzt, ist ein schlechter Mensch und eilt seinem Unglück entgegen. Ihm kriecht das Unglück aus der Sünde hervor, wie der Wurm aus der Fäulniß.

4. Sorge also vor allem für dein Gewissen. Eines nur ist Glück hienieden, eins: des Innern stiller Frieden und die schuldbefreite Brust! Ird'sche Größe ist gefährlich und der Ruhm ein leeres Spiel; was er gibt, sind nicht'ge Schatten, seiner Plagen sind so viel!

Sieh oft in das Büchlein deines Gewissens, damit du berechnen kannst, ob du zu- oder abnimmst. Setze oft das Richtscheit an, damit du seheſt, ob der geistige Bau, den du in die Höhe führst, gerade oder schief wird.

Hüte dich, bei deiner Sorge für das Gewissen dich von der Phantasie irre leiten zu lassen; hüte dich, die Dinge zu leicht zu nehmen, aber hüte dich auch vor übertriebener Strenge. Du sollst Gott nicht als Tyrannen betrachten, der dich quälen will, auch nicht als einen, der auf dein Verderben lauert, sondern als Vater, der dich liebt und selig machen will.

Findest du, daß du auf unrechten Wegen bist, so beunruhige dich; schlage alles aus, was dich beruhigen könnte. Wandelst du auf guten Wegen, so beruhige dich; entschlage dich jeder Unruhe.

Innere Trostgefühle sind nur dann zuverlässig, wenn sie dich zu Gott und treuer Pflichterfüllung hintreiben. Innere Gefühle, welche dir den Dienst Gottes erschweren, sind an sich kein Zeichen einer schlimmen Gemüthsverfassung.

Jede krankhafte Aengstlichkeit halte von dir fern. Wer fortwährend sich den Puls greift, ob er wohl gesund sei, der wird sich bald krank finden.

5. Das Gewissen verpflichtet uns auch zur Haltung aller positiven Gebote, welche von Gott herrühren. Von den alttestamentlichen Gesetzen enthalten die zehn Gebote im wesentlichen eine Erklärung und Vervollständigung des Naturgesetzes. Die zehn Gebote sind uns nicht bloß gegeben als Klarstellung von Vernunftwahrheiten, sondern vor allem als Ausdruck des göttlichen Willens. Darum steht der Satz an der Spitze: „Ich bin der Herr dein Gott." Christus hat die zehn Gebote bestätigt (Matth. 5, 17) und durch sein eigenes Gesetz vervollkommnet.

Im christlichen Gesetz wird das Gebot der Gottesliebe und das Gebot der Nächstenliebe in den Vordergrund gestellt (Marc. 12, 30), ebenso die Ausübung der Feindesliebe und der Werke der Barmherzigkeit (Matth. 25, 35 f.); endlich wird die Bedeutung der innern heiligen Gesinnung besonders hervorgehoben.

Die zehn Gebote sind die magna charta, welche das ganze Leben umfassen und Ordnung bringen will in alle Verhältnisse: erstens in das Verhältniß zu Gott, zweitens in das Verhältniß der Menschen untereinander, drittens in das Verhältniß zum Besitzthum der Menschen, viertens in das innere Begehrungsleben.

Neunundvierzigstes Kapitel.

Gewissenspflichten gegen Gott.

1. Das erste Gebot bezieht sich auf die innere Verehrung, welche wir Gott schulden; das zweite auf die Verletzung der Gott schuldigen Ehrfurcht; das dritte auf den äußern Gottesdienst.

Wir müssen Gottes unendliche Erhabenheit und unsere Abhängigkeit von ihm anerkennen, d. h. wir müssen Gott anbeten, und zwar Gott allein. Gott ist alles, und wir sind nichts. Im Innern muß mit der Anbetung verbunden sein Hingabe des Geistes an Gott im Glauben und Hingabe des Willens in der Hoffnung und Liebe.

Gemäß der menschlichen Natur erheischt das Innere einen äußern Ausdruck. Aeußeres in natürlicher Verbindung mit dem Innern ist werthvoll und nützlich. Aeußeres ohne Inneres ist werthlos und heuchlerisch.

Die wahre Frömmigkeit ist nicht kopfhängerisch, sie versäumt keine Berufspflichten, sie macht sich dem Mitmenschen nicht unangenehm. Wie die Flüssigkeit die Gestalt des Gefäßes annimmt, in welches sie gegossen wird, so paßt sich die wahre Frömmigkeit jedem Berufe und jedem Stande an. Treue Erfüllung der Standespflichten gehört mit zur Anbetung, die wir Gott schuldig sind.

Jede absolute Hingabe des Menschen an ein Geschöpf ist Götzendienst. Der Gott der Habsüchtigen ist das Geld, der der Unzüchtigen irgend ein Fleischesgötze. Der Gott der Trunkenbolde ist die Flasche.

2. Es gibt eine Gott gebührende Ehrfurcht, welche wir in keiner Weise verletzen dürfen. Besonders soll man sich hüten, im Zorne unter Anrufung heiliger Namen Böses zu wünschen, gegen Gott direct oder indirect Schmähworte auszusprechen, etwas zu verunglimpfen, was zum Dienste Gottes speciell bestimmt ist. Schwere Schuld ladet auf sich, der einen Eid oder ein bedeutendes Gelübde verletzt. „Gott läßt seiner nicht spotten" (Gal. 6, 7).

3. Unser ganzes Leben soll ein Gottesdienst sein. Damit das aber geschehe, muß der Mensch jenen besondern Gottesdienst üben, der in ausschließlichem Verkehr mit Gott besteht. Ohne Sonntagsheiligung kein Gottesdienst. In der Natur des Menschen ist es begründet, daß der siebente Tag regelmäßig ein Tag der Ruhe sei und daß in außergewöhnlicher Weise noch einige Ruhetage hinzutreten. Der Mensch ist für die Arbeit, aber er soll nicht gänzlich aufgehen in irdischer Arbeit.

Fünfzigstes Kapitel.

Gewissenspflichten gegen die Menschen.

1. Das vierte Gebot ordnet das Verhältniß zwischen Vorgesetzten und Untergebenen. Das fünfte Gebot ordnet das Verhältniß zwischen den Menschen in Bezug auf das Leben. Das sechste Gebot ordnet das Geschlechtsleben.

Gott hat seinen Willen deutlich in die Natur geschrieben, daß er Unter- und Ueberordnung und Abhängigkeit unter den Menschen will. Wer also rechtmäßigen Vorgesetzten gehorcht, der gehorcht Gott; wer sich gegen sie auflehnt, lehnt sich gegen Gott auf.

Die Vorgesetzten, und namentlich die Eltern, sind Gottes Stellvertreter. Nach Gottes Fügung soll die Familie die Schule sein, in welcher der Mensch gehorchen lerne, gehorchen Gott dem Herrn und gehorchen jeglicher Obrigkeit.

Die Kinder schulden den Eltern Liebe, Achtung, Gehorsam. „Ihr Kinder, gehorchet den Eltern in allem" (Kol. 3, 20). Wer seines Vaters und seiner Mutter nicht gedenkt, dessen vergißt Gott und läßt ihn zu Schanden werden (Eccli. 23, 18. 19). „Ein Auge, das seinen Vater verspottet, das sollen die Raben aushacken und die Adler fressen" (Spr. 30, 17).

Das vierte Gebot will auch Ordnung bringen in das Verhältniß zwischen den kirchlichen Vorgesetzten und den Gläubigen, zwischen der weltlichen Obrigkeit und den Unterthanen, zwischen Herrschaften und Dienstboten.

2. Man darf weder sich noch andern am Leben schaden, weder schaden am Leibe noch schaden an der Seele.

Gegen sein eigenes Leben sündigt man, wenn man durch Unmäßigkeit seine Gesundheit, oder sein Leben ohne Noth in Gefahr bringt. Gegen das Leben der Seele sündigt man, wenn man sich freiwillig in die nächste Gelegenheit zur Sünde begibt oder

wenn man aus Trägheit oder Leidenschaft dasjenige vernachlässigt, was nothwendig ist, um die christliche Gesinnung im Herzen lebendig zu erhalten.

Gegen den Nächsten fehlt man durch Haß, Feindschaft, freiwillig genährte Abneigung, durch Verwünschung, Zorn, Härte, Beleidigung, Mißhandlung, Todtschlag.

Gegen dessen geistiges Leben fehlt man durch Verführung und Anreizung zur Sünde, durch Aergerniß und schlechtes Beispiel.

Lebst du in Feindschaft, so mußt du den ernsten Willen erwecken, deinem Feinde zu verzeihen. Hast du deinem Nächsten am Leibe oder an der Seele Schaden zugefügt, so bist du verpflichtet, denselben nach Kräften wieder gutzumachen.

3. Im sechsten Gebote befiehlt Gott die Bändigung und Inzuchthaltung der gefährlichsten und verderblichsten aller Leidenschaften. Alles ist verboten, was ohne entsprechenden Grund gethan, gesprochen, gehört, gesehen, gelesen wird und an und für sich geeignet ist, die niedere Sinnlichkeit in ordnungswidriger Weise zu erregen.

Mit gefährlichem Zündstoff spielt man nicht. Darum ist alles, was gegen dieses Gebot mit Bedacht und Ueberlegung ganz freiwillig gethan, gesprochen oder gedacht wird, eine schwere Sünde.

Unter hundert, welche sich von dem kirchlichen Leben fernhalten, dürften wohl neunundneunzig sein, welche die Religion nicht üben, weil sie Sklaven der Unzucht sind.

Einundfünfzigstes Kapitel.

Gewissenspflichten gegen Besitzthum und Ehre der Mitmenschen.

1. Das siebente Gebot verbietet Diebstahl, Raub, Betrug, Beschädigung und Zurückbehaltung fremden Eigenthums. Gegen dieses Gebot sündigt man, wenn man einem Mitmenschen heimlich

etwas wegnimmt, wenn man im Handel und Verkehr denselben betrügt oder übervortheilt; ferner wenn man fremdes Besitzthum beschädigt, Gefundenes nicht nach Möglichkeit zurückgibt. Das einem andern gehörige Gut darf man nicht behalten. Den zugefügten Schaden muß man wieder gutmachen.

In der Natur des Menschen liegt das Recht, persönliches Eigenthum zu erwerben und zu besitzen. Ohne Recht auf Privateigenthum könnte die menschliche Gesellschaft nicht existiren. Aber niemand hat absolutes Recht auf sein Privateigenthum. Das besitzt Gott, der den Menschen über den rechten Gebrauch des Eigenthums zur Rechenschaft ziehen wird.

2. Im achten Gebot verbietet Gott jegliche Verletzung der Ehre des Nächsten sowie jegliche Falschheit. Die Ehre ist ein großes Gut eines jeden Menschen. Ehrgefühl und Abscheu vor der Schande ist tief in unser Inneres eingepflanzt. Wie daher ein jeder für seine persönliche Ehre in angemessener Form besorgt sein muß, so muß man sich vor allem hüten, was dem Nächsten in dieser Beziehung schädlich ist.

Verleumdungssucht ist ein schreckliches Laster. Drei Menschen schadet auf einmal das Verleumdungsgift: dem, der die Verleumdung sagt; dem, der sie hört; dem, so sie trifft.

Der Schaden ist nicht immer unmittelbar, aber er ist desto größer. Die Verleumdungen und Bomben machen allemal erst einen weiten Bogen, ehe sie treffen und zermalmen. Und doch ist das Laster so verbreitet. Es hält sich keiner für verpflichtet, der Wahrheit nachzugehen, und ob man recht gerichtet, ob man nicht fälschlich, böslich angeklagt, — ein feiges Wort: „man sagt, man sagt."

Nicht bloß Verleumdung soll man vermeiden, sondern auch üble Nachrede und Ohrenbläserei, das mit Wohlgefallen verbundene Anhören ehrverletzender Reden, Argwohn und Beschimpfung. Argwohn ist ein großer Dichter. Du sollst dich lieber täuschen, indem du Gutes von Bösen denkst als Böses von Guten.

Auch jegliche Falschheit, als da ist Lüge, Heuchelei und Schmeichelei, ist durch Gottes Gebot untersagt.

Niemals sollst du eine Unwahrheit sagen, um andere zu täuschen. Niemals sollst du anders sprechen oder anders handeln, als du denkst. Niemals sollst du deines Vortheils willen andere über Gebühr ins Angesicht loben gegen deine eigene Ueberzeugung.

Zweiundfünfzigstes Kapitel.

Unterlassungssünden.

Der Mensch ist nicht bloß dazu da, das Böse zu unterlassen: er soll auch Gutes thun.

Man sündigt also nicht nur durch böse Gedanken, Worte, Werke, sondern auch durch Unterlassung schuldiger guter Werke.

Nicht zu allen guten Werken ist man verpflichtet; aber es gibt gute Werke, zu denen man verpflichtet ist.

Das schuldige Gute nicht thun ist dem Bösen gleich.

Man hat es dem Dichter Dante zum Vorwurfe gemacht, daß er in den höhern Höllenkreisen ungezählte Scharen von Verworfenen will gefunden haben, welche in ihrem irdischen Leben nichts Böses, aber auch nichts Gutes gethan haben, solche, „die ohne Schmach, doch ohne Lob auch lebten". Und doch ist es nichts als christliche Wahrheit, welcher der Dichter Ausprägung gibt.

Christus verwünschte den Feigenbaum, nicht weil er giftige, sondern weil er gar keine Früchte trug.

Den unnützen Knecht verurtheilt der Herr, nicht weil er das Anvertraute vergeudet hatte, sondern weil er es ohne Zinsen zurückerstattet hat.

Am letzten Gerichtstage genügt es, die guten Werke der Nächstenliebe unterlassen zu haben, um des ewigen Verderbens würdig erachtet zu werden.

Dreiundfünfzigstes Kapitel.

Das menschliche Begehrungsleben.

1. Im neunten und zehnten Gebot fordert Gott Ordnung im innern Begehrungsleben. Ob der Mensch gut oder böse ist, hängt davon ab, wie er sich zu seinem Begehrungsvermögen verhält. „Der Mensch sieht, was nach außen scheint, der Herr aber sieht das Herz" (1 Kön. 16, 7).

Die ersten ungeordneten Regungen des Begehrungsvermögens sind mit unserem Wesen verwachsen; sie lassen sich nicht aus unserem Herzen entfernen; wohl aber kann man verhindern, daß sie ihre Früchte, die Sünden, zeitigen; man kann sie abschwächen, mäßigen, vermindern, sie wohl in mancher Beziehung zum Absterben bringen (Gal. 5, 17). Die Sünde beginnt erst da, wo die Freiheit des Willens beginnt.

Ueberall drängen sich die Regungen des Begehrungslebens vor; aber deshalb sind sie noch nicht überall der Beweggrund unserer Handlungen.

Plato betrachtet den Menschen als ein eigenthümliches Lebewesen, welches aus Theilen verschiedener Wesen zusammengesetzt sei; die Begierlichkeit breite sich im Menschen am weitesten aus und begreife in sich die Köpfe vieler Thiere, d. h. unzählige Neigungen.

Zur Vertheidigung eines festen Platzes gegen viele Feinde wird ein zweifaches erfordert: Wachsamkeit und Kraft.

Bei den meisten Menschen sind besonders zu beachten die ungeordneten Begierden nach niedrigem Sinnengenuß und nach irdischem Besitz.

In der förmlichen Anweisung, die dreifache Begierlichkeit: Habsucht, Stolz, Sinnlichkeit, zu bekämpfen, besitzt der Mensch die wirksamste Anweisung, alle Sünden überhaupt zu vermeiden.

Das neunte Gebot verbietet zunächst die Begierde nach dem

Eheweibe eines andern (Matth. 5, 27. 28) und dann alle unkeuschen Gedanken und Begierden überhaupt (Spr. 15, 26).

Das Wohlgefallen an dem Gegenstande einer unlauteren Vorstellung ist sündhaft und deshalb verboten.

Aus dem Gedanken entspringt die Begierde und aus der Begierde die That (Matth. 15, 18).

Man versündigt sich durch schlechte Gedanken, wenn man freiwillig Wohlgefallen daran hat, d. h. wenn man beim ordnungswidrigen Gegenstande solcher Gedanken und Vorstellungen mit Befriedigung verweilt, während man sich dessen als etwas Unerlaubten bewußt ist.

Das Nachdenken über unlautere Gegenstände ist sündhaft für denjenigen, der keinen Grund dazu hat und sich der Gefahr der Einwilligung oder des Wohlgefallens an den unlautern Gegenständen aussetzt.

Gott will, daß der Mensch einzig nach dem strebe, was ehrbar und heilig ist (Phil. 4, 8).

Das zehnte Gebot verbietet jede unordentliche Begierde nach dem, was Gewinn bringt, mögen es nun Ehren sein oder sonstige irdische Güter; es befiehlt uns, jedem das Seinige zu gönnen und mit dem Unsrigen zufrieden zu sein.

2. Sei gerecht und entschuldige oder beschuldige dein armes Herz nur nach reiflicher Ueberlegung; denn entschuldigst du es ohne Grund, so wird es kühn und böse; beschuldigst du es grundlos, so machst du es muthlos und verzagt.

Gedanken und Begierden sind so lange weder des Tadels noch des Lobes werth, als der freie Wille an denselben nicht theilnimmt. Im freien Willen liegt die Entscheidung (Eccli. 31, 10. 11).

Die Obsorge über das freiwillige Begehrungsleben ist von entscheidender Wichtigkeit. Durch manche falschen Begehrungen werden schwere Sünden begangen, wofern sie bedacht und freiwillig sind. Zuerst steigt in deinem Innern ein einfacher Ge-

danke auf, dann eine lebhafte Vorstellung, darauf ein Wohlgefallen und eine sündhafte Regung, endlich die Einwilligung. Wer Ordnung hält in seinen Begehrungen, hat keine Schwierigkeit, auch sein Leben in Ordnung zu halten.

Der Landmann muß wachen über die rechte Richtung der jungen Bäumchen; und der Mensch muß wachen über die rechte Richtung seiner Herzensneigungen.

Böse Begehrungen suchen durchweg ihre Stütze und Entschuldigung und Rechtfertigung in Sätzen, die man sich mit dem Verstande vorsagt, nicht erleuchtet vom Lichte der Wahrheit, sondern umdüstert von der Finsterniß der Leidenschaft. Vor solchen Sätzen sei auf der Hut.

Vierundfünfzigstes Kapitel.

Die praktische Gewissensſorge.

1. Insofern sich die praktische Gewissensſorge auf die Vergangenheit bezieht, hat sie sich zu bethätigen in der allgemeinen Gewissenserforschung gemäß den einzelnen Geboten. Denn zu allererst muß man seinen innern Zustand gemäß der Wahrheit und Wirklichkeit erkennen. Insofern sich dieselbe auf die Zukunft bezieht, muß sich die Erforschung auf einen bestimmten einzelnen Punkt richten. Denn wer vieles zu gleicher Zeit beachten will, beachtet gewöhnlich nichts mit der nöthigen Aufmerksamkeit.

Ueber diese besondere Gewissenserforschung (Particularexamen) erzählt der berühmte Physiker und Staatsmann Benjamin Franklin in seiner Selbstbiographie folgendes: „Im Alter von 22 Jahren faßte ich den kühnen und ernsten Vorsatz, nach sittlicher Vervollkommnung zu streben. Ich wünschte alles Verkehrte zu überwinden, wozu entweder natürliche Neigung, Gewohnheit oder Gesellschaft mich veranlassen könnte.

„Da ich wußte oder zu wissen glaubte, was recht und unrecht sei, so sah ich nicht ein, weshalb ich nicht immer das eine sollte thun und das andere lassen können. Ich fand jedoch bald, daß ich mir eine weit schwierigere Aufgabe gestellt, als ich mir eingebildet hatte. Während ich alle Sorgfalt aufbot, um mich vor dem einen Fehler zu hüten, ward ich häufig von einem andern überrascht; die Gewohnheit gewann die Uebermacht über die Achtsamkeit, und die Neigung war zuweilen stärker als die Vernunft.

„Ich kam zuletzt zu dem Schlusse, die bloße speculative Ueberzeugung, daß es in unserem Interesse liege, vollkommen tugendhaft zu sein, reiche nicht hin, um uns vor dem Straucheln zu bewahren, und die gegentheiligen Gewohnheiten müßten gebrochen, das Gute erworben und befestigt werden, ehe wir irgendwie Vertrauen auf eine stätige, gleichförmige Rechtschaffenheit des Wandels haben könnten.

2. „Zu diesem Zwecke stellte ich mir eine Reihe von verschiedenen Tugenden zusammen. Da es meine Absicht war, mir die Gewohnheit aller dieser Tugenden anzueignen, so hielt ich es für angemessen, meine Aufmerksamkeit nicht zu zersplittern, indem ich alles auf einmal versuchte, sondern mein Augenmerk immer nur auf eine von ihnen zu gleicher Zeit zu richten und dann erst, wenn ich mich zum Herrn derselben gemacht, zu einer andern überzugehen, und so fort, bis ich alle durchgemacht haben würde.

„Um eine tägliche Prüfung vornehmen zu können, machte ich mir ein kleines Buch, liniirte jede Seite so, daß sie sieben Felder, für jeden Tag der Woche eines, hatte, um alsdann durch ein Kennzeichen jeden Fehler anzumerken. Der Tabelle setzte ich ein kleines Gebet voraus, worin ich Gott um seinen Beistand anflehte. Jeden Abend verzeichnete ich die Fehltritte, wobei ich je eine Woche lang der Reihe nach nur auf eine Tugend meine besondere Aufmerksamkeit richtete.

„Zu meiner Ueberraſchung fand ich, daß ich unendlich mehr Fehler hatte, als ich mir eingebildet; allein ich hatte die Genugthuung, ſie abnehmen zu ſehen.

„Oft kam ich in Verſuchung, die Sache aufzugeben; es kam mir vor, als wäre eine ſo gewiſſenhafte Genauigkeit, wie ich ſie von mir ſelbſt verlangte, eine Art Tändelei in ſittlichen Dingen.

„Indeſſen ſetzte ich die Uebung ſtets fort. Und wenn ich auch im ganzen niemals zu jener Vollkommenheit gelangte, nach welcher ich mit ſolchem Ehrgeiz geſtrebt hatte, ſondern weit hinter derſelben zurückblieb, ſo war ich doch durch mein Streben ein beſſerer und glücklicherer Menſch, als ich ſonſt und *ohne* derartige Vorſicht geweſen wäre; gerade ſo wie jene, welche durch Nachahmung der in Kupfer geſtochenen Vorlageblätter zwar niemals die erſtrebte Vortrefflichkeit jener Vorlageblätter erreichen, aber durch den Verſuch doch ihre Handſchrift verbeſſern. . . Urſprünglich hatte ich mir zwölf Tugenden aufgeſtellt; aber auf den Vorhalt, daß ich allgemein für *ſtolz* gelte, fügte ich noch die Demuth hinzu. Zwar kann ich mich keines großen Erfolges in Erwerbung des *Weſens* dieſer Tugend rühmen, dagegen iſt es mir ſehr wohl gelungen, mir den *Anſchein* derſelben zu geben.

„Dieſe Mittheilung mache ich zum Beſten meiner Nachkommen, um dieſelben wiſſen zu laſſen, daß ihr Ahnherr nächſt dem Segen Gottes dieſem kleinen Kunſtgriff das dauernde Glück ſeines Lebens bis zu ſeinem 79. Jahre zu danken hat."

Wir dürfen indeſſen nicht den „Anſchein der Demuth" zum Ziel unſeres Strebens machen, ſondern müſſen die wirkliche Demuth ins Auge faſſen.

Fünfundfünfzigstes Kapitel.

Das größte Hinderniß.

1. Demüthige Gottunterwürfigkeit bezeichnet die Bestimmung und die Bedeutung des Menschen; sie ist das eine Nothwendige.

Die erste und größte Schwierigkeit, auf welche der Mensch bei der Erfassung seines Lebenszweckes stößt, bildet die im Menschengeist liegende Neigung zu ungeordneter Unabhängigkeit, zu Hochmuth; es fällt dem Menschen schwer, nicht mehr auf sich selbst zu halten, als er in Wahrheit verdient; von sich selbst eingenommen, wird er zum Revolutionär gegen Gott.

Wie mit der Thiernatur des Menschen der Hang zur Sinnlichkeit gegeben ist, so liegt im Selbstbewußtsein des Geistes die Gefahr des Stolzes.

Bei Aeschylus lieseſt du: „Aus trotz'ger Hoffart Blüthe reift die Schuld zur Frucht, aus der man Leid und viele Thränen ernten muß."

Es gibt Affen, welche immer und überall die höchste Stelle erstreben. Sind sie im Walde, so erklimmen sie die höchsten Wipfel der Bäume; sind sie gefangen im Zimmer, so thürmen sie Stühle auf Tische, um von höchster Höhe herab auf alles mit Wohlbehagen herabzusehen. Diesem Thiere gleicht der hochmüthige Mensch, der in jedweden Lebensbedingungen stets dahin trachtet, für sich selbst einen möglichst hohen Standpunkt zu gewinnen. Pflicht eines jeden Menschen ist es, das wüste Ungethüm in Zucht zu halten.

Hochmuth ist die ergiebigste Quelle folgenschwerer Irrthümer. Der hl. Augustinus meint, es gebe Menschen, welche aus Stolz Wahnsinn reden (homines superbe delirantes). Thatsache ist, daß die Reigenführer der unchristlichen Philosophie sich gegenseitig Wahnsinn und noch Schlimmeres vorwerfen.

Wo Hochmuth ist, da kann kein Glück sein. Glücklich ist, wer jede Gabe, die ihm wird, mit Freuden nimmt. Wer von Stolz erfüllt ist, der ist ewiglich verstimmt. Denn die beste eigne Gabe scheint ihm kärglich zugewogen und der anderen Besitzthum niederträchtig ihm entzogen.

Die obersten Plätze im Himmel sind für die Demüthigsten, und die tiefsten Kerker der Hölle für die Stolzesten.

2. Dem Hochmuth entgegengesetzt ist die Tugend der Demuth. Demuth ist Gottunterwürfigkeit oder vielmehr die hierzu erforderliche Selbstlosigkeit; sie ist die Tugend des Willens, durch welche wir uns als das nehmen, was wir wirklich sind, so daß wir nicht mehr sein und scheinen wollen, als der Wahrheit entspricht, und uns willig unterwerfen der von Gott gewollten Ordnung.

Wer bist du denn, daß du glaubst, dir um den Willen Gottes keine Sorge machen zu müssen? Was bist du, so fragt ein tiefer Menschenkenner (P. A. M. Weiß), im Vergleich mit andern Menschen? Weise auf alles, was du an Größe und Macht zu besitzen wähnest; vergrößere es, soviel du kannst: Besitzest du körperliche Vorzüge? Andere nicht? Reichthum und Ansehen? Andere nicht? Wissenschaft und Tugend? Andere nicht?

Was bist du auf der Welt? Wie weit bist du bekannt? Auch im kleinsten Kreise findest du in mannigfacher Beziehung andere, die dich übertreffen, die dich überholen, die dich verdunkeln.

Was ist deine Intelligenz, dein Wirken und Können im Vergleich mit der Bedeutung der ganzen Menschheit? Du stirbst, und bald kennen nur noch wenige den Ort, an dem deine Gebeine in Staub zerfallen. Die Blume des Feldes, wo hat sie gestanden? Das leichte Wölkchen, wo ist es? Die Welle im Bache, wie bald ist sie verschwunden! Ein Tröpfchen im Meere, eile ihm nach! Ein Sandkörnchen am weiten Gestade, suche es!

Und was sind alle irdischen Größen zusammengenommen im

Vergleich mit der Welt des Geistes? Wie verschwindet doch da unser Planet mit seiner ganzen Bewohnerschaft? Und was sind denn alle Generationen der Menschen und alle Scharen der Engel im Vergleich mit Gott dem Unendlichen?

3. Und du, Menschenkind im Erdenstaub, möchtest auf dich pochen Gott gegenüber? Woher kommst du? Wohin gehst du? Gehe an deine Wiege; gehe an dein Grab! Was bist du in deiner Tugend und Heiligkeit? An diese Vorzüge glaubst du selber nicht. Und was du hast, wie ist es entstellt durch Mängel und Fehler! Was bist du in deiner Willenskraft? Bei jeder Schwierigkeit schrickst du zusammen. Was bist du deinem Verstande nach? Lange hast du dich abgeplagt, aber was weißt du? Streiche an deinen geistvollen Erzeugnissen und Redensarten alles, was du von andern gehört und hergeholt: was bleibt dir noch? Und was bist du deinem irdischen Dasein nach? Die Hinfälligkeit, Niedrigkeit, Unflätigkeit selbst, eine lebendige, mit Schnee bedeckte Kloake! Du Armer sitzest auf einem Düngerhaufen und dünkst dir ein König zu sein. Nichts bist du aus dir in der Ordnung der Natur; weniger als nichts bist du in der Ordnung der Tugend wegen deiner Sünden.

4. Nichts ist machtvoller, um den Menschen in heilsamer Demuth zu befestigen, als der Gedanke an die begangenen Sünden. Christliche Denker sind der Ansicht, Gott hindere auch darum die Sünden nicht, damit der Mensch in seinem Schuldbewußtsein Anregung zur Demuth und Selbstbeschämung finde.

Würdest du dich nicht bis ins Innerste schämen, wenn diese und jene rechtschaffenen Leute alle deine Gedanken, Begierden, Worte und Werke wüßten? Solltest du nicht also vor Beschämung vergehen, wenn du bedenkst, daß Gott der Allwissende deine ganze Armseligkeit durchschaut?

Sechsundfünfzigstes Kapitel.

Die Beschränktheiten des menschlichen Daseins.

1. Um den Menschengeist zur richtigen Erkenntniß seiner selbst vorzubereiten, ist es ersprießlich, sein Augenmerk oftmals auf die Beschränktheiten des menschlichen Daseins zurückzulenken. Wie eklig, schal und flach und unersprießlich scheint das ganze Treiben dieser Welt! Pfui! pfui darüber! 's ist ein wüster Garten, der auf in Samen schießt! Verworfnes Unkraut erfüllt ihn gänzlich.

Plato meinte im Hinblick auf den Zustand des menschlichen Daseins, der Aufenthalt der menschlichen Seele hier auf der Welt sei ein Strafaufenthalt, sei etwas Gewaltsames, Widernatürliches, sei einem Kerker vergleichbar.

Aber wer könnte es begreifen, daß die menschliche Seele bereits vor ihrer Verbindung mit dem Leibe existirt hätte? Wer könnte es begreifen, daß sie in so positiver Weise gestraft würde für Fehler, von denen sie nicht das geringste Bewußtsein hat?

Zudem ist der Zustand der Seele im Leibe nichts Gewaltsames, nichts Widernatürliches. Das diesseitige Leben ist für uns der naturgemäße Weg zu unserem Ziele, es bietet uns die Mittel, von welchen wir im Hinblick auf die Zwecke unseres Daseins den geeigneten Gebrauch machen sollen. Die materielle Welt ist nicht unser Heim, sie ist aber doch der Weg zu unserer Heimat, ein in gewisser Hinsicht herrlicher Weg, ein Weg, dessen prachtvolle Ausstattung uns bei jedem Schritt die Größe und Unendlichkeit desjenigen ahnen läßt, der uns am Ende unseres irdischen Wirkens und Lebens erwartet. Der Mensch soll hienieden einem Wanderer gleichen, dessen Glück darin besteht, daß er sich auf dem Wege wisse, der zum Ziele führt, nicht darin, daß der Weg keine Mühsale und Beschwernisse hätte.

2. In der That gleicht unser irdischer Zustand durch seine Beschwernisse und Erniedrigungen einem Kerker, in welchem wir, fern von unserer ewigen Heimat, gefesselt mit den Banden thierischer Sinnlichkeit, mit vielen Mühseligkeiten behaftet sind. Und auch die Annehmlichkeiten des Lebens werden uns zur Beschwerniß und Gefährlichkeit.

Zwei einladende Stimmen vernimmt der Mensch in seinem Innern: die eine mahnt ihn, den Weg innezuhalten, der ihn zu seiner Bestimmung führt; die andere ladet ihn ein, Trost zu suchen in den Annehmlichkeiten des Weges und bei diesen bleibende Einkehr zu nehmen. Zwei Stimmen vernimmt er von außen her: die Welt mit ihrem Besitze, ihren Gütern und Anerbietungen redet nicht bloß die Sprache der Vernunft, um den rechten Weg zu zeigen, sie redet auch die Sprache der Verführung, um die Beziehung zur Welt als das Allerhöchste und Allerwichtigste erscheinen zu lassen; man braucht nicht Christ zu sein, um die entsetzliche Gefahr dieser verlockenden Sirenenstimme zu erkennen.

So erblicken wir die menschliche Natur in Bedrängnissen und Schwierigkeiten verschiedenster Art.

3. Nach den uranfänglichen Absichten des Schöpfers hätte der Mensch durch ein Gnadengeschenk den Beschränktheiten und Schwächen seiner Natur entzogen sein sollen. Durch die persönliche Verschuldung Adams und die Mitverschuldung der menschlichen Natur in Adam ging dieses Geschenk der freien Liebe Gottes verloren, und der Mensch sank zurück in seinen Naturzustand mit allen der menschlichen Natur eigenthümlichen Unvollkommenheiten.

Und was ist aus dem Menschen geworden? Aeußerlich tobt der Sturm der Drangsale, der den Menschen hin und her wirft. Und innerlich klafft der Zwiespalt zwischen dem höhern und niedern Theile der Menschennatur. Jedermann klagt mit dem Apostel: „Ich bin fleischlich verkauft an die Sünde; das Gute,

das ich will, thue ich nicht, sondern das Böse, das ich hasse, das thue ich; das Wollen liegt mir nahe, aber das Vollbringen des Guten finde ich nicht" (Röm. 7, 1 f.). Sagt doch sogar der Heiland zu den Seinigen: „Der Geist ist zwar willig, aber das Fleisch ist schwach" (Matth. 26, 41).

Das sind die Folgen der Erbsünde!

4. Die moderne Wissenschaft gibt sich alle Mühe, auf dem Wege der Statistik von dem Durchschnittsmenschen ein günstiges Bild zu gewinnen. „Der mittlere Mensch", sagt ein Statistiker, „ist ein leidlicher Durchschnitt von Gutem und Bösem, ein zusammenaddirtes Gespenst, das alle Schwächen und Leidenschaften, aber auch alle Tugenden des Menschengeschlechtes in sich vereinigt. Von jeder Schurkerei wie von jeder edelmüthigen und hochherzigen Handlung, die begangen wird, haftet ein Stückchen auf dem Gewissen des Durchschnittsmenschen. Ebenso ist es mit seinen geistigen Eigenschaften. Er ist eine Mischung von Thorheit und Verstand, von Bildung und Geistesroheit." Aber das ist ein unwahres Bild; denn des Guten und Edeln scheint weit weniger zu sein.

Tief in der menschlichen Natur liegt der Hang zum Bösen und das eifrige Bestreben, denselben vor sich und seinen Mitmenschen zu verbergen.

Sünder und Heuchler! Der Mensch sündigt und will doch keine Sünde begangen haben; niemand thut Gutes, und alle wollen Gutes gethan haben.

Siebenundfünfzigstes Kapitel.

Begriff und Wesen der Sünde.

1. Die größte Schmach und das größte Uebel liegt in der Sünde, weil dieselbe den Menschen in revolutionären Gegensatz zu Gott bringt. Und darum schützt nichts so sehr vor dem gefährlichen Hochmuth, wie der Gedanke an die begangenen Sünden.

An den, welcher gesündigt hat, tritt die Frage heran: Was habe ich im Hinblick auf die begangenen Sünden von mir zu halten? Was habe ich zu thun? Und was wäre für mich wichtiger, als daß ich mich in der Zukunft vor der Sünde nach Kräften in acht nehme! Darum liegt hohe Weisheit in der richtigen Beurtheilung des Wesens der Sünde.

Trachte vor allem, einen richtigen Begriff von der Sünde deinem Geiste gegenwärtig zu halten.

Man hat gesagt, Sünde sei eine angeborne Eigenthümlichkeit der Natur, eine natürliche Schwäche und Beschränktheit unseres Wesens oder gar die Substanz des Menschen selbst; sie sei etwas, was man nicht lassen könne.

Die, welche so sprechen, sind in einem verderbenschwangern Irrthum befangen. Vieles hat der Mensch in seiner Natur, was er zunächst nicht ändern kann (Neigung zu Hochmuth und Sinnlichkeit, eigenthümliche Veranlagung zu Zorn, Eitelkeit, Widerspruch, Trägheit, Eigensinn u. s. w.) und was ihn mit mehr oder weniger Macht zur Sünde anreizt. Aber Sünde ist das nicht. Die Sünde kann erst da beginnen, wo die Regung des freien Willens beginnt. Wer immer in seine Vergangenheit schaut, unterscheidet klar zwischen naturnothwendigen Reizen zu Sündhaftem und zwischen Werken, Worten, Gedanken, die er hätte unterlassen können, wenn er gewollt hätte.

Die Sünde hat ihre Wurzel in der Willensfreiheit; sie besteht in einer freiwilligen Uebertretung des vom Menschen erkannten göttlichen Willens, des göttlichen Gesetzes, wie sich solches in unserer Vernunft, unserem Gewissen oder auch durch Christus oder durch irgend eine gesetzmäßige Autorität in Familie, Kirche oder Staat offenbart.

2. Wo liegt also die Verkehrtheit der Sünde?

Man hat gesagt, darum sei die Sünde verwerflich, weil sie gegen die Vernunft angehe und weil der sündigende Mensch seine eigene Natur entehre.

Allerdings ist die Sünde häßlich und vernunftwidrig; darum schämt sich unwillkürlich derjenige, welcher auf einer Lüge, einem Diebstahl oder einer sonstigen Sünde ertappt wird. Wie könnte sich auch aus der Augenlust, der Fleischeslust, der Hoffart des Lebens etwas ergeben, was nicht häßlich und vernunftwidrig wäre? Aber darin liegt nicht die eigenthümliche Verkehrtheit und Verwerflichkeit der Sünde.

Man hat gesagt, darum sei die Sünde zu hassen, weil sie den Menschen in dieser Zeitlichkeit unglücklich mache und Verwirrung bringe in alle Verhältnisse des menschlichen Daseins. Dies ist durchweg richtig. Aber sollte darin der tiefste Grund liegen, weshalb wir die Sünde zu verabscheuen haben?

Nein! Ihrer tiefsten Natur nach ist die Sünde eine Auflehnung gegen Gottes heiligsten Willen. Der sinnende Verstand erkennt leicht, daß alles, was Gott vorschreibt, so gut und schön und edel ist. Und dennoch empört sich der Wille in frevlem Uebermuth gegen Gott, aus Liebe zu einem hinfälligen Geschöpfe, zu einer gemeinen Befriedigung. Das Geschöpf überhebt sich über den Schöpfer; will besser wissen, was es zu thun hat, als Gott!

Die Sünde ist eine Empörung gegen Gottes gesetzgeberische Weisheit und Oberherrlichkeit, eine Verachtung seiner Strafgerechtigkeit, eine Auflehnung gegen die von Gott gewollte Weltordnung.

Wer sündigt, vergreift sich freilich an sich selbst und seinem Glück, aber das Schlimmste ist, daß die Sünde eine Beleidigung Gottes ist; wer sündigt, versagt Gott den Dienst, den er ihm persönlich schuldig ist; er vergreift sich sozusagen an Gott selbst.

Und das alles wegen einer erbärmlichen Kleinigkeit, einer freigewollten Verblendung, einer entwürdigenden Willensschwäche, unter Wegwerfung der Menschenwürde, unter undankbarster Verkennung der göttlichen Wohlthaten!

3. Bei der Sünde muß man unterscheiden die äußere Schale und den innern Kern.

Der äußern Schale nach hat die Sünde nicht die weittragende Bedeutung. Was liegt im Weltgetriebe des Menschendaseins an einem Diebstahl von einer Million, an einem Meuchelmord, an einem Ehebruch? Nicht viel mehr als an Adams Apfelbiß.

Aber dem innern Kern nach ist die Sünde die Uebertretung eines göttlichen Gebotes, eine Revolution des armseligen Erdenwurms gegen den dreimal heiligen Gott, eine Umkehrung der fundamentalsten Ordnung in der Welt; eine Beleidigung Gottes, weil sie Gott selbst die Ehre raubt, welche ihm gebührt.

In der Sünde liegt also nichts als Thorheit, Charakterlosigkeit, Unehrlichkeit, Gemeinheit, Undankbarkeit. Was sind alle deine sogenannten Vorzüge im Vergleich zu deinen Sünden?

Achtundfünfzigstes Kapitel.

Die Sünde vor Gottes Richterstuhl.

1. Vor dem Richterstuhl der menschlichen Vernunft ist die Sünde nicht bloße Naturschwäche, nicht bloß eine Verletzung der Menschenwürde, nicht bloß die Quelle zeitlichen Elendes, nein, sie ist Empörung gegen Gott, sie ist das größte Uebel, sie ist eine unendlich große Unordnung und Beleidigung Gottes.

Im Licht der christlichen Offenbarung sehen wir diese Erkenntniß bestätigt vor Gottes Richterstuhl. Wie hat Gott die Sünde beurtheilt?

Gott schuf nicht bloß Materie, nicht bloß im Menschen ein Conglomerat aus Materie und Geist, er hat auch reine Geister, Engel, geschaffen. Wie die Menschen, so waren auch die Engel zur Anschauung Gottes bestimmt. Sie sollten sich dies Gnadengeschenk verdienen und deshalb eine Prüfung bestehen. Viele bestanden diese Prüfung nicht. Vor ihrem Falle waren sie die Erstlinge und Morgensterne der Schöpfung, erstrahlend in kost-

barsten Gnadengeschenken. Infolge einer Sünde sind sie für immer gefesselt an einen Ort der Verbannung, des Schreckens, der Qualen. Gott verwarf sie für immer, und Gott ist heilig, gerecht, gütig. Er verwarf sie aus unendlichem Widerwillen und Haß gegen die Sünde. Was für ein unendlicher Abgrund von Bosheit, Verkehrtheit, Ungerechtigkeit muß in jeder schweren Sünde gelegen sein, daß Gott, der Allgerechte, so handeln konnte! Alle schweren Sünden sind dem Wesen nach gleich, ob sie von Engeln oder Menschen begangen werden. Wie steht der Mensch vor Gott da, wenn er nicht bloß eine, sondern viele Sünden auf dem Gewissen hat? Hat er nicht Ursache, von sich gering zu denken wegen solcher Anhäufung von Thorheit und Schlechtigkeit?

2. Gott schuf die ersten Menschen nicht bloß als die Krone der irdischen Schöpfung, er schenkte ihnen dazu über die menschliche Natur hinaus die Gnade der Kindschaft Gottes. Mit dieser Liebesgabe waren viele Gnaden verbunden, durch welche der Mensch sowohl in leiblicher als auch in geistiger Beziehung seinen Naturschwächen und natürlichen Bedrängnissen entrückt sein sollte. Ein herrliches Dasein in Macht, Ehre, Freude und Tugend sollte die Vorbereitung auf das noch herrlichere ewige Reich sein, in welches die Menschen versetzt werden sollten, ohne die Bitterkeit des Todes zu verkosten.

Alle diese herrlichen Gnadengeschenke, welche Gott als freie Liebesgaben dem Menschengeschlechte über seine Natur hinaus verleihen wollte, machte er abhängig von Bedingungen. Er konnte das; aber die Bedingungen konnten nicht zu Gottes Weisheit in Widerspruch stehen. Und diese Bedingungen bestanden in der Treue des Stammvaters. Adam sündigte, und alle übernatürlichen Gaben und außernatürlichen Vorzüge gingen für das ganze Geschlecht verloren. Die menschliche Natur nahm in ihrer Weise theil an der Sünde Adams, und die sündenbefleckte Natur zog alle einzelnen Menschen in die Folgen hinein. Die Menschheit fiel hinab auf das Niveau der Natürlichkeit. Freilich

besitzt die Natur manch edle Keime. Aber auch alle Leiden und Scheußlichkeiten, von denen die Geschichte der Menschheit berichtet, haben ihre Keime in der Natur. Wozu ist der Mensch nicht fähig infolge der Unvollkommenheiten seiner Natur!

Was für eine grandiose Umwandlung für alle Jahrhunderte und für alle Länder infolge der einen Sünde Adams! Adams Sünde war eine That bewußten Ungehorsams gegen ein ausdrückliches Gebot Gottes. Adam hätte sich um so mehr an Gottes Willen halten müssen, als es ein sehr leichtes Gebot war, als er von Gott die größten Wohlthaten erhalten hatte, als von dem Verhalten der Stammeltern das Los des ganzen Geschlechtes abhing. Wie entsetzlich muß in den Augen Gottes die Natur einer jeden Sünde sein, daß Gott so handeln konnte im Einklang mit seiner unendlichen Weisheit!

3. Betrachte ferner, was für Folgen für jeden Menschen in einer wirklichen, bewußten und gewollten schweren Sünde verborgen sind. Gott steht nicht auf der Lauer, um die Menschen sofort nach der ersten Todsünde in die Hölle zu werfen. Gott will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe; Gott pflegt so langmüthig zu sein, daß es uns Menschen oft unbegreiflich vorkommt. Dabei bleibt aber wahr, daß jede schwere Sünde einem schwarzen Samenkorn gleicht, das, wenn es sich entwickelt, im Jenseits zu ewiger Höllenstrafe auswächst. Der Verdammte muß es erfahren, was für ein Abgrund von Verkehrtheit und Bosheit in jeder einzelnen Todsünde enthalten ist.

Sünde ist Sünde. In allen Beziehungen ist die Sünde ein Act unendlicher Schlechtigkeit, Kopflosigkeit und Fluchwürdigkeit. Was immer wir in der christlichen Offenbarung über die Sünde lesen, bestätigt uns diese Wahrheit.

4. Wie stehst du also als Sünder vor Gott? Daß dir deine Sünden verziehen sind, ist nicht dein Werk, sondern eine That der göttlichen Barmherzigkeit. Aber deine Sünden, die

sind **dein** Werk. Und du wolltest dich über Gebühr erheben? wolltest Achtung und Ehre beanspruchen, die dir nicht zukommen? wolltest unzufrieden sein mit deinem Stande, mit deinen Verhältnissen? wolltest dich wichtig machen, dich übermüthig benehmen? wolltest klagen über deine Leiden, deine minder hohe Lebensstellung, über diese und jene Bitterkeit, welche du verkosten mußt? wolltest dich verletzt fühlen, wenn andere keine hohe Meinung von dir haben? Du hast Ursache zu gründlicher Demuth und Anspruchslosigkeit, zu vollkommener Ergebung in Gottes heiligsten Willen, zu vollendeter Unterwürfigkeit unter Gottes heilige Gebote.

Du mußt dich willig beugen unter Gottes gewaltige Hand und mußt beten: Herr, hier senge, hier brenne, nur schone meiner in der Ewigkeit.

Neunundfünfzigstes Kapitel.

Schuldbewußtsein.

1. Es ist nichts thörichter, als sich deshalb Wahrheit und Wirklichkeit zu verschleiern, weil sie unangenehm ist. Wir müssen die Dinge nehmen, wie sie sind, um sie nöthigenfalls zu dem zu machen, was sie sein sollen — auch uns selber.

Welches ist mein Lebensziel, und wie habe ich bisher nach diesem Ziele gestrebt? Wie habe ich die zu meinem Ziele führenden Wege innegehalten? Wie habe ich meine Zeit benutzt? War ich nicht ein Sklave meiner Leidenschaften? Wie habe ich gesündigt?

Sieht jeder sein vergangenes Leben an, bereut ein jeder manches ganz gewiß; der eine, was er alles hat gethan, der andre, was er alles unterließ.

Sogar erfüllte Pflicht empfindet man insofern als Schuld, als man den Erfordernissen nicht ganz genuggethan, und als

sich die ungeordnete Selbstliebe durch alle Poren einzuschleichen pflegt.

Beurtheile dich nicht danach, wie andere leben, sondern nach deiner Erkenntniß. So beurtheilt dich Gott.

An die eigenen Sünden oftmals zu denken, ist nothwendig, weil das Schuldbewußtsein uns die Nothwendigkeit zeigt, unsere Sünden von Herzen zu bereuen, Buße zu thun und uns zu bessern.

2. Ueberblicke dein Leben nach den verschiedenen Altersstufen, das reifere Kindesalter, die Jugend, die spätern Jahre.

Noch so jung und schon ein solcher Sünder! Ueberblicke das Elternhaus, die Schule, die Kirche, die Einsamkeit, das Zusammensein mit andern; denke an die verschiedenen Personen, auf deren Umgang du angewiesen warst, an deine Vorgesetzten, Untergebenen, Gefährten; denke an die, welche dir zuwider waren.

Denke an deine Pflichten gegen Gott, gegen deine Mitmenschen, gegen dich selbst. Erforsche dich nach Gedanken, Worten und Werken. Ist nicht dein Leben in vielen seiner Theile eine Zusammenhäufung von Sünde und Unordnung?

Denke an die Tugenden, die du hättest üben, an die guten Werke, die du hättest verrichten sollen, an die Wohlthaten und Gnaden, welche du mißbrauchtest; an den öden Schein von Tugend und Anstand, unter dem du deine bösen Absichten verbargst.

Wieviel Schwäche, Leerheit, Nutzlosigkeit, Trägheit, Lauheit! Wieviel thörichter Uebermuth, erbärmliche Feigheit, kurzsichtige Thorheit.

Erkenne deine Verschuldung an; erinnere dich dabei an Gottes Barmherzigkeit, aber auch an Gottes Gerechtigkeit.

Sechzigstes Kapitel.

Reue.

1. Was muß Gott, der Heilige, der Gerechte, der Allweise, von dem Menschen, der gesündigt hat, verlangen? Daß er seine Sünden **bereue**.

Dem, der seine Sünden nicht bereut, kann *nichts* verziehen werden; dem, der seine Sünden bereut, kann *alles* verziehen werden.

Reue ist Abscheu und Schmerz der Seele über die begangenen Sünden, mit dem Vorsatze, fernerhin nicht mehr zu sündigen, also auch die nächste Gelegenheit und Gefahr der Sünde zu meiden.

Die Reue muß wahrhaft und innerlich sein; sie ist nicht sowohl Gefühl als vielmehr Wille, insofern man mit dem Willen die Sünde haßt und verabscheut.

Es genügt nicht, die Sünden zu bereuen bloß im Hinblick auf menschliche, irdische Rücksichten (etwa im Hinblick auf erlittenen Schaden), sondern du mußt deine Sünden bereuen im Hinblick auf Gott, den du durch deine Sünden beleidigt hast.

Es gibt mancherlei Erwägungen, welche dich zu wahrer Reue über deine Sünden hinzuleiten vermögen.

2. Ihrer Natur nach ist die Sünde eine freiwillige Abkehr von Gott, dem letzten Ziel und Ende. Hierin liegt zunächst der größte Schaden, den sich der Mensch zufügen kann. Nichts ist dem Menschen so nothwendig wie die Erreichung seiner Lebensbestimmung. Wer sündigt, stürzt sich in einen Abgrund, aus welchem ihm niemand heraushelfen kann außer der beleidigten Gottheit.

In solcher Abkehr liegt ferner eine entsetzliche Verachtung Gottes. Wer sündigt, gibt irgend einem Geschöpfe Vorzug vor Gott und dem Besitze Gottes, er greift das innerste Wesen der Gottheit an und erklärt sich zum Feinde Gottes.

Die Sünde läßt die Seele vor Gott als überaus häßlich erscheinen. Sie übergibt die Seele der Tyrannei der Leidenschaft. Sie raubt der Seele den Frieden und erfüllt sie mit Scham, Ueberdruß und Ekel. Sie schärft den Stachel des Gewissens. Sie erfüllt mit Furcht, vom Tode überrascht ins ewige Verderben zu stürzen.

Jede Sünde ist mit Mißbrauch irgend eines Geschöpfes verbunden. Wer sündigt, mißbraucht etwas, was uns von Gott gegeben ist, um es in rechter Weise zu Gottes Ehre und unserem Wohle zu verwenden. Das ist eine Mißachtung Gottes. Wir übersehen das Gute, welches uns Gott gethan; wir vergelten Gutes mit Bösem; wir mißbrauchen das Gute, um Gott zu beleidigen; wir thun das in der Erwartung, daß Gott gegen die Sünde gleichgiltig sei.

3. Die Sünde ist nicht nur eine unendliche Unordnung, sie ist auch eine Beleidigung Gottes. Wer sündigt, thut, soviel an ihm liegt, der Gottheit wehe. Reue ist Betrübniß, wie sie auch das Kind darüber empfindet, daß es seine Eltern beleidigt hat.

Es fällt der natürlichen Vernunft schwer, zu begreifen, daß der einzelne Mensch bei der gewaltigen Gottheit eine solche Beachtung findet. Und doch ist es der Fall. Gott beachtet in der Weise alle, daß er zugleich seine ganze Beachtung dem Einzelnen schenkt. Der einzelne Mensch hat in den Augen Gottes *mehr* Bedeutung als das ganze sichtbare Universum. Gott muß von jedem einzelnen Menschen erwarten, daß er ihn verherrliche, ihm diene. Wer sündigt, raubt Gott die schuldige Ehre; er vergreift sich an Gott.

Unter den Verbrechen, welche im Staate begangen werden, gibt es einzelne, welche den Charakter von Majestätsbeleidigung haben, weil sie sich direct auf die Person des Fürsten beziehen. So ist auch die Sünde eine Beleidigung Gottes, weil sie nicht bloß Störung der gesetzlichen Ordnung und eine unendliche Bosheit enthält, sondern sich direct auf Gott bezieht.

Sünde ist eine Beleidigung. Aus der christlichen Offenbarung kennen wir Gott als Menschen in Christus; dadurch ist uns die Natur der Sünde verständlicher geworden. Was es heißt, einen Menschen, einen Wohlthäter, die Eltern in verletzender Weise beleidigen, das verstehen wir. Wir müssen an den Menschen Christus denken, und wir werden es besser empfinden, was es heißt, Gott beleidigen.

4. Der Christ findet in seiner übernatürlichen Bestimmung einen besondern Grund, seine Sünden herzlichst zu bereuen. In unbegreiflichster Liebe hat Gott beschlossen, sich selbst dem Menschen zu schenken und durch innigste Vereinigung mit der Gottheit den Menschen ewig zu beglücken. Als Mittel und Fähigkeiten dazu hat er ihm geschenkt die heiligmachende Gnade, Tugendvermögen und einen Reichthum von Gnaden, durch welche er in den Stand gesetzt wird, zur Gottheit ein kindliches Verhältniß zu unterhalten.

Der so begnadigte Mensch ist hienieden schon in die innigste Beziehung zu Gott gesetzt; er ist ein Kind des himmlischen Vaters, Bruder Jesu Christi, Familienglied der heiligsten Dreifaltigkeit.

Dazu hat Gott diese seine Freundschaftsliebe in ergreifendster Weise bekundet durch seine Menschwerdung und sein bitteres Leiden, und er setzt sein Liebeswirken fort auf dem Altare.

Somit erhalten der Undank, der Schimpf, die Beleidigung, die in jeder Sünde liegen, im Christen einen besondern Höhegrad, insofern sie nicht von einem bloßen Geschöpfe, von einem Fernstehenden, sondern von einem höchst geliebten Wesen kommen, welches Gott wahrhaft an Kindes Statt annahm. Der sündigende Christ schändet an sich die Gottheit selber in besonderer Weise.

5. Aus allen diesen und ähnlichen Ueberlegungen erhellt, daß der Wille des Menschen im Hinblick auf die begangenen Sünden mit Schmerz und Abscheu erfüllt sein und den Vorsatz haben muß, fürderhin nicht mehr zu sündigen. Ein solcher Schmerz

der Seele, ein solcher Abscheu über die begangenen Sünden ist das, was man Reue zu nennen pflegt.

Soll die Reue vor Gott Werth haben, so muß Gott mit seiner Gnade mithelfen; denn aller Werth unseres Thuns kommt aus der Gnade Christi. Außerdem ist im Auge zu behalten, daß sie sich nicht ausschließlich auf den persönlichen Nachtheil gründen darf, welchen die Vernunft als mit der Sünde verbunden erkennt, daß sie vielmehr von einem gottgläubigen Gemüthe erweckt sein und sich unmittelbar auf Gott beziehen muß.

Eine solche übernatürliche Reue kann vollkommen sein, sie kann auch unvollkommen sein. Sie ist vollkommen, wenn sie aus der vollkommenen Liebe entsteht, d. h. wenn wir die Sünde mehr als alle andern Uebel verabscheuen einzig darum, weil sie Gott, das höchste Gut, beleidigt. Sie ist unvollkommen, wenn unsere Liebe nicht vollkommen ist und deswegen die Furcht vor dem göttlichen Strafgerichte und die in der Sünde liegende Verkehrtheit uns antreiben müssen, daß wir dieselbe über alles verabscheuen und Gott nicht mehr beleidigen wollen.

Einundsechzigstes Kapitel.

Gottes Barmherzigkeit.

1. Die Barmherzigkeit Gottes ist dessen Gutheit, insofern diese geneigt ist, unsern Uebeln abzuhelfen. Uebel ist Mangel irgend einer erforderlichen Vollkommenheit. Das größte Uebel ist die Sünde. Deshalb bezieht sich Gottes Barmherzigkeit in erster Linie auf die Sünde. Gott haßt nicht den Sünder, sondern nur die Sünde; für den Sünder ist er in Liebe besorgt.

Wie jede Vollkommenheit Gottes, so ist auch die Barmherzigkeit Gottes in sich unendlich. Gott hat beschlossen, diese seine unendliche Gutherzigkeit gegen die Menschen in hervorragendem Grade zu bethätigen.

Weil die menschliche Natur so schwach und armselig ist, darum hat Gott sie auserwählt, um an ihr die Größe seiner Barmherzigkeit zu zeigen. Die andern Eigenschaften Gottes, wie Weisheit, Allmacht, stehen gleichsam im Dienste der Barmherzigkeit.

Nicht die Hölle steht im Mittelpunkte des Christenthums, sondern Gottes Liebe und Barmherzigkeit.

Gottes Barmherzigkeit prägt dem ganzen Christenthum den eigenthümlichen Charakter auf. Als Gott daran dachte, die Sünde nicht zu verhindern, that er es, damit seine Gutheit Gelegenheit finde, sich auch in der Form der Barmherzigkeit zu offenbaren.

Als sich die Menschheit immer mehr und mehr verlor, wie ein undankbares Kind, verlor Gott sie nicht aus den Augen, aus dem Herzen. Wie ein guter Hirt suchte er die verirrte auf und lud sie ein zur Rückkehr.

Und als die undankbare zum Vaterhause zurückkehrte, schloß er die reumüthige mit herzlichster Liebe in seine Vaterarme.

Wundere dich nicht, wenn du nach einem Unfalle von Menschen Verachtung erfährst. So ist's die Art der Menschen. Wer gefallen ist, den treten sie. Nicht so Gott der Herr.

2. So sehr ist Barmherzigkeit der Grundzug des Christenthums, daß Christus sagen durfte, er sei nicht sowohl um der Gerechten als vielmehr um der Sünder willen auf Erden erschienen. Christus ist die menschgewordene göttliche Barmherzigkeit.

Mit Vorliebe geht Christus mit den Sündern um, wenn sie nur ihr Elend reumüthig erkennen; nur gegen die stolzen Heuchler hat er harte Worte. Aus Sündern wählt er seine Apostel. Den gefallenen Petrus verstößt er nicht: durch einen liebevollen Blick vermochte er ihn zu bittern Reuethränen. Auch der Verräther Judas hätte Verzeihung gefunden, wenn er in Demuth die Hand der göttlichen Barmherzigkeit ergriffen hätte.

Gott wird verglichen einem Manne, der hundert Schafe besitzt und dem einen verirrten nacheilt, um es auf seinen Schultern zurückzutragen. Er wird verglichen dem armen Weibe, das beim

Suchen der verlorenen Drachme alles aufbietet und nicht eher rastet, bis es dieselbe wiederfindet. Und wie unendlich schön spiegelt sich doch Gottes Barmherzigkeit in der Parabel vom verlorenen Sohn!

Wenn der Sünder sich bekehrt, welche Freude im Himmel und im Herzen Gottes! Welche Gnadenfülle im Herzen des Reumüthigen! Alle Sünden sind getilgt; das Verdienst der frühern guten Werke wird wieder lebendig; selbst die Reue und Buße wird mit neuen Gnaden belohnt.

Bei einer sündhaften Magdalena, bei einem blutdürstigen Saulus, bei einem wollüstigen Jüngling Augustinus waren die Sünden kein Hinderniß, daß Gott ihre Herzen bekehrte und mit der Gnade hoher Heiligkeit erfüllte und mit der Tugend der Gottesliebe schmückte, welche die erhabenste aller Tugenden ist.

Am klarsten strahlt Gottes Barmherzigkeit vom Kreuze Christi herab.

Die Kirche Christi mit allen ihren Heilsmitteln ist in hervorragender Weise eine Veranstaltung der göttlichen Barmherzigkeit. Im Bußsacramente werden die Sünden und die ewige Strafe getilgt. Gottes Weisheit fordert es, daß zur Tilgung der zeitlichen Strafen die Mitwirkung des Menschen herangezogen werde. Aber Gottes Barmherzigkeit gewährt dem reumüthigen Menschen die Möglichkeit, den Nachlaß der zeitlichen Sündenstrafen (Ablaß) zu erhalten. Ja, noch über das Grab hinaus reicht Gottes Barmherzigkeit, insofern sie es möglich machte, daß auch den büßenden Seelen im Reinigungsorte durch Fürbitte der Lebenden geholfen werden kann.

3. Der Gedanke an Gottes Barmherzigkeit muß uns mit Vertrauen erfüllen im Hinblick auf unsere Vergangenheit. Gehören wir zu den großen Sündern, so gehören wir zu denen, die der Herr besonders einladet und aufsucht, um sie zu retten und zu erquicken.

Im Hinblick auf unsere Zukunft muß uns der Gedanke

mit Vertrauen, aber auch mit Furcht erfüllen. Gott war mir bis jetzt barmherzig, nicht um mich zu Grunde zu richten, sondern um mich zu retten; er wird mir reichlichst die Gnaden gewähren, welche zu meiner Rettung nöthig sind.

Andererseits muß ich fürchten, daß ein vermessenes Vertrauen in meinem Geiste Platz gewinne. Gott läßt seiner nicht spotten. Wehe mir, wenn ich im Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit die Sorge für meine Seele leichter nähme!

Gott will uns *retten*, aber nicht *ohne* uns.

Zweiundsechzigstes Kapitel.

Erlösung von der Sünde.

1. Wer die Natur der Sünde überdenkt, begreift ohne weiteres, daß es keine Sünde gibt, die nicht strafwürdig ist. Selbst ein tadelloses Leben ändert an und für sich die ewigen Folgen eines Frevels nicht. Die Sünde ist eine übergroße Schuld, die wir bei Gott stehen haben; sie ist eine Unbill und Beleidigung von unendlicher Bedeutung; denn je größer der Abstand zwischen dem Beleidigten und dem Beleidiger, desto größer die Unbill. Das Gut, das sie uns raubt, und die Strafe, die sie uns zuzieht, sind unendlich.

Wofern Gottes Gerechtigkeit vollständige Sühne und gleichwerthige Genugthuung verlangte, wäre es der Menschheit nicht möglich gewesen, das Geforderte zu leisten.

Da Gott der Herr beschlossen hatte, auch seine unendliche Liebe zu offenbaren, so wurde die göttliche Liebesthat zur Erlösungsthat.

Schon in menschlichen Verhältnissen gibt es Liebeserweise, welche der berechnende, kalte Verstand nicht zu würdigen, auszumessen vermag.

Nicht von einer Bestrafung Jesu Christi ist die Rede. Ge-

drängt von seiner Liebe nahm Jesus Christus mit der vollkommensten, freiesten Selbstbestimmung das Erlösungswerk auf sich.

Das Kreuz und die Leiden, welche der Gottmensch thatsächlich erduldete, waren ein mühevolles Tugendleben, das er der göttlichen Gerechtigkeit als einen Ehrenersatz für die in unsern Sünden liegenden Unbilden darbot. In liebender Opferfreudigkeit hatte die zweite Person der Gottheit die Menschwerdung und das Kreuz als ihren Antheil hier auf Erden auf sich genommen.

Die Erlösungsthat Christi war in erster Linie nicht ein Proceß der Gerechtigkeit, sondern eine unbegreifliche Liebesthat der Gottheit (Eph. 2, 4).

2. Beleidigung verlangt eine Sühne, die den Beleidigten so hoch ehrt, als er in der Beleidigung verunehrt wurde. Wenn eine göttliche Person Mensch wird und sich zum neuen Haupte der Menschheit macht, so vermag dieses Haupt an unserer Statt und zu unsern Gunsten Gott jene Ehre vollständig wiederzugeben, die ihm durch unsere Sünden geraubt worden war.

Die Genugthuung konnte geleistet werden durch jede gute Handlung des Gottmenschen. Wenn in der thatsächlich geltenden Heilsordnung die Sühne durch Christi Tod geschah, und die Gnade nur durch das Kreuz und den Opfertod Jesu Christi wieder erworben wurde, so liegt der tiefste Grund hierfür in Gottes heiligstem Willen, dem es zustand, die Sühne und den Lösepreis besonders zu bezeichnen, für welchen er dem sündigen Geschlechte die verlorene Gnade zurückzugeben bereit war.

In Christi Wunden und Sterbensqual sollte Gottes unendliche Liebe in hellster Weise für uns Menschen in die Erscheinung treten. „So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn für uns dahingab" (Joh. 3, 16. Gal. 2, 20).

Das Kreuz Christi läßt sich nicht unter bloß menschlichen Verhältnissen betrachten. Welcher menschliche Vater könnte so mit seinem Kinde handeln, wie der himmlische Vater mit seinem

geliebtesten Sohne gehandelt hat? Im Kreuze Christi ragt Gottes Unendlichkeit in menschliche Sichtbarkeit.

Die Erlösung am Kreuze läßt sich nur begreifen von der Höhe der Gottheit. Wir müssen denken an unendliche Liebe, unendliche Barmherzigkeit, aber auch an den unendlichen Reichthum der Herrlichkeit, welcher der Gottheit zu Gebote stand, um den gekreuzigten Sohn Gottes mit jener Verherrlichung zu krönen, welche der unermeßlichen Erniedrigung am Kreuzholze entspricht.

Christus hat die Menschheit erlöst von der Finsterniß des Irrthums, indem er auftrat als großer Lehrer der Gottheits- und Menschheitsrechte. Aber von unsern Sünden hat er uns erlöst durch den blutigen Sühnetod am Kreuze. Er hat mit seinen Verdiensten den Unflat der Sünden nicht bloß zugedeckt, er hat denselben von uns genommen.

3. Hat uns Christus nun auch die Gnade der Erlösung mit seinem Opfertode verdient, so ist doch die Zuwendung dieser Gnade an Bedingungen geknüpft, die von seiten des Menschen erfüllt werden müssen. Die Heilige Schrift lehrt, daß manche Menschen mit der Sünde aus dieser Welt scheiden und deshalb des ewigen Heiles freiwillig verlustig gehen. Keinem Erwachsenen, welcher freier Handlungen fähig ist, nützt die Erlösung zur ewigen Seligkeit, wenn er sich nicht die Mühe gibt, sich das Verdienst Christi durch in Christi Gnade vollbrachte Tugendwerke anzueignen. Paulus hatte den Korinthern verkündet, daß Gott in Christus die Welt mit sich versöhnt habe. Aber nachdrücklichst fügte er hinzu: „So versöhnt euch also mit Gott" (1 Kor. 5, 20).

O Jesus, du liebtest und suchtest mich, da ich vor dir floh. Verstoße mich jetzt nicht, da ich dich suche.

Dreiundsechzigstes Kapitel.

Buße.

1. Christus hat für meine Sünden genuggethan und Buße geleistet: bin ich deshalb meinerseits von aller Buße befreit?

Daß Gott sich in Christus herabläßt, die von der Gerechtigkeit geforderte Genugthuung, die wir zu leisten nicht fähig sind, selbst zu leisten, das ist eine That der göttlichen Barmherzigkeit. Aber sollte es der göttlichen Weisheit entsprechen, uns von jeder mitwirkenden Buße und Genugthuung zu befreien?

Es liegt im Plan der göttlichen Vorsehung, daß Gott nicht alles allein thut, sondern die Geschöpfe zu entsprechender Mitwirkung herbeizieht. So in der natürlichen, so in der übernatürlichen Ordnung. Sollte Gott in der Ordnung der Buße alles allein thun?

Sowohl in der natürlichen als auch in der übernatürlichen Ordnung findet sich der Mensch in gänzlicher Abhängigkeit. Warum sollte denn der Schuldbewußte, der in den Stand der Gnade zurücktreten will, sich einzig unabhängig sehen?

Die sündhafte Gesinnung zeigte sich darin, daß der Mensch seinen Hochmuth und seine Genußsucht befriedigte. Sollte die Sünde verziehen werden ohne Bußgesinnung? und sollte nicht die Bußgesinnung fordern, daß sich der Mensch verdemüthige und sich zu Opfern und Ueberwindungen bereit finden lasse?

Der Mensch war dabei, als er sündigte; und er sollte nicht in ähnlicher Weise nach Kräften dabei sein müssen, wenn es sich um die Aussöhnung mit Gott handelt?

Die christliche Offenbarung bestätigt es uns, daß Buße für den sündigen Menschen eine Nothwendigkeit ist. Ungezählte Male und in den ernstesten Worten ertönt hier die Aufforderung zur Buße. Das ganze Leben der Kirche ist von der Bußpredigt durchzogen.

2. Die Buße ist die Tugend, durch welche wir Gott für die Unbilden der Sünden genugthun, die Sünde nach Kräften wieder gutmachen und deren Folgen in uns zerstören.

Die Buße soll die Schuld der Sünde vernichten, die Strafe, welche aus der Schuld folgt, tilgen, und die ungeordneten Leidenschaften unschädlich machen.

Nicht dem freien Ermessen des Menschen steht es zu, die Art und Weise zu bestimmen, wie er Buße thun will, sondern er muß vor allem fragen, was die beleidigte Gottheit als Buße erwartet.

Gottes Gerechtigkeit hätte strenge Strafen und harte Bußen festsetzen können. Aber Gottes Barmherzigkeit hat dasjenige bestimmt, was dem Menschen auch anderweitig zum Heile und zum Troste gereicht.

Zunächst hat Gott ein offenes, demüthiges und reumüthiges Bekenntniß der Sünden gefordert. Wer Verzeihung erhalten will, muß bereit sein, seine Sünden zu beichten.

Dann muß der Büßende ernstlich mit der Sünde brechen; er muß aufhören wollen, sich selbst zu besudeln und unglücklich zu machen.

Ferner muß er die ungeordneten Leidenschaften in sich überwinden und abtödten.

Endlich muß er sich anschließen an den büßenden Christus. Christus that Buße, indem er arbeitete und litt; auch wir müssen arbeiten und leiden.

Wer hätte einen Stand, der nicht mit mancherlei Verdrießlichkeiten und Beschwerden verbunden wäre? Da muß man mit dem hl. Dominicus beständig das Wort im Munde führen: „Das ist meine Buße.“ Ohne Bußgeist ist es dem Menschen nicht möglich, die Versuchungen zur Ungeduld zu überwinden.

Christus that Buße durch Demuth und Sanftmuth; auch wir müssen von Herzen demüthig und sanftmüthig sein.

3. Buße ist die von Gott geforderte Mitwirkung. In dem

büßenden Herzen tilgt Gott die Sünde im Hinblick auf die Verdienste Christi. Der Mensch steht vor Gott gerechtfertigt da durch eine wahre Wiedergeburt, eine Neuschaffung des übernatürlichen Lebens.

Was nach der Buße aus dem schwachen Menschen werden kann, zeigt uns das Beispiel so vieler, die zuerst große Sünder und dann große Heilige waren. Von den Wegen der Welt aus Anlaß widriger Zufälligkeiten abgelenkt, überließen sie sich ganz dem großen Gedanken der Kinder Gottes. Anfangs noch mit vielen irdischen Schwächen behaftet und keineswegs frei von kleinen Rückfällen in die alten Gewohnheiten, stiegen sie allmählich von Stufe zu Stufe zu einer Herzensreinheit und Tugend, die alle menschliche Kraft weit überragt.

In diesen Büßern erstand den idealsten Bestrebungen der Menschheit die mächtigste Aufhilfe. Mit größtem Erfolge arbeiteten diese „großen Sünder" für die erhabenen Zwecke der christlichen Kirche, der christlichen Civilisation und Aufklärung. Es möchte scheinen, als wären gerade sie die bevorzugten Werkzeuge in der Hand Gottes zur Verbreitung der göttlichen Ehre, zur Hilfe der Kirche, zur Beförderung des wahren Glückes der Menschen.

Vierundsechzigstes Kapitel.

Selbstanklage.

1. Die Sorge für das Gewissen findet in der Beichte ihren bedeutungsvollsten Ausdruck, die mächtigste Anregung, die wirksamste Controlle.

Wem die Sorge für das Gewissen nicht die Hauptsorge ist, kann für die Beichte, wie sie in der christlichen Kirche von jeher geübt wurde, kein Verständniß besitzen. Wer aber für sein Ge-

wissen ernstlich besorgt ist, wird in der Beichte eine große Wohlthat anerkennen.

Die Beichte entspricht der menschlichen Natur. Von Natur aus drängt es jeden Menschen, der etwas Drückendes auf dem Herzen hat, sich einem treuen Freunde auszusprechen.

Die Beichte entspricht dem Schuldbewußtsein. Der alte Seneca sagt: „Ein schamvolles Bekenntniß der Schuld kommt der Unschuld am nächsten."

Die Beichte entspricht dem Charakter des Christenthums. Das Christenthum ist ein Walten göttlicher Gerechtigkeit und göttlicher Barmherzigkeit. Die Gerechtigkeit zieht auch die Mitwirkung des Menschen in entsprechender Weise heran. Hat der Mensch aus freiem Willen mitgewirkt, da er sündigte, so geziemt es sich, daß er auch mit freiem Willen mitwirke, da es sich um die Versöhnung mit Gott handelt. Hat der Mensch aus Stolz gesündigt, so muß er es durch eine entsprechende Verdemüthigung wieder gutmachen.

Gottes Gerechtigkeit hätte die härteste Buße fordern können. Diese hat Christus aus freier Liebe auf sich genommen. Von uns ist eine Buße gefordert, die uns zugleich zu Trost und Glück gereicht. Die Beichte ist eine bittere, aber höchst wohlthuende Arznei.

Die Beichte gehört wesentlich zur Seelsorge. Ohne Beichte keine eingreifende Seelsorge. Nun hat Christus in seiner Kirche die Seelsorge eingerichtet. Also hat er auch die Beichte gewollt.

Christus hat seinen Aposteln, wie es die Bibel bestätigt, richterliche Vollmachten übertragen. Eine Unterscheidung zwischen Lossprechen und Nichtlossprechen kann aber hier nach Fug und Recht nur geschehen, wenn die Schuldigen verpflichtet sind, sich selber aufrichtig anzuklagen!

2. Man hat gegen die Beichte, wie sie durch die Jahrhunderte hindurch von Millionen von Christen geübt worden ist, verschiedene Einwendungen gemacht.

Man hat gesagt, die Beichte sei hart. Ja, sie ist hart für den Hochmüthigen; dem Demüthigen ist sie willkommen. Darum pflegen gewissenhafte Christen viel öfter zu beichten, als vorgeschrieben ist.

Man hat gesagt, die Beichte sei lästig. Ja, das ist richtig; das weiß ein jeder, der beichtet — Laie oder Priester —, aus eigener Erfahrung. Die Beichte ist nicht angeordnet zum Zeitvertreib.

Man hat gesagt, Gewissenserforschung sei unmöglich. Warum sollte es aber unmöglich sein, sich in verständiger Weise das Gewissen zu erforschen? Die strenge Beichtpflicht bezieht sich nur auf schwere Sünden, welche nach verständig-sorgfältiger Erforschung ins Bewußtsein kommen. Die, welche oftmals beichten, suchen Trost und Nutzen darin, auch die läßlichen Sünden zu beichten.

Man hat gesagt, die Beichte sei entehrend. Dies trifft nicht zu. In der *Sünde* liegt eine Entehrung; in der Beichte liegt eine *Erhöhung*. Muth gehört dazu, im Kriege seine Brust dem feindlichen Kugelregen auszusetzen, noch *mehr* Muth, im Beichtstuhl niederzuknien und sich freiwillig als Sünder zu bekennen. Ein Sünder, der in dieser heldenmüthigen Gesinnung Buße thut, ist für den Himmel eine erfreulichere Erscheinung als neunundneunzig Gerechte, welche der Buße nicht bedürfen.

Man hat gesagt, die Beichte sei unnütz. Im Gegentheil, sie ist von höchstem Nutzen in allen ihren Theilen. Nützlich ist die Gewissenserforschung, bei der man das Resultat in bestimmte Worte fassen muß. Nützlich ist die Anklage vor Gott und dessen Stellvertreter: sie verdemüthigt und beruhigt den Menschen. Nützlich ist die Aufklärung, Ermuthigung, Tröstung, welche der Beichtende vom Priester zu gewärtigen hat. Nützlich ist die Reue über die begangenen Fehltritte; sie ist eine Veredelung des Willens, wie sie schöner und wirkungsvoller nicht gedacht werden kann. Nützlich ist der Vorsatz, die Sünden und

gefährlichen Gelegenheiten zur Sünde zu meiden, das verübte Unrecht wieder gutzumachen, seinem Feinde zu verzeihen u. s. w.

Man hat gesagt, die Priester hätten erst in späterer Zeit die Beichte eingeführt. Das ist eine geschichtliche Unwahrheit; denn die Zeugnisse, welche auf die Beichtpraxis Bezug nehmen, reichen bis in die apostolische Zeit. Die Priester wollten niemals eine solche Einführung, die mit so vielen Lasten verbunden ist. Und wenn sie es gewollt hätten, hätten sie es nicht gekonnt; sie wären auf den größten Widerspruch gestoßen.

Die bloße Thatsache, daß heute gebeichtet wird, genügt, um zu erhärten, daß die Beichte von Gott eingesetzt ist.

Du sagst, du empfindest kein Bedürfniß nach der Beichte. So wisse, daß der Mensch sehr oft zu seiner Rettung nicht bloß dessen bedarf, was er zu bedürfen vorgibt, sondern weit öfter dessen, was er von sich weisen möchte.

Fünfundsechzigstes Kapitel.

Lebensbesserung.

1. Ein wesentlicher Theil der Buße besteht in der Lebensbesserung. Dem geheilten Kranken sagt Christus: „Siehe, du bist gesund geworden; sündige nicht mehr, damit nicht etwas Schlimmeres dir widerfahre“ (Joh. 5, 14; 8, 11).

Hinweg mit dir! spricht das Gebot; das thatest du, dein ist der Tod. Aber die Gnade ruft: Komm her, und sündige fortan nicht mehr.

Was nützt es dir, dich zu verdemüthigen in der Beichte, wenn du dich nicht bessern willst?

„Beuge dein Haupt, stolzer Sigambrer,“ so sprach der hl. Remigius zu König Chlodwig; „verbrenne, was du angebetet; bete an, was du verbrannt hast.“

„Sei besorgt," so sagt der hl. Bernhard, „wenn du die Gnade Gottes erlangt hast; noch mehr besorgt, wenn du sie verloren hast. Vor allem sei besorgt, wenn du sie, nachdem du sie verloren hattest, wieder erlangtest; denn verlierst du sie zum dritten, vierten, fünften Male, dann wirst du sie vielleicht nicht wieder erlangen."

Gehe in ein Spital und versetze einem Kranken, der soeben von seinen Wunden genesen ist, neue Wunden; wird seine Heilung ebenso leicht sein wie das erste Mal?

Die Bibel sagt: „Wie der Hund zu dem zurückkehrt, was er gespieen, also wiederholt der Thor seine Thorheit" (Spr. 26, 11).

„Wenn diejenigen, welche durch die Erkenntniß unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi den Unlauterkeiten der Welt entkommen waren, wiederum darin verstrickt und überwunden werden, so wird mit ihnen das letzte ärger als das erste" (2 Petr. 2, 20. Hebr. 6, 4 ff.).

Gehe bei deiner Lebensbesserung voran mit Bedacht und Umsicht. Wer gefallen ist, soll ruhig und vorsichtig sich aufrichten, damit er nicht wieder und schwerer falle, wenn er mit Aufregung und Verwirrung in die Höhe zu kommen sucht.

Ist eine Laute verstimmt, so soll man sie deshalb nicht zerschlagen, sondern aufmerksam forschen, woher die Mißklänge kommen, und sie alsdann nach den Regeln der Kunst mit Vorsicht höher oder tiefer spannen.

Hüte dich vor der ersten Sünde, und es kommt nicht zur zweiten.

Achte besonders auf deine Lieblingsfehler; dieselben sind vor Gott dem Herrn und wohl auch vor deinen Mitmenschen so widerlich, wie sie dir behaglich sind.

2. Drei Klassen von Menschen erwähnt die Heilige Schrift, denen es besonders schwer fällt, von verkehrten Wegen umzukehren. Es sind erstens die Schwachen, welche gar leicht

den Einflüsterungen des Bösen ein geneigtes Ohr schenken; zweitens diejenigen, denen das Sündigen zur Gewohnheit geworden ist; drittens diejenigen, welche durch ihren Einfluß, d. h. durch ihre Worte und Beispiele, andern zum Verderben gereichen (Ps. 1, 1).

Eines ist es, was manche von ernstlicher Lebensbesserung abhält: die Scheu vor Schwierigkeiten.

Denjenigen wird die Besserung leicht, welche das, was ihnen am meisten beschwerlich und zuwider ist, um so männlicher zu überwinden streben. Hätten sie auch mehr Leidenschaften, so sind sie doch besser daran als andere, die gutgeartet sind, aber den Schwierigkeiten aus dem Wege gehen.

Zweierlei hilft besonders zu entschiedener Besserung: mit Gewalt sich dem entziehen, wozu die Natur sündhaft hinneigt, und mit beharrlichem Eifer dem Guten nachtrachten, dessen man am meisten bedarf.

Gedenke allezeit des Endes, und daß die verlorene Zeit nie wiederkehrt.

So viel wirst du bei deiner Lebensbesserung vorwärts schreiten, als du dir selbst Gewalt anthust.

Sechsundsechzigstes Kapitel.

Ein Kampf auf Leben und Tod.

1. Der Kampf gegen uns selbst ist unter allen uns obliegenden Kämpfen der wichtigste.

Ein Kampf gegen sich selbst ist einem jeden nothwendig, dem Unschuldigen, damit er unschuldig bleibe, dem Sünder, damit er sich von der Sünde frei mache und sich vor der Sünde bewahre.

Die Selbstüberwindung ist die Ueberwindung unserer Triebe und Neigungen, insofern solche uns hindern, ein Leben nach der Wahrheit zu führen, unsere Pflicht zu erfüllen und das zu sein, was wir nach dem Willen Gottes sein sollen.

Der Gegenstand der Selbstüberwindung ist nicht die menschliche Natur, nicht deren Neigungen und Leidenschaften, sondern das zur Unordnung Hinneigende in der Natur, das Sündhafte, Gefährliche, Nutzlose. Infolge der Erbsünde sind wir in die in der Natur liegenden Schwächen hinuntergesunken. Und diese Schwächen sind groß.

Wie schlimm es auch ein anderer mit dir meint, du selbst bleibst stets dein ärgster Feind; denn nimmer schadet deines Gegners Hassen so viel dir, als dein eignes Thun und Lassen.

Der Zweck der Selbstüberwindung liegt nicht darin, die Natur zu schwächen und zu schädigen, sondern darin, die Natur zu veredeln, dieselbe beweglich und brauchbar zu machen zur Ausübung der Pflicht und zum Dienste Gottes.

Es ist in jedem etwas merkwürdig Verkehrtes in Bezug auf Neigungen, das manchmal an wirkliche Verrücktheit grenzt und zu den größten Scheußlichkeiten antreibt.

Die Selbstüberwindung ist schwierig. Denn das, was bekämpft werden muß, ist unser eigenstes Ich mit seinem Hange zum Hochmuth und zur Sinnlichkeit. Und in nichts sind wir mehr verliebt als in uns selber, selbst in unsere Unarten und Thorheiten.

„Wer schlägt den Leun?" so singt ein alter deutscher Dichter. „Wer schlägt den Riesen? Wer überwindet den und diesen? Das thut jener, der sich selbst bezwingt."

Die Selbstüberwindung adelt den Menschen und macht ihn frei. Es gibt keine höhere Herrschaft als die über sich selbst und seine Affecte; sie wird zum Triumphe des freien Willens.

2. Die Selbstüberwindung ist nothwendig in verschiedenster Beziehung. Sie ist nothwendig, um die Sünde fernzuhalten. Denn ungezügelte Neigungen und Leidenschaften führen unaufhaltsam zur Sünde.

Sie ist nothwendig, um unsere Standespflichten zu erfüllen. Das Thier ist Thier, und die thierische Natur hält es im rechten Geleise. Der Mensch muß das Thier in sich und sich selbst

mit fester Hand am Zaume halten, wofern er im rechten Geleise bleiben will.

Sie ist nothwendig, um Tugenden zu üben. Wer nach Tugend strebt, stößt bei jedem Schritt und Tritt auf Schwierigkeiten, welche ihm die Triebe und Neigungen seines Wesens bereiten. Nur nach der Gewalt, die man sich anthut, und nicht nach den Mienen und Gebärden, nicht nach der Wichtigkeit, die man sich gibt, oder nach einer natürlichen guten Regung kann der wirkliche Fortschritt in der Tugend bemessen werden.

Die Tugend ist einer herrlichen Rose vergleichbar; ein jeder möchte und würde sie pflücken, wenn nicht an ihr der scharfe Dorn der Selbstüberwindung vorhanden wäre.

Die Selbstüberwindung ist nicht die höchste Tugend, das ist die durch Liebe bewirkte Vereinigung mit Gottes heiligstem Willen; aber sie ist bei uns Menschenkindern das nothwendigste Element in der Tugend; sie ist nicht das Lebensmark in den Knochen, aber sie ist das Knochengerüst, welches alles aufrecht halten muß.

Sie ist keine einzelne bestimmte Tugend, aber sie besorgt jene Zügelung des eigenen Selbst, die zu jeder Tugend unumgänglich nothwendig ist, besonders zu den vier Haupttugenden: zu Klugheit, Gerechtigkeit, Maßhaltung, Geistesstärke.

Die Selbstüberwindung ist sogar nöthig, um uns auf der menschlichen Höhe zu halten. Es handelt sich um die Ueberwindung von Niedrigem, Elendem, Schwächlichem, Verwirrendem. Es handelt sich um Zügelung von Trieben, die nach der Anordnung des Schöpfers der Zügelung bedürfen, wofern unsere Natur nicht besudelt, erniedrigt, verdorben werden soll.

Nimm dich also in die Zucht der Selbstbeherrschung; ertödte in dir alles, was ordnungswidrig ist. Mißgestalt des Geistes ist häßlicher als die des Leibes.

3. Deine Abtödtung sei nicht bloß eine beiläufige, gelegentliche, sondern grundsätzliche, systematische; denn das, was du in dir bekämpfen willst, ist ja auch Gesetz und Grundsatz.

Halte dich in Zucht beständig. An einem Tage der Ausgelassenheit kann man mehr verlieren, als man an vielen Tagen der Eingezogenheit gewonnen hat.

Lerne dich selbst kennen. Keiner kann Herr über sich sein, der sich nicht zuvor begriffen hat. Für das Antlitz gibt es Spiegel, für die Seele ist der einzige Spiegel die Gewissenserforschung; sie bedarf aber des Lichtes von oben.

Außer den allgemeinen Veranlagungen der Menschennatur besitzt jeder Mensch besondere Charaktervorzüge, aber auch Charakterfehler, bei denen die Abtödtung am Platze ist. Sogar jedes Alter besitzt seine fehlerhaften Eigenthümlichkeiten. Tritt denselben entgegen. Wie könnte das geschehen, wenn nicht durch Selbstbeherrschung und Abtödtung?

Sorge, daß dir das Böse niemals zur Gewohnheit wird. Schwer zu bezwingen ist schon die Neigung; geselle sich aber gar die Gewohnheit zu ihr, nimmer bezwingest du sie.

4. Beherrsche deinen Geist; stelle ihn ganz in den Dienst der Wahrheit und Tugend. Beherrsche deinen Willen. Handle nie aus Eigensinn, sondern stets auf Gründe hin.

Beherrsche deine Einbildungskraft; dieselbe bedarf der Zügelung; leicht kann sie eine tyrannische Gewalt erlangen und das ganze Leben zu einer Thorheit, oder zu einem Unglück gestalten.

Beherrsche dein Gedächtniß; dasselbe ist nicht allein ungehorsam, indem es uns verläßt, wenn wir es am meisten brauchen, sondern auch thöricht, indem es uns Dinge aufdrängt, die wir besser vergessen würden.

Die Abtödtung bezieht sich nicht bloß auf das Innere, sondern auch auf das Aeußere; dieselbe regelt alle Reden und Gebärden. Kein Anstand ohne Abtödtung.

Die Abtödtung sei nicht bloß eine defensive, sondern eine offensive. Wir müssen uns freiwillig etwas versagen können, was wir auch ohne Fehler genießen könnten. Keine Tugend bedarf so sehr beständiger Uebung wie die Abtödtung.

Trachte vor allem, deiner Selbstüberwindung und Abtödtung den richtigen Beweggrund unterzulegen. Du sollst die böse Neigung abtödten nicht im Interesse einer andern, sondern um Gottes willen. Die arge Welt ist voll der Selbstüberwindung und Abtödtung, aber zu ihrer zeitlichen und ewigen Qual.

Siebenundsechzigstes Kapitel.

Der verscherzte Lebenszweck.

1. Gott hat alle Menschen bestimmt, auf dem Wege der Gewissenhaftigkeit zu ewigem Glück zu gelangen. Auch wenn der Mensch gesündigt hat, will Gott nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe.

Es gibt keinen Sünder, dem nicht Gott in irgend einer Weise die Hand seiner Barmherzigkeit entgegenstreckt, um ihn zu retten. Indessen hat diese Herablassung Gottes ihre Grenzen; Gott kann seiner nicht spotten lassen.

Was nun, wenn der Mensch, nachdem er sein Gewissen mit Füßen getreten hat, zu stolz ist, die Hand der göttlichen Barmherzigkeit zu ergreifen? wenn er in seiner Bosheit verharrt und als stolzer Verächter der göttlichen Gebote stirbt?

Die menschliche Vernunft sagt es und die christliche Offenbarung bestätigt es, daß es im Jenseits einen Strafort gibt, wo jede ungebüßte schwere Sünde mit nie endender Strafe gezüchtigt wird.

Ebenso wie unser Wissen über die Natur beschränkt ist, so hat auch das Wissen über das Jenseits seine Schranken. Ignoramus. Was wir kennen müssen, um existiren zu können, das kennen wir; was wir nicht zu wissen brauchen, das ist uns verborgen und unserem Nachgrübeln anheimgegeben.

So wissen wir nicht, wo der Strafort im Jenseits befindlich ist; wir wissen nicht, *wie* derselbe im einzelnen aussieht. Daß

es aber eine ewige Strafe im Jenseits gibt, das wissen wir mit voller Klarheit.

Schon die Vernunft hat ihre Gründe, sich von der Wirklichkeit ewiger Strafe überzeugt zu halten.

Wo bliebe die Idee von Recht und Gerechtigkeit, wenn das Jenseits keinen Ausgleich brächte?

Man sagt, die Schrecken des verletzten Gewissens wären genug Strafe für die Sünden. Aber wären wohl die Gewissensbisse so schrecklich, wenn nicht die Vernunft erkennte, daß mit unendlicher Schuld auch unendliche Strafe verbunden ist? Ueberdies läßt das Gewissen sich betäuben.

Auf manchem Blatt der Geschichte stehen so schreckliche ungesühnte Freveltaten verzeichnet, daß auch dem Leichtfertigsten jeder Zweifel über den wirklichen Bestand des ewigen Strafortes schwinden muß. Jene Wütheriche, welche mit schrankenloser Wollust die ausgesuchteste Grausamkeit verbanden, und dann, schwelgend in irdischem Glück, mit einem Fluch gegen die Gottheit von hinnen schieden: wo haben sie ihre Strafe gefunden? Sollten sie jemals vor Gott hintreten können mit der Forderung, Einlaß zu finden in die Wohnungen des ewigen Friedens?

Die Qual im Jenseits dauert also ewig. Schon in diesem Leben, so bemerkt ein tiefer Menschenkenner (P. A. M. Weiß), kann man die Grenze angeben, wo der Stolze anfängt unbeugsam zu werden und unbekehrbar zu sein. Das ist dort der Fall, wo ihn ein verdientes Mißgeschick zum Murren, wo ihn die Strafe zum Trotzen, wo ihn die Gerechtigkeit zum Lästern, die erkannte Wahrheit zum bewußten Widerstreben verleitet; wo jede Vorstellung der göttlichen Erbarmung ihn zu Spott und Hohngelächter reizt; wo er jede Ermahnung zur Buße als eine Beleidigung auffaßt; wo ihn jede Heimsuchung Gottes erbittert, verhärtet, zum Freveln reizt. Und regt sich sein Gewissen, so wird er vollends verbissen, zerfallen mit sich, überdrüssig des Lebens. Je größer die Noth, desto unbeugsamer der Trotz gegen Gott. Da bewahrheitet sich

das Wort der Schrift: „Die Menschen glühten vor Hitze ... und lästerten doch den Gott des Himmels ob ihrer Schmerzen und Wunden, und weigerten sich, Buße zu thun für ihre Werke" (Offb. 16, 9. 11. 21). Wenn das schon hier im Leben so ist, wird es wohl in der Hölle anders sein? und muß es dann nicht ewig sein? Andere Ueberlegungen führen zu demselben Schlusse.

Jeder weise Gesetzgeber fügt dem Gesetze eine entsprechende Strafandrohung hinzu, die an sich geeignet ist, auch den leichtsinnigen Untergebenen zur Befolgung des Gesetzes anzuhalten. Sollte nicht der höchste Gesetzgeber auch so gehandelt haben?

Man sagt, die Androhung der Vernichtung oder zeitlicher Strafe würde hinreichen. Aber eine solche wünschen ja gerade die Frevler am Sittengesetz; wie sollten sie sich dadurch aus ihrem Sündenleben aufschrecken lassen? Gott vernichtet nichts: warum soll er gerade den Sünder vernichten?

Weil der Mensch selbst ewig ist und für die Ewigkeit bestimmt, darum vermag nur das Ewige ihn in seiner ganzen Tiefe zu erschüttern und zu erfassen. Nur in der Androhung *ewiger Strafe* liegt ein für *alle* und für *jeden Fall* hinreichendes Gegengewicht gegen die Reize der Sünde.

Gott ist unbegreiflich gütig und langmüthig und barmherzig; er ist aber auch unbegreiflich heilig und gerecht.

Der Mensch vermag sich aufzulehnen gegen Gottes Wahrheit und seine ewige Ordnung; aber diese steht ruhig und unbewegt über ihm wie seit Jahrtausenden. Sie ergreift, wie ein gewaltiges Räderwerk, den, der störend und hemmend sie anzutasten versucht, sie geht über ihn dahin, zermalmt ihn und wirft ihn hinaus in die ewige Nacht.

Weil die Erkenntniß ewiger Höllenstrafe ihre Wurzeln in der menschlichen Vernunft besitzt, daher die Thatsache, daß wir die Ueberzeugung vom Dasein der Höllenstrafe bei allen Völkern der Erde finden. Die Einkleidung ist verschieden, der Kern ist überall der gleiche.

2. Wo es sich um wichtige Dinge handelt, pflegt die menschliche Vernunft wenig Selbstvertrauen zu besitzen; gerne möchte sie sich anlehnen an eine fremde, eine höhere Autorität; dies gilt namentlich von den Grundwahrheiten der Religion.

Die Frage, ob es eine ewige Hölle gibt oder nicht, ist für uns zu interessant, als daß wir nicht wünschen sollten, dieselbe wäre durch allerhöchste Autorität entschieden. Eine solche Autorität besitzen wir in der christlichen Offenbarung. Und da ist die Frage mit klaren Worten entschieden. Die Wahrheit von dem Dasein der Hölle ist mit den Grundwahrheiten des Christenthums auf das innigste verknüpft. Entweder die Hölle oder nichts vom Christenthum.

Die von Gott geleitete Kirche lehrt uns diese Wahrheit mit aller Bestimmtheit. Sie schöpft diese Lehre aus der Ueberlieferung und aus der Heiligen Schrift. Die Bibel spricht von der Hölle an mindestens siebenzig Stellen. „In das ewige Feuer," so lautet der Urtheilsspruch (Matth. 25, 41), und dreimal hintereinander heißt es: „wo der Wurm nicht stirbt und das Feuer nicht erlischt" (Marc. 9, 43).

3. Was ist denn die Hölle? Der Mensch ist von Gott bestimmt zum Genusse endloser Freude. Was nun, wenn sich der Mensch freiwillig aus seiner von Gott gewollten Bestimmung herausrenkt? wenn er in frevlem Wahne glaubt, es besser zu wissen als Gott, wo er seine Befriedigung zu suchen habe? wenn er im freigewollten Gegensatz zu Gottes Absicht sich zu den Geschöpfen wendet, um an diesen seine ungeordnete Lust zu befriedigen und dem Geschöpfe vor dem Schöpfer den Vorzug zu geben? Bewahrt der Mensch den rechten Weg, so wird seine Zukunft Freude und nichts als Freude sein; verläßt er denselben in sündhaftem Uebermuthe, so wird der Mensch zunächst Gott und die ewige Freude verlieren, und dann wird eine unbeschreibliche Qual sein ganzes Wesen durchglühen.

Der Mensch verliert Gott. Freiwillig hat er sich um seine

Bestimmung gebracht, hat auf Gott verzichtet. Gott ist unendlich, und der Mensch ist für Gott; er gleicht einer Einfassung, in welche nur ein unendliches Gut hineinpaßt. Den Menschen hungert nach Gott; weil Gott ein unendliches Gut ist, so ist dieser Hunger eine unendliche Pein.

Schon leiblicher Hunger, Hungertod ist eine grauenhafte Qual: wie entsetzlich wird erst der Hunger der Seele sein!

Solange eine Seele mit dem Leibe zur Wesenseinheit des Menschen verbunden ist, kommt ihre Sehnsucht nach Gott nicht zur vollen Geltung, weil der Mensch von einer Menge zeitlicher Befriedigungen und Zerstreuungen umgeben ist; in diesem Leben zeigt sich jene Sehnsucht hauptsächlich nur in dem steten Unbefriedigtsein vom Irdischen. Was aber, wenn im andern Leben die Seele allem Irdischen entzogen ist? Da zeigt sich jene Sehnsucht in ihrer entsetzlichen Unendlichkeit. So groß Gott, so groß jene Qual.

4. Zur Strafe des Verlustes gesellen sich noch andere Qualen. Denn der Mensch hat sich von Gott abgewendet, indem er sich irgend einem Geschöpfe zuwandte, um darin unter positiver Verachtung Gottes seine Lust und Freude zu finden.

Den Eintritt solcher Strafe erkennt schon die denkende Vernunft: und wie erst läßt die christliche Offenbarung diese Wahrheit in hellstem Lichte erstrahlen! Die Bibel redet von einem Ort der Qual, von einem finstern Kerker, in dem die Gefesselten vor Schmerz heulen und mit den Zähnen knirschen. Sie redet von einem Schwefelteich, einer schaurigen Wüste, einer Lagerstätte der Drachen.

Bei der Lesung solcher Stellen müssen wir ins Auge fassen, daß Gott nicht lügt und übertreibt; daß Gott, der die Liebe ist, kein Vergnügen daran hat, uns durch eitle Schreckmisse zu foltern; daß, wenn Gott mit Menschen spricht, er in Menschensprache den Menschen die Wahrheit zum Bewußtsein bringt.

Was die Bibel bietet, sind in vielfacher Hinsicht bildliche

Redensarten, die man nicht wörtlich verstehen kann. Aber diese Bilder und Gleichnisse bieten uns das Grausigste, was der Mensch sich vorstellen kann, um uns die Wahrheit recht anschaulich zu machen, daß die Hölle schlechthin ist der Ort der Qual. Wie schrecklich muß die Wirklichkeit sein, wenn schon die Bilder so grauenhaft sind!

Das Wort „Feuer" lesen wir in der Heiligen Schrift so oft, daß da von bloß bildlicher Redeweise nicht gesprochen werden kann. Wir brauchen nicht zu denken an das irdische Feuer der Natur und Chemie. Aber ein wahres und wirkliches Feuer ist es, welches das ganze Wesen des Sünders ewig durchglühen wird.

Ewig! Die Ewigkeit ist es, was die Hölle zur Hölle macht. Jede Hoffnung auf ein Ende der Qual ist ausgeschlossen. Stelle dir unter Zuhilfenahme deiner Phantasievorstellungen die ungeheuerlichsten Zeiträume vor! und wenn die alle abgelaufen sind, so hebt die Ewigkeit unvermindert stets wieder von neuem an.

5. Gott ladet uns ein, uns die Wahrheit des ewigen Strafortes zu unserem Heile recht nahe zu bringen, nicht damit wir stets diesen Gedanken im Vordergrunde unseres Geistes hätten, sondern damit wir in der Stunde der Versuchung, der Verfinsterung, der Anfechtung in machtvoller Weise zurückgeschreckt und zu Zeiten strenger Anforderung wirksam angetrieben werden.

Es gibt schwere Stunden, wo die höhern Beweggründe auf unsern vom irdischen Zauber verstrickten Geist keinen Eindruck machen. Da soll uns der lebhafte Gedanke an die ewige Feuerqual stark machen gegenüber den Blendwerken des Fleisches.

Hier müssen wir den Gedanken an zeitlose Qual und ewige Dauer zu Hilfe nehmen, denken an das, was wir selbst von Qual an uns erlebt, an andern — Kranken, Verwundeten, Verunglückten — beobachtet, was wir in Büchern gelesen haben. Sollte die Hölle auch nicht *mehr* sein als diese oder jene Einzelqual, aber von *ewiger* Dauer, wie entsetzlich wäre sie! — Und zudem ist jede irdische Qual nur ein Tröpfchen der Höllenqual.

Kleiden wir die für uns so bedeutungsvolle Wahrheit nach dem Vorgange der Heiligen Schrift in sinnliche Vorstellungen. Erlogene Vorstellungen verleiten den Menschen so oft in den unflätigsten Schmutz: warum sollen wir nicht Vorstellungen, welche der Wahrheit entsprechen, verwenden, um uns gegen die Reize der Sünde zu kräftigen?

Vorstellungen für das Auge: Feuer und Flammen, von Feuerqual gepeinigte Menschen, häßliche Erscheinungen aller Art.

Für das Ohr: Wimmern und Heulen vor Schmerz und Verzweiflung, Trauerklage über ein großes Unglück, Flüche und Verwünschungen, Hohn und Spott der bösen Geister.

Für den Tastsinn: Feuerschmerz, Brandwunden, Sinnesqual aller Art.

Für die übrigen Sinne und Fähigkeiten: das Ekelhafteste, was man sich vorzustellen vermag; ein Begrabensein, ein ewiges Festgebanntsein, ein ewiges Einerlei. Kein Entrinnen, kein Fortkommen! Ohne Ende, ohne Hoffnung, ohne Trost, ohne Liebe!

Und das alles hat der Mensch *sich selber* zu verdanken! Alles ruft dem Unglücklichen zu: Du hast *gekonnt*, aber *nicht gewollt*. In klarer Erinnerung an die in der Vergangenheit liegende Wirklichkeit fühlt er sich zu dem Geständniß gezwungen: Großer Gott, nicht *du* hast mich verdammt, nein, *ich* selber habe mich verdammt; wie leicht hätte ich mich retten können; aber ich habe nicht gewollt; jetzt ist es zu spät. Das ist ein ewig wurmendes Bewußtsein, das ist der Wurm, der nicht stirbt.

Thöricht ist es, vor diesem Abgrunde die Augen zu schließen, um desto sicherer hineinzufallen. Lieber harte Wahrheit als falsche Beruhigung.

6. Eine bedeutungsvolle Beleuchtung der betrachteten Wahrheit bietet die bekannte Parabel von *Lazarus* und dem *Prasser* (Luc. 16, 19—31). Lazarus führt in bitterster Armut ein gottgefälliges Leben und erlangt die ewige Seligkeit. Der über-

müthige Prasser wird verdammt. Sein Geschick ist Ergebniß der Gerechtigkeit und der eigenen Wahl. Er ist begraben in Schmerz, in völliger, ewiger Trennung von Gott, seinem Lebensziele.

Seine letzte Bitte wird abgeschlagen, weil sie nutzlos und überflüssig ist. Die Lebenden haben wichtige Zeugen genug, diesen sollen sie glauben; ohne diese Bereitwilligkeit, die Wahrheit anzunehmen, nützt auch eine Erscheinung aus dem Jenseits nichts. Christus kam, um Zeugniß abzulegen über die Hölle und uns von derselben zu befreien.

Du kannst der Hölle entgehen, wenn du nur willst.

Achtundsechzigstes Kapitel.

Furcht Gottes.

Man hat gesagt, der Christ müsse im Kampfe gegen die Sünde sich stets nur vom Beweggrund der Liebe zu Gott leiten lassen, und es sei unwürdig, die Sünde zu meiden aus Furcht und Scheu vor der Strafgerechtigkeit Gottes. Nicht so urtheilten Christus und die Heiligen. Der Herr sagt: „Fürchtet den, der Leib und Seele zur Hölle verdammen kann" (Matth. 10, 28). Und der Apostel Paulus mahnt: „Wirket euer Heil mit Furcht und Zittern" (Phil. 2, 12).

Mit dem hl. Augustinus erklärten viele Heilige, daß ihnen der häufige Gedanke an Tod, Gericht, Hölle zur Beharrlichkeit im Guten unbedingt nothwendig gewesen.

Die Furcht Gottes beeinträchtigt die Liebe Gottes in keiner Weise. Die Heiligen, welche sich auszeichneten durch höchste Liebe zu Gott, waren auch am lebhaftesten durchdrungen von der Furcht vor dem Gerichte Gottes.

Dein Wesen muß etwas Starres, Unbiegsames, Ernstes haben. Laß in den Guß deines Wesens hineingleiten das Gold der edelsten Gottesliebe. Aber vergiß nicht das starre Eisen der Furcht Gottes.

Der Mensch gleicht einem erziehungsbedürftigen Kinde. Furcht vor Strafe gehört durchweg zu guter Erziehung.

Damit die Furcht heilsam sei, muß sie die Anhänglichkeit an die Sünde ausschließen und einen Anfang von Liebe in sich fassen.

Aus der Betrachtung der ewigen Wahrheiten ergibt sich die Furcht ganz von selbst; wir müssen dieselbe läutern und beleben; dies ist von großem Nutzen.

Die Furcht ist eine Anerkennung und Verherrlichung Gottes. Sie beruht nicht nur auf der Vernunft, sondern auch auf der gläubigen Hinnahme der göttlichen Offenbarung; sie bezieht sich auf eine göttliche Vollkommenheit, denn solche ist Gottes Strafgerechtigkeit.

Die Furcht Gottes ist der Anfang der Weisheit; Furcht vor Schmerz ist der ins Bewußtsein fallende Grundzug aller fühlenden Wesen. Die erste Vorschrift der Weisheit ist, das und nur das zu fürchten, was wirklich zu fürchten ist.

Die Furcht ist in manchen Verhältnissen stärker als die Liebe. Wo die Furcht vor der Sünde den Platz einnimmt, da findet die Sünde keinen Einlaß. Wie ein heraufziehendes Gewitter die müßigen Schwätzer auf der Gasse, so verscheucht die Furcht den Leichtsinn.

Der ganze Mensch muß im Dienste Gottes erfaßt und angespornt werden. Dazu gehört auch die Furcht. Wie viele und große Opfer und Anstrengungen übernimmt der Mensch aus Furcht.

Die oftmalige Erwägung der letzten Dinge treibt uns an, daß wir das vor allem fürchten, was in sich das größte Uebel ist.

Aus der Furcht folgt naturgemäß Selbstüberwindung, Abtödtung, Opferwilligkeit, Wachsamkeit und Vorsicht.

Neunundsechzigstes Kapitel.

Sinnlichkeit.

1. Das Eigenthümliche der Menschennatur besteht darin, daß sie eine Zusammensetzung von Thierischem und Geistigem ist. In dieser seiner Eigenthümlichkeit wallt der Mensch durchs Erdenleben und muß sich bemühen, seine Schritte in der rechten Richtung zu halten.

Das Thierische ist an sich ebenso wenig schlecht wie das Geistige. Aber im Thierischen liegen mächtige Triebe, deren vernunftgemäße Beherrschung über das Wohl und Wehe der meisten Menschen entscheidet. Der menschliche Leib soll nicht das Werkzeug des blinden Triebes, sondern Ausdruck und Organ des freien Geistes sein. Auch gegen diesen Trieb kann und soll die Naturordnung vertheidigt werden. Aber der Mensch vermag es nur, wenn er sich an Gott anklammert.

Der Mensch darf sich nicht entehren. Und er entehrt sich in der schnödesten Weise, wenn er der Leidenschaft fröhnt, die keinen ehrbarern Namen hat als den Namen der Schwachheit. Die Sinnlichkeit gleicht dem großen Feuer, das wie mit Zauberkraft Millionen von Lebewesen anzieht, um sie in den grausamen Tod zu stürzen.

Sünde und Laster zu bemänteln mit Berufung auf Rechte der Sinnlichkeit oder mindestens auf die Gewalt ihrer Reize gegenüber einer vorgeblich entschuldbaren und verzeihlichen menschlichen Schwäche, war zu jeder Zeit die Lockstimme der Verführung und andererseits der traurige Nothbehelf schuldbefleckter Gewissen. Deshalb mahnt der Apostel: „Sehet zu, daß niemand euch verführe mit Scheingründen“ (Eph. 5, 6).

Ohne besondere Hilfe der Gnade ist es nicht möglich, die Keuschheit zu bewahren. Darum ist das Gebet deine Pflicht.

Die Sinnlichkeit findet ihre Nahrung in einer gewissen Leicht-

fertigkeit, welche mit allem spielt und tändelt und niemals ernstlich nachdenkt: in einer gewissen Aeußerlichkeit, die sich gänzlich den äußern Sorgen und Zerstreuungen hingibt, ohne jemals herzlich zu beten und an das Uebersinnliche zu denken; in gewohnheitsmäßiger Bequemlichkeit und Trägheit, welche vor jeder Anstrengung und Selbstüberwindung zurückscheut; ferner auch in unordentlicher Neugierde, die alles wissen will, besonders wenn es sich um Skandalöses handelt; in Vorwitz der Sinne, der alles sehen, hören, lesen, erfahren will; in Zügellosigkeit der Phantasie und des Gefühls, die sich alles vorstellt, an allem festklebt, sich in die gefährlichsten Empfindeleien verwickelt.

2. Als Zeugnisse für die Verwerflichkeit dieses Lasters stehen da:

a) das Heidenthum. Trotz seiner Verkommenheit nennt es dieses Laster schlechthin „das Laster" und hat vor der Keuschheit die höchste Achtung.

b) Das Urtheil von Weltweisen, welche dieses Laster in allen erdenklichen Redeweisen gebrandmarkt haben.

c) Der natürliche Abscheu gegen diese Dinge. An andern pflegt auch der Wollüstling sinnliche Unordnungen auf das schärfste zu verurtheilen; nur sich selbst entschuldigt er.

d) Die Vernunft, welche zur Beschönigung dieses Lasters nicht das Geringste vorzubringen weiß und es deshalb als eine ekelhafte Ungehörigkeit bezeichnet. Wie thöricht und erbärmlich sind die Ausreden und Entschuldigungen! Der Knecht der Sinnlichkeit entschuldigt sich: „Es handelt sich um Naturtriebe." Aber soll das allen Ausschreitungen zur Entschuldigung dienen? Auch der Dieb, der Meuchelmörder, der Giftmischer handelt aus Naturtrieb. „Man darf doch von natürlichen Dingen reden; was natürlich ist, ist nicht unflätig." Doch! Es gibt auch Natürliches, welches unflätig ist, und welches niemand in den Mund nehmen würde.

e) Die Anschauungs- und Handlungsweise edler, heiliger Menschen, welche sich alle Mühe gaben und zu den größten

Opfern bereit waren, um die Unbeflecktheit ihres Herzens zu bewahren.

f) Das Urtheil Gottes. An ungezählten Stellen der christlichen Offenbarung wird dieses Laster auf das härteste gekennzeichnet.

3. Unbeschreiblich ist die Verwirrung, welche dieses Laster in der menschlichen Gesellschaft, in der Familie, in den Herzen der Menschen anrichtet.

Wenn viele schwache Seelen sich sträuben gegen den lebendigen Glauben an Christus, so kommt das daher, weil Christus zu erhaben, zu. göttlich ist, um mit den Forderungen des Fleisches Unterhandlungen anzuknüpfen.

Die Unsittlichkeit ist es, welche den Religionshaß erzeugt. Die Sinnlichkeit ist der üppige Boden, auf welchem die religiöse Gleichgiltigkeit unaufhaltsam emporwuchert.

Es ist die schreckliche Sinnlichkeit, in der heute die entchristlichte Welt zu ersticken droht. Ein entsetzliches Wehe ertönt aus dem Innern von Millionen entehrter und angeekelter Menschenherzen, namentlich inmitten unserer im Culturfortschritt begriffenen Großstädte aus zahlreichen Kloaken des Lasters; es ertönt aus den Krankenhäusern, in welche die Sinnlichkeit ihre faulenden Opfer geworfen hat; es ertönt aus so vielen von modernem Geiste angehauchten Familien, in denen die ungebändigte Sinnlichkeit den traurigsten Unfrieden stiftet, viele Herzen in bitterster Qual zerreißt, so viel Glück zertritt, um Lebensüberdruß und wilde Verzweiflung an dessen Stelle treten zu lassen.

Das Christenthum hat die Menschheit wieder auf die ihr gebührende Höhe gehoben. Die Heiden wunderten sich über die Keuschheit der ersten Christen. Auch der Christ muß kämpfen, aber er kann Sieger bleiben, wenn er nur will.

Wie viele schwache Menschen haben in der Betrachtung des leidenden Christus den Muth zu jenen Anstrengungen und Opfern gefunden, welche nothwendig sind, um den Kampf gegen die niedrige

Leidenschaft siegreich durchzuführen! Stelle dich im Geiste vor den Herrn, wie er, gegeißelt und zerfleischt, aus zahllosen Wunden blutet! Stelle dich unter das Kreuz, betrachte die Nägel, betrachte die Dornenkrone, und frage dich, warum dein Heiland seinen heiligsten Leib in dieses Meer der Schmerzen hat eintauchen lassen.

4. Ein mäßiges, geregeltes Leben, welches von aller Weichlichkeit und Ueppigkeit frei ist, ist ein nothwendiges Schutzmittel gegen die Versuchungen.

Ohne Gebet vermag niemand die Herzensreinigkeit zu bewahren. Aber das Gebet muß demüthig sein. Jedes Gebet, welches, anstatt dich zu verdemüthigen, deinen Stolz anregte, wäre schlecht. Wie könnte es eine Waffe gegen die Versuchungen sein, da es selbst die ärgste Versuchung ist?

„Ich halte meinen Leib in Zucht," sagt der Apostel Paulus (1 Kor. 9, 27). Beständige Mäßigkeit im Essen und Trinken ist mehr werth, als nur hie und da strenges Fasten zu üben; und eine beständige Zucht ist außergewöhnlichen Strengheiten vorzuziehen.

So bewahre dir denn mit der größten Sorgfalt deine Herzensreinheit. Der Erde köstlichster Gewinn ist frohes Herz und reiner Sinn.

Siebenzigstes Kapitel.

Die läßliche Sünde.

1. Nicht jede Sünde ist derart, daß sie den, der sie begeht, zum Feinde Gottes machte.

Zu einer so schweren Sünde gehört erstens ein Gegenstand, der geeignet ist, das Herz von Gott loszureißen; zweitens, daß der Sündigende seine völlige freie Einwilligung gibt; drittens, daß der, welcher sündigt, klar weiß und sich bewußt ist, daß

er sündigt. Nur da, wo diese drei Stücke vorhanden sind, begeht der Mensch eine Todsünde. Wo eines der drei Stücke fehlt, kann von keiner Todsünde die Rede sein.

Eine Todsünde begeht ein wohlgesinnter Mensch nicht so leicht. Eine Todsünde ist etwas Entsetzliches.

Es gibt also Sünden, welche von den Gerechten begangen werden, ohne daß diese aufhören Gerechte zu sein; sie sind nicht ein Aufgeben des Strebens nach dem letzten Ziele, sie sind eine Schwächung dieses Strebens. Siebenmal fällt der Gerechte und steht wieder auf (Spr. 24, 16).

2. Aber auch die Sünde, welche nicht Todsünde ist — man nennt sie die läßliche Sünde —, ist ein überaus großes Uebel; sie ist nächst der Todsünde das allergrößte Uebel.

Auch die läßliche Sünde ist ein Widerspruch gegen Gottes Herrschaft und Gebot, ein Ungehorsam, eine Mißachtung des göttlichen Willens; sie ist eine vielfache Unordnung. Gott muß sie hassen, Gott muß sie verbieten, Gott muß sie strafen.

Auch die kleinste läßliche Sünde ist ein solcher Widerspruch gegen Gott, ein solcher Greuel vor Gott, daß ich eher müßte die ganze Welt zu Grunde gehen lassen, als daß ich die geringste Sünde beginge. Und könnte ich alle Unglücklichen damit aus der Hölle erretten, ich dürfte keine läßliche Sünde thun. Denn niemals darf man eines guten Zweckes willen Böses thun.

Eine läßliche Sünde ist eine Hintansetzung des göttlichen Wohlgefallens, also eine Beleidigung Gottes; sie widerspricht der Hochschätzung und Liebe, welche ich der göttlichen Liebe schuldig bin. Gott opfert sich für mich und liebt mich bis zum Uebermaß, und ich sollte mir nichts daraus machen, ihn zu beleidigen?

Eine läßliche Sünde entzieht uns den besondern Schutz Gottes; sie vermehrt in uns religiöse und sittliche Gleichgiltigkeit, Leichtsinn und Trägheit; sie erschwert uns den vertraulichen Umgang mit Gott im Gebete und beeinträchtigt den Frieden des Herzens und den Ernst des Gewissens.

Jede läßliche Sünde ist an und für sich ein Schritt, der uns der Todsünde näher bringt. Wer im Geringen nicht treu ist, wird auch nicht treu im Großen sein, und wer im Kleinen ungerecht ist, der ist auch ungerecht im Größern.

Jede läßliche Sünde hat empfindliche Strafe zur Folge, sei es im Diesseits, sei es im Jenseits.

3. Manche Heilige machten ihr ganzes Leben zu hartem Bußleben im Hinblick auf läßliche Sünden, und wir haben keinen Grund, die Handlungsweise dieser erleuchteten Seelen für unverständig oder übertrieben zu halten.

Man unterscheidet ganz freiwillige läßliche Sünden und Schwachheitsfehler; letztere können wir verringern, niemals vollständig beseitigen; die ganz freiwilligen können wir mit Gottes Gnade gänzlich vermeiden. Das gewohnheitsmäßige Verüben freiwilliger läßlicher Sünden nennt man Lauheit. Lauheit ist einer todtbringenden Krankheit vergleichbar.

Einundsiebenzigstes Kapitel.

Läuterung im Jenseits.

1. Viele sterben nicht als erklärte Feinde Gottes; sie überantworten sich also nicht der ewigen Verdammniß. Und doch sind sie noch Schuldner der göttlichen Gerechtigkeit. Nichts Unreines kann in den Himmel eingehen. Unzulässig ist der Gedanke, daß diese sollten deshalb ewig verloren gehen. Für sie gibt es einen Ort der Läuterung. Sobald der letzte Heller bezahlt ist, gehen sie ein in die ewige Freude.

„Diejenigen, sagt Platon, die nicht ganz und gar böse sind, und auch nicht ganz und gar unschuldig, werden zum Acheron geschickt. Auf Nachen zum Acherusischen Sumpfe gefahren, wo sie wohnen müssen, erdulden sie Strafen im Verhältniß zu ihrer Schuld, bis daß sie, geläutert und gereinigt von ihren Fehlern,

den Lohn empfangen werden für die guten Handlungen, die sie gethan haben" (*Plato*, Gorg. 81).

Daß eine solche Läuterung im Jenseits besteht, ist ausdrückliche Lehre der christlichen Kirche. Es ist eine ernste, aber doch auch eine tröstliche Lehre. Es wäre entsetzlich, denken zu müssen, daß es im Jenseits nur Himmel und Hölle gebe.

2. Im Reinigungsorte werden abgebüßt die rückständigen Strafen.

Es gibt einen Unterschied zwischen Schuld und Strafe. Schuld und ewige Strafe werden bei der Rechtfertigung des Menschen nachgelassen. Es ist aber nicht nothwendig, daß mit der Nachlassung der Schuld die Nachlassung jeglicher Strafe verbunden sei. Im Gegentheil entspricht es der göttlichen Weisheit und Gerechtigkeit sowie der ganzen von Gott getroffenen Heilsordnung, den Bußfertigen zur Abbüßung zeitlicher Strafen heranzuziehen. Diese zeitlichen Strafen treffen den Menschen oftmals, aber nicht immer, im diesseitigen Leben. Was im diesseitigen Leben nicht abgebüßt wird, bleibt dem Jenseits vorbehalten.

3. Nicht in jeder Sünde liegt eine absolute Abkehr von Gott; es gibt auch läßliche Sünden, welche nicht von Gott trennen. Aber in der läßlichen Sünde liegt ebenfalls eine vom Menschen gewollte Unordnung, welche gebüßt werden muß. Auch über das unnütze Wort werden wir zur Rechenschaft gezogen (Matth. 12, 36).

Wer eine läßliche Sünde begeht, läßt Gott warten; nun läßt Gott ihn warten; daher der Aufschub der Anschauung Gottes. Hierin liegt ein großer Schmerz, ein unendliches Heimweh; denn jene Seelen erkennen Gott jetzt unendlich besser.

Dazu kommen die Peinen der positiven Strafen. Diese Peinen richten sich nach der Zahl und Schwere der zu büßenden Sünden. Begründet ist deshalb die Ansicht, daß diese Peinen schrecklich sind und lange dauern. Diese Peinen sind ein bloßes Ableiden; sie schließen kein Verdienst und keine Belohnung ein.

Gott in seiner Barmherzigkeit hat freilich den Lebenden die

Möglichkeit gewahrt, durch Fürbitte und Genugthuung die Peinen der leidenden Seelen zu verringern. Aber diese können selbst nichts thun, um ihre Leiden zu lindern und abzukürzen.

4. Meide darum alles, was sündhaft ist. Ertrage geduldig alle Leiden, die Gott dir im Leben schickt oder zuläßt. Hier kannst du in verdienstlicher Weise abbüßen; was du hier abbüßest, brauchst du im Jenseits nicht zu büßen.

Sei recht eifrig im Dienste Gottes; darin liegt auch eine Läuterung, und dadurch versetzest du dich in die Fassung, daß du den Ablaß, den Nachlaß der Sündenstrafen, auch wirklich gewinnen kannst, sowohl für dich selbst als auch fürbittweise für die leidenden Seelen im Reinigungsorte.

Zweiundsiebenzigstes Kapitel.

Warum hat Gott die Sünde nicht verhindert?

1. Das Evangelium vergleicht die Welt mit einem Fruchtacker, auf dem das Unkraut mit seinen schillernden Farben vor dem unscheinbaren Weizen hervorsticht (Matth. 13, 25).

Die Macht und Verbreitung des Bösen in der Welt ist groß; aber doch nicht so groß, wie es den Anschein hat; viel guter Same ruht und entwickelt sich in den Herzen der Menschen: aber das Gute ist seiner Natur nach unscheinbar, während sich das Böse bemerkbar macht.

Woher das Unkraut? Woher die Sünde?

Die Philosophie des Morgenlandes schuf sich in ihrer Einbildung eine der Macht des Guten gleichberechtigte Macht des Bösen, welche sich mit der guten Gottheit in die Herrschaft theilte; auf diese Weise setzte sie der Unendlichkeit Gottes Schranken und zerstörte die Vollkommenheit Gottes.

Der Indier erfand einen noch furchtbarern Vertreter dieser Macht in einer blutdürstigen Gottheit, die mit Schlangen um-

kränzt und mit Menschenschädeln umgürtet ist, die in ihren vielen Händen Waffen der Zerstörung führt und die das Menschengeschlecht zertritt oder in die Flammen treibt.

Auch in christlichen Kreisen wurde von jeher immer wieder die Frage erörtert: Woher denn das Unkraut? Woher die Sünde?

Die unter den Menschen auftretenden Sünden tragen manche Merkmale an sich, aus denen bestätigt wird, daß eine über- oder vielmehr unterirdische Macht auf dem Gebiete des Bösen thätig ist, um mit großem Scharfsinn und wüthendem Haß hinter die Schwächen und Leidenschaften der Menschen zu greifen, und letztere durch Sünden aller Art zu entehren und unglücklich zu machen. „Ein Feind hat dies gethan."

Gott hat es geschehen lassen. „Willst du," so sprachen die Knechte, „sollen wir gehen und das Unkraut zusammenlesen?" Gott läßt aber dem Bösen seine Entwicklung.

2. Warum denn verhindert Gott das Böse nicht? Man sagt, wenn Gott mit Willensfreiheit begabte Wesen schaffe, so könne er die Sünde nicht verhindern. Es ist richtig: hätte Gott keine mit Willensfreiheit begabte Geschöpfe hervorgebracht, so gäbe es auch keine Sünde. Aber nicht richtig ist, daß die Sünde mit der Willensfreiheit der Geschöpfe nothwendig wäre verbunden gewesen. Wer wollte daran zweifeln, daß Gott dem Allmächtigen und Allweisen genug Mittel zu Gebote gestanden wären, um auch den schwierigsten Geist von der Sünde abzuhalten? Hätte der allweise Gott die Sünde verhindern wollen, so hätte er es gekonnt. Warum hat er nicht gewollt? fragt der hl. Augustinus.

Zunächst ist zu beachten, daß die Schöpfung an erster Stelle nicht für die Geschöpfe, sondern für Gott da ist. Das Göttliche steht in sich unendlich höher als dasjenige, was nur die Geschöpfe betrifft; somit steht die Verherrlichung Gottes unendlich höher als die Ehre und das Wohl der Geschöpfe. Das richtige Benehmen und das Glück der Creatur ist nicht der absolut höchste,

alles umfassende Zweck des sich nach außen offenbarenden Gottes; dieser liegt in Gottes Verherrlichung. Also lag für Gott keine Nothwendigkeit vor, die Sünde und das Unglück des Geschöpfes mit allen Mitteln und um jeden Preis zu verhindern.

Wohl aber hatte die göttliche Weisheit Gründe, die Sünde nicht zu verhindern. „Einen guten Haushälter", sagt Goethe, „erkennt man hauptsächlich daran, daß er sich auch des Widerwärtigen zu bedienen weiß."

Gott läßt das Unkraut wachsen, weil er für den Weizen besorgt ist (Matth. 13, 30). Gott will das Gute, darum verhindert er auch das Böse nicht. Das Böse hat seine Bedeutung für das Gute, sonst würde es Gott verhindern. Der Neid und die Eitelkeit der Gelehrten fördert die Wissenschaft, und der Haß der Henker hat Martyrer gemacht.

Der klarste Beweis von Gottes Oberherrlichkeit liegt darin, daß Gott dem freien Willen des Geschöpfes Gewalt läßt, frevelnd gegen ihn sich zu erheben; nur der kann das gestatten, der also mächtig ist, daß er sogar das Böse zum Guten lenken und sogar durch die Hindernisse seine Zwecke fördern kann.

Gottes Eigenschaften leuchten vor uns in neuem Glanze, wenn wir sie unangetastet über alle Auflehnung des Bösen triumphiren sehen.

3. Ganz besonders hat Gott die Sünden deshalb nicht verhindert, weil er auch an den sündhaften Menschen seine Liebe und Barmherzigkeit in besonderer Weise wollte offenbar machen.

Das ganze Christenthum ist eine That der göttlichen Barmherzigkeit; und die Lebensgeschichte der meisten Menschen ist die Geschichte des verlornen Sohnes.

Der Heiland selbst erzählt diese Parabel, um klarzustellen, wie Gott gegen die Sünder gesinnt ist (Luc. 15, 11—32).

Die Verirrung des selbstsüchtigen Kindes besteht in dem Unrecht, das der Sohn dem Vater anthut, in der Vergeudung des väterlichen Vermögens, in der Unsittlichkeit und Ausgelassenheit.

Grund der Verirrung ist Leichtsinn, Drang nach Unabhängigkeit, Ueberdruß, Leidenschaftlichkeit und Genußsucht.

Folge der Verirrung ist Mangel und Armut, Verlust der Freiheit, tiefste Erniedrigung und Verlassenheit.

Die Veranlassung zur Rückkehr ist Ueberlegung und Nachdenken. Der Verlorene geht in sich und vergleicht seinen jetzigen Zustand mit seinem ehemaligen. Nun beginnt die Reue im Herzen. Er erinnert sich an seinen Vater, an dessen Liebe und Herzensgüte. Dies erregt Muth und Hoffnung auf Verzeihung.

Der verlorene Sohn faßt den Entschluß, sich aus seinem Unglück loszureißen: „Ich will zum Vater gehen.“ Wahre Bußgesinnung im Herzen klagte er sich seiner Sünde an.

Das genügt dem Herzen des Vaters. Der Vater erkennt sein unglückliches Kind und eilt ihm entgegen. Er überhäuft es mit Beweisen innigster Zärtlichkeit und setzt es wieder ein in das verlorene Erbe. Alles ist vergeben und vergessen. Der Vater thut dies alles mit größter Freude und Bereitwilligkeit.

Die göttliche Barmherzigkeit nimmt den zurückkehrenden Sünder nicht bloß auf; nein, sie sucht den Sünder auf, so wie der Hirt seinem verirrten Schäfchen nachgeht.

Das ist die belangreiche Bedeutung der Sünde in der christlichen Heilsordnung!

Dreiundsiebenzigstes Kapitel.

Muth und Furchtlosigkeit.

1. Wenn du auch in deiner Vergangenheit manche Sünden und Schwächen erblickst, so mußt du nichtsdestoweniger muthig und furchtlos in die Zukunft gehen und zu sittlicher Vollkommenheit emporstreben.

Die Entmuthigung ist kein Bestandtheil der Buße. Sie nutzt

nichts, leistet für nichts Genugthuung, besitzt nicht das Wohlgefallen Gottes; sie macht dich für die Zukunft nicht vorsichtiger; im Gegentheil, sie gewährt jeder Versuchung freien Zutritt und benimmt dir jede Kraft zum Widerstande.

Nicht auf dich sollst du dich verlassen, sondern auf Gott. In den rührendsten Bildern ist uns bereits im Alten Bunde Gottes Fürsorge für den schwachen Menschen dargelegt. Da heißt es, Gott schütze uns, wie der Mensch seinen Augapfel schützt. Da wird Gott mit einem Vater verglichen, der sein Söhnchen auf die Arme nimmt, sobald der Weg zu holperig wird (5 Mos. 1, 31). Da erscheint die Liebe Gottes unter dem Bilde der besorgten Mutterliebe.

Und im Neuen Bunde ermahnt uns Christus in den rührendsten Worten zu Muth und Zuversicht. „Euer Herz betrübe sich nicht!" „Kommet zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid!"

Wie sollte uns der himmlische Vater, der seinen eingeborenen Sohn für uns dahingab, in der Stunde der Anfechtung nicht beistehen wollen?

Wie sollte Christus, der für uns Schmerzen und blutigen, schmachvollen Tod erduldete, uns nicht auch Gnade schenken wollen in der Stunde der Trübsal?

2. Das Mißtrauen gegen dich ist gut, solange es dem Vertrauen auf Gott zur Grundlage dient. Sobald es dich aber zu Muthlosigkeit anregt, so weise es von dir als die gefährlichste aller Versuchungen. Du kannst, wenn du nur willst.

Suche im Pflichtgefühl jenen Starkmuth, der in allen Schwierigkeiten den Ausschlag gibt. Nicht die Gewalt der Arme noch die Tüchtigkeit der Waffen, sondern die Kraft, die das Gemüth durchdringt, ist es, welche Siege erkämpft.

Der hl. Ignatius vergleicht passend die Macht des Bösen mit einem Weibe, das, wenn es mit einem Manne zankt, die Flucht ergreift, sobald es Widerstand findet, aber in die unbändigste Raserei ausbricht, wenn der Mann furchtsam sich zurückzieht.

In der Verachtung jeglicher Gefahr, wo es die Erfüllung heiliger Pflichten gilt, liegt der wahre, ehrenwerthe Muth. Derselbe besteht nicht darin, daß man die Gefahr blind übersieht, sondern daß man sie sehend überwindet.

Ein rechter Held erschrickt vor keinen Anfällen und Schicksalsschlägen, weil er weiß, daß wir alle in der Hand Gottes stehen. Wenn dich darum die Stürme bedräuen, sinke dir niemals der tröstende Muth; lache des Sturmes, es wiegen die Möven auch sich ergötzend auf zürnender Fluth.

Willst du wissen, warum du dich oft so schwach fühlst? Weil du nicht beteſt, wie du sollst. Deine ganze Kraft liegt in Gott, und diese Kraft fließt dir zu im Gebet. Die Fabel erzählt von einem Riesen, der, im Kampfe ringend, stets neue Kraft gewann, so oft er die Erde berührte. Da hob ihn sein Feind in die Höhe und hinderte ihn an jener kraftspendenden Berührung. Und ohne Mühe wurde der Riese getödtet. So geht's auch dem Menschengeiste. Sobald es der Macht des Bösen gelingt, ihm das Gebet zu verleiden, ist er verloren. Mit Gott verbunden, vermag er alles.

Habe auch Muth zum Unternehmen. Laut Ausweis der Geschichte sind die Urheber großer Unternehmungen nicht selten vormals große Sünder gewesen. Das meiste wird nicht erlangt, weil es nicht unternommen wird. Oft wählt Gott das Schwache, um das Starke zu beschämen (1 Kor. 1, 27).

Vierundsiebenzigstes Kapitel.

Vorsicht und Wachsamkeit.

1. „Wachet und betet", sagt der Herr. Wer sich vom Bösen erheben und im Guten verharren will, für den ist Wachsamkeit von unbedingter Nothwendigkeit; deine eigene Erfahrung kann dich darüber belehren.

Das Kriegsreglement schärft den Soldaten, die sich in feind-

lichem Lande befinden, die größte Vorsicht ein. Auch wir befinden uns in einem feindlichen Lande.

Sei also wachsam; manche Feinde kennst du; manche kennst du nicht; und ein unbekannter Feind ist ein doppelter Feind.

Sei wachsam! Gefahren sind wie Berge; in der Ferne weiß man nicht, wie groß sie sind.

Sei wachsam! Ein jedes Alter hat seine Gefahren. Der Jugend Nachtgefähr ist Leidenschaft, ein wildes Feuer leuchtet ihrem Pfad. Und auch der Greis wacht nicht mit hellem Sinn, nicht immer hält er fest am Ewigen.

Sei wachsam! Durchweg ist das Verhüten und Vorbeugen leichter als Abhilfe und Wiedergutmachen.

Sei wachsam! Wachen muß man besonders beim Beginne der Anfechtung; denn der Feind wird dann am leichtesten überwunden, wenn er zur Thüre des Herzens gar nicht eingelassen, sondern ihm schon vor der Schwelle, sowie er anklopft, begegnet wird.

2. Sei wachsam! Das Feuer hebt vom Funken an, vom Funken brennt das Haus; drum, wo ein Funke schaden kann, lösch ihn beizeiten aus.

Sei wachsam! Wenn das Auge sieht, was es nicht sehen sollte, denkt das Herz, was es nicht denken sollte.

Sei wachsam! Heutzutage sind im menschlichen Verkehr große Untiefen; man muß bei jedem Schritt das Senkblei gebrauchen. Wo du andere auf dem Eise fallen siehst, da setze den Fuß bedachtsam auf.

Sei wachsam! Wenn du selbst redlich bist, erwarte nicht, daß alle, die sich herandrängen, auch redlich seien. Oft stößt die harmloseste Freundlichkeit auf die schlimmste Feindseligkeit. Vergiß nie über das, was andere sind, dasjenige, was du selbst sein sollst.

Sei wachsam! Es ist keine Mönchskappe so heilig, der Teufel kann dreinschlupfen.

Sei wachsam! Will der Teufel Heilige fangen, so steckt er Heiliges an die Angel.

Sei wachsam, damit du keine einzige schwere Sünde begehest. Man sagt: „Einmal ist keinmal!“ Das ist, meint Hebel, das erlogenste und schlimmste unter allen Sprichwörtern. Einmal ist zehnmal und hundertmal und tausendmal. Denn wer das Böse einmal angefangen hat, der setzt es gemeiniglich auch fort.

Sei wachsam, damit du keine freiwillige läßliche Sünde begehest. Noch mehr sorge, daß dir das Begehen solcher freiwilligen Sünden nicht zur Gewohnheit werde.

Sei wachsam, auf daß du die Zahl deiner Schwachheitsfehler stets vermindert.

Sei wachsam über die schwache Seite deines Charakters. Trachte deine Hauptfehler zu erkennen. Um Herr über sich zu sein, muß man sich gründlich kennen. Erkenntniß ist ein halber Sieg. Hat man den Anführer seiner Unvollkommenheiten bewältigt, so werden alle übrigen nachfolgen.

Sei wachsam, daß du das Gute thust, wozu Gottes Gnade in deinem Innern dich anregt. Nur wenn du der Gnade an die Stelle folgst, wo dich Gott haben will, bist du sicher. Solange du aufwärts gehst, gehst du nicht abwärts.

Wachet, aber betet auch! Keine Sicherheit ist zu groß, wo die Ewigkeit auf dem Spiele steht. Der hl. Augustinus sagt: „Ich würde euch auffordern, sorglos zu sein, wenn ich selbst sorglos sein könnte.“

Fünfundsiebenzigstes Kapitel.

Der Kampf wider die Leidenschaften.

1. Das Christenthum hat den Menschen den Frieden verheißen und auch schon gebracht; aber nicht einen Allerweltsfrieden, sondern den Frieden mit Gott, der da ist die Macht des Guten.

Ein solcher Friede ist wesentlich verbunden mit Kampf gegen

alles, was Gott und dem Guten widerstrebt. Ein Friedensschluß mit diesen Elementen wäre Kampf wider Gott.

Willst du in dem Kampf siegen, so mußt du allezeit die Partei Gottes gegen dich selbst ergreifen.

Gott haßt den Frieden derjenigen, die er zum Kriege bestellt hat; er ist der Gott der Heerscharen, der Krieger nicht weniger als der Gott des Friedens.

Wo man beständig angegriffen wird, da ist beständiger Kampf eine Nothwendigkeit. Zudem hast du in diesem Kampfe Gelegenheit, deine frühern Niederlagen wieder gutzumachen.

Ein Menschenkenner hat gesagt: Jedes Menschenherz ist ein Wirtshaus; die Tugenden sind Passanten, die Leidenschaften ständige Gäste, die zu ihrem Nichtbezahlen noch Geld verlangen.

2. Leidenschaften sind schäumende Pferde, angespannt an den rollenden Wagen. Wenn sie entmeistert sich überschlagen, zerren sie dich durch Staub und Erde. Aber lenkest du fest die Zügel, wird ihre Kraft dir selbst zum Flügel. Und je stärker sie reißen und schlagen, um so herrlicher rollt dein Wagen.

Ungezügelte Leidenschaften sind im stande, aus dem Menschen einen Teufel zu machen. Was thut nicht der Mensch, wenn er sich dem Hochmuthe, der Sinnlichkeit, dem Neide überläßt! Ein neuerer Schriftsteller (P. A. M. Weiß) führt diesen Gedanken aus mit Bezug auf den Zorn: „Das theuerste Wesen, das du sonst hütest wie deinen Augapfel, deinen besten Freund kannst du mit Worten von so ausgesuchter Bitterkeit, mit so wegwerfender Verachtung behandeln, daß du, wenn die Wuth der Leidenschaft vorüber, gar nicht weißt, wie du das wieder gutmachen sollst.

„Die Gunst deines Wohlthäters vermagst du von dir zu stoßen mit Beleidigungen, die du in ruhigen Stunden dem ärgsten Verfolger nicht anthun würdest. Die Geduld des Beleidigten steigert nur deine Wuth; besänftigende Worte gießen Oel ins Feuer.

„An allem kühlst du deine Aufregung, an dem Stuhl, an

dem Glase, das auf dem Tische steht. Was du seit Jahren mühesam gesammelt, das reißest du hohnlachend in Stücke.

„Nichts ist dir zu niedrig, um deiner Erbitterung Ausdruck zu geben. Du wirfst dich weg, Gedanken der Unehrlichkeit, der Verlogenheit, der List und Tücke, der Bosheit gewinnen in dir Raum, die dir sonst ganz fremd waren. Du sagst und thust alles, was du kannst, um andern wehe zu thun.

„Alles Gute möchtest du verwünschen, die Gerechtigkeit, die Vorsehung, Gott selber lästern; du möchtest erklären, es sei dir eben gleich, ob du ewig verloren seiest oder nicht."

Erwarte keinen leichten Sieg. Gott läßt uns den Sieg so schwer werden, nicht um uns zu quälen, sondern damit unsere Krone einst desto herrlicher werde.

Vor dem Tode gibt es keinen endgiltigen Sieg. Glaube nicht, daß du deine Leidenschaften jemals ertödtet und du deshalb von ihnen nichts mehr zu fürchten hättest; sie leben und lauern auf jede Gelegenheit; auch Alter schützt vor Thorheit nicht.

Im Kampfe mit den Leidenschaften ist es wichtig, die Sinne und die Phantasie zu beherrschen; hier liegt die Quelle irriger Aufregungen. Die Anfänge der Aufregungen erheischen besondere Beachtung.

Sechsundsiebenzigstes Kapitel.

Das Gericht.

1. Ein Grundzug des modernen Geistes liegt darin, daß man auf alle Weise das lebendige Bewußtsein der Verantwortlichkeit zu schwächen trachtet. Man hat sogar die menschliche Freiheit geläugnet, nur um nicht verantwortlich sein zu müssen. Was nützt es?

Für das, was nicht in der Macht des Menschen liegt, ist

der Mensch allerdings nicht verantwortlich; wohl aber für das, was seiner freien Willensentscheidung untersteht.

Leben, Sterben und Gerichtetwerden ist der Lauf des Lebens (Hebr. 9, 27).

Der Tod ist der Abschluß der Prüfungszeit; fortan soll jedem vergolten werden nach seinen Werken.

Mit dem Tode hören alle Nebensächlichkeiten auf; es bleibt die eine Hauptsache: die Art und Weise, wie sich der Mensch gestellt hat zu Gottes allerheiligstem Willen.

Der Schleier der Sinnlichkeit ist gefallen, und die Seele erhält Einblick in die wahre Wirklichkeit ihres sittlichen Benehmens. Mit diesem Einblick ist verbunden das Gericht.

Der Richter ist der Gottmensch Jesus Christus, Gott, der Allwissende, der Allgerechte.

Der Angeklagte ist der Mensch in seinen verschiedenen Beziehungen, in seinen Werken, Worten, Gedanken, Unterlassungen, mit allen erhaltenen Gnaden.

Was nützen da alle Ausflüchte? „Ich hatte keine Zeit": du hättest dir Zeit nehmen sollen; das Wichtigste zuerst! „Ich hatte keine Einsicht": du hättest dir Einsicht verschaffen sollen. „Die Versuchung war zu stark": weil du nicht betetest und die Religion vernachlässigtest. „Die Welt war zu verführerisch": und doch hast du dich ganz freiwillig den Gefahren und bösen Gelegenheiten ausgesetzt. „Ich ließ mich fortreißen durch das Beispiel anderer": warum achtetest du nicht auf die Wahrheit, die Vernunft, das Gewissen, die göttlichen Gebote, das Beispiel der Guten?

2. Das Gericht vollendet sich im Urtheil, in der Entscheidung für immer. Durch ein Unglück von einer Naturkraft zerrissen und zermalmt werden ist schrecklich; noch schrecklicher ist es, in die Hände der erzürnten Gottheit zu fallen.

Für die einen lautet der Spruch: „Hinweg von mir in das ewige Feuer!" Für die andern: „Komm, du guter und getreuer

Knecht, ich will dich über alles setzen; gehe ein in die Freude deines Herrn!" Aber von diesen Gerechten haben viele die von der göttlichen Strafgerechtigkeit verlangte Genugthuung noch nicht vollgültig geleistet, sie sind noch nicht völlig rein. Diese verweist der Urtheilsspruch für eine bestimmte Zeit in die Läuterung am Reinigungsorte.

Willst du Gottes Gericht bestehen, so richte beizeiten dich selbst. Die Wahrheit richtet sich nicht nach dir; du mußt dich nach der Wahrheit richten.

Richte dich jetzt zu deinem Troste im Bußgericht, damit du nicht dereinst gerichtet werdest zu deinem Verderben.

Bei allem, was du freiwillig thust oder sprichst oder denkst oder überlegst, habe das lebendige Bewußtsein deiner dereinstigen Verantwortlichkeit. Frage nicht: was werden die Leute sagen? sondern frage: was wird Gott sagen?

Nur dann wird es dir gelingen, gewissenhaft zu sein, wenn du deine religiösen Uebungen eifrig verrichtest.

Klug und glücklich ist, wer jetzt im Leben zu sein strebt, wie er wünscht, im Gerichte erfunden zu werden.

Zweiter Woche erster Theil.

Nachfolge Christi in ihren Grundzügen.

Siebenundsiebenzigstes Kapitel.

Das Reich Christi.

1. Das Evangelium wird in der Heiligen Schrift genannt „das Evangelium des Königreiches". Der hl. Ignatius von Loyola stellt diesen Gedanken in folgender Parabel dar.

Man denke sich irgend einen rechtmäßigen König, von Gott gesetzt und mit allen herrlichen persönlichen Eigenschaften begabt, gutherzig und freigebig. Er ist ein großer, mächtiger Herrscher; alle schulden ihm Achtung und Gehorsam und sind von Gott an ihn gewiesen.

Dieser König weist sich aus als von Gott ermächtigt zu einem Aufruf an seine Völker, worin er erklärt, es sei sein Wille, die ganze revolutionäre Welt der legitimen Herrschaft zu unterwerfen. Es ist ein gerechter und heiliger Plan, der auf den idealsten Zweck gerichtet ist. Es ist ein annehmbarer Plan; denn der Führer verspricht, niemanden Strapazen und Schwierigkeiten zuzumuthen, die er selbst nicht zuerst ertragen. Es ist ein glorreicher Plan, denn der Sieg ist sicher und von Gott versprochen.

Welches muß nun der Entschluß vernünftiger und edler Unterthanen sein? In den Zeiten, in welchen die Menschen in den verschiedenen Ländern zur Heeresfolge aufgerufen wurden, pflegte man unter viel ungünstigern Bedingungen dem Rufe zu folgen.

Für viele war es der Beweggrund pflichtschuldiger Nothwendigkeit, für andere der Beweggrund edler Ritterlichkeit, weshalb man der Fahne folgte.

Den Feigling müssen wir bedauern, der einzig nur sein Leben schätzt, der es nicht froh mit Wonneschauern an eine große Sache setzt.

2. Die Parabel soll unsern Geist hinlenken zur Erwägung der Beweggründe, welche wir haben, um uns an Christus den Herrn anzuschließen.

Dieser Herrscher ist ein Mensch von derselben Natur, wie wir sie haben; aber er ist der vollkommenste, einnehmendste, großmüthigste, selbstloseste, wohlwollendste aller Menschen. Er ist von Gott in die Welt gesandt als Lehrer und Prophet, König und Messias; Himmel und Erde sollen ihm unterthan sein.

Christus sendet die Seinigen in die Welt: sie sollen die frohe Botschaft der Ankunft des Himmelreiches verkündigen (Matth. 10, 7) mit seinen Zielen und Verheißungen (Luc. 9, 2); sie sollen die Menschen trösten, ihnen Gutes erweisen an Leib und Seele, ihnen den Frieden, die zeitlichen und ewigen Güter wünschen und vermitteln (Matth. 10, 12).

Christus hat seine göttliche Sendung in angemessener Weise bewiesen. Dazu ist er selbst Gott, eins mit dem Vater; darum vermag er aus eigener Macht Sünden zu vergeben, Wunder zu wirken, sich selbst hinzustellen als zukünftigen Richter der Lebendigen und der Todten, für sich eine Hingabe zu fordern, wie sie nur Gott gebührt.

Bei ihm sind wir an unserem letzten Ziel und Ende. Er ist unser Herr, unser höchster Gott; sein Dienst ist im eigentlichen Sinne des Wortes Gottesdienst.

Er ist nicht bloß des christlichen Gottesdienstes Stifter, sondern dessen Gegenstand. Der ihm von Anbeginn im Christenthum geleistete Cult gleicht einem Kleide, welches nur für die Gottheit paßt.

Dieser Herrscher erscheint hier auf der Welt mit einem an

uns gerichteten Aufruf. Er will in letztem Grunde nur Gottes Ehre und Verherrlichung in der Weise, wie es von Gott gewollt ist. Einzig dem Einzigen!

Aber dieser Gedanke ist mit dem Heile und Glücke des Menschen auf das innigste verbunden. Der Herr will alles in die rechten Bahnen weisen im Privatleben und im öffentlichen Leben, damit dadurch das Angesicht der Erde erneuert werde.

In sichtbarer Vermittlung soll uns das Unsichtbare dargeboten werden. Göttliche Leitung, göttliche Belehrung, göttliche Heiligung in menschlicher Form! Alle seine Gewalt hat Christus von oben; selbst sichtbar, überträgt er sie auf sichtbare Organe; er stiftet eine große gesellschaftliche Vereinigung; nicht einen neuen Staat im Staate, aber eine wahre vollkommene Gesellschaft, in der er seine Autorität niederlegt und die er beauftragt, in seinem Namen und mit seiner Gewalt die Menschen zu Gott zu führen.

3. Nicht ohne Mithilfe der Menschen soll das Reich Gottes in den Herzen der Menschen wiederhergestellt werden. Alle Menschen sind berufen, nach Maßgabe ihrer Stellung und ihrer Kräfte an der Verbreitung und Festigung des Reiches Gottes mitzuwirken. Wie in jeder Heeresfolge, so gibt es auch in dieser verschiedene Abstufungen und Rangordnungen.

Die einen gehen mit, lediglich getrieben von einer gewissen Nothwendigkeit; sie gehen mit, weil es sich nicht anders machen läßt; sie thun nur das, was nothwendig ist, um nicht schmachvoll von der Heeresfolge ausgeschlossen zu werden.

Die andern nehmen den großen Gedanken als begeisterte Anhänger und muthvolle Verfechter in ihr Herz auf, um mit einer heiligen Initiative alles für denselben in die Schanze zu schlagen. Diese edle Ritterlichkeit drängt zu möglichst vollkommenem Anschluß an Christus.

Man möchte dem Heilande möglichst nahe nachfolgen, möchte dessen Opferwilligkeit und Selbstverläugnung nach Kräften nacheifern; möchte dessen Liebe nach Kräften mit Gegenliebe vergelten,

und aus heiliger Begeisterung für die Person des Führers möchte man dessen tugendreiche und opfervolle Erscheinungsweise in sich nachprägen.

Der Heiland hat zahllose Scharen von Hörigen und ritterlich gesinnten Anhängern gefunden in allen Ständen; treue Seelen, die mit heldenmüthiger Hingabe seinem Rufe gefolgt sind; opferwillige Seelen, die sich mit vollster Hingabe an die Stelle in dem großen Kriege begaben, sowie der Ruf der Gnade an sie erging.

Die Sache des Heilandes ist siegesgewiß; die Zukunft gehört ihr, während die Welt in Trümmer geht.

Achtundsiebenzigstes Kapitel.

Christus der Befreier von Finsterniß und Knechtschaft.

1. Ein jeder Christ kann mit dem Apostel Paulus sprechen: „Das Gesetz des Geistes hat mich in Christus Jesus frei gemacht von den Gesetzen der Sünde und des Todes" (Röm. 8, 2). Indem Christus uns Gott unterwirft, macht er uns frei von allen unglücklichen Folgen der Sünde, und setzt uns in den Besitz der edelsten Güter.

Christus ist die wahre Aufklärung. Er selbst sagt von sich, er sei die Wahrheit und das Licht der Welt, und die, welche ihm folgten, wandelten nicht im Finstern (Joh. 8, 12). Auch seine Jünger stellt er hin als lichtspendende Elemente, damit sie ihr Licht leuchten lassen vor den Menschen (Matth. 5, 16), ja als Licht für die ganze Welt dastünden (Matth. 5, 14). Die, welche in die Kirche aufgenommen waren, wurden deshalb Erleuchtete, wahrhaft Aufgeklärte (Hebr. 10, 32) genannt. „Denn ihr waret einst Finsterniß, nun aber seid ihr Licht im Herrn" (Eph. 5, 8). „Ihr alle seid Söhne des Lichtes und Söhne des

Tages; wir gehören nicht der Nacht oder der Finsterniß an" (1 Thess. 5, 5).

Christus der Herr hat uns Aufschluß gebracht in allen bedeutsamen Fragen des Daseins.

Die Aufklärung, die von Menschen kommt, gleicht einer kleinen Laterne zur Nachtzeit, die nur einen kleinen Umkreis beleuchtet. Die Aufklärung von oben gleicht dem hellen Sonnenlicht, welches bis zum fernen Horizont alles klar erscheinen läßt. Wer also das Licht liebt, wendet sich zu Christus. Wer die Finsterniß mehr liebt als das Licht, läßt die Lehre Christi nicht auf sich einwirken, wie sie ist, sondern legt sich Christi Lehre zurecht nach seiner Laune.

2. Schöne Worte und hohe Gedanken helfen nichts, wenn du Christo nicht nachfolgest, durch ein tugendhaftes Leben. Viel Wissen hat seinen Werth, aber ein gutes Leben ist noch viel mehr werth. Dein zukünftiger Richter wird nicht fragen nach dem Grade deiner Bildung und Wissenschaft, sondern nach deiner Gottesfurcht und Tugend.

Jesus Christus ist nicht bloß wahrer Gott, sondern auch wahrer Mensch (Eph. 4, 13). Er ist unser Ideal, unser Vorbild (Joh. 13, 15. 1 Petr. 2, 21), dessen Nachahmer wir sein sollen (1 Kor. 4, 16), unser Lehrer und Meister, der Weg, die Wahrheit und das Leben (Joh. 14, 6).

Christus ist der Träger der Humanität. In ihm ist die wahre Humanität (benignitas et humanitas, Tit. 3, 4) auf Erden erschienen. Er ist der wahre Freund des Volkes und frohlockt, daß sein Vater die Kleinen den Großen der Welt vorgezogen (Luc. 10, 21). Den Kindern schenkt er besondere Beachtung (Marc. 10, 14). Seine Jünger nennt er seine Freunde und Brüder (Luc. 8, 21. Joh. 15, 15). Freundschaft ist ein kostbares Gut; ohne Freund würde niemand auch bei dem Besitze aller übrigen Güter zu leben wissen; und seine Freundschaft bietet Christus allen Menschen an.

Er sagt ihnen: „Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist" (Matth. 5, 48). Darum erklärt der Apostel: „Wir lehren jeden Menschen mit aller Weisheit, damit wir jeden Menschen vollkommen in Christo Jesu darstellen" (Kol. 1, 28). Wir müssen stets fortschreiten, „bis wir alle zusammen gelangen zur Einheit des Glaubens und zur Erkenntniß des Sohnes Gottes, zur vollkommenen Mannheit, zum Maße des vollkommenen Alters Christi, damit wir nicht mehr Kinder seien, die hin- und hergeworfen werden . . ., sondern daß wir Wahrheit üben in Liebe und zunehmen in allen Stücken in ihm, der das Haupt ist, Christus" (Eph. 4, 13—15).

3. Durch sein ganzes Erscheinen hat Christus die Grundlage gelegt zur wahren Gleichheit und Brüderlichkeit unter den Menschen. Im Christenthum heißt es: „Vor Gott gilt kein Ansehen der Person" (Apg. 10, 34. Gal. 2, 6). Der Apostel Jacobus erklärt es als Sünde, sich von persönlichen Rücksichten bestimmen zu lassen (Jac. 2, 9).

An die Galater schreibt Paulus: „Ihr alle seid Kinder Gottes durch den Glauben in Christo Jesu . . . Da ist nicht Jude, nicht Hellene, ist nicht Sklave noch Freier, ist nicht Mann noch Weib; denn ihr alle seid eines in Christo Jesu" (Gal. 3, 26. 28).

„Ein neues Gebot gebe ich euch: daß ihr einander liebet, wie ich euch geliebt habe, damit auch ihr einander liebet; daran werden alle erkennen, daß ihr meine Jünger seid, wenn ihr Liebe habet zu einander" (Joh. 13, 34. 35). Er, der doch vermöge der göttlichen Natur unendlich über die Menschen erhaben ist, „rechnet es sich nicht zur Schande an, die Menschen Brüder zu nennen" (Hebr. 2, 11).

Hiermit ist jene allgemeine Brüderlichkeit in die Welt getreten, von der das Heidenthum nichts wußte. Daher die Mahnung: „In Bruderliebe seid einander zugethan, in Achtung einander zuvorkommend" (Röm. 12, 10). Der hl. Petrus nennt

alle Christen zusammen „die Brüderschaft, die in der Welt ist“ (1 Petr. 5, 9), und ermahnt sie, „Freunde der Brüderlichkeit“ zu sein (ebd. 3, 8). Die Apostelgeschichte berichtet uns: „Die Menge der Gläubigen war aber ein Herz und eine Seele; auch sagte nicht einer, daß etwas von dem, was er besaß, sein sei, sondern sie hatten alles miteinander gemein“ (Apg. 4, 32).

4. Christus hat uns die wahre Freiheit gebracht; nicht die Freiheit der Auflösung, des Cadavers, sondern die Freiheit der Ordnung, des Lebens. Er erwartet, daß wir uns in freier Willigkeit als Diener Gottes benehmen.

„Ihr werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen“ (Joh. 8, 32). „Wenn nun der Sohn (Gottes) euch frei macht, dann werdet ihr wahrhaft Freie sein“ (ebd. 8, 36). Christus spricht von der wahren Freiheit.

Es gibt auch eine Scheinfreiheit. Der Apostel Petrus warnt vor solchen, „welche durch fleischliche Gelüste zur Ausschweifung verlocken und Freiheit verheißen, da sie doch selbst Sklaven des Verderbens sind“ (2 Petr. 2, 18. 19). Er ermahnt die Seinigen, sich als solche zu benehmen, „welche frei sind, aber nicht als solche, welche die Freiheit zum Deckmantel der Bosheit mißbrauchen, sondern als Knechte Gottes“.

An die Galater schreibt der hl. Paulus: „Ihr seid zur Freiheit berufen, Brüder, nur daß ihr die Freiheit nicht zum Anlasse für das Fleisch gebrauchet, sondern dienet einander durch Liebe“ (Galat. 5, 13).

Aehnlich der hl. Petrus: „Haltet alle in Ehren, liebet die Brüderschaft, fürchtet Gott, ehret den König“ (1 Petr. 2, 17).

5. Indem uns Christus diese Güter brachte, hat er den Grund zum wahren Fortschritt gelegt. Damals gab's keinen Fortschritt mehr, man war im Cult der Materie am äußersten Punkte angelangt. Christus richtete die Menschheit wieder auf ihr wahres Ziel und verkündete und ermöglichte den Fortschritt.

Und heute? Nirgends findet man das Wort Fortschritt so häufig als im Munde der christusfeindlichen Welt. „Auf der Höhe welthistorischer Betrachtung sieht man jetzt" — so sagt ein bekannter Geschichtschreiber (W. Menzel) — „die europäische Menschheit vom Christenthum, das wie ein Berg im Sonnenglanze aus der Sündfluth sich erhob, wieder hinuntersteigen in die alte Wüste und Finsterniß des Heidenthums und Judenthums. Dieser welthistorische Rückschritt der europäischen Menschheit ist dasselbe, was alle modernen Heiden und Juden jetzt den Fortschritt nennen."

Wer kann da helfen außer Jesus Christus?

Die Erkenntniß Christi soll dir über alles gehen. Was dachte der Apostel Paulus von dieser Erkenntniß? Er hatte viel Großes und Herrliches auf dieser Welt gesehen. Er sah das herrliche Rom, die Beherrscherin dieser materiellen Welt; er sah Athen, den Sitz der Kunst und Weltweisheit; er sah Jerusalem, die auserwählte Stadt, die Trägerin der alten Offenbarungen Gottes. Und doch sagt er: „Alles erachte ich für Verlust wegen der alles übertreffenden Erkenntniß Jesu Christi, meines Herrn, um dessentwillen ich alles verloren gebe und es für Unrath erachte, damit ich Christum gewinne" (Phil. 3, 8).

Neunundsiebenzigstes Kapitel.

Christus als Menschheitsideal.

1. Christus, der Welterlöser, hat das Menschheitsideal so rein, so voll dargeboten, daß nichts in der ganzen Weltgeschichte diesem erhabenen Bilde nahekommt. Er ist in vollkommenster Weise das, was man sich im Lichte der Vernunft und des Gewissens unter einem „guten Menschen" denkt.

Geboren in einer armen, unansehnlichen Familie, verbleibt er lange Jahre in Untergebenheit und übt alle Kindestreue bis zu seiner letzten Stunde.

Er wandelt umher wie aus dem Volke einer. Seine Reden sind einfach, ohne Kunst und äußern Schmuck. Aber alle, die ihn hören, bleiben staunend stehen und bekennen: So hat noch kein Mensch gesprochen.

Allen guten Menschen ward unendlich wohl in der Nähe Jesu. Er ist das ungetrübteste Bild der Liebe, Sanftmuth und Menschenfreundlichkeit; er zeigte eine Selbstlosigkeit, eine Demuth, für welche die stolze Welt kein Verständniß besitzt, welche ihr bis zur Stunde zum Anstoß gereicht.

Was immer dem mit der Noth des Tages ringenden Volke beschieden ist, lastet auf ihm. Ein vollendetes Bild selbstloser Demuth inmitten der jauchzenden Massen, welche ihm die Huldigung ihrer Herzen aussprechen, bleibt er in unerschütterlichem Gleichmuth wie ein Fels stehen, wenn die Schmerzen wie wilde Wogen über seinem Haupte zusammenschlagen.

Da das wankelmüthige Volk ihn verläßt, sendet er keinen Fluch ihm nach; und da es ihn zum Könige machen will, flüchtet er hinweg in die Einsamkeit.

Während er Segen spendend über die Erde zieht und auf allen seinen Tritten Wohlthaten erblühen, führt er selbst ein mühevolles, armes Leben. Er ist voll des Erbarmens gegen die Leiden der Menschen.

Schlicht und naturgemäß theilt er mit seinen Jüngern die Arbeit und Mühe des Lebens. Sein Herz ist allen Empfindungen edler Freundesliebe zugänglich. Wahrer Mensch in allen seinen Gefühlen, ist er für alles, was das menschliche Herz bewegt, empfänglich, die Sünde allein ausgenommen.

Er weint am Grabe des Freundes, und seine Umgebung schließt aus der Größe seines Schmerzes auf die Innigkeit seiner Liebe (Joh. 11, 36). Ihm bangt vor den Leiden, er schreckt zurück vor dem Tode. Er fleht um Wegnahme der schrecklichen Leiden, ohne daß sein Gebet in dieser Form Erhörung fände.

Er leidet, wie kein zweiter Mensch mehr gelitten. Seine Seele ist versenkt in Trauer und Ekel und Verlassenheit. Aber in Demuth legt er seinen Willen und sein Leben in die Hand seines Vaters. Lebend und sterbend bietet er das Bild der still leidenden Gerechtigkeit.

Das Leben Jesu liegt in den vier Evangelien vor unsern Blicken ausgebreitet wie eine schöne Landschaft, welche wir von verschiedenen Standpunkten, bald im Morgenlichte, bald unter dem Abendhimmel, betrachten und welche immer ihre eigenen Reize hat. Wenn je ein Leben von Schmerz und Jubel, von Erniedrigung und Glanz geprüft wurde, dann war es das Leben Christi auf Erden. Und rein wie Gold ist es aus allen diesen Prüfungen hervorgegangen.

2. Ganz fleckenlos ist dieses Menschheitsideal. Von seinen Feinden umringt, stellt Christus die Frage: „Wer von euch kann mich einer Sünde beschuldigen?“ (Joh. 8, 46.) Und alle die feindlichen Zeugen seines Lebens und Wirkens beantworten diese Frage mit tiefstem Schweigen. Und als später die Juden den gebundenen, mißhandelten Heiland zu Pilatus schleppten, um von diesem das Todesurtheil zu fordern, erhebt sich die nämliche Frage im Munde des Pilatus: „Was hat er denn Böses gethan?“ Auch diese Frage findet keine andere Antwort als den Ruf: „Kreuzige ihn!“ Und der Richter überliefert den Angeklagten zur Kreuzigung, nachdem er feierlich erklärt hat: „Ich finde keine Schuld an ihm (Joh. 18, 38) . . . ich bin unschuldig am Blute dieses Gerechten“ (Matth. 27, 24). Selbst der Verräther stimmt ein in dieses Zeugniß für Jesu sittliche Größe, indem er erklärt, er selbst sei schuldig; er habe unschuldiges Blut verrathen (Matth. 27, 4).

Plato hatte das Bild des gerechten Mannes, des Urbildes aller Tugend, gezeichnet und dabei gesagt, derselbe sei einer, der am Holze aufgehängt werde, damit jedermann die Uneigennützigkeit seiner Gerechtigkeit sehe.

In Christus erschien dieses Menschheitsideal. Von diesem Ideal strahlen uns alle jene Tugenden zu, welche für eine idealere Regelung der menschlichen Verhältnisse auf Erden von durchgreifendster Bedeutung sind: Selbstlosigkeit, Menschenliebe, Geduld, Sanftmuth, Beherrschung der Ansprüche des niedern Menschen: kurz alles, was mit den Ideen eines vollkommenen Menschen verbunden erscheint.

Achtzigstes Kapitel.

Selbstverläugnung als das allererste in der Nachfolge Christi.

1. Der Herr sagt: „Wer mir nachfolgen will, der verläugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach." In der ungeordneten Selbstsucht liegt das größte Hinderniß für ein Leben, wie es Christus erwartet.

Deshalb trachtet der Christ vor allem, seine sinnlichen Triebe der Vernunft unterzuordnen und seine Vernunft unterzuordnen unter die von Christus gepredigte Wahrheit. Dies fordert eine beständige Verdemüthigung des eigenen Ich und ein beständiges Angehen gegen die blinden Neigungen des Herzens, eine beständige Abtödtung. Der Tag, der ohne Abtödtung vorbeigeht, ist verloren.

Der übernatürliche Charakter des Christen gibt und fordert eine höhere Ebenbildlichkeit und Aehnlichkeit mit Gott, fordert höhere Gesinnung und höheres Leben und deshalb größeres Abgestorbensein der sündhaften und niedern Lüste der Natur.

Um Christus anzuhängen, muß man allem dem entgegentreten, was von Christus zu trennen geeignet ist. Das sind die Begierden des Herzens, wie solche gerichtet sind auf die Welt des Hochmuthes und auf die Welt der Sinnlichkeit.

Die edelste Tugend ist die Liebe zu Gott; aber nur insofern besitzest du diese Liebe, als du dich abtödtest.

Nicht an Aeußerlichkeiten der Andacht und Frömmigkeit erkennt man die wahre Tugend, sondern an der Abtödtung und Selbstüberwindung.

Abtödtung und Selbstverläugnung erscheint schwer, wenn man davor steht; ist sie vollbracht, so erfüllt sie das Herz mit himmlischem Frieden. Willst du auf Erden möglichst glücklich sein, so mache es dir zur Gewohnheit, allen ungeordneten Regungen energisch entgegenzutreten.

Wenn der alte Mensch zerstäubt, wird der neue wach; und solang du das nicht hast, dieses „Stirb und werde", bist du nur ein trüber Gast auf der dunkeln Erde.

Was nützt dem Adler die Stärke seiner Flügel, wenn er am Fuße mit einem Strick festgebunden ist? Jede schlechte Neigung, der du nachgibst, bindet dich an die Erde fest.

2. An Stoff und Gelegenheit zur Abtödtung und Selbstverläugnung wird es dir niemals gebrechen. Das menschliche Herz gleicht einem Garten, in welchem immer giftiges Unkraut wächst; um es auszuroden und hinauszuwerfen, muß man die Haue der Abtödtung stets in der Hand halten, sonst wird die Seele bald einem Felde voll Disteln und Dornen gleichen.

Deine Eigenliebe, die nicht früher stirbt als du selbst, bringt dieses Unkraut hervor. Der Mensch nimmt sich überall mit und findet überall sich selbst.

Bemerkst du Fehlerhaftes an dir, so gib dir alle Mühe, dasselbe loszuwerden. Ein Theil der Selbstbeherrschung, die man oft haben muß, um einen Fehler zu verbergen, würde, richtig angewendet, hinreichen, sich denselben abzugewöhnen.

Selbstbeobachtung soll uns das an uns zeigen, was nicht in Ordnung ist. Manche würden viel mehr ausrichten, wenn sie in einer Kleinigkeit die Selbstverläugnung richtig ausüben wollten. Einigen fehlt es an dem Ernste, der zu einem erfolgreichen Wirken nöthig ist, andern geht ein freundliches Benehmen ab; einigen fehlt es an Entschiedenheit, andern an Mäßigung. Es

ist nicht so schwer, durch Erwerbung guter Gewohnheiten die schlechten zu beseitigen und die Natur besser zu machen.

3. Bewahre dir stets eine gewisse Unabhängigkeit. Wer sich nicht selbst beherrscht, den beherrschen andere.

Alles, was unsern Geist befreit, ohne uns die Herrschaft über uns selbst zu geben, ist verderblich.

Verläugne dich im Sprechen. Sprich niemals, wenn nicht das Reden besser ist als das Schweigen. Viele glauben durch ihre Beredsamkeit zu unterhalten und martern die andern durch ihre Geschwätzigkeit. Bedächtigkeit und Verschwiegenheit entspringen aus einer mächtigen Selbstbeherrschung. Ein Mensch ohne Verschwiegenheit ist ein offener Brief: er hat viele Verwicklungen und Verdrießlichkeiten zu gewärtigen.

Verstehe es, dich zurückzuhalten. Schrei nicht, wenn dich die Mücken reizen, schluck dein Gefühl und schweige fein; denn würdest du den Mund aufspreizen, sie flögen dir auch da hinein.

Verläugne jedes kindische Gelüste. Kinder urtheilen und handeln wie Kinder; dem Manne geziemt männliche Reife, welche Ernst und Scherz richtig zu vertheilen weiß. Nur wer sich selbst beherrscht, vermag es, sich diese Reife zu bewahren.

Tödte ab deine Empfindlichkeit. Immer wieder und wieder auf eine Verdrießlichkeit zurückzukommen, ist ein höchst ungeschickter Zug verletzten Hochmuthes.

4. Uebe Selbstverläugnung in der Wahl deines Umganges. Umgang ist von eingreifender Wirkung. Sitte und Geschmack theilen sich mit; die Sinnesart, sogar den Geist nimmt man an, ohne es zu merken.

Hüte dich vor Einseitigkeit; durch Verbindung der Gegensätze findet man den rechten Mittelweg.

Uebertreibe nichts. Aristoteles führte die ganze Weisheit auf Mäßigung zurück. Das übertriebene Recht wird zum Unrecht. Sogar der Geist wird stumpf, wenn man ihn zu sehr anstrengt.

Bei allem Vortrefflichen liegt eine Gefahr darin, daß sein

allzu häufiger Gebrauch zum Mißbrauch wird, und daß das übertriebene Streben danach einen gewissen Ekel verursacht. Nichtsdestoweniger sollst du das, was vortrefflich ist, als vortrefflich beurtheilen.

5. In allem halte Maß. Du sollst nicht an einem Tage verschlingen, zu dessen Verarbeitung ein Jahr erforderlich ist.

Lasse dein Licht nicht gar zu sehr leuchten. Zu nichts taugen ist ein Unglück, aber es ist auch unklug, zu allem taugen wollen.

Niemals soll man mehr Kraft aufwenden und mehr Verstand zeigen, als nothwendig ist.

Verläugne deine Bequemlichkeit; bequeme Menschen werden bald sich und andern unbequem.

Halte dein Aeußeres in Zucht, noch mehr aber dein Inneres. Das Betragen eines jeden wird gewöhnlich ausfallen, je nachdem sein Herz und sein Verstand ist.

Stets muß das Innere noch einmal so viel werth sein als das Aeußere. Es gibt Menschen von bloßer Fassade; ihnen darfst du nicht gleichen.

Zu all diesem und ähnlichem ist beständige Selbstverläugnung eine unumgängliche Nothwendigkeit.

Du mußt trachten, die Leitung deines ganzen Wesens den Händen deiner Eigenliebe zu entwinden und sie in die Hand der Gottesliebe zu legen.

Einundachtzigstes Kapitel.

Das zweite: Williges Ertragen der Härten des Daseins.

1. Plagen und Drangsale aller Art sind mit der menschlichen Natur verwachsen. Nach dem anfänglichen Plane der göttlichen Liebe hätte der Mensch durch besondere Gnade all dem Leid und

Schmerz entrückt sein sollen. Infolge der Sünde sank er in die Unvollkommenheiten seiner Natur hinab.

Von der Wiege bis zum Grabe flicht sich Schmerz in unser Leben; ungetrübten Glückes Gabe wurde keinem noch gegeben.

Und zwar gibt es viel *mehr* Leid, als es den Schein hat. Die Menschen pflegen sich ihres Unglücks zu schämen und verbergen es. Wenn jedes Menschen geheimes Weh ihm an der Stirne geschrieben man säh', wir wären oft zu Thränen bewegt für den, der heute Neid erregt.

Es finden so viele, in deren Brust das Herz vor Leid will weinen, all ihren Trost, all ihre Lust darin, — den andern glücklich zu scheinen.

In der glänzendsten Blüthezeit des lebensfrohen Griechenlands ertönte die oft wiederholte Klage, das beste Los sei, nicht geboren zu sein, und das zweitbeste, möglichst bald nach der Geburt zu sterben.

2. Nun verlangt Christus von allen, die ihm nachfolgen, sie sollen ihr Kreuz auf sich nehmen, und zwar täglich (Matth. 16, 24. Luc. 9, 23).

Die Härten unseres irdischen Daseins bilden nicht einen Bestandtheil unseres Unglücks. Denn für irdisches Wohlbefinden sind wir nicht erschaffen. Irdisches Unglück wie irdisches Glück soll uns behilflich sein, unser ewiges Ziel zu erreichen.

Des Menschen Bestimmung liegt nicht in frohem, schmerzlosem Dasein, sondern der Mensch hat eine Bestimmung, für die Leid und Schmerz eine besondere Bedeutung besitzen.

Als Christus uns vom Fluche der Sünde erlöste, hat er irdisches Ungemach nicht hinweggenommen; er hat es aber als ein Mittel in Betracht gezogen, dessen wir uns zu unserem Heile bedienen sollen.

Die Härten des Daseins sollen uns in wirksamer Weise Gott unterwerfen. Im Bewußtsein seines Nichts soll sich der Mensch demüthig beugen unter Gottes unerforschlichen Rathschluß (2 Makk. 9, 12).

In bittern und schweren Stunden hat die Fügung unter Gottes heiligsten Willen eine ganz andere Bedeutung als in süßen und angenehmen.

Mancher kommt im Leiden zum Beten, der sonst nicht daran gedacht hat. Das leidenswunde Menschenherz findet im Gedanken an Gott einen eigenthümlichen Trost. Willige Leidensertragung soll ein heiliger Gottesdienst sein.

Die Härten des Daseins sollen zweitens für den Schuldigen eine Strafe sein. Nicht murren soll der Leidende; mit Dank soll er auf Gott schauen, der ihn hienieden für wenige Augenblicke Schmerz empfinden läßt, um ihm ewige Freude zu bereiten.

Die Härten des Daseins sollen drittens nicht bloß Strafe, sie sollen eine tägliche Schule der Tugend sein. Dies kann schon die bloße Vernunft begreifen. Es ist, wie ein neuerer Gelehrter bemerkt, der Grundgedanke des Mythus von Herakles, die Leitidee der Sophokleischen Dramen „Oedipus" und „Philoktet"; das der Sinn des griechischen Sprichwortes: Πάθει μάθος — Durch Leiden Lehre. Aber nur das Christenthum hat es vermocht, diesen Gedanken bei allen Vorkommnissen des Lebens aufrecht zu erhalten. Das Heidenthum suchte Stärke und Trost entweder in rauschender Lust oder in Stärkung des Hochmuthes, aber vergeblich. Darum warf es sich schließlich der Verzweiflung in die Arme.

Indem uns die Härten des Daseins Anleitung zu mannigfacher Tugendübung gewähren, sind sie uns viertens ein Quell übergroßer Beseligung für die Ewigkeit. „Das unserer Drangsal, was in der Gegenwart augenblicklich und leicht ist, bewirkt in uns über alles Maß eine überschwängliche ewige Fülle der Herrlichkeit" (2 Kor. 4, 17).

Die Härten des Daseins erscheinen endlich fünftens im Hinblick auf den leidenden Christus in einer noch viel höhern Bedeutung; sie sollen uns Christen dem Gottessohne ähnlich machen.

Darum zeigt uns Christus kreuztragend den Weg, damit wir unser tägliches Kreuz in Geduld auf uns nehmen.

Der Mensch ist sich auch selbst Kreuz, muß deshalb Geduld mit sich selbst haben. Deine Unvollkommenheiten sollst du nicht lieben und hätscheln, wohl aber geduldig ertragen.

3. Es gibt eine vernünftige Geduld, welche geduldig ist, weil Ungeduld doch nichts nützt und dazu beschwerlicher ist als Geduld. Von ihr sagt ein Weiser des Alterthums: „Ertragen können, ist die Hälfte aller Weisheit." Das größte Elend ist, kein Elend ertragen zu können. Sei also weise, und wenn es dir übel geht, nimm es für gut nur immer; wenn du es übel nimmst, so geht es dir noch schlimmer.

Es gibt aber überdies eine Geduld, welche nicht nur vernünftig, sondern überdies christlich ist. Diese ist's, welche Christus von dir erwartet.

Diese Geduld ist — nach den Worten einer erleuchteten Seele — nicht die thatenlose Stille, die kraftlos trägt, was sie nicht ändern kann; die dumpfe Schwäche, deren eigener Wille nur schweigt, weil ihr zu mühevoll die Bahn. Nicht jenes willenlose Sichergeben, weil Widerstand doch nichts erreichen mag. Geduld ist nicht dies träge, müde Leben, dies Schleppen nur der Last von Tag zu Tag.

Die christliche Geduld, sie ist vielmehr die Kraft, die überwindet; sie kennt den Weg, ihr ist das Ziel gewiß. Geduld ist Muth, der seine Bahnen findet, ob oft in Dornen auch das Herz zerriß. Sie faßt die Last, die Gott ihr aufgegeben, sie sinkt darunter nicht, sie hebt sie auf; entgegen tritt sie kühn und frisch dem Leben; wie sie begann, vollendet sie den Lauf.

Geduld ist Frieden, der im Kampf nicht scheidet; Geduld ist Freude, die im Leid nicht stirbt. Geduld ist Muth, der nie ein Opfer meidet; Geduld ist Jugend, die kein Herbst verdirbt. Geduld ist unermüdlich ohne Klage, sie hat sich ihren Weg nicht

selbst gewählt. Doch findet ihre Last sie alle Tage stark und gesund, bereitet und gestählt.

Geduld bringt durch, und sei's durch tausend Wunden; sie läßt sie heilen, denn sie trägt sie still. Sie hat schon auf dem Weg ihr Ziel gefunden, weil sie nichts anderes will, als was Gott will. Sie hört nicht auf, zu glauben und zu lieben, wenn alles schwindet, alles bricht und weicht. Dann aber ruht sie aus, wenn sie dort drüben all ihrer Hoffnung ew'ges Ziel erreicht.

Zweiundachtzigstes Kapitel.

Christus unser Lehrer und Vorbild.

1. Wer Christ sein will, muß den Willen haben, das Princip der Unordnung in sich selbst zu verläugnen, das Widrige des Daseins willig zu ertragen, und dann muß er Christo nachfolgen. Christus ist unser Lehrer und unser Vorbild.

Christus ist unser Lehrer. Zwar hat Christus nicht bis in das kleinste hinein alle seine Lehren in Worte und Vorschriften gefaßt, aber seine Lehre gleicht der Sonne, welche überallhin ihre lichtspendenden Strahlen sendet. Wir erblicken da die Grundlehren in Bezug auf Wahrheit und Sitte in großen Zügen.

Ziel und Ursprung des Menschen ist Gott (Matth. 23, 9). Alle Menschen bilden eine große Gottesfamilie, an deren Spitze der dreifaltige Gott steht: Vater, Sohn und Heiliger Geist (Matth. 28, 19). Gott ist allmächtig, allweise und allwissend, allgütig; trifft Vorsorge für alles (Matth. 6, 8. 26). Der Himmel ist ein großes, herrliches Reich, darinnen die Menschen glücklich werden sollen (Luc. 11, 2). Hier erhalten die Menschen Belohnung für alle guten Werke, selbst für das kleinste Gute (Marc. 9, 40).

Die Mittel zu diesem Ziele sind Beobachtung der Vorschriften

(Matth. 19, 17) und Gebrauch der Gnadenmittel. Zu den Vorschriften gehört vor allem der Glaube (Marc. 16, 16), dann Hoffnung und Vertrauen (Joh. 16, 33), ferner das Gebot der Liebe zu Gott und den Menschen (Marc. 12, 30. 31. Matth. 5, 7. 44). Der Heiland empfiehlt besonders die Demuth, die Losschälung des Herzens vom Irdischen (Matth. 5, 3. Luc. 18, 22), Reinheit des Herzens und Entsagung und Bekämpfung der Genußsucht (Matth. 5, 8. 28; 6, 22), freudiges Ertragen der Schwierigkeiten und Verfolgungen (Matth. 5, 10).

Die Gnadenmittel sind die heiligen Sacramente, welche Christus einsetzte (Matth. 28, 19), dann Gebet, zu dem Christus anleitete (Luc. 11, 1 ff.; 18, 1), endlich Betheiligung an dem Gottesdienste (Luc. 22, 19).

Christus überließ seine Lehren nicht dem persönlichen Ermessen und Belieben der Einzelnen, sondern er verhieß seinen Beistand der Kirche, einem sichtbaren gesellschaftlichen Verein unter einer bestimmten Obrigkeit (Matth. 16, 18; 18, 17).

Die Lehren Christi beruhen nicht auf Spitzfindigkeiten, sie sind für die praktische Ausführung berechnet; erst da bewähren sie sich voll und ganz (Joh. 7, 17).

Christus lehrt mit Würde, Wahrheit, Recht; er entscheidet mit Ansehen, deutet nicht bloß das Gesetz, sondern gibt Gesetze (Matth. 5, 22), und seine Aussprüche, getragen von gewaltiger Redemacht und begleitet von heiligem Lebenswandel, gestatten keine Einwendung. Er spricht wie einer, der Macht hat (Matth. 7, 29).

Nicht für besondere Gesellschaftskreise, sondern für alle trägt Christus seine Lehren vor. Er lehrt mit großer Einfachheit und Natürlichkeit. Die Redeweise des Heilandes spiegelt treu Zeit, Land und Volk wider, und ist doch für alle Zeiten und alle Völker verständlich.

Wie die Quelle mühelos ihr Wasser spendet und der Sämann leicht und anmuthig seine Samenkörner ausstreut, so wirft auch der Heiland die anmuthige Saat seiner Lehre aus.

Im Alten Bunde sprach Gott zu den Menschen in den herrlichsten Bildern aus dem Reiche der Natur. Im Munde Christi treten derartige Schilderungen zurück. Zur Majestät seiner Rede gehört auch die Einfachheit.

Er benutzte einfache Vergleiche, wie jeder Mann aus dem Volke damals sie verstehen mußte: so die Vergleiche vom Samenkorn, vom Senfkörnlein, von der Wasserquelle, vom Lamme, vom guten Hirten.

Kein geschaffener Geist vermag die Tiefe und Erhabenheit der von Christus gebrauchten Parabeln zu ergründen, und jedes Kindesgemüth vermag sie zu fassen.

Ueberall bringt er gute Lehren an; am Brunnen (Joh. 4, 6), auf dem Schifflein (Luc. 5, 3), bei den Mahlzeiten (Luc. Kap. 14).

Seine Belehrungen knüpft er an die gewöhnlichsten Dinge: an die Blumen (Luc. 12, 27), an die Vögel (Matth. 6, 26), die Bäume (Luc. 13, 6), an die Sitten des häuslichen Lebens (Luc. 13, 21), an religiöse und politische Vorkommnisse (Luc. 13, 4).

Der Heiland nimmt den Menschen, wie er ist, begabt mit Verstand, Willen, Phantasie, Gefühl, und wendet sich an alle Vermögen. An jedem Worte merkt man es, daß die Lehre aus gutem Herzen kommt.

Christus predigte mit voller Berechtigung; das Lehramt gehörte zu seiner Aufgabe. Er hatte diese Berechtigung nicht von Menschen, nicht vom Staate, nicht von einer Schule, nicht von der Gemeinde, sondern von Gott, seinem Vater (Luc. 9, 25. Joh. 7, 16).

2. Christus ist nicht bloß unser Lehrer mit dem Wort, er ist auch unser Lehrer mit der That; er ist unser Vorbild, welches wir in uns nachbilden müssen. „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben" (Joh. 14, 6). Der Apostel mahnt, Christus habe uns ein Beispiel hinterlassen, damit wir seinen

Fußspuren nachfolgen. „Ziehet den Herrn Jesum Christum an“ (Röm. 13, 44). Wie die Kinder einer Familie eine natürliche Aehnlichkeit besitzen, so sollen auch wir uns eine Aehnlichkeit mit Christus erwerben, damit wir als Geschwister unserem erstgeborenen Bruder gleichförmig werden (Röm. 8, 29).

Christus war sündenlos. In jeglicher Tugend hat er uns ein Beispiel gegeben, auf daß wir in seine Fußstapfen eintreten. In seinem Leben erblicken wir das vollendete Tugendvorbild in seinen Grundzügen, so daß sich jeder betende Christ alle einzelnen Züge ergänzen kann.

Christus ist Vorbild für jeden Stand. Er gleicht dem Sonnenlichte, welches seinen einfachen Glanz in der Natur in buntester Farbenpracht auseinander faltet, roth in der Rose, grün im Blätterschmuck der Bäume, blau im kleinen Veilchen und im hehren Himmelsgewölbe.

Christi Beispiel gilt für alle Verhältnisse. In allen Lagen des Lebens kann sich der Christ, welcher Christum kennt, die Frage stellen: Was würde hier jetzt Christus an meiner Stelle thun? Und immer erhält er eine klare und bestimmte Antwort.

Christi Vorbild ist unscheinbar wie ein winziges Samenkörnchen, welches, in den Boden gelegt, sich zu einem herrlichen Baume entwickelt. Die Macht jenes Samenkörnchens hat sich bereits gezeigt in Millionen und Milliarden tugendhafter Menschenherzen.

3. Mehr durch Gebet als durch psychologische Studien wirst du dein Vorbild recht durchschauen können. Der fromme Simeon war ein Mann des Gebetes, und ohne Mühe erkennt er in dem schwachen Kinde den Weltheiland. Die Pharisäer waren reich an weltlicher und Schriftwissenschaft: sie sahen die vielen Wunder, wandten den Blick ab und verachteten den Herrn.

Aber religiöse Bildung ist auch nothwendig. Willst du beharrlich ein treuer Schüler und Nachfolger Christi sein, so mußt du auch für jene religiöse Belehrung und Bildung Sorge tragen wie sie deinem Stande und Geiste entspricht.

Der Mensch wird nicht mit den Kenntnissen, deren er bedürftig ist, geboren; er muß sich dieselben mit fortschreitendem Alter allmählich erwerben. Andere Kenntnisse genügen dem Kinde, andere verlangt der Jüngling, andere entsprechen dem Mannesalter.

Alles kommt darauf an, daß die zu erwerbenden Kenntnisse den Ansprüchen des Lebens entsprechen. Was ich wußte, braucht' ich nicht, hat sich oft begeben; was ich brauchte, wußt' ich nicht: sieh, so geht's im Leben.

Viele haben darum so wenig Interesse für die Religion, weil ihre religiöse Bildung weit hinter ihrer weltlichen zurückgeblieben ist.

Religiöse Bildung ist heute nothwendiger als jemals.

Dreiundachtzigstes Kapitel.

Christi Menschwerdung.

1. Als Christus auf Erden erschien, hatte das Elend der Menschheit seine volle Entwicklung erlangt. Ueberall erblicken wir die Zeichen größter Zersplitterung und grenzenloser Verkommenheit. Ueberall vernehmen wir Lüge und Gotteslästerung, Ausbruch der Verzweiflung und Unsittlichkeit. Ueberall erscheinen die gräßlichsten Formen des Unglaubens, der Unzucht, der Grausamkeit. Wenige schwelgen in irdischem Ueberfluß, und Millionen schmachten in Sklavenketten. Alles eilte auf schmerzensreichem Lebenswege dem ewigen Schmerz in die Arme.

Dahin war es mit der von Gott abgelösten Menschheit gekommen! Da bereitete der barmherzige Gott die Erlösung!

Gottes Barmherzigkeit war es, daß er überhaupt die Menschen erlösen wollte. Was verlor er, wenn er uns preisgab? Was gewann er, wenn er unser schonte?

Und wie erst leuchtet Gottes Barmherzigkeit aus der Art und Weise hervor, wie er uns erlösen wollte!

2. Die Menschheit war außer stande, für die unendliche Unbill, die in der Sünde lag, der göttlichen Gerechtigkeit entsprechende Genugthuung zu leisten. Gott hätte uns die Sündenschuld erlassen können ohne Genugthuung, bloß auf die Reue hin. Aber das genügte nicht dem Plane seiner Liebe. Um diese Liebe zu offenbaren, gab Gott selbst sich hin, die unendliche Genugthuung zu leisten; und um sie ausführen zu können, verband sich eine göttliche Person mit einer geschöpflichen Natur.

Hierzu hätte eine Engelsnatur der erhabensten Stufe genügt. Aber um uns näher zu kommen, wählte Gott eine armselige Menschennatur. Die vollendetste Menschennatur hätte genügt; aber er erschien unter uns als schwaches Kindlein, um in bitterster Armut und größter Verdemüthigung sein Menschenleben zu vollbringen.

Als die Zeit gekommen war, nahm die zweite Person in der Gottheit, der Sohn Gottes, die menschliche Natur an von Maria der Jungfrau. Er nahm eine wahre, menschliche Natur an, ohne aufzuhören, wahrer Gott zu sein. Er nahm eine sterbliche, leidensfähige Natur an, aus der Abstammung von Adam, wie die unsrige jetzt auch ist. Er nahm die Natur an, die all die Drangsale und Verfolgungen zu ertragen haben sollte, wie wir es im Evangelium lesen.

Das alles that Christus aus Gehorsam gegen seinen himmlischen Vater, mit größter Bereitwilligkeit, mit unbeschreiblicher Gehorsamsfreudigkeit, mit heiligster Zuvorkommenheit. Er that es aus Liebe zu uns, um uns die Liebe Gottes offenbar zu machen, um uns in allen Lagen und Leiden Wegweiser, Vorbild, Gefährte und Tröster zu sein.

Also zwei Naturen in einer göttlichen Person! Die Vereinigung geschah nicht durch Veränderung der einen oder der andern Natur; nur insofern ist die menschliche Natur verändert, als sie jetzt mit Gott in so eigenthümlicher Weise vereinigt ist. Die Vereinigung geschah in der zweiten Person der Gottheit und durch dieselbe, indem diese zur menschlichen Natur in so

innige Verbindung trat, daß die Handlungen, Eigenschaften, Erlebnisse der einen oder der andern Natur der einen in Christus befindlichen Person in Wahrheit zugeschrieben werden.

Dies ist die Lehre von Christi Menschwerdung, wie sie uns von der christlichen Kirche vorgetragen wird. Die Kirche schöpft diese Lehre aus Ueberlieferung und Bibel. Wir nehmen die Thatsache der Menschwerdung fest an als von Gott geoffenbart.

Sache der theologischen Wissenschaft ist es, über die Art und Weise nachzudenken, *wie* wir uns das Geschehniß und seine Ausführung vorzustellen haben. Derartige Theorien sind in verschiedener Weise von Gelehrten aufgestellt worden. Die Thatsache selbst, welche sie erklären wollen, wird dadurch nicht in Frage gestellt. Niemals können Theorien, welche zur Erklärung einer Thatsache erfunden werden, an der Thatsache selbst etwas ändern; erklären sie die Thatsache nicht, so sind sie hinfällig; die Thatsache bleibt fest.

3. Die heiligste Dreifaltigkeit ist die Ursache, welche das Geheimniß bewirkt. Der Vater sendet seinen Sohn in die Welt (Joh. 17, 3) und schenkt ihn uns (Joh. 3, 16). Der Heilige Geist ist es, der in der Menschwerdung des Sohnes das herrlichste Werk der Gnade und Liebe vollbringt (Matth. 1, 20. Luc. 1, 35). Der Sohn allein nimmt die menschliche Natur wirklich und wesentlich an; er entäußert sich selbst und nimmt die Knechtsgestalt an (Phil. 2, 7).

Der Grund, warum gerade der Sohn die menschliche Natur annimmt, liegt darin, daß er eben der *Sohn* ist und der Mensch in das Verhältniß der *Sohnschaft* zu Gott treten soll. Auch darin, daß er das innere *Wort* des Vaters ist; wie das innere Wort des Gedankens sich äußert in dem äußern Wort des Mundes, so war es das innere Wort des Vaters, welches im Christenthum in die Erscheinung trat. Der Grund liegt ferner darin, daß der Sohn die *persönliche Weisheit* ist, die zur Erschaffung aller Dinge das Vorbild lieferte. Die Krone der

Schöpfung, der Mensch, war durch die Sünde entstellt. Zur Wiederherstellung desselben mußte wiederum die persönliche Weisheit das Vorbild liefern.

4. Die Menschheit und insbesondere das auserwählte Volk Israel sollte bei der Menschwerdung mitwirken. Der Gottmensch sollte ein Sohn Abrahams und Davids sein (Röm. 1, 3; 9, 4. 5). Nicht wegen seiner Tugenden scheint dieses Volk bevorzugt worden zu sein, sondern wegen seines irdischen Sinnes, wodurch es sich besonders eignete, die Darstellung der rettungsbedürftigen Menschheit zu sein.

Auf dem düstern Hintergrunde gewahren wir die strahlenden Gestalten der Heiligen und Väter des Alten Bundes. Durch ihren Glauben, ihre Tugenden, ihre Gebete waren sie in Bezug auf die Zeit und die Umstände und Wirkungen der Menschwerdung nicht ohne Einfluß.

Ein Engel überbrachte die Botschaft; so geziemte es sich. Die Engel sind die Boten der Rathschlüsse Gottes. Auch beim Falle des Menschen hatte sich ein Engel betheiligt. Der Gottmensch sollte auch Haupt der Engel sein. Die Erlösten Christi sollten an die Stelle der gefallenen Engel treten.

Der Engel tritt vor Maria mit einem ehrenden Gruße, verkündet den Gegenstand seiner Sendung, verscheucht die Bedenken der Jungfrau und zeigt die ganze Herrlichkeit der angetragenen Muttergotteswürde in der Aufgabe und den Eigenschaften des Gottmenschen; er zeigt eine Bestätigung des Willens Gottes in der Empfängniß des Johannes.

5. Nächst Gott steht Maria zur Menschwerdung Christi in der innigsten Beziehung. In demselben Sinne, wie unsere irdische Mutter unsere Mutter ist, ist Maria die Mutter Jesu.

Maria empfing ihr göttliches Kind auf wunderbare Weise; sie war Jungfrau vor der Geburt, bei der Geburt und nach der Geburt. So hat es von jeher die heilige Kirche gelehrt, indem ihr Bibel und Tradition zur Seite standen. Christus hatte

auch noch Blutsverwandte, die in der Heiligen Schrift Christi Brüder genannt werden (Matth. 13, 55) gemäß jüdischer Gepflogenheit (1 Mos. 13, 8). Christus wird der Erstgeborene genannt, d. h. der nach dem jüdischen Gesetze dem Dienste des Herrn Geweihte (2 Mos. 13, 2).

Von Gott ward die heilige Jungfrau auf ihre Würde als Gottesmutter in entsprechender Weise vorbereitet. Während wir Menschenkinder die heiligmachende Gnade erst bei der Taufe erhalten, trat Maria mit dieser Gnade geschmückt ins Dasein; niemals also ward sie vom Hauche der Erbsünde befleckt. Hierin besteht das, was man Marias unbefleckte Empfängniß nennt.

Bei der Verkündigung des Engels treten Marias Tugenden im hellsten Glanze hervor, ihre Demuth, ihre Herzensreinheit, ihr Glaube, ihre vollendete Hingabe an Gottes heiligsten Willen.

Dank und Verehrung der heiligen Jungfrau für ihre Mitwirkung mit der göttlichen Gnade und für ihr heiliges Jawort, wodurch sie die vorhergesehenen Leiden der Schmerzensmutter willig auf sich nahm und uns in gewissem Sinne die Menschwerdung des Gottessohnes verdiente!

6. Dies ist das Geheimniß der Menschwerdung. Für Christus hat es die Wirkung, daß auch der menschlichen Natur in ihrer Verbindung mit der göttlichen Person göttliche Würde und Anbetung zukommt.

Für uns Menschen bewirkt es die Erhebung und Blutsverwandtschaft mit Gott. Einer aus unserem Geschlechte ist Gott. Christus ist unser Haupt, wir sind seine Glieder. Wir leben, doch nicht wir, sondern Christus lebt wahrhaft in uns; denn Christus hat uns jene heiligmachende Gnade verdient, durch welche wir Kinder Gottes heißen und sind. Wie Christus wahrer Gott ist, so ist er auch wahrer Mensch; er ist einer aus uns, er hat Mitleid und Gefühl für unsere Gebrechlichkeiten; nichts darf deshalb die Vertraulichkeit zwischen ihm und uns beeinträchtigen.

Für die ganze Schöpfung war Christi Menschwerdung eine Erhebung zu höhern Zwecken. Jetzt ist die große sichtbare Schöpfung nicht nur dazu da, um Gottes Ruhm zu verkünden mit ihren in jeder Hinsicht beschränkten Kräften, jetzt soll sie auch Mitwirkung bieten zu jener unbeschränkten, unendlichen Verherrlichung Gottes, welche der himmlische Vater sich und dem menschgewordenen Gottessohne bereiten will.

Für Gott selbst bedeutet die Menschwerdung eine äußere Verherrlichung von unendlichem Werthe. Was Christus vermag, vermag sonst kein Geschöpf.

Vierundachtzigstes Kapitel.

Freier Gehorsam gegen Gott.

1. Schon bei Christi Menschwerdung traten zwei Grundcharakterzüge seines göttlichen Herzens in besonderer Weise hervor. Der erste und tiefste dieser Grundzüge ist der Gehorsam gegen seinen himmlischen Vater. „Er spricht bei seinem Eintritte in die Welt: Schlachtopfer und Gaben verlangst du nicht, einen Leib aber hast du mir zugerichtet. . . . Da sprach ich: Siehe, ich komme . . . zu vollbringen, Gott, deinen Willen. . . . Er hebt also das erste auf, damit er das andere (d. h. den Gehorsam gegen den Willen Gottes) festsetze. In diesem Willen sind wir geheiligt durch das Opfer des Leibes Jesu Christi ein für allemal" (Hebr. 10, 5—10).

Das fernere Leben Christi war nur eine weitere, thatsächliche Ausführung dieses Gehorsamsactes. Stets sah der Herr die bevorstehenden Leiden in ihrer ganzen Schwere vor sich; mit großer Sehnsucht näherte er sich der schweren Stunde seines bittersten Leidens, ohne zu wanken, ohne zu zögern; gehorsam und doch frei, weil er den Gehorsam als Gehorsam mit freier Liebe umfaßte.

Als Kind, als Jüngling lebt er in Unterwürfigkeit um Gottes

willen. So oft er uns während seines öffentlichen Wirkens einen Blick in sein Herz thun läßt, erblicken wir diese Gottunterwürfigkeit. Wie oft sagt er, er sei nur gekommen, um den Willen seines himmlischen Vaters zu thun! (Joh. 5, 30.) Er sagt, dies sei seine Speise, d. h. seine ganze Lebenskraft (Joh. 4, 34), das Element, in dem er lebe (Joh. 8, 29), sein Trost in allem (Matth. 11, 26). Gehorsam hielt er sich an allem, wie es der Vater bestimmt hatte (Joh. 4, 34). Seinem bevorstehenden Leiden geht er willig entgegen, weil es der Kelch ist, den der Vater ihm gibt (Marc. 14, 36. Joh. 14, 31; 18, 11).

Wie der Rosenstrauch sich aus zarten Keimen entwickelt und schließlich in voller Blüthenpracht dasteht, so erblicken wir auf dem Calvarienberg den Gehorsam Christi in vollster Entfaltung. Da hat der Herr sich selbst vernichtet und ist gehorsam geworden bis zum Tode, bis zum Tode des Kreuzes. Sein letztes Wort ist eine Anerkennung des Vaters und eine Hingabe in dessen Hände (Luc. 23, 46).

2. Hier haben wir unser Vorbild. Schon im bloßen Lichte der Natur und Vernunft ist das die köstlichste der Gaben, die Gott dem Menschenherzen gibt, die eitle Selbstsucht zu begraben, indem die Seele Gott nur liebt.

Schön sagt der alte Sophokles: „Der Geist der Zucht und Ordnung, der gehorchen will, macht stark und fest den Krieger, segnet Volk und Land."

Aber erst in Christus ist die ganze Vortrefflichkeit dieser Tugend offenbar geworden. Nicht um der Nothwendigkeit zu genügen, gehorchte Christus, sondern aus bereitwilligster Zuvorkommenheit; er wollte den Gehorsam selbst mit der ganzen Inbrunst seines liebenden Herzens[1]. In diesem freiwilligen Gehorsame hat Christus das ihm anbefohlene Werk ausgeführt.

---

[1] Vgl. die Summa theol. des hl. Thomas von Aquin 2, 2, q. 104, a. 1 ad 3 und 3, q. 47, a. 2.

Freiwilliger Gehorsam war der Grundtrieb seines Herzens. In dem freiwilligen Gehorsam liegt die Regenerationskraft des Christenthums.

Nur allein der freiwillige Gehorsam gegenüber der von Gott gewollten Ordnung kann die Menschheit vom Verderben erretten.

Vom Ungehorsam des Stammvaters kam das Unheil. Im Gehorsam Christi liegt unser Heil.

Von Christus müssen wir lernen, wie wir gehorchen sollen. Das Reich Christi beruht auf der vollständigsten Unterordnung unter Gott; auf der edeln, großmüthigen, liebenden Hingabe an die Interessen Gottes, welche ja auch die wahren Interessen der Menschheit sind.

Christus gehorchte freiwillig. Wenn eine gottliebende Seele ihr hartes Lebensschicksal erträgt nicht im Hinblick auf Zwang und Nothwendigkeit, sondern weil der Gehorsam gegen Gott ihr Herzenssache ist, so kann man nicht sagen, dieser Mensch unterwerfe sich dem Willen Gottes aus Zwang und Nothwendigkeit. So begehrte Christus mit der ganzen Kraft seines Willens den Gehorsam. Er gehorchte gerne, mit größtem Eifer, mit spontaner Hingabe.

Mit innigstem Verlangen verlangte er nach der Erfüllung des heiligsten Willens Gottes; auch in der schweren Stunde, da seine menschliche Natur von Ekel an der Ausführung des Willens Gottes erfüllt war (Luc. 22, 42). Mit heiliger Macht drängte es ihn, mit der Bluttaufe, die ihm bevorstand, getauft zu werden. In dieser spontanen Willigkeit liegt die Freiwilligkeit des Gehorsams Christi. Wenn Christus auch gehorchen mußte, so gehorchte er doch nicht, weil er mußte, sondern weil er freiwillig wollte; deshalb ging er über das Maß des Nothwendigen hinaus.

3. Diese Stimmung muß auch die unsere sein. Immer wieder und wieder ermahnt uns der Apostel zur Freiheit des Geistes und doch auch zum Gehorsam (Röm. 8, 15; 13, 5;

1 Petr. 2, 13. 16). Es ist die Gesinnung, welche weniger auf das Böse achtet, das man nicht thun darf, als auf das Gute, das zu thun ist, und nicht sowohl auf das Gute, das man thun *muß*, sondern auf das Gute, das sie über das Nöthige hinaus thun *kann*.

Es ist jene Gesinnung der Liebe, die nie zufrieden ist mit dem, was sie thut, sondern stets gerne noch *mehr* thun möchte.

Es ist jene Begeisterung, mit der man sich freut auf die Opfer und Leiden und Kämpfe.

Es ist jene heilige gehobene Stimmung, in der man sagt: Die Liebe Christi drängt mich! Was soll mich trennen von der Liebe Christi? Ich erachte alles für Auskehricht, um Christum zu gewinnen.

Eine solche Gehorsamsgesinnung erfüllt unser Herz mit Freude, macht uns stark im Kampfe, festigt uns im Verständniß des Christenthums, vermehrt unser Verdienst für die Ewigkeit, und was die Hauptsache ist, verbindet uns innigst mit Christus und macht uns besonders Gott wohlgefällig.

Das war der erhabene Gedanke, der alle Heiligen beseelte; von diesem dürfen wir nicht ablassen.

Fünfundachtzigstes Kapitel.

Die wahre Humanität.

1. In Christus erschien die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes. Christi Menschwerdung war nicht nur eine Gehorsamsthat gegen Gott; sie war ebenso wesentlich eine Liebesthat gegen die Menschen. Diese Liebe zu uns Menschen trat im Leben Christi stets heller hervor.

Ueberall zeigt Christus den Menschen Aufrichtigkeit und Offenheit; niemals mißbraucht er die Menschen zu selbstsüchtigen Zwecken. Ueberall übt er Geduld und Sanftmuth.

Dazu hatte er ein stetes Bestreben, den Menschen an Leib und Seele zu nützen und Gutes zu thun.

Wieviel Wohlthaten spendet er den Aposteln! Auch für die zeitliche Noth derer, die ihm nachfolgen, hat er ein Herz. Milde und nachsichtig ist er in Bezug auf die Mängel derer, die sich ihm anschließen.

Besonders zeigt er seine Liebe und Güte gegen die Nothleidenden und Kranken. Niemand entläßt er ungetröstet in seinen Leiden.

Noch mehr zeigt er seine Barmherzigkeit den Sündern, den Aermsten unter allen Unglücklichen.

Christus starb, um seine Liebe zu zeigen in ihrer schrankenlosen Opferwilligkeit. „Eine größere Liebe hat niemand als diese, daß er sein Leben lasse für seine Freunde" (Joh. 15, 13).

2. Die Liebe zu andern hat auch in der menschlichen Natur ihre Wurzeln. Es ist ein Naturinstinct, wie er bei Mensch und Thier vorhanden und in einzelnen Individuen mehr oder minder weich oder heftig ist. Derselbe gehört zur Naturordnung und hat deshalb eine gewisse Aehnlichkeit mit Tugendhandlungen der Menschen, ohne aber irgendwie tugendhaft zu sein.

Es ist außerdem eine Vernunftforderung, welche den Menschen verpflichtet, seinen Mitmenschen wohlzuwollen. Leicht erkennt ein jeder, daß er von Natur für das gesellschaftliche Leben bestimmt ist und daß ein solches Leben ohne gegenseitiges Wohlwollen nicht durchführbar ist. Das ist Vernunftdrang und daraus folgt Vernunftpflicht.

Der alte Confucius sagte: „So viel Herrschaft über sich besitzen, um andere nach sich selbst zu beurtheilen; und gegen andere handeln, wie wir möchten, daß gegen uns gehandelt würde, das ist, was man die Lehre von der Menschlichkeit nennen kann."

Diese natürliche Vernunftliebe zu den Mitmenschen ist gewiß vortrefflich, aber sie ist schwach.

Wie im Thierreiche der Trieb der gegenseitigen Hilfeleistung

und der Instinct des Mitleides verbunden ist mit dem Kampftriebe und dem grausamen Instincte der Selbsterhaltung, so findet sich auch in der Menschenbrust das Gefühl für Menschenliebe zusammen mit dem rohesten Egoismus.

Nur das Christenthum hat es vermocht, die edeln Impulse der Menschenliebe in der Brust des Menschen zu einer gewaltigen Kraft zu entflammen. „Siehe, wie sie sich lieben!" rief das verblüffte Heidenthum, als es das Wirken der christlichen Menschenliebe zum erstenmal erblickte.

Die im Christenthum blühende Menschenliebe ist so schön, daß die Nichtchristen immer wieder und wieder versuchen, es dem Christenthum gleichzuthun.

Oft hat man in nichtchristlichen Kreisen die Werke der Liebe nachgeäfft; aber es war eben nur eine Nachäffung.

3. In der Liebe zu den Menschen müssen wir Gott gleichen. Nur das Christenthum hat uns die Liebe Gottes in ergreifender Weise zum Verständniß gebracht. „Wie mich der Vater geliebt hat, so habe ich euch geliebt" (Joh. 15, 9), und wie Christus uns geliebt hat, so sollen wir unsern Nächsten lieben.

„Seid Nachahmer Gottes wie geliebte Kinder, und wandelt in der Liebe, so wie auch Christus uns geliebt und sich selber für uns als Weihegabe und Opfer Gott zum lieblichen Geruche dargegeben hat" (Eph. 5, 1. 2).

Ohne Gottesliebe hat sich Menschenliebe stets als hinfällig erwiesen. Menschen liebt nur derjenige dauernd und fest, der sich nicht auf sie verläßt, sondern sich stets auf Gott stützt. Das Ende aller modernen Humanitätsbegeisterung ist bei tiefer blickenden Menschen stets Ekel und Menschenverachtung.

Der moderne Humanitätscult besitzt als Kern eine Liebe zur „Schönheit", welche sich nicht näher beschreiben läßt. Diese „Humanität" ergeht sich in Dichtung und Prosa in „Gefühlen" und „Empfindungen", in welchen auch die unflätigsten Thiere schwelgen.

4. Im Christenthum hat die Liebe zu den Menschen eine ganz bevorzugte Stelle. „Liebe den Nächsten wie dich selbst", so lautet Gottes Gebot. Christus aber sagt: „Ich gebe euch ein neues Gebot, daß ihr euch einander liebet, wie ich euch geliebt habe" (Joh. 13, 34).

Wir sind alle in Gnaden angenommene Kinder des himmlischen Vaters, wir sind alle Geschwister Jesu Christi. „Wer darum sagt, er liebe Gott, und hasset doch seinen Bruder, der ist ein Lügner" (1 Joh. 4, 20).

Christus sagt: „Was ihr einem dieser meiner geringsten Brüder gethan habt, das habt ihr mir gethan" (Matth. 25, 40).

Die Menschenliebe erscheint im Christenthum als der Prüfstein aller wahren Tugend. „Daran werden alle erkennen, daß ihr meine Jünger seid, daß ihr euch einander lieb habet" (Joh. 13, 35).

Während die sich ihrer Humanität rühmende Welt über die Thränen von Tausenden und Millionen zur Tagesordnung übergeht, als bedeuteten sie nichts, läßt Christus nicht einmal den Becher kalten Wassers unbemerkt, den man dem Armen reicht in seinem Namen. Er achtet ihn, als bedeute er eine Ewigkeit.

Liebe also deinen Mitmenschen wie dich selbst; empfinde seine Uebel wie die eigenen; verhülle seine Schwächen wie die eigenen; liebe ihn so, wie du selbst wünschest, von ihm geliebt zu werden. Liebe ihn, wie Christus uns liebte: ohne Eigennutz, mit Ertragung, mit größter Opferwilligkeit.

Sechsundachtzigstes Kapitel.

Ausübung der Nächstenliebe.

1. Sei wohlwollend gegen jedermann. Wohlwollen ist Begierde nach fremdem Glück. Willst du selbst recht glücklich sein, mußt du andere glücklich machen. Die Menschen kommen durch

nichts der Gottheit näher, als wenn sie Menschen wahrhaft beglücken.

Vor allem bewahre dir den Abscheu vor jeder Ungerechtigkeit. Laß jedem gerne zukommen, was zu verlangen er ein Recht hat.

Nimm niemals Rache; sei versöhnlich und verzeihe gern. Verzeihende Liebe und Feindesliebe gehören zu den eigenthümlichen Eigenschaften der christlichen Tugend.

Thue niemand wehe. Lieber eigene Leiden dulden als fremdes Leid verschulden.

Was dich beschwert, laß keinen Menschen drücken; wirf deine Last nicht auf des andern Rücken.

Erkenne gern fremdes Verdienst an; freue dich über fremdes Glück, als wäre es dein eigenes. „Freuet euch mit den sich Freuenden und trauert mit den Trauernden" (Röm. 12, 15).

Denke über andere, so gut du kannst. So schwach ist der Mensch, daß er von andern leichter das Schlechte glaubt und redet als das Gute. Deshalb glaubt, wer verständig ist, nicht leicht allen Erzählern, mögen letztere schon todt oder noch lebendig sein; noch weniger ist er geneigt, alles gedankenlos weiter zu erzählen.

Ein edler Mensch ist geneigt, auch von Schlechten edel zu denken; ein schlechter denkt auch von Guten schlecht. Im Orient lautet ein Sprichwort: Fliegen spüren Wunden auf, Bienen Blumen; gute Menschen Vorzüge, gemeine Menschen Fehler. Auch der Mistkäfer fliegt, aber nur von einem Haufen zum andern.

Aus Naturtrieb decken wir die eigenen Fehler gerne zu und freuen uns, fremde Fehler aufdecken zu können. Die christliche Liebe bringt Ordnung in diese Unordnung.

2. Sei treu in der Liebe wie Christus, der, nachdem er die Seinigen, die in dieser Welt waren, geliebt hatte, sie liebte bis ans Ende (Joh. 13, 1).

„Alles, was ihr wollt, daß euch die Leute thun, das sollt

ihr ihnen auch thun" (Matth. 7, 12). „Einer komme dem andern an Höflichkeit zuvor" (Röm. 12, 10).

Deine Liebe bewege sich nicht in bloßen Aeußerlichkeiten. Gib nicht zu viel auf bloße Worte; oft sind sie nichts als höflicher Betrug. Nur dann bedeuten Worte etwas, wenn sie ein Unterpfand der Wirklichkeit sind. Darum sagt der hl. Johannes: „Meine Kindlein, lieben wir nicht mit den Worten und mit der Zunge, sondern in Werk und Wahrheit" (1 Joh. 3, 18).

Habe vor andern Achtung. Mit Gunst und Freundlichkeit anderer soll man keinen Mißbrauch treiben; niemand unbillige Zumuthungen machen; nicht mit der Unkenntniß anderer sein Spiel treiben; nicht Scherze machen, wo der andere ein Recht hat, keinen Scherz zu erwarten.

Siebenundachtzigstes Kapitel.

Magnificat.

1. Auf die Botschaft des Engels hin machte Maria, die Mutter Gottes, einen Besuch bei Elisabeth. Der tiefere Zweck dieses Besuches war die Offenbarung der Menschwerdung Gottes und die Zuwendung ihres Segens an Johannes den Täufer und Elisabeth.

Maria bekundet hier ihren Glauben und ihre Demuth, ihre Bereitwilligkeit, den Einsprechungen Gottes zu folgen.

Elisabeth ist ein mustergiltiges Vorbild der Marienverehrung. Sie bezeichnet drei Beweggründe, um derentwillen man Maria verehren muß.

Erstens nennt sie Maria die Mutter des Herrn und preist die Frucht ihres Leibes (Luc. 1, 42. 43). Zweitens preist sie ihre Tugendhaftigkeit, ihren Glauben (ebd. 1, 45). Drittens preist sie die an Maria verliehenen Gnadengaben, indem sie die-

selbe die Gebenedeite unter den Weibern nennt (Luc. 1, 42). Aus diesen Gründen schätzt sie Maria hoch, so daß sie sich des Besuches unwürdig hält (ebd. 1, 43).

2. In dem Lobgesange Magnificat wendet Maria die Lobeserhebungen, die ihr zu theil werden, auf Gott (ebd. 1, 47). In der Erlösungsthat offenbart sich Gottes Macht, Barmherzigkeit, Treue.

Infolge dieser That wurde Maria als Mutter des Herrn zu einer unendlichen Höhe an Würde, Heiligkeit und Verehrung erhoben.

Das Weltreich, ein Reich des Uebermuthes, der Selbstgenügsamkeit, der Selbsthilfe, wird zerstört, entthront. Das Gottesreich wird gekennzeichnet in seinem Bestande von alters her, in seiner Gründung und Verwirklichung, in seinen wunderbaren Gesetzen und Machtmitteln, als da sind: Armut, Demuth und Schmach.

3. Auch wir verehren Maria und preisen sie selig, wie es das Evangelium vorherverkündet hat. „Siehe, von nun an werden mich preisen alle Geschlechter."

Wie sollten wir nicht die Mutter Jesu ehren, sie, mit der Jesus in zärtlichster Liebe verbunden war? Wir verehren Maria auch, weil sie von Gott vor allen Menschen und Engeln am höchsten bevorzugt worden ist. Wir verehren sie, weil sie durch ihre Stellung im Heilswerke zu uns in den Beziehungen einer Mutter steht.

Jede Gesellschaft ist eine moralische Ausdehnung der Person des Stifters. Dies gilt namentlich vom Christenthum, in welchem die Gottheit zu uns Menschen in familiäre Beziehung getreten ist. Ist Maria die Mutter Jesu, dann ist sie auch unsere Mutter. Sind wir Geschwister Jesu, dann sind wir Kinder Mariä. Ist Jesus unser Leben, dann hat uns Maria dieses Leben geschenkt.

Das mütterliche Verhältniß Marias zur Christenheit liegt also in der Natur des Christenthums. Die ersten Christen fühlten

es heraus, und es kann nicht auffallen, daß man im Verlaufe der Zeit diesen Gedanken in den Worten des Herrn am Kreuze: „Siehe da deine Mutter!“ wiederfand.

Achtundachtzigstes Kapitel.

Bethlehem.

1. Bei vielen Menschen ist der sichtbare Eintritt in die Welt und menschliche Gesellschaft von wesentlicher Bedeutung für die zukünftige Lebensgestaltung. Werfen wir deshalb einen Blick auf die Stätte, an welcher der Gottmensch das Licht der Welt erblickte. Alles, was da geschah, ist von besonderer Bedeutung und Tragweite.

Christus erschien zur Zeit, wie es prophezeit war, bei Ablauf der bestimmten Jahrwochen (Dan. 9, 24), und infolge einer staatlichen Anordnung an dem Orte, wie es prophezeit war (Mich. 2, 5). Als Friedensfürst erscheint er im tiefsten Frieden.

Christus erscheint als Kind, um in menschlicher Natur uns völlig ähnlich zu werden und als liebenswürdiges Kind auf den Armen seiner Mutter unsere Liebe und unser Zutrauen zu gewinnen. Das Schlafen, Weinen, Gesäugtwerden, die Schwäche und Hilflosigkeit sind ebenso viele Beweise seiner wahren Menschennatur.

Christus erscheint niedrig, demüthig wie ein armseliges Nichts — Er, der doch alles ist.

Christus wird geboren in einem Stalle, zu Mitternacht. Wie bedeutsam war dieser Augenblick für Israel, für die ganze Welt! und niemand weiß es.

Christus erscheint arm, von allem entblößt, was die Welt hochschätzt. Die Armut ist groß, sie macht sich schmerzlich fühlbar; es fehlt an allem.

2. Trotzdem war Christi Geburt eine glorreiche. Die Geburt ist als jungfräulich von dem Propheten (Is. 7, 14) vorherverkündet; als solche ist sie ein großes Wunder und nur möglich durch göttliche Allmacht.

Gerade diese niedrige, arme Erscheinungsweise gehört zum Erweise der Gottheit Christi. Armut, Schwäche und Verborgenheit sind für Menschen keine Mittel, um etwas Großes auszurichten; wohl aber für Gott, der keiner irdischen Mittel bedarf.

Wieviel Licht und Wärme ist nicht von der Krippe ausgestrahlt in die Welt! Wie viele Millionen edler Herzen sind vom Kinde zu Bethlehem mit heiliger Demuth und Weltverachtung erfüllt worden!

3. Werfen wir unsern Blick auf Maria und Joseph, lauschen wir im Geiste ihren heiligen Unterhaltungen, so gewahren wir ähnliche Züge, wie wir sie am Heilande erkannt haben. Unterthänigkeit gegen rechtmäßige Obrigkeit veranlaßt die Reise. Mit Geduld und stiller Bescheidenheit ertragen sie alles Ungemach, alle Härten. Gottes Vorsehung scheint sie am Abend der Ankunft vergessen und verlassen zu haben; nirgends fanden sie Einlaß, aber kein Laut der Klage kam über ihre Lippen.

Die Kunde von der Geburt des Herrn wurde zuerst einfachen, ungebildeten, unbekannten Hirten zu theil. Glauben wir doch ja nicht, daß Gott unter den Völkern vorerst die Gelehrten und Höhergestellten beachte. Christus, der Friedensfürst, sammelt zuerst um seine Krippe sanfte, friedliche, demüthige Seelen. Er, der oberste Hirt, ruft Hirten. Er, der Arme, ruft Arme. Er, der Lehrer der Selbstverläugnung, ruft abgehärtete, an Arbeit und Entbehrung gewohnte Männer.

Gott schmiegt sich der Empfänglichkeit der einfachen Leute an und schickt ihnen Engel in sichtbarer Gestalt, um ihnen in freundlichster Weise die Freudenbotschaft zu verkünden. „Ehre sei Gott, und Friede den Menschen", das sind die beiden großen Wirkungen von Christi Menschwerdung.

Auch zu dir spricht der Herr: Dich zu retten, der verloren, dich zu suchen, der mich floh, ward als Kind ich dir geboren, nackt im Stall auf armem Stroh! Nichts an mir, das schrecket dich; komm nun auch und liebe mich!

Neunundachtzigstes Kapitel.

Christliche Demuth.

1. Zwei Grundzüge der Gesinnung Christi treten in seiner Menschwerdung hervor: Gehorsam und Menschenliebe. Zwei weitere Züge kommen bei seiner Geburt in die Erscheinung: Demuth und Armut. Demuth ist Herablassung, Verzicht auf glänzende Erscheinung, auf alles, was geeignet ist, der ungeordneten Selbstliebe zu gefallen und die Gottunterwürfigkeit zu beeinträchtigen. Christus ist demüthig. Er, der Gott ist, erscheint als Mensch; er, der groß ist, erscheint als kleines Kindlein; er, der mächtig ist, erscheint als ohnmächtig; er, der alles ist, erscheint als nichts!

Der Schlaf dieses Kindes ist helles Bewußtsein, die kleine Hand regiert die Welt, der geschlossene Mund richtet die Menschheit. Was für eine Armseligkeit in der äußern Erscheinung!

Das Erscheinen in Bethlehem ist die erste Begegnung des Messias mit seinem Volke. Und dieser erfuhr die Verdemüthigung, daß sie, seine nähern Stammesgenossen, die Seinigen, ihn nicht aufnahmen, so daß er in der Behausung der Thiere seine Unterkunft finden mußte.

2. Diese Demuth des Gottmenschen tritt im Verlauf seines Lebens stets ergreifender hervor.

Zu seinem Wirken wählt sich der Herr absichtlich das abgelegene Galiläa; sterben wollte er zu Jerusalem. Die großen Stätten weltlicher Bildung, wie Alexandria, Antiochia, Athen, Rom, wies er seinen Jüngern zu. Christus arbeitete ohne sichtbaren Erfolg; die großartigen Erfolge überließ er seinen Aposteln.

Die Wunder, welche die Apostel wirkten, überstrahlten die Wunder Christi an Zahl und Bedeutung. Der Herr wollte nur säen, andere sollten die Ehre der Ernte haben.

In größter Demuth wäscht er seinen Jüngern die Füße (Joh. 13, 5).

3. Wozu nun diese Demuth und diese Armut? Sie geschah aus Gehorsam gegen den Vater, um der Gottheit die unendliche Verherrlichung zu bereiten, welche mit dieser Herablassung des Gottessohnes verbunden war. Sie geschah aus Menschenliebe, um uns von dem Verderben zu erretten.

Mit zwei Schwächen ist die Menschennatur behaftet, Schwächen, welche infolge menschlicher Verkehrtheit zu zwei todbringenden Wunden geworden waren. Es ist der Hochmuth, der sich selber überschätzt, und die Weltliebe, welche die Welt überschätzt. Diesen Wunden sollte Heilung bereitet werden.

Von Christus sollen wir lernen, demüthig zu sein. Demuth ist jene edle Selbstlosigkeit, die uns in allem Gott dem Herrn unterwirft. Demuth ist Wahrheit, ist Gerechtigkeit. Demuth ist die nothwendige Voraussetzung jeglicher Tugend. Ohne Demuth keine Gottesfurcht, kein Gehorsam, keine Gnade.

Wir haben vom Geist Christi nur insofern etwas, als wir seine Demuth besitzen, jene Demuth, welche nur Gott sucht, welche das Lob der Menschen flieht und sich durch Trübsale und Verdemüthigungen nicht verwirren läßt.

Christus belehrte die Apostel, in seinem Reiche sei am größten, der in seinen eigenen Augen der kleinste sei (Marc. 9, 24). „Jeder, der sich selbst erhöht, wird erniedrigt, und wer sich selbst erniedrigt, wird erhöht werden" (Luc. 18, 14). „Der Größere unter euch werde wie der Kleinere, und der Vorsteher wie der Diener" (Luc. 22, 26).

Wer im Sturme der Verleumdung den Frieden des Herzens zu wahren vermag, der hat in der Demuth große Fortschritte gemacht.

Von Natur aus ist der Mensch zur Uebertreibung der Selbstschätzung und Selbstliebe geneigt. Er, der aus sich klein ist, möchte gern groß sein. Er, der im Vergleich zum Universum eine Nebensache ist, möchte sich gern zum Centrum machen, um welches sich alles dreht. Er, der im Vergleiche mit Gott nichts ist, möchte gern alles sein. „Ihr werdet sein wie die Götter", dies Bestreben zeigt sich bald offen, bald versteckt.

Es ist etwas so Großes, klein zu sein, daß man es schwerlich lernen könnte, wenn nicht du, o Jesus, der du so groß bist, selbst so klein geworden wärest.

4. Demuth verbietet dir nicht standesgemäßes Auftreten, Sorge für deinen guten Ruf, standesgemäße Anforderungen. Auch ein Apostel Paulus pochte auf sein Recht und machte die Ansprüche seines Standes geltend. Nur muß das alles aus einem guten Beweggrunde geschehen.

Demuth bedeutet nicht Kleinmuth, sondern vielmehr Muth und Entschiedenheit. Der Demüthige sagt mit dem Apostel: „Ich vermag alles in dem, der mich stärkt" (Phil. 4, 13).

Meide in deinen Werken, Worten, freiwilligen Gedanken alles, was dem Hochmuth schmeichelt und die Eitelkeit nährt. Denke nicht in Selbstgefälligkeit an dein kluges Benehmen, an die großen Dinge, die du verrichtet, an die Anerkennung, welche du gefunden hast.

Wende deinen Blick auf deine Schwachheiten. Seine eigenen Fehler möglichst übersehen oder gar entschuldigen ist Hochmuth. O wie viel besser scheinen wir uns zu sein, als wir wirklich sind! Wie viele Sünden habe ich begangen, die kein Mensch weiß! Was nützt es mir, ein übertünchtes Grab zu sein?

Deine Vollkommenheit besteht nicht in der Tugend, welche du selbst in dir zu erkennen glaubst, sondern in jener, welche Gott in dir erkennt. Darum hast du keine Ursache zur Anmaßung, sondern zur Furcht.

Dränge dich nicht vor, um das große Wort zu führen oder

andern deine Meinung einzureden. Vermeide jede Anmaßung und Sonderbarkeit.

Bringe nicht leicht die Rede auf dich; und spricht man in rühmender Weise von dir, so trachte möglichst bald unbemerkt abzulenken.

Hänge nicht dem Gedanken nach, es geschehe dir von deinem Mitmenschen oder Vorgesetzten oder von Gott Unrecht.

Bei vorkommenden Verdemüthigungen, Rücksichtslosigkeiten, Zurücksetzungen hüte dich vor jeder Bitterkeit im Gefühle, aber noch mehr im Reden.

Der Spruch: Ehre verloren, alles verloren, ist wahr, wenn es sich um die Ehre vor Gott und dem eigenen Gewissen handelt; derselbe ist nicht wahr, wenn die falsche, trügerische Ehre bei den Menschen in Frage kommt; mit dieser ist nur Scheinehre verloren, nicht wirkliche Ehre.

Nach begangenen Fehlern ärgere dich nicht, sondern benutze das, was geschehen ist, zu deiner Verdemüthigung.

Wer sich verwundert, wenn er sündigt, der kennt sich selbst noch nicht. Wer sich darüber muthlos machen läßt, der ist stolz oder er kennt Gottes Güte noch nicht.

5. Benutze alle Widerwärtigkeiten, um in der Demuth Fortschritte zu machen.

Hochmuth ist der gewandteste Schauspieler; hüte dich vor seinen Vorstellungen.

Oft sind Leute, welche am häufigsten über ihre Fehler reden, von ihren Vorzügen am festesten überzeugt. Sie schämen sich ihrer Selbstgefälligkeit und trachten wenigstens den Schein von Demuth zu erheucheln.

Du glaubst, mein Freund, daß du bescheiden bist, indem du selber sagst, was dir gebreche. Doch merkt man bald, was deine Absicht ist: daß man darauf dir möglichst widerspreche.

Manche treiben die gefährliche Unlauterkeit, daß sie durch Hingebung an eine gute Sache für ihre Person steigen wollen.

Die Sache Gottes dem Egoismus unterordnen, ist ein schreckliches Spiel.

Hast du mit guter Absicht ein gutes Werk begonnen, so sollst du es nicht deshalb aufgeben, weil du während Verrichtung desselben von selbstgefälligen Gedanken geplagt wirst.

6. Willst du nach geistlicher Demuth streben, so betreibe vor allem das Studium der Selbstkenntniß. Beobachte dich, erforsche dich. Betrügst du dich selbst, der Schaden ist dein und nicht Gottes.

Wer sich selber kennt, ist strenge gegen sich selber, jedem Schwachen gelind und richtet ungern den Bösen.

Daß wir unsere Unvollkommenheit erkennen und uns darüber vor Gott demüthigen, ist ein wesentlicher Theil der christlichen Vollkommenheit.

Bete zu Gott um Erleuchtung und Einsicht. Je weniger Verstand einer hat, um so weniger merkt er den Mangel; und je weniger Selbstkenntniß, desto mehr Selbstüberhebung.

Fehler anderer können dir deine eigenen offenbaren. Die Beachtung anderer soll dich zur Beachtung deiner selbst anregen.

Beachte dich *mehr* als andere. Gar mancher klagt über die böse Welt, obgleich er selbst um kein Haar besser ist. „Er wirft den Kopf zurück und spricht: Wohin ich blicke, Lump und Wicht. Doch in den Spiegel blickt er nicht."

Sieh mehr auf das, was du thust, als auf das, was du wünschest. In seinen Werken kann der Mensch sich selbst bemerken.

Beachte deine gewöhnliche Redeweise. Willst du wissen, wer du bist, erforsche dich, wie du sprichst. Worte geben Kunde vom Herzen wie Zweige von der Wurzel.

Beachte, wie du über andere urtheilst. Im Urtheile über andere liegt oft die eigene Verurtheilung.

Beachte die Urtheile derer, denen du zuwider bist. Theuer ist mir der Freund, doch auch den Feind kann ich nutzen. Zeigt mir der Freund, was ich kann, lehrt mich der Feind, was ich soll.

7. Laß dir niemals durch das, was nicht zur Sache gehört, dein Urtheil trüben. Man reiße den Menschen aus seinen äußern Verhältnissen, und was er dann ist, das ist er.

Laß dir nie durch Affecte deine Schwächen beschönigen. Es gibt wenige, welche ohne ein Gebrechen wären, in das sie nicht verliebt sind.

Willst du nach christlicher Demuth streben, so halte vor allem deinen Blick auf Christum gerichtet.

Je mehr ein Mensch in der Erkenntniß Christi sich vervollkommnet, desto feiner wird die Unterscheidungsgabe für alles, was vollkommen ist, desto größer der Kreis dessen, von dem er sieht, daß es ihm fehlt; desto inniger das Gefühl eigener Unzulänglichkeit.

Der Gottlose trachtet durch Niedertreten anderer sich selbst zu erhöhen. Dem Gottesfürchtigen ist's recht, daß er selbst niedergetreten wird, wenn nur Gott dabei erhöht wird. Und wie immer er von Menschen niedergetreten wird, er ist darob nicht unglücklich, weil ja auch Gott in Christus niedergetreten wurde.

Neunzigstes Kapitel.

Gegen die Eiteln und Ehrsüchtigen.

1. Ehrsucht und Eitelkeit gehört zum Stolze. Diese Schwäche besteht in der ungeordneten Neigung, bekannt, angesehen und geehrt zu sein bei andern, in der Sucht nach Anerkennung, Lob und Ruhm bei den Menschen.

Ein gewisses Ansehen bei den Mitmenschen gehört zu unserer Lebensstellung. Wir haben ein Recht darauf und haben die Pflicht, dafür besorgt zu sein. Der Fehler beginnt da, wo wir diesem an und für sich berechtigten Ansehen einen zu hohen

Werth beilegen; noch mehr da, wo wir ein unberechtigtes und ungebührliches Ansehen bei den Menschen erstreben.

Der eitle Mensch wähnt, er lebe nicht, wenn er unbekannt ist; er zeigt sich deshalb, soviel er kann, und glaubt, seine Größe nehme zu in demselben Maße, als der Kreis seines Bekanntseins sich erweitere.

Auch vom Standpunkte der bloßen Vernunft kann man die Nichtigkeit dieser Leidenschaft durchschauen. Die hervorragendsten Weltgrößen haben zu jeder Zeit das alte Wort zum Ausdruck gebracht: Alles ist Eitelkeit.

Der Ruhm gleicht einem Kreise im Wasser: er wird immer weiter und weiter, bis er sich gar bald selbst vernichtet; er gleicht den Seifenblasen, die dann platzen, wenn sie am schönsten sind.

Was ist der Ruhm anders als ein leerer Schatten, von dem man weder größer noch kleiner wird?

Bei wem sucht man diesen Ruhm? Bei Menschen, die so oft in ihren Urtheilen irren und leidenschaftlich sind! Bei hinfälligen Staubgebilden! Bei Menschen, die so oft jedes moralischen Werthes bar sind!

Manche suchen ihren Ruhm in Sündhaftem, Eingebildetem, Erlogenem, andere in Aeußerlichkeiten, hübscher Gestalt, zierlicher Frisur, modischer Tracht, schöner Stimme; andere allerdings in wirklichen Vorzügen, als da sind Talente des Geistes oder des Herzens. Aber ist es *mein* Verdienst, daß ich sie besitze? Gott hat sie mir gegeben. Andere hätten sie auch, wenn Gott sie ihnen gegeben.

Darf der Esel, auf den der Müller *mehr* Säcke legt, seine Ohren höher recken als der, welcher weniger trägt?

Diese Leidenschaft geht aus dem theils unbewußten, theils bewußten Streben hervor, sich selbst an die Stelle Gottes zu setzen; sie verdirbt alle Tugend, indem sie dieselbe in den Dienst des Egoismus stellt.

2. Ein chinesisches Sprichwort sagt: Wer sein Herz dem Ehrgeiz öffnet, verschließt es der Ruhe.

Und doch schwitzt der Naturmensch Ehrsucht, Eitelkeit, Gefallsucht aus allen Poren. Diese Leidenschaft ist das gefräßigste Ungethüm, welches keine Kost verachtet.

Der Ergeiz fühlt sich getadelt, wenn er nicht gelobt wird. Deshalb sucht man sich geltend zu machen im Sichtbaren, trachtet sich breit und auffällig zu machen, ein jeder in seiner Weise. Man plündert die ganze Schöpfung aus und hängt sie sich an, äußerlich und innerlich, nur um zu glänzen und den Ruhm der Menschen zu erhaschen.

Der Ehrgeiz ist es, der im gesellschaftlichen Leben sich als Feind des Friedens und der Verträglichkeit, als Ursache aller Unruhen, als Quelle aller Heuchelei und Streberei und alles Neides geltend macht.

Manch Kleiner, um sich groß zu zeigen, hat versucht, emporzusteigen auf ein hoch Gerüst. Ach, wenn er doch wüßt', daß man in der Höh' noch kleiner ist!

Was ist der hohe Rang? Ein stolzer Bettler, der prahlt und bettelt, bei der Menge bettelt um ein Almosen von Huldigung, dem oft versagt die Menge ihre milde Gabe. Und doch bleibt die Welt voll dieser Bettler.

Darin gleicht der Wurm dem ehrgeizigen Streber, daß er sich krümmt und kriecht; aber er hat kein Knopfloch.

Jeder Mensch wird geboren mit der Neigung, sich geltend zu machen, sich sehen zu lassen, selbst in der Tugend; und die Vernunft versteht es, dieser Neigung einen Tugendanstrich zu geben. Der Glanz der Tugend hat schon manchen um die Tugend gebracht, die er besaß.

Manche lehnen Lob ab, weil sie zweimal gelobt sein wollen.

Manche sonst gute Menschen werden zum Lügen verleitet, weil sie dem Ehrgeiz nicht widerstehen.

Wieviel gibt die Welt auf Schein von Gelehrsamkeit! Und

doch, was ist solcher Schein? Der Esel, der viele Bücher trägt, ist darum nicht gelehrt; er behält seine Ohren, wenn er auch griechische Disteln frißt.

Manch Eitler glaubt, ein jeder gucke auf das, was just gethan er; er meint, wenn er gegen den Ocean den Mund öffne, er beleidige die Amerikaner.

Noch mehr Leute gibt es, die eitel genug sind, zu glauben, sie hätten allenthalben Neider, obgleich ihnen wenig Beneidenswerthes eigen ist.

Der eine greift den andern an, und laut wird fremder Fehl verkündigt; doch selten sah man einen Mann, der frei gestand, wenn er gesündigt.

Den Stachel des Schmerzes stumpft die Zeit ab, den der verletzten Eitelkeit verschärft sie.

So ist die Eitelkeit immer widerlich und quälerisch, oft lächerlich. An einem Christen ist sie noch ekelhafter.

3. Christus ist uns ein leuchtendes Vorbild. Es ist ihm nicht darum zu thun, sich der Welt zu zeigen, um Ehre einzuheimsen. In einem einsamen Gebirgsorte verbrachte er seine Jugend. Arme Handwerksleute, von hohem Adel heruntergekommen, waren seine Verwandten. Bis zum dreißigsten Lebensjahre ließ er sein Leben in den gewöhnlichsten Beschäftigungen aufgehen. Er verbirgt all seine Macht und Weisheit unter die gewöhnliche Menschenhülle. Ebenso verbirgt er seine göttliche Heiligkeit unter die Erscheinung eines tugendhaften Menschenkindes.

Auch als sein Messiasberuf ihn zwang, in die Oeffentlichkeit zu treten, suchte er niemals Lob und Anerkennung seiner irdischen Vorzüge; er ging ganz auf in dem Gedanken an die Ehre seines himmlischen Vaters. Als ihm dafür von den Menschen Schmach und Verfolgung zu theil ward, ließ er alles in heiliger Geduld über sich ergehen. Schon als Kind mußte er als staatsgefährlich in die Verbannung, und als Verbrecher starb er am Kreuzesgalgen.

Und trotz solchen Beispiels wolltest du auf Lob und Ansehen bei den Menschen deinen Ehrgeiz richten? wolltest dich unglücklich fühlen, wenn dir solches versagt wird? Wäre der Ruhm bei den Menschen wirklich so werthvoll, Christus hätte denselben auch gesucht.

Vermeide es also, dir falschen Schein zu erwerben. Begnüge dich, Gutes zu thun, und überlasse andern das Reden darüber. Strebe lieber danach, gut zu sein, als gut zu scheinen. Nur wer im Grunde des Herzens Gott sucht, vermag sich vor eitler Ehrsucht zu bewahren.

Der thut nicht gut, der das Gute will um Lohn und Ehre. Nein, thu das Gute ganz so still, als ob es Böses wäre.

Ueberschätze nicht deine Geisteskräfte, sondern erkenne an, was dir abgeht. Manche würden Weise sein, wenn sie es nicht zu sein glaubten.

Wünsche nicht zu scheinen, als wüßtest du etwas oder wärest du etwas, und selbst wenn du andern etwas zu sein scheinst, so mißtraue dir selbst.

Dem Pfau, der seinen Schweif ausbreitet, sollst du nicht gleichen, am wenigsten dann, wenn der Schweif keine Federn hat.

Je mehr Vertrauen dir andere schenken, mit desto mehr Mißtrauen beobachte dich selbst.

Einundneunzigstes Kapitel.

Die Armut Christi.

1. Nicht weniger als die Demuth verdient die Armut unsere Beachtung. Alles im Stalle von Bethlehem drängt uns diese Betrachtung auf. Der Ort, an dem der Gottmensch das Licht der Welt erblickt, ist ein Stall, und der Stall ist fremdes Eigenthum; Krippe und Stroh sind fremdes Eigenthum. Da liegt der Herr der Welt in kalter Nacht auf rauhem Stroh!

Die Krippe ist eine Offenbarung des Geistes des Erlösers, der Beginn eines Lebens in bitterster Armut. Arm war Christus in Bethlehem, ein armes Leben führte er in Nazareth. Während seines öffentlichen Lebens war er stets bei Fremden, auf Wegen und Plätzen, wie es sein Beruf mit sich brachte; nachts unter freiem Himmel, unter Bäumen, in Höhlen, wenn mitleidige Menschen ihm nicht eine Wohnung einräumten.

„Die Vögel haben ihre Nester, die Füchse ihre Höhlen: der Menschensohn aber hat nicht, wo er sein Haupt hinlegen kann" (Matth. 8, 20. Luc. 9, 58). Arm war seine Nahrung. Heute war er bei Lazarus oder einem abgeneigten Pharisäer, morgen in der Wüste mit wenigen Broden bei vielen Leuten; ein andermal in der Mittagshitze auf offenem Felde mit seinen Aposteln ohne einen Bissen Brod, so daß diese anfingen die Aehren abzustreifen (Matth. 12, 1).

Arm war sein Kleidervorrath (Joh. 19, 23). Nicht einmal so viel Geld besaß er, daß er die Tempelsteuer bezahlen konnte (Matth. 17, 26). Er lebte von Almosen (Luc. 8, 3. Joh. 12, 6).

Die Armut Christi wuchs bis zu seinem Tode. In Nazareth, in dem armen Häuslein hatte er noch ein ständiges Heim, und Maria und Joseph sorgten für alles. Bei seinem Tode hatte er nicht einmal einen Trunk Wasser, und kein Linnen zur Bedeckung, und keine Rast für das verwundete Haupt, und kein Grab zur Ruhestätte.

Warum erschien denn das Heil der Welt in so außergewöhnlicher Armut? Es gehörte dies zu jener unendlichen Selbstentäußerung, mit der die unendliche Verherrlichung Gottes verknüpft war. Es gehört aber auch zu der Belehrung und Heilung, deren wir bedürftig waren.

Wir Menschen wollen glücklich werden. Da drängt sich uns das, was wir mit den Sinnen wahrnehmen, mit einer fast unwiderstehlichen Gewalt auf. Deshalb hatten wir die Lehre noth-

wendig, daß in irdischem Besitz und irdischer Behaglichkeit nicht das endgiltige, wahre Glück liegt.

Was hätte es uns genützt, wenn uns der Heiland diese Lehre bloß in Worte gefaßt vorgetragen hätte?

2. Der in den gewöhnlichen Verhältnissen des Lebens existirende Christ ist nicht eingeladen, dem Herrn in der wirklichen Armut nachzufolgen. Gottes Vorsehung weist ihm einen Stand an, in welchem er auf den Gebrauch irdischer Güter und selbst auf Bereicherung innerhalb bestimmter Grenzen angewiesen ist.

Die Tugend der wirklichen Armut ist die freiwillige Entäußerung und Entbehrung von äußern, materiellen Gütern im Hinblick auf übernatürliche Zwecke, um der christlichen Vollkommenheit willen.

Die, welche dem Herrn mithelfen wollen, im apostolischen Berufe Seelen zu retten, müssen ihm auch in äußerer Armut mehr oder minder ähnlich sein, so wie ihr Stand es ihnen gestattet. Der Heiland fordert es (Matth. 19, 21. 23. Luc. 12, 33).

Aber alle Christen sollen arm sein im Geiste, d. h. der innern Gesinnung nach, indem sie sich frei halten von jeder falschen Werthschätzung und ungehörigen Anhänglichkeit an irdische Dinge.

Viele Menschen gelangen zu Reichthum, zu einer gewissen Höhe wie die Schornsteinfeger; sie kriechen durch dunkle und garstige Kanäle und machen sich schwarz.

Du brauchst in der Welt nicht hoch zu stehen, wenn du nur fest an deinem Platze stehst.

Zu jeder Zeit hat es Menschen gegeben, deren ganzes Streben und Leben sich um den Besitz materieller Güter drehte.

Ekelhaft ist die Erscheinung, wenn sich solche Werthschätzung des Geldes und der Behaglichkeit in das Leben jener einschleicht, die vermöge ihres Standes berufen sind, andern als Beispiel zu dienen.

3. Diese Leidenschaft ist die fehlerhafte Uebertreibung eines Hanges, welcher tief in der menschlichen Natur haftet.

Du darfst Reichthum besitzen, aber dein Reichthum darf nicht dich besitzen. Es ist etwas anderes, Gift zu haben und vergiftet zu sein. Die Apotheker haben Gift, aber sie sind nicht vergiftet. So kannst auch du Reichthümer besitzen, ohne von ihnen vergiftet zu werden, wenn du sie nämlich nur im Beutel und nicht im Herzen hast.

Diese Leidenschaft ist des Menschen unwürdig. Nichts verdummt den Menschen so sehr, als wenn er sein Herz an Geld, Sinneskitzel und äußere Erscheinung hängt.

Diese Leidenschaft ist gefährlich, weil sie den Menschen in den Stand setzt, allen andern Leidenschaften Aufhilfe zu verschaffen. Je mehr sich irdisches Glück auf Glück häuft, desto mehr Gefahr läuft man, auszugleiten und große Verwirrung anzurichten.

Leicht bringt sie Menschen zu der Ansicht, sie hätten Gott nicht nöthig, weil sie Geld haben. Ein Wehe ruft der Prophet: „Wehe, die ihr reich seid in Sion, und Vertrauen habt auf dem Berge Samarias, ihr Edlen, Häupter der Völker, die ihr in Pracht einhergehet im Hause Israel" (Amos 6, 1).

Diese Leidenschaft hat noch nie einen Menschen glücklich gemacht. Der Reichthum gleicht dem Seewasser: je mehr man davon trinkt, desto durstiger wird man.

Und was erst, wenn der Mensch aus Geiz sein Geld zusammenhält? Ein Esel, so sagt ein kluger Mann, hat bei Lebzeiten nichts als viel Arbeit und schlechtes Futter, nach seinem Tode macht seine Haut als Pauke andere lustig und fröhlich. Aehnlich der Geizige.

Als Sokrates einen reichen Mann sah, der viel auf seinen Reichthum hielt, sagte er: Wieder einmal ein vergoldeter Sklave.

Reichthümer sind Dornen. Sie stechen mit tausend Mühsalen, wenn man sie erwirbt; mit noch mehr Plagen, wenn man sie festhält; mit noch mehr Sorgen, wenn man sie ausgibt; und mit noch mehr Kummer, wenn man sie verliert.

4. Zu Reichthum braucht man Glück, aber zu Glück nicht Reichthum.

Wer schnell und leicht erhalten will, was er begehrt, darf nicht so sehr darauf ausgehen, seine Güter zu vermehren, als vielmehr seine Habsucht zu vermindern.

Willst du am leichtesten irdische Güter verachten, so betrachte die meisten Leute, welche mit ihnen gesegnet sind.

Gar bald und unerwartet kommt die Zeit, in der die Männer des Reichthums nichts in ihren Händen finden. „Thor, diese Nacht fordert man deine Seele von dir; und was du erworben hast, wessen wird es sein? So ist derjenige, der Schätze sammelt für sich und nicht reich ist in Bezug auf Gott" (Luc. 12, 20. 21).

Häufe dir jenen Reichthum auf, den Diebe nicht entwenden und Gewaltmenschen nicht ergreifen können, welcher dir in den Tod folgt, welcher nicht schwindet und nicht verdirbt.

Das nun sind die vier Grundtugenden des göttlichen Herzens Jesu: Gehorsam gegen den himmlischen Vater, Liebe zu den Menschen, Demuth in Bezug auf sich selbst, Geringschätzung der Dinge dieser Welt.

Zweiundneunzigstes Kapitel.

Der Name Jesu.

1. Wie im Christenthum die heiligmachende Gnade an die Taufe geknüpft ist, so war dieselbe bei den Juden an äußere religiöse Zeichen gebunden. Für die Knaben bestand das Zeichen in der Beschneidung. Die Beschneidung galt als ein Zeichen der Uebernahme des jüdischen Gesetzes, seiner Verpflichtungen und seiner Segnungen (1 Mos. 17, 9—14. Kol. 2, 11. Gal. 5, 3. Röm. 2, 15). Sie sollte auch ein Zeichen für die Nothwendigkeit der Buße sein (5 Mos. 10, 16; 30, 6). Bei der Beschneidung erhielt das Kind seinen Namen.

Christus unterzog sich dieser Vorschrift, obgleich er zu Befolgung der positiven Gesetze des Alten Bundes nicht verpflichtet war. Er wollte uns einen Beweis seiner wahren Menschennatur geben, wollte uns in allem gleich sein, wollte sich als Abkömmling Abrahams erweisen. Er wollte uns ein Beispiel geben, daß man die Ceremonien, daß man die Mittel, welche im göttlichen Gesetz zum Heile vorgeschrieben sind, benutzen soll.

2. Der Heiland erhielt den Namen Jesus. Der Name ist das, wodurch derjenige erkannt zu werden pflegt, der den Namen trägt; er ist ein Wort, bei dessen Aussprache der Träger des Namens vor die Seele tritt. Daher die eigenartige Bedeutung des „Namens". Die Ehrung oder die Verunehrung des Namens wird unmittelbar auf die Person bezogen, welche den Namen trägt.

Für Christus hat der Name „Jesus" noch eine besondere Bedeutung. Der Herr wird mit verschiedenen Namen bezeichnet. So heißt er in der Heiligen Schrift oft „des Menschen Sohn", d. h. im Sinne der damaligen Zeit derjenige, welcher im Alten Bunde (Dan. 7, 13) bezeichnet wird als Gott in der Menschennatur. Er heißt „Christus", der Gesalbte. Aber kein Name ist so bedeutungsvoll wie der Name „Jesus".

Dieser Name ist ausgezeichnet wie in seinem Ursprunge so auch in seiner Bedeutung. Er heißt so viel als: „Gott ist Heil". So ist er uns Unterpfand der Verzeihung der Sünden, der Erhörung unserer Gebete, der göttlichen Gnade und aller Segnungen, die uns vom Heilande zu theil werden. Für den Heiland selbst ist dieser Name eine große Herrlichkeit, so daß sich in diesem Namen Erde, Himmel und Hölle beugen (Phil. 2, 10).

Liebe also deinen Heiland, der aus Liebe zu dir die armselige Menschennatur annahm und zum Büßer wurde. Laß dich zu jeder Pflichterfüllung bereit finden, welche dir Religion und Beruf auferlegen.

Schätze den Namen Jesu und trage deinen eigenen Christennamen in Ehren. Schmach über den, der sich selber nicht die Achtung zollt, die einem Christen gebührt.

Alexander d. Gr. sagte zu einem Soldaten, der seinen Namen trug und feige war: „Entweder ändere deinen Namen oder dein Benehmen.“ Sorge, daß dein Benehmen mit deinem Christennamen in Einklang bleibe.

Indem wir den Namen „Christ“ in Ehren tragen, ehren wir auch den heiligsten Namen Jesu.

Sprich diesen Namen nie vergeblich aus. Gebrauchen wir denselben in Ehrfurcht, herzlicher Liebe und Vertrauen.

Dreiundneunzigstes Kapitel.

Christliche Einfalt.

1. Neben der christlichen Klugheit gibt es eine christliche Einfalt. An diese Tugend erinnert uns das Kind Jesus.

Christus hat die Einfalt in eigenthümlicher Weise bevorzugt. Seine ersten Apostel waren einfache Hirten, seine zweiten einfache Fischer. Er selbst war ein einfaches Kind. Einfache Kinder stellt er uns als Vorbilder hin. Er befiehlt uns, einfach zu sein wie die Tauben.

Die Einfalt hat keine Hintergedanken, sie geht einfach voran. Die christliche Einfalt will und sucht nur Gott, richtet alles auf Gott.

Nur Gott nimmt sie an erster Stelle zur Richtschnur ihrer Begriffe und Urtheile, zum Gegenstand ihrer Wünsche, zum Zweck ihrer Handlungen.

Die Einfalt sucht nichts neben und außer Gott, sondern alles nur um Gottes willen.

Sie geht zu Gott auf dem kunstlosesten, ungesuchten Wege, durch das Nächste und Vorliegende, wie es kommt; durch Benutzung der Verhältnisse, wie sie liegen; durch Erfüllung der Standespflichten, durch Ergebung in Gottes Fügungen und Zulassungen.

Die Einfalt macht sich nicht vielerlei unnöthige Sorgen; sie liebt nicht das Auffällige, Außergewöhnliche. Sie ist demüthig und selbstlos und arglos.

Die Einfalt ist niemals politisch. Die falsche Politik ist die Kunst, aus falschem Egoismus die Gedanken zu verbergen, etwa zu reden wie ein Engel und zu denken wie ein Teufel.

Die Einfalt ist die liebliche Kindheit der Seele und stets voll frischer Freude; muthvoll gleitet sie hinweg über die Härten des Lebens, weil sie stets nur eines im Auge und Herzen behält.

2. Das Gegentheil der Einfalt ist Zwiespältigkeit. Niemand kann zwei Herren dienen, insofern diese sich gegenüberstehen.

Solche Zweifältigkeit verdunkelt den Geist und zerstört den Frieden des Herzens. Nur die Seele, die in ihrem Grundzug auf Gott gerichtet ist, ist in ihrer Bestimmung und vermag sich den echten Frieden zu bewahren.

Das Gegentheil der Einfalt ist die Allerweltsklugheit, die niemals geradeaus geht, sondern stets auf versteckten Schleichwegen zum Ziel zu gelangen trachtet.

Deine Weisheit sei die Weisheit der grauen Jahre, aber dein Herz sei das Herz der unschuldigen Kindheit.

Ein wahrhaft weiser und großer Mann ist derjenige, der seine Kindlichkeit nicht verliert.

Das Gegentheil der Einfalt ist die Sucht aufzufallen und sich interessant zu machen. Schon die Thatsache, daß auffällige Sonderbarkeiten stets Widerwillen erregen, sollte antreiben, sie zu vermeiden.

Das Gegentheil der Einfalt ist die Verlogenheit, die anders denkt und anders spricht, und bald so bald anders spricht. Die moderne, entchristlichte Welt ist eine Welt, in welcher der eine den andern belügt.

Wir sollen sein wie die Kinder. Ein Kind ist bildsam, es läßt sich von seinen Fehlern leicht abbringen; wenn es wegen wirklicher Fehler gestraft wird, trägt es nicht nach, es ist nicht verbittert.

Durch nichts läßt das Kind sich abbringen von der Liebe zur

lieben Mutter, zum lieben Vater; bald küßt es wieder die Hand, die es vor kurzem gezüchtigt. Erschreckt eilt es in unbedingtem Vertrauen zur Mutter. Ein Kind ist unschuldig, ist arglos.

Vierundneunzigstes Kapitel.

Christus und die Trennung der Geister.

1. Christus hat einen gewaltigen Zwiespalt in die Welt gebracht. Durch ihn ist die ganze Weltgeschichte gestaltet worden zu einem Kampf für oder wider Christum. Bereits in Christi Kindheit wurde dies vorherverkündet.

Als Kind wurde Christus zu Jerusalem, der auserwählten Gottesstadt, im Tempel dargestellt. Es war das eine Ceremonie, in der das besondere Eigenthumsrecht Gottes über das israelitische Volk zum Ausdruck kommen sollte.

Der greise Simeon nennt das Kind das verheißene Heil, den Ruhm des auserwählten Volkes, das Licht der Heiden und aller Völker (Luc. 2, 30 ff.). Das Kind ist die Ursache des Heiles; was gerettet wird, verdankt ihm die Rettung; was zu Grunde geht, holt sich an ihm die Verdammung.

Christus ist die Entscheidung für Israel und das ganze Menschengeschlecht; ein Zeichen des Widerspruchs und ein Stein des Anstoßes. Vor ihm scheiden sich die Wege aller, der Einzelnen und der Völker, zur Rettung oder zum Verderben. Er ist der Erlöser.

Es ist dies die erste feierliche, öffentliche Begegnung des Messias mit seinem Volke Israel. Sie geschieht im Tempel, in Gegenwart von Vertretern des Priesterthums und des frommen Volkes. Sie geschieht durch Vermittlung Mariä, die in treuer Erfüllung einer Gesetzesvorschrift mit ihrem Kinde im Tempel erscheint.

Nie ward ein herrlicheres Opfer in diesem Tempel dargebracht. Der Tempel erstrahlte in der prophezeiten Herrlichkeit,

und das alte Priesterthum, auf dessen Arme der Heiland erhoben wurde, erreicht die Höhe seiner Aufgabe.

Simeon und Anna sind, wie Zacharias und Elisabeth, der Ausdruck der wahren alttestamentlichen Heiligkeit in Gebet, Buße, Gesetzesbeobachtung und Sehnsucht nach dem Messias.

Ihre Erwartung ist nicht jüdisch; sie erwarten nicht einen Messias des Geldes und der Fleischeslust. Sie erwarten einen Messias der Leiden, der selbst dem Volke Israel ein Zeichen des Widerspruches sein wird.

Sie treffen ihre Wahl, scheiden aus aus dem unheiligen Volk und nehmen mit ihrer Herzensgesinnung ihre Stellung bei der Schmerzensmutter unter dem Kreuze.

2. Wenn Christus das Zeichen des Widerspruches, die Ursache des Heiles und der Anlaß des Unterganges ist, dann ist er es auf den Armen seiner Mutter. Jesus und Maria bleiben auf das innigste verbunden.

Auch an Maria, der Gottesmutter, werden die Gedanken der Menschen offenbar zum Heile oder zum Verderben. Auch gegen Maria ist niemand gleichgiltig. Entweder preist man sie selig, wie es im Evangelium im Magnificat vorherverkündet wurde, oder man schmäht sie.

Im Seherblick schaut Simeon den Calvarienberg mit Jesus und Maria; alle Menschen und Völker ziehen hier vorüber und sprechen sich aus in Anbetung oder Haß, in Liebe oder Hohn, zu ihrem Heile oder zu ihrem Untergange.

Fünfundneunzigstes Kapitel.

Die Erscheinung des Königthums Christi.

1. In Ländern östlich von Judäa (Chaldäa, Persien, Arabien) gab es alte Priestergeschlechter, in denen Theile der Uroffenbarung

durch Ueberlieferung bewahrt wurden. Mitglieder derselben waren Sternkundige und standen als Kronbeamte oder Stammesfürsten in hohen Ehren. Durch verschiedene Berührungen mit dem Volke Israel mochten sie von Schriften und Propheten des Alten Bundes Kenntniß erhalten haben.

Durch besondere Offenbarung erhielten einige derselben die Weisung, sich aufzumachen zur Huldigung für den Gottmenschen, sobald sie ein bestimmtes Zeichen am Himmel erblicken würden.

Der außerordentliche Stern erschien. In festem Glauben verließen die drei Weisen ihre Heimat zu einer langen beschwerlichen Reise; sie scheuten sich nicht, vor Herodes hinzutreten; und als sie in Bethlehem anlangten, was fanden sie? — Und dennoch brachten sie ohne Zaudern den Tribut der Anbetung dar.

Was bedeutet nun dieses eigenthümliche Ereigniß in der verborgenen Kindheit des Herrn? Wozu der leuchtende Sternglanz, das fürstliche Gefolge, die reichen Geschenke?

Das ist ein Offenbarwerden des Königthums Christi. Die Weisen erkundigen sich nach dem neugebornen Könige und bringen königliche Geschenke. Herodes fürchtet in dem Neugebornen einen Thronbewerber.

Der Ursprung dieses Königthums ist begründet in der Gottheit Christi. Christus herrscht von Anfang an, und seines Reiches wird kein Ende sein. Sein Königthum erstreckt sich über alles. Ihm gehört das Gold der Erde, und die Sterne des Himmels gehorchen ihm.

Christus ist Herr seiner Freunde und Diener, die er beruft und mit seiner Gnade stärkt. Er ist Herr seiner Feinde, die mit ihren Plänen ihm dienen müssen.

Er ist Herr aller Menschen, der Heiden nicht weniger als der Juden. Als Herr über alle beruft er Hirten und Könige, Arme und Reiche.

Das Judenthum weist die Heiden zu Christus, geht aber

selber nicht zu ihm. Die Weisen sind die Erstlinge des zum Christenthum bekehrten Heidenthums.

2. Selig, wer sich an diesem Könige nicht ärgert! Das ist ein Ruf, der durch alle Jahrhunderte schallt!

Den Juden, d. h. den Geldmenschen, war Christus zu jeder Zeit ein Aergerniß.

Den Heiden, d. h. den Genußmenschen, war er zu jeder Zeit eine Thorheit.

Aber wie groß sind die Scharen, welche im Gefolge der drei Weisen vom Morgenlande zum König nach Bethlehem pilgern, um dort das Opfer der Liebe, des Gebetes, der Selbstüberwindung darzubringen? Wer ist so groß und mächtig wie das Kind von Bethlehem?

Ungezählte Scharen der edelsten Menschen opfern ihre Heimat, Familie, Schätze, Lebensstellung, ihr Herz, ihr Leben. Sie alle sagen: Wir haben den Stern gesehen und wir sind gekommen, und wir haben ihn gefunden und wir wollen ihn behalten.

Das Christenthum wendet sich nicht bloß an die untern Volksklassen, an die Unterdrückten und Armen; es ist die Religion aller. Jairus, der Hauptmann von Kapharnaum, die Familie des Lazarus, Maria Magdalena, der Rabbi Nikodemus, der Rathsherr Joseph von Arimathäa gehörten den höhern Ständen an. Der erste Heide, den Petrus taufte, war ein römischer Hauptmann.

Paulus entstammte einer begüterten Familie; seine Predigten richtete er oftmals gerade an die Gebildeten. Unter den Bischöfen und Priestern der ersten Zeit gab es zahlreiche Männer, die sich an Wissenschaft kühn mit den gelehrtesten des Heidenthums messen konnten.

Die Acten der Martyrer beweisen, daß sich zahlreiche Personen der höhern und höchsten Stände zum Christenthum bekannten. So mußte es sein. Die Gebildeten, Reichen und Mächtigen be-

dürfen in ihrem eigenen Interesse und in dem der Menschheit der Religion noch viel mehr als die Armen.

Das Christenthum hat den Geist der Gesellschaft von oben herab in friedlicher Entwicklung so umgestaltet, daß die Umgestaltung auch den Armen und Sklaven zu gute kam.

3. An Herodes sehen wir, wie die Abkehr vom Königthum Christi die ekeln Leidenschaften entfesselt. Beherrscht von Herrschsucht, bewacht er mit Argwohn seine irdische Machtfülle.

Das sind die Befürchtungen und Ränke einer gewissen Politik bis auf den heutigen Tag. Von Christus hat sie nichts zu fürchten; sein Reich ist nicht von dieser Welt, er schenkt den Staaten ihre Festigkeit. Aber dennoch fürchtet sie ihn. Wie viele politische und persönliche Heuchelei und Schlechtigkeit ist dieser Quelle entflossen!

Wider Willen muß die Macht dieser Welt den Interessen des Kindes von Bethlehem dienen, sei es durch blutige Verfolgungen, sei es durch offene oder stille Culturkämpfe. Wenige Monate nach dem Kindermord erlag Herodes einer scheußlichen Krankheit.

Wie glücklich sind die unschuldigen Kinder, welche um Christi willen den Tod erlitten! Kaum hatten sie das Elend des Daseins verkostet, da schlossen sie ihre Augen für die irdische Welt, um sie zu öffnen für den Himmel.

Irdisches Unglück, Leiden und Tod um Christi willen wird Heil, Leben, Freude in der Ewigkeit.

Sechsundneunzigstes Kapitel.

Die Fügungen der göttlichen Vorsehung.

1. Als Herodes in wilder Leidenschaft zum äußersten griff, veranlaßte Gott die Flucht der heiligen Familie nach Aegypten. Zu Israel stand Aegypten in mannigfacher, bedeutsamer Beziehung.

So ist es die Handlungsweise Gottes. Für gewöhnlich läßt er der Natur und dem Willen der Menschen ihren Lauf. Er greift nur ein auf besondere Gründe hin. Seine Fügungen und Zulassungen sind sehr oft für menschliche Kurzsichtigkeit unbegreiflich.

Gott ließ seine Anordnung durch einen Engel dem hl. Joseph in einem prophetischen Traume zukommen. Die Flucht war eine harte Zumuthung, eine schwere Last. Wie unsicher waren dabei die Aussichten!

Ohne Zögern stand Joseph auf, nahm die Mutter und das Kind nachts und floh nach Aegypten. Keine Unannehmlichkeit der Reise blieb der heiligen Familie erspart. In Demuth und Gottvertrauen harrte Joseph aus und verblieb in Aegypten, bis er die Botschaft erhielt, alle die, welche dem Kinde nach dem Leben strebten, seien gestorben. Durch göttliche Mittheilung geleitet, nahm er seinen Aufenthalt in Nazareth.

2. Die Unbegreiflichkeit der Fügungen der göttlichen Vorsehung nimmt im Leben Christi zu an Bedeutung und Umfang, bis sie endlich auf dem Calvarienberg für alle Zeiten ihren Höhepunkt erreichte.

Was sind alle Unbegreiflichkeiten im Leben der Kirche und der einzelnen Menschen im Vergleich mit der Unbegreiflichkeit des Kreuzes Christi?

Wie konnte doch der himmlische Vater sein heiliges, liebstes Kind, Jesus Christus, am Oelberge vergeblich jammern, wie konnte er die Unschuld eines so qualvollen Todes sterben lassen, so daß sie sich selbst als von Gott verlassen vorkam?

Erst von der Höhe des Himmels herab werden wir diese Unverständlichkeiten verstehen. Jetzt wird uns ein solches Verständniß schwer, weil wir nicht einsehen, daß die Erde mit allem, was sie bietet, so klein, und die Ewigkeit mit allem, was sie bietet, so groß ist.

Im Lichte der christlichen Offenbarung erkennen wir klar die

Wahrheit, die uns auch die Vernunft schon nahelegt, daß wir uns nämlich in unbedingtem Vertrauen verlassen müssen auf Gottes heilige Vorsehung, wenn uns auf unserem menschlichen Standpunkte auch vieles dunkel ist. Gott in der Höhe sieht weiter. Das Kreuz sei dir stets der Leuchtthurm.

3. Das ist und bleibt das Räthsel, welches viele verwirrt und stößt, daß es den Guten in diesem Leben nicht so gut geht, wie es nach der Gerechtigkeit zu erwarten wäre.

Vieles weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß Gott sich um mich kümmert. Ich weiß, daß ich von Gott gekommen, weiß nicht, wohin ich werd' genommen; doch fest ich weiß, daß ob mir ist eine Liebe, die mich nicht vergißt.

Sei darum fleißig, fromm und hoffnungsfroh und warte still; der liebe Gott gibt, wann und wo und was er will.

Verstehe recht, was du erlebt hast in der Vergangenheit, und es wird dir Muth machen für die Zukunft. Hinter dir findest du in deinem Leben, insofern du es verstehest, lauter Vorsehung; warum soll's denn vor dir anders werden? Kann denn von dieser Vergangenheit die Zukunft abarten?

„Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen." Sei dankbar für das Glück, das dir der Herr bestimmt, und gib es gern zurück, wenn er es wieder nimmt. Es ist kein Gut so groß, er hat noch größres eben, und nimmt dir eines bloß, um andres dir zu geben.

Trauere nicht, wenn Gottes Fügung dir deine Feldfrucht mit einem Platzregen von Gold und Diamanten zerschlägt.

Dem Tapfern sind Glück und Unglück wie seine rechte und linke Hand: er gebraucht sie beide.

Hast ein Leid du in der Seele, klag vor allem Gott den Schmerz! Mitgefühl des besten Menschen fühlt nicht wie dein eigen Herz.

Begehre nicht, daß die Sachen in der Welt gehen, wie du es für richtig hältst, sondern wünsche vielmehr, daß alles, was

geschieht, geschehe nach Gottes heiligstem Willen; dann wirst du glücklich sein. Nicht sowohl die Unfälle beschweren uns als vielmehr die Vorstellungen, welche wir davon haben. Lerne also vom Leben Christi, über alles die richtigen Vorstellungen zu haben.

Siebenundneunzigstes Kapitel.

Inneres Leben.

1. Christus brachte den größten Theil seines Lebens in stiller Verborgenheit zu. Er trat nur dann und nur so oft in das äußere Leben, als es ihm sein Beruf zur Pflicht machte. „Zeige dich der Welt", so forderten ihn die Menschen auf; er that das aber nur auf bestimmte Gründe hin.

Liebe auch du die Einsamkeit; besorge dein inneres Leben. Schon die bloße Vernunft sagt dir, daß der Werth des Menschen nicht im Aeußern, sondern im Innern liegt.

„Ein angenehmes und heiteres Leben", sagt Plutarch, „kommt nicht von äußern Dingen, sondern der Mensch bringt aus seinem Innern, wie aus einer Quelle, Lust und Freude in sein Leben."

Was draußen ist, das gibt dir keinen Werth; das Kleid macht keinen Mann, der Sattel macht kein Pferd. Das Aeußere ist nothwendig, aber im Innern liegt das Werthvolle. Christus verlangt auch äußere gute Werke, ein äußeres gutes Verhalten, wie er das alles selbst geübt hat. Aber er erklärt, Liebe, Gerechtigkeit, gottesfürchtige Gesinnung sei das wichtigste.

Uebe deshalb die Innerlichkeit. Halte alles von dir fern, was die Reinheit deines Innern trüben könnte.

Was nützen dir äußerliche Werke ohne die innere Gesinnung, die den Werken ihre Bedeutung verleiht? Es gibt Weltmenschen,

welche aus Noth, aus Ehrgeiz, aus Gewinnsucht, aus menschlicher Berechnung viele Opfer bringen, sich viele Verdemüthigungen gefallen lassen: was nützt es ihnen? Die Pharisäer waren treue Beobachter der Gesetzesvorschriften: was nützte es ihnen? Das Leben indischer Büßer übertrifft an Härte alles, was wir im Leben der Heiligen lesen: was nützt es ihnen?

Ohne inneres Leben gehen dir Gottes Gnaden unbenutzt vorüber, hast du keine Kraft gegen den Anprall der Versuchungen, und dein Gebet wird zur leeren Gewohnheitssache, mit der du deiner Trägheit fröhnest.

Der liebe Gott besucht uns oft genug mit Gnad' und Huld in unserer Klause; doch leider sind für den Besuch wir selten nur zu Hause.

In unnützen Zerstreuungen liegt ein großer Verlust, eine große Gefahr für die Unbeflecktheit des Herzens, viel Anlaß zu unangenehmen Erfahrungen.

Hüte dich vor wirrem Weltgewühle; ohne Staub kommt keiner aus der Mühle.

2. Manche haben ihre Freude an geräuschvoller Unterhaltung zu großem Schaden ihrer Seele. Wie oft wünscht der Mensch geschwiegen zu haben, oder in dieser oder jener Gesellschaft nicht gewesen zu sein! Eine maßvolle Unterhaltung hat ihren Nutzen, aber in übermäßigem Reden liegt viel Anlaß zur Sünde.

In der Einsamkeit sei gerne bei dir, in der Gesellschaft freundlich bei Nebenmenschen, aber überall bei Gott, von dem Einsamkeit und Gesellschaft herrührt. Ohne Gott ist die Einsamkeit wie das Grab, und die Gesellschaft schädlich. Mit Gott ist überall gut sein, ohne Gott nirgends.

Allzu große Geschäftigkeit und Hast in äußern Sorgen macht innerlich unruhig und zerstreut und kaltsinnig gegen himmlische Dinge.

Deine guten Werke verrichte nur, um Gott zu gefallen. Die

Augen der Menschen sind ebenso viele Diebe, die dir die Schätze deiner Verdienste rauben wollen.

Wahren Trost findest du im Verkehre mit Gott. Verkehre mit den Menschen um Gottes willen, alsdann wird dir dieser Verkehr zum Heile sein. Mit Dingen, welche dich nichts angehen, beschäftige dich nicht.

Die Obliegenheiten und Ansprüche deines Standes sollst du soviel als möglich beherrschen; du sollst dich nicht von denselben verwirren und niederdrücken lassen.

Nicht in deine äußere Stellung, sondern in deine Persönlichkeit lege deine Hauptkraft; hierzu gehört Gottvertrauen und angemessenes Selbstvertrauen.

Halt dich rein und acht dich klein; sei gern mit Gott und dir allein, so wirst du in Ruh' und Frieden sein.

Bei Gott ist ein auch geringes Werk, welches im Verborgenen und ohne Verlangen, daß es andern bekannt werde, geschieht, angenehmer als tausend andere, welche aus dem eiteln Verlangen geschehen, daß sie den Menschen kund werden möchten.

Von deinem Wissen und Können zeige nur so viel, als die Umstände erforderlich machen.

Achtundneunzigstes Kapitel.

Gehorsam gegen Menschen.

1. Christus übte im Hause von Nazareth den Gehorsam. Gehorsam gegen Gott ist das erste Erforderniß des christlichen Lebens. Wie Gott der Herr in der Natur nicht alles allein thut, sondern zu seiner Wirksamkeit in den Dingen eine Mitwirksamkeit geschöpflicher Ursachen hinzunimmt, denen sich die Naturwirkungen zu verähnlichen haben, so will er auch in der Welt der freien Sittlichkeit nicht allein als Gebieter auftreten, sondern er will in verschiedenen Ordnungen sein Ansehen auf Menschen übertragen,

welche als Gottes Stellvertreter mit göttlicher Autorität uns etwas befehlen können.

Wir Menschen sollen aufeinander angewiesen sein nicht nur durch gegenseitige Liebe, sondern auch durch Befehlen und Gehorchen.

So weit muß der Gehorsam gegen Gott reichen, daß wir um Gottes willen auch Menschen gehorchen. Es ist der menschlichen Natur entsprechend, daß sich der Gottesgehorsam auch in sichtbarem Menschengehorsam ausübe. Der Vorgesetzte ist zwar nicht wie ein Instrument, ein Sprachrohr, durch welches Gott unmittelbar zu uns spricht, aber er ist Gottes Stellvertreter im eigentlichen Sinne des Wortes.

Gehorsam ist die Tugend, welche unsern Willen geneigt macht, die gesetzmäßigen Befehle der rechtmäßigen Obern zu vollziehen.

Der Gehorsam gegen Gott ist unbegrenzt. Der Gehorsam gegen Menschen hat gewisse Grenzen; derselbe kann sich niemals auf Dinge beziehen, die unerlaubt sind. Die Pflicht des Gehorsams reicht so weit wie die Rechtssphäre des Befehlenden.

2. Die Tugend des Gehorsams ergreift den Willen und erfüllt ihn mit Ehrfurcht und Liebe gegen die Person des Vorgesetzten, mit bereitwilliger Freudigkeit im Gehorchen und mit der Geneigtheit, nicht nur die Befehle, sondern auch die berechtigten Wünsche der Befehlenden auszuführen.

Die Gehorsamstugend ergreift auch den Verstand und bewahrt ihn vor stolzen Urtheilen über die Befehlenden und vor freventlicher Verunglimpfung der erhaltenen Befehle.

Im Gehorsam liegt Verherrlichung für Gott, dessen Wille es ist, daß Geschöpfe durch Geschöpfe regiert werden, und um dessentwillen man Menschen gehorcht.

Im Gehorsam liegt ein Gott besonders wohlgefälliges Opfer, indem der Mensch seinen Eigenwillen und seine freie Verfügung um Gottes willen einem andern Menschen unterstellt.

3. Daher ist uns denn auch der Heiland im Gehorsam ein leuchtendes Vorbild geworden. Von ihm heißt es: „Er war seinen Eltern unterthan" (Luc. 2, 51); er war dies bis zu seinem dreißigsten Jahre.

Der Heiland gehorchte in allem mit pünktlichster Bereitwilligkeit, er erfüllte in allem die Wünsche seiner Eltern; wenn es sich auch nur um unwichtige Dinge handelte.

Er gehorchte mit dem Willen in gänzlicher Uebereinstimmung mit dem Willen Gottes; er gehorchte mit dem Verstande, ohne dem göttlichen Besserwissen und dem Geiste der Kritik Raum zu gewähren; er unterwarf sich auch dann, wenn seine persönliche Meinung wirklich richtiger war als die seiner Eltern. Er gehorchte aus Tugend; nicht im Hinblick auf irdischen Erfolg, sondern aus Rücksicht gegen seinen himmlischen Vater.

Er wählte nicht zuerst, was er thun wollte, um es dann erst mit dem Gehorsam in Uebereinstimmung zu bringen; nein, er wollte vor allem gehorchen und nichts als gehorchen; der Gehorsam sollte alles bestimmen.

Diese Gehorsamsgesinnung setzt sich fort durch sein ganzes Leben. Als die Henker ihm befahlen, sich aufs Kreuz zu legen, legte er sich willig hin; und als ihm befohlen wurde, Hände und Füße zur Annagelung auszustrecken, reichte er sie willig hin.

Gräme dich also nicht, wenn dich deine Lebensstellung zur Unterwürfigkeit unter andere angewiesen hat. Freue dich vielmehr; denn da hast du viele Gelegenheit, die Demuth und Gottunterwürfigkeit zu üben, worin die höchste Bedeutung des Lebens liegt.

Es liegt ein eigenthümlicher Werth im Verzicht auf die eigene Ansicht, wenn derselbe geschieht um Gottes willen.

4. Aus der christlichen Bedeutung des Gehorchens ergibt sich auch die christliche Bedeutung des Befehlens. Als Vorgesetzter bist du Gottes Stellvertreter; dein Untergebener ist es auch. Bist du gegen den geringsten deiner Untergebenen ungerecht oder lieblos, so frevelst du gegen Gott. Denn Gott wird das, was du

deinen Untergebenen anthust, ansehen, als thätest du es ihm selbst an.

Als Vorgesetzter sollst du dir bewußt bleiben, daß der tiefste Grund jeglichen Ansehens in Gott liegt. Christus trat auf „wie einer, der Macht hat" (Matth. 9, 10). „Ihr nennt mich Herrn und Lehrmeister, und ihr redet recht, denn ich bin es" (Joh. 13, 13). „Einer ist euer Meister, Christus" (Matth. 23, 10). Dabei nimmt er stets Bezug auf seinen himmlischen Vater. „Wer mich sieht, sieht den Vater" (Joh. 14, 9). „Meine Lehre ist nicht meine Lehre, sondern die des Vaters" (Joh. 7, 16).

Zum rechten Befehlen gehört Klugheit und Selbstbeherrschung. Ein Vorgesetzter muß danach trachten, bei seinen Untergebenen alles zu sehen, vieles zu übersehen, nur weniges zu strafen.

Der Vorgesetzte bleibe eingedenk, daß die Untergebenen Menschen sind von der gleichen Natur, wie er selber ist. Er befehle so, wie er wünscht, daß ihm selber befohlen werde. Wo die Aeußerung eines Wunsches genügt, ist ein barscher Befehl verletzend. Wo eine Zurechtweisung genügt, soll man nicht deren zehn anbringen. Und wo ein Loth Wermuth genügt, da ist ein Centner überflüssig.

Der Untergebene soll merken, daß es dem Befehlenden nicht um die Befriedigung seines Egoismus oder einer andern Leidenschaft zu thun ist, sondern um die Sache, um die Ordnung und um berechtigte Interessen.

Ob du richtig befiehlst, erkennt man weniger an deinen Befehlen als vielmehr daran, wie dir durchweg gehorcht wird.

Neunundneunzigstes Kapitel.

Arbeit.

1. Schon als Kind führt Christus zu Nazareth ein Leben der Arbeit.

Arbeit liegt in der Natur des Menschen; ohne Arbeit kann der Mensch und die menschliche Gesellschaft nicht bestehen.

„Wie der Vogel zum Fliegen, so ist der Mensch für die Arbeit" (Job 5, 7). „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen" (2 Thess. 3, 10). Der Mensch, der nicht arbeitet, ist Gefahren ausgesetzt, denen er nicht gewachsen ist. Der Mensch, der nicht arbeitet, fällt sich selbst zur Last.

Nichts ohne Arbeit. Früchte bringet das Leben dem Manne; doch hängen sie selten roth und lustig am Zweig, wie uns ein Apfel begrüßt.

Es gibt eine großartige Verschiedenheit der Arbeit, der körperlichen sowohl wie der geistigen. Und zwar ist die Verschiedenheit derart, daß von fast allen verschiedenen Arbeitsarten eine jede einen ganzen Menschen für das ganze Leben in Anspruch nimmt.

Hieraus ergibt sich die Verschiedenartigkeit bleibender Berufsstände, höherer und niedrigerer. Diese Verschiedenartigkeit läßt sich nicht ändern; denn sie ist mit der Natur gegeben.

Dazu kommt, daß die einzelnen Menschen dem Leibe und der Seele nach verschiedenartig begabt sind. Eines schickt sich nicht für alle. Der eine Mensch ist zu diesem Stande besonders tauglich, der andere zu einem andern.

Die Arbeit ist also der Wille des Schöpfers, der die Natur der Menschen und der Dinge so eingerichtet hat und nicht anders.

2. Im Paradiese hätte die Arbeit durch ein besonderes Gnadengeschenk Gottes ihren Stachel, ihre übergroßen Beschwerden verlieren sollen. Die Gnade wurde durch die Erbschuld verloren, und der Mensch sank in die natürlichen Beschwernisse herab. „Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod essen" (1 Mos. 3, 19). Jetzt ist die Arbeit auch mit ihren *Beschwernissen* wieder Naturpflicht: sie ist darum ehrenhaft.

Das alte Heidenthum hatte die richtige Auffassung der Arbeit verloren. In Handwerk und Arbeit erblickte es eine Erniedrigung, der sich jeder freie Mann zu schämen hätte.

3. Da kam Christus. Von der Sünde hat er uns erlöst, aber die zeitlichen Folgen der Sünde — bittere Leiden und harte Arbeiten — hat er uns gelassen, damit wir uns daraus im Geiste der Buße eine Leiter zum Himmel zurecht machten. Immer wieder und wieder richtet er unsern Blick auf die Ewigkeit; hierdurch erscheint der irdische Standesunterschied als Nebensache; der eine in dieser Rolle, der andere in einer andern: was für eine Rolle ein jeder auf der Bühne des Lebens spielt, erscheint als gleichgiltig, wenn er seine Rolle nur gut spielt für die Ewigkeit.

Durch sein Beispiel hat Christus die Arbeit geheiligt. Bis zum dreißigsten Lebensjahre war er beschäftigt im Hause von Nazareth, in der Werkstube des Zimmermanns. Das waren gewöhnliche, aber doch mühevolle Arbeiten, wie sie das Leben der meisten Menschen ausfüllen.

Da Gott solches thut, muß man es jedem Menschen zur Ehre anrechnen, wenn er sich und den Seinigen durch Arbeit, unter Mühe und Anstrengung, das Leben erhält.

Das Kreuz der Arbeit war vom Heiland unzertrennlich. Sein öffentliches Leben war beständig mit angestrengter Arbeit angefüllt. Als man ihm nach mühevollem Tagewerk abends die Kranken der Umgegend vor das Haus brachte, wies er sie nicht ab und kürzte auch die Arbeit nicht.

Nie hatte er Raſtzeit, und wenn er sie halten wollte, wurde sie ihm gestört, aber nie zu seinem Leidwesen. Die Mütter mit ihren Kinderscharen nahm er freundlich auf. Als er mit seinen Aposteln in der Wüste ausruhen wollte, fand er eine Volksmenge vor, und er unterrichtete sie lange (Marc. 6, 34).

Er kannte keine Liebhabereien, nur pflichtmäßige Arbeit. Das ermüdete ihn, und er fühlte auch die Müdigkeit (Matth. 8, 24. Joh. 4, 6).

Nichts hält ihn von der Arbeit ab, weder Mühsale des Weges und der Witterung noch die Strenge der Lebensart, die er

sich selbst in häufigem Fasten und nächtlichem Gebete auferlegte (Matth. 4, 2. Luc. 6, 12).

Aus den arbeitenden Ständen wählt er sich seine Apostel, und diese müssen Arbeiter sein. Mit der Arbeit seiner Hände verdient sich der große Weltapostel seinen Lebensunterhalt.

Zwei Stacheln sind es, welche der menschlichen Natur die Arbeit als widrig erscheinen lassen: das ist Verächtlichkeit und Beschwerniß. Christus hat sich beide, zu bitterster Schärfe zugespitzt, als Schmach und als Schmerz in seine Seele drücken lassen. So hat Christus die Arbeit wieder in ihre Rechte eingesetzt.

4. Liebe also die Arbeit. Elender ist nichts als der behagliche Mensch ohne Arbeit. Arbeitsscheu zeigt sich als Müßiggang, wenn man nicht arbeiten, nicht einmal seine irdischen Berufspflichten erfüllen will; als Trägheit, wenn man jede Anstrengung scheut; als Lauheit, wenn man für sein Seelenheil nichts Beschwerliches thun will.

Man braucht kein gläubiger Christ zu sein, um einzusehen, daß für Sittlichkeit und Glück nichts verderblicher ist als zur Gewohnheit gewordene Faulheit.

Müßiggang reibt *mehr* als Arbeit auf; Schaden und Schande hast du noch in den Kauf. Der Müßiggänger steckt voll von Wünschen.

Talent allein ist ein Stück rohes Metall; der Fleiß prägt es erst und bestimmt seinen wahren Werth.

Arbeit ist keine Qual. Jede Thätigkeit, welche einen anständigen Zweck verfolgt, hat die Eigenschaft, interessant zu werden, sobald sich der Mensch ernstlich in sie vertieft.

Das beste Mittel gegen die Grillen wie gegen die Langweile ist eine regelmäßige ernsthafte Beschäftigung. Die Natur macht uns dieselbe zum Bedürfniß, das Gewissen erhebt sie zur Pflicht und die Gewohnheit adelt sie zum Vergnügen.

5. Wer arbeitet, muß aber recht arbeiten; nicht wie ein Thier, welches weiter nichts hat als thierisches Dasein, sondern wie ein

Mensch, der für Gott bestimmt ist. Man muß Gebet mit der Arbeit verbinden und soll den irdischen Erfolg nicht als die Hauptsache betrachten.

Von der Arbeit zu unterscheiden ist jene Hast, welche eigentlich nicht arbeitet, sondern möglichst rasch nach irgend einem, wenn auch nur scheinbaren Erfolge hascht.

Arbeite gemäß dem Stande, welcher dir von der Vorsehung zugewiesen ist. Betrübe dich nicht, wenn du nach Gottes Anordnung in deinem Stande deine Talente und Vorzüge nicht geltend machen kannst; eine solche Verzichtleistung ist, insofern sie im Hinblick auf Gottes Willen geschieht, werthvoller als die glänzendste Erscheinung.

Christus heiligt die Arbeit des Lebens, auch die gewöhnlichste, durch sein Beispiel. Aber er spricht wenig von irdischer Arbeitsleistung. Er nimmt sich zu allem Zeit. Er empfiehlt nichts weniger als jene Arbeitshetze, welche die moderne Zeit ausfüllt und welche mit einem ausgelassenen Müßiggange Hand in Hand geht.

Zum Segen der Arbeit gehört eine geordnete Arbeit. Viel Unzufriedenheit kommt daher, daß man zu wenig oder zu viel oder nicht die rechte Arbeit hat.

Man soll die Arbeit nicht zu einem Götzen machen, welchem man dient, man soll sie verwenden im Dienste Gottes. Arbeit sei dir weder dein Gott noch deine Hölle; sie sei dir der Weg zu Gott.

Wie der Mensch hienieden nun einmal ist, gehört Arbeit zu dem auf Erden erreichbaren Glück. Aber sie ist nicht das Glück. Niemand ist durch seine Arbeit ganz befriedigt. Niemand kann sich ein irdisches Paradies voll beständiger Arbeit vorstellen. Wäre die Arbeit schlechthin gleichbedeutend mit Glück, so würde man ihr nicht so gern aus dem Wege gehen.

Hundertstes Kapitel.

Das Gebet.

1. Das Gebet ist die Erhebung des Geistes zu Gott. Wer betet, der wendet sich ab von dieser sichtbaren Welt, richtet alle Seelenkräfte auf Gott, um sich in der Erkenntniß und Liebe der Wahrheit zu stärken, um Gott zu loben und ihm zu danken. Je höher du wirst aufwärts gehen, dein Blick wird immer allgemeiner; stets größern Theil wirst du vom Ganzen sehen, doch alles Einzelne immer kleiner.

Das Gebet ist das Sichstützen des Geistes auf Gott; es ist der Hilferuf der Seele. Wer betet, der ist sich seiner eigenen Schwäche und Hilflosigkeit bewußt; er stützt und verläßt sich auf Gott in dem festen Vertrauen, in Gott alles zu finden, was ihm zum Heile gereicht.

Gebet ist die Vereinigung, das Einswerden des Geistes mit Gott. Der Betende legt sich wie ein Werkzeug in die Hand Gottes und gebraucht seinen Willen nur, um den Willen Gottes zu erfassen und auszuführen.

Das Gebet ist uns so nothwendig wie unser Leben.

Wir bedürfen des Lichtes in dieser in Bezug auf Höheres finstern Sinneswelt, unser Fuß bedarf einer Leuchte auf Schritt und Tritt (Ps. 118, 105).

Wir bedürfen nicht bloß des Lichtes, sondern auch der Stärke in den vielen feindseligen Elementen des Daseins. Ohne Gott können wir nichts. Mit Gott können wir alles. Gebet ist die nothwendige Nahrung der Seele; das Beten unterlassen ist schlimmer als das Essen unterlassen. Das Beten ist das Athemholen des Geistes; man darf es nicht vernachlässigen, ohne Gefahr zu laufen, geistig zu Grunde zu gehen. Gerade weil du so klein und so schwach bist, ist der gnädige Gott geneigt, deinem Flehen Erhörung zu gewähren. Wie der Weihrauch das Leben

einer Kohle erfrischt, so erfrischt das Gebet die Hoffnungen des Herzens.

Wir bedürfen nicht nur des Lichtes und der Stärke, sondern auch einer höhern Bedeutung für unser kleinliches, triviales Erdendasein. Das Dasein besitzt diese Bedeutung nur in Gott; wir müssen uns derselben lebendig bewußt bleiben. Dies geschieht nur durch das Gebet, d. h. durch Umgang und Verkehr, durch Sprechen mit Gott, durch Aussprechen unserer Gedanken und Gesinnungen gegen ihn in Dank, Lob, Bitte und Abbitte.

Wir bedürfen Gottes; wir müssen uns an Gott anschmiegen, wie das Kind an die Mutter, sonst können wir als Menschen nicht existiren. Arbeit ist gut, aber nur wenn sie mit Gebet verbunden ist. Die moderne Welt arbeitet rastlos; sie macht bedeutende Fortschritte in der Kenntniß und Anwendung der materiellen Kräfte, aber sie betet nicht; darum geht sie um so rascher dem Untergange entgegen.

Der Geist des Gelehrten, der nicht betet, steht unendlich tiefer als der Geist des armen Weibes, das betet.

Es gibt ein Gebet, von dem es heißt: Man muß immerfort beten und darf niemals aufhören (Luc. 18, 1. 1 Thess. 5, 17). Das ist die rechte Meinung, die rechte Gesinnung, in der wir alle unsere Gedanken, Worte und Werke stets auf Gott gerichtet halten (1 Kor. 10, 31). Aber außerdem gibt es besondere Gebetsgelegenheiten und Gebetszeiten, welche der Mensch nicht verabsäumen darf.

2. Hierin ist uns Christus ein Vorbild. Nicht nur empfahl er das Gebet mit Worten (Luc. 18, 1. Joh. 14, 13; 15, 7. 16; 16, 24), sondern durchflocht sein ganzes Leben mit Gebetsübungen wie mit Silberfäden (Luc. 11, 1—14; 18, 1—8).

Er betete im stillen bei der Nacht und auch öffentlich und mündlich (Matth. 6, 9. Joh. 17, 1 ff.), zu den gewöhnlichen Gebetszeiten in der Synagoge und bei besondern Anlässen (Matth. 11, 26); er betete, als er sein öffentliches Lehramt an-

trat (Matth. 4, 1), bei der Wahl der Apostel (Luc. 6, 12), beim Bekenntniß des hl. Petrus (Luc. 9, 18), bei der Verklärung (Luc. 9, 28. 29), beim Beginne seiner Leiden (Matth. 26, 36).

Aeußere Geschäftigkeit ist gut, aber sie darf nicht wichtigere Interessen schädigen.

Gott will, daß der Mensch bete. Das Gebet ist der beste Ausdruck jener Abhängigkeit von Gott und jener Unterwürfigkeit unter Gott, worin die Bestimmung des Menschen liegt. Die meisten seiner Gnaden hat Gott an unser Gebet geknüpft. Darum ist das Bittgebet von wesentlicher Bedeutung.

Aber auch das denkende oder betrachtende Gebet darfst du nicht vernachlässigen. Das ganze Leben muß ein fortgesetztes Ueberlegen sein, damit man des rechten Weges nicht verfehle. Nicht soll man das Nachdenken verschieben, bis man im Sumpfe steckt.

3. Nichts ist für uns wichtiger als die religiöse Wahrheit. Kein Tag vergehe, an dem du nicht eine Zeitlang in aller Gemüthsruhe, in Gottes Gegenwart, den Blick deines Geistes auf dieser Wahrheit hättest ruhen lassen. Sehe sie an, sehe sie nochmals an; sehe sie mit Aufmerksamkeit an, sehe sie mit genauer Ueberlegung an; durchforsche sie in ihren Gründen, in ihrer Bedeutsamkeit, in ihren praktischen Folgerungen.

Der Endzweck aller Betrachtungen ist die Veredlung des Herzens durch heilige Anmuthungen, durch gute Entschlüsse, durch Verbindung des Herzens mit Gott.

Mache jeden Morgen eine kleine Betrachtung. Da begibst du dich auf den Calvarienberg, auf eine Höhe, um dich zu orientiren und deinen Blick in die Weite schweifen zu lassen. Gemeiniglich befindest du dich tief unten im Thale, in den verschiedensten Zerstreuungen, die dich hindern an weiterem Ausblick.

In der Betrachtung bereitest du dir ein Licht, das dir leuchtet auf dem gefährlichen Nachtpfade des Lebens und dir die schlimmen Abwege zeigt.

In der Betrachtung findest du die Willensstärke und den Herzenstrost, dessen du so sehr bedürftig bist. In der Betrachtung findest du die Zuversicht, die dich in deinem Sündenelend ermuthigt, die dargebotene Hand der göttlichen Barmherzigkeit zu ergreifen.

Der liebe Gott ist bereit, zu den Menschen zu reden; in der Betrachtung leihest du seinen Einsprechungen willig Gehör.

Um Gottes Stimme deutlich zu verstehen, mußt du deinen Geist entziehen den Einflüsterungen des Egoismus und dem Getöse irdischer Dinge. Hierin liegt der Segen der Einsamkeit.

Die Zeit, in welcher die Sichel geschärft wird, ist für den Schnitter nicht verloren, und die Zeit der Betrachtung ist nicht verloren für die Berufsgeschäfte.

4. Die Betrachtung hat einen dreifachen Zweck: Belebung der christlichen Gesinnung in Verstand und Herz, Ordnung des Gewissens in Bezug auf das Vergangene, Vorsicht für die Zukunft. Wohin kommst du ohne die Betrachtung? Dahin, wohin du selbst nicht willst: zu einer verworrenen Lebensanschauung; zu einem verhärteten Herzen, welches für das Gute unempfänglich ist und nur nach der Behaglichkeit des Erdendaseins strebt; welches das Vergangene vergißt, das Gegenwärtige vernachlässigt, sich um das Zukünftige nicht kümmert; zu einer heidnischen Lebensweise unter der Maske eines heuchlerischen Scheinchristenthums.

Oft ist für den Menschen verschuldete Unkenntniß der Wahrheiten des Heils der Grund des Verderbens; aber noch öfter ist es der Mangel der Beherzigung dieser Wahrheiten, welcher die Menschen für Zeit und Ewigkeit unglücklich macht.

Wie das Gebet eines Menschen, so dessen Tugend. Wohl gibt es Menschen, welche sehr viel zu beten scheinen, mit deren Tugend es jedoch sehr schlecht bestellt ist. Aber das ist kein Gebet, sondern pharisäisches Scheingebet, welches den Betreffenden zum Verderben gereicht. Andere gibt es, welche die Frömmigkeit gänzlich vernachlässigen und dabei ehrenwerthe Leute zu sein

scheinen. Aber das ist keine Tugend, sondern Scheintugend, welche ihren Grund in einem glücklichen Temperamente und in berechnetem Egoismus hat. Insofern solche „Tugend" auf Selbstvergötterung beruht, gereicht sie ebenfalls den Betreffenden zum Verderben.

5. Wenn der Geist betet, so fällt der Leib auf die Kniee. Die Natur des Menschen bringt es so mit sich, daß sein äußeres Verhalten auf die innere Stimmung von erheblichem Einfluß ist. Die äußere Haltung beim Gebet ist wichtig, aber die Hauptsache ist sie nicht. Bete so, wie du dich im Verkehr mit Gott gefördert findest.

Hundertunderstes Kapitel.

Das Familienleben.

1. Die Familie ist eine Anordnung Gottes; die meisten Menschen sind für das Familienleben von Gott bestimmt. Ist der jungfräuliche Stand an und für sich auch vollkommener als der Ehestand, so ist der Ehestand deshalb kein unvollkommener Stand.

Alles, was mit dem Ehestand gemäß der Natur verbunden ist, ist Gottes Einrichtung und soll durch die gute Meinung geheiligt werden.

Christus hat das Familienleben geheiligt. Er selbst ist in die christliche Familie insoweit eingetreten, als es mit seinem gottmenschlichen Wirken vereinbar und von Gott gewollt war. Bei Gelegenheit einer Hochzeit hat der Herr sein erstes Wunder gewirkt.

Im Hause von Nazareth haben wir das Ideal einer christlichen Familie.

2. Nur da ist Glück im Hause, wo Gott Herr ist und alle bemüht sind, den Willen Gottes zu thun. Das hellste Vorbild

hierfür ist Christus. Gott ließ ihn scheinbar lange warten auf äußere Wirksamkeit, bis zum dreißigsten Jahre. Ungefähr doppelt so lange als andere Kinder verblieb der Herr in den Verhältnissen eines gewöhnlichen, häuslichen Lebens, in dem Verhältniß kindlicher Unterthänigkeit, Unselbständigkeit und Verborgenheit.

Seine Herzensstimmung gegenüber dieser langen und scheinbar belanglosen Beschäftigung des verborgenen Lebens war Zufriedenheit. Nie kam ein Wort, ein Seufzer über seine Lippen wegen der Unwichtigkeit und Nutzlosigkeit seines Lebens, ein Wunsch nach nützlicherer und großartigerer Lebensstellung.

Alles galt dem Heiland als Wille Gottes, und das war ihm genug, es mit heiliger Sorgfalt, mit Eifer und mit Liebe zu thun. Es war ihm eins, ob er Wunder wirkte oder an einem Holzgerüste zimmerte. Wie Jesus, so auch in entsprechender Weise Maria und Joseph.

Der Christ muß es verstehen, aus dem Familienleben eine Schule und Uebung der Tugend zu machen. Dies schließt die Sorge und Arbeit für irdische Dinge nicht aus, sondern ein.

Es gibt keine christliche Tugend, die nicht im Familienleben geübt werden kann, geübt werden muß.

3. Das erste ist Gottesfurcht und Frömmigkeit. Die Frauen müssen sorgen, daß die Männer fromm seien; denn der Mann ohne Frömmigkeit ist ein rauhes, ein wildes, ein ausgelassenes Ungethüm. Und die Männer müssen sorgen, daß ihre Weiber fromm seien; denn ein Weib ohne Frömmigkeit ist ein sehr zerbrechliches, zum Falle geneigtes Wesen, ein Unding. Und die Eltern müssen sorgen, daß die Kinder fromm seien. Mangel an Frömmigkeit zieht bei Kindern alles Verderben nach sich.

Es ist die Hauptaufgabe der Frömmigkeit, die Launenhaftigkeit zu unterdrücken, um derentwillen man in den Familien viele Fehler begeht. Das Gebet klärt den Geist und festigt den Willen, es stärkt zur Ueberwindung der Einbildung, der Schwermuth, der

Ausgelassenheit, der Empfindlichkeit. Die, welche in der rechten Weise beten, übertreffen in der Regel andere in der Urtheilskraft und im rechten Menschenverstande.

Die christliche Frömmigkeit muß der ganzen Familie ihr Gepräge geben. An der Ausstattung des Hauses und in der Ordnung des häuslichen Lebens muß ein jeder erkennen, daß er sich in einer christlichen Familie befindet.

Die Morgenandacht und Abendandacht und sonstige Familienandachten sollen geschehen, wie es in christlichen Familien herkömmlich ist.

Die alte Gewohnheit, vor und nach der Mahlzeit gemeinschaftlich zu beten, hat einen tiefen Grund. Der Christ genießt und freut sich des Lebens, weil das so Gottes Ordnung und Wille ist. Ein Genuß, bei dem es nicht möglich ist, die gute Meinung zu machen, ist des Menschen unwürdig.

Der Mensch soll nicht genießen wie das Thier. Das Thier frißt und geht auf im Sinnengenuß. Und doch könnte dich auch gar manches Vorkommniß in der Natur an deine Pflicht erinnern. Sieh, keinen Tropfen Wasser schluckt das Huhn, ohn' einen Blick zum Himmel auf zu thun. Und ohn' zuvor anbetend sich zum Staube geneigt zu haben, pickt kein Korn die Taube. Was sie bewußtlos thun, thu du's bewußt, daß du vor ihnen dich nicht schämen mußt (Rückert).

4. Die zweite Tugend ist gegenseitige Liebe und Zuneigung, wie sie Gott den einzelnen Familiengliedern zur Pflicht macht.

Die Liebe muß vor allem eine opferwillige sein, die sich zeigt in der treuen Beobachtung und Ausführung alles dessen, was die Familienglieder voneinander zu erwarten haben.

Die Liebe muß sich zeigen in der Geduld und im Ertragen der Härten des Lebens und der Charakterschwächen. Stoßen harte Steine aufeinander, dann gibt es Funken. Mag's Püffe geben: wenn's nur keine Risse gibt!

Es liegt ein Glück darin, mit einer Seele verbunden zu sein, mit der man gemeinsam Freude und Leid trägt, und vor der man kein Geheimniß hat.

In vielen Dingen findest du guten Rath und süßen Trost in der Familie. Eher aber sollst du die unangenehmen Erfahrungen vor der Schwelle deines Hauses lassen, als daß du mit denselben dein Familienleben verbitterst.

Der Mann hat zu befehlen, er ist das Haupt der Familie; aber er soll sein Recht in christlicher Liebe und Sanftmuth ausüben. Kleide deine Befehle in Form von Wünschen und Freundlichkeiten.

Die Gattin hat ihre bestimmte Stellung in dem Hause. Wohnst du mit Eltern oder Geschwistern zusammen, so sorge, daß deiner Gattin die ihr zukommende Stellung gewahrt bleibe.

Erblickst du bei Familiengliedern Fehler, so trachte dieselben in geeigneter Weise zu bessern. Vor allem aber bessere dich selbst.

Vermeide alle Mißhelligkeiten, alle Rechthaberei. In der Aufregung soll man schweigen. Der Mann ist der stärkere, er muß auch stärker sein im Ertragen und im Verzeihen.

Liebe die Häuslichkeit; es sei deine Freude, deine Erholungsstunden zunächst in der Familie zuzubringen. Durch kalten Egoismus wird manches Familienglück geknickt.

Es ist nicht genug, daß Eheleute jene innere opferwillige Liebe, welche auf Gott beruht, im Herzen tragen, sie müssen sie auch im Aeußern zeigen. Das, was der von Gott geschaffenen Natur entspricht, verbietet das Evangelium nicht. Eheleute schulden sich gegenseitige Achtung, und ihr Benehmen muß derart sein, daß sie sich gegenseitig achten können.

Alte Liebe rostet nicht, aber sie knarrt doch, wenn sie nicht mit dem Oel der christlichen Geduld gesalbt wird.

Kleine Aufmerksamkeiten und Zuvorkommenheiten sind meistens ein stärkeres Band gegenseitiger Zuneigung als übertriebene Geschenke.

Jeder Ehetheil vergesse, was ihm selbst angenehm ist; vergesse nie, was dem andern angenehm ist.

Ohne Selbstbeherrschung und Maßhaltung kein Eheglück.

Liebe in Gott ist der Segen der Familie, Liebe ohne Gott ist ihr Verderben. Gar viele Fehler im Familienleben stammen von falscher, übertriebener Liebe der Familienglieder gegeneinander. Daher das merkwürdig harte Wort Christi: „Wenn jemand zu mir kommt und nicht hasset seinen Vater und seine Mutter und sein Weib und seine Kinder und seine Brüder und seine Schwestern, noch dazu auch sein eigen Leben, so kann er mein Jünger nicht sein" (Luc. 14, 26). Der Herr will sagen: Der erste Gegenstand der Liebe in der Familie muß Gott sein; wenn es sich um Gott handelt, muß alles zurücktreten.

5. Die Familie ist die Grundlage der menschlichen Gesellschaft; das Wohl und Wehe der Menschheit hängt davon ab, wie die Kinder in den Familien erzogen werden. Der Vater ist für die Erziehung der Kinder noch mehr verantwortlich als die Mutter.

Das Benehmen der Eltern — namentlich der Mutter — hat auf die Bildung des Kindes einen gewaltigen, natürlichen Einfluß.

Jedes Kind hat seinen eigenthümlichen Charakter, seine Leidenschaften. Unsägliches Unheil kann man verhüten, wenn man den hervortretenden Fehlern bei Zeiten und beharrlich entgegentritt.

Du sollst über deine Kinder herrschen und dieselben an Gehorsam gewöhnen. Du sollst deine Kinder belohnen, damit sie sehen, daß du ein fühlendes Herz für sie hast. Du sollst deine Kinder zurechtweisen und nöthigenfalls züchtigen, damit dieselben entschieden zum Guten angehalten werden. Du sollst deinen Kindern ein gutes Beispiel geben; die Kinder werden gemeiniglich das, was sie an ihren Eltern sehen.

Hundertundzweites Kapitel.

Der beständige Fortschritt.

1. Von Christus heißt es: „Der Knabe wuchs und ward stark, voll der Weisheit, und das Wohlgefallen Gottes ruhte auf ihm“ (Luc. 2, 40). Jesus nahm zu, wie an Alter, so an Weisheit und Liebenswürdigkeit vor Gott und den Menschen.

Im Innern konnte der Heiland nicht zunehmen; er verbarg also seine Heiligkeit und ließ sie äußerlich allmählich stets mehr hervortreten im Verhältniß zu den Fortschritten des Alters und der äußern Umstände.

In diesen kleinen Thatsachen ist die große Lehre verborgen, daß das Leben des Christen ein beständiger Fortschritt sein muß.

Man wird nicht fertig geboren, steht überhaupt niemals mit einem Male fertig da, sondern mit jedem Tage muß man sich vervollkommnen, innerlich und äußerlich.

Im Leben gibt es keinen Stillstand; man ändert sich fortwährend und ist fortwährend in der Lage, sich zum Bösen oder zum Guten ändern zu können.

Die Organismen gehen gewöhnlich von der Zeit an, da sie nicht mehr wachsen, ihrem Absterben entgegen. Ein Schiff im Strome, welches nicht mehr stromaufwärts bewegt wird, wird stromabwärts gerissen. So ist es allgemeine Erfahrung, daß der Mensch, der nicht vorwärts strebt, zurückgeht. Auch auf dem Wege der Tugend gibt es keinen Stillstand.

Solange der Mensch sich noch um das kümmert, was weggeschnitten und besser gemacht werden muß, steht es gut um ihn.

Oft werden wir zu diesem beständigen Fortschritt ermahnt (Eph. 4, 15. 1 Kor. 14, 12. 2 Kor. 9, 8. 11. Kol. 1, 10. 1 Thess. 4, 1. 1 Petr. 2, 2. 2 Petr. 3, 18).

2. Der Fortschritt besteht nicht in Aeußerlichkeiten, nicht in Zufälligem und Unwesentlichem, was nicht unserem freien Willen

untersteht. Er besteht in der Verminderung der Sünden und freiwilligen Fehler, in der Beherrschung der ungeordneten Leidenschaften, in der Aneignung und Ausübung von Standestugenden, in der Ausübung Gott wohlgefälliger Werke, im Streben nach christlicher Vollkommenheit. Ohne diese Dinge gleicht dein Fortschritt den Flügeln einer Windmühle, die sich wohl immer bewegen, aber nur im Kreise herum.

Der Fortschritt muß ausdauernd und beständig sein. Achte des Magnets, tragen muß er stets. Unthätig erschlafft, thätig wächst die Kraft. Abwärts geht's rasch, aufwärts sehr langsam. In einer Stunde kann verloren werden, was du während vieler Tage erworben hast.

Gar mancher Mangel kann durch andauerndes Streben beseitigt werden.

Es gibt Menschen, die von Natur aus linkisch sind, als hätten sie von Haus aus den Verstand verkehrt angezogen, und es gibt Menschen, die von Natur aus leidenschaftlich sind, als wären sie von Haus aus für die Hölle bestimmt. Auch solche Naturfehler können durch anhaltende Beobachtung, Ueberlegung, Selbstbeherrschung beseitigt werden.

Es ist eine Täuschung der Eigenliebe, wenn du ängstlich verlangst, schnell von deinen Unvollkommenheiten befreit zu werden.

Der Fortschritt darf sich nicht überstürzen; er muß allmählich sein. Wer einen Thurm ersteigen will, geht schrittweise voran. Was dauernd werden soll, wächst langsam. Was rasch wächst, vergeht rasch. Dies ist ein Unterschied zwischen der Eiche und dem Pilze.

Dein Fortschritt im Guten muß gleichen deinem Fortschritt im Alter. Du wirst nicht ruckweise älter, sondern beständig. Darum sagt der heilige Joh. Berchmans, man solle nach Tagen und Stunden leben.

Der Fortschritt darf Kleinigkeiten nicht verachten, muß vielmehr trachten, in den kleinen Dingen große Treue gegen Gott

zu bekunden. „Wer Kleinigkeiten verachtet, wird allmählich zu Grunde gehen" (Eccli. 19, 1). Wenn du in Kleinigkeiten deiner Leidenschaft nachgibst, so wundere dich nicht, daß dir die Leidenschaft über den Kopf wächst.

Der Dieb geht von der Nähnadel zum Ei, vom Ei zum Ochsen und vom Ochsen ins Zuchthaus.

Ein Sandkorn hindert dich am Sehen; kein kleinster Feind ist zu verschmähen.

3. O zage nicht, wenn dein Wirken scheint dir klein; die kleinste That hat ihren Zweck auf Erden; bedenke, wenn das Sandkorn würd' nicht sein, was sollte aus den hohen Bergen werden?

Was ist denn das, was man auf diesem Planeten „groß" nennt? Was ist es vor Gott?

Nicht in dem Großen liegt das Gute, sondern in dem Guten liegt das Große.

Sei sorgfältig im Kleinen, aber hüte dich vor Kleinlichkeit. Alles Uebermaß ist fehlerhaft.

Der Fortschritt muß ferner auch unverdrossen sein. Ob du auch strauchelst, nur vorwärts immer! Zaghaftes Zaudern macht es nur schlimmer. Gäb's Hindernisse auch noch so viele: nur Muth, so kommst du zuletzt zum Ziele.

Hundertunddrittes Kapitel.

Streben nach Vollkommenheit.

1. Es gibt ein Streben nach Vollkommenheit, zu welchem alle berufen sind. Es gibt auch ein Streben, welches über das gewöhnliche Christenleben hinausgeht und auf eine höhere Vollkommenheit gerichtet ist.

In seinem verborgenen Leben hat uns der Heiland auf jene Vollkommenheit hingewiesen, welche zum gewöhnlichen Leben ge-

hört; hier hat er die Grundlage jedes persönlichen und socialen Fortschrittes und aller privaten und öffentlichen Wohlfahrt gelegt.

Es ist das vor allem die beständige Rücksicht auf Gottes heiligsten Willen. „Gottes Willen thun, das ist ja der ganze Mensch und das ganze Leben" (Pred. 12, 13).

In seiner beschränkten Eigensucht wähnt der Mensch nur dann zu leben, wenn er thut, was ihm selbst gefällt, was seinen Leidenschaften, seinem Eigensinn, seiner Ehrsucht, Habsucht und Sinnlichkeit entspricht. Und doch kommt alles darauf an, daß wir so leben, wie Gott will. Der Wille Gottes ist weise, heilig, herrlich genug, nicht bloß um damit zufrieden, sondern vollkommen und wahrhaft glücklich zu sein. Wer thut, was Gott will, thut genug, und wen Gott kennt als seinen treuen Diener, der ist berühmt genug.

Das Streben nach Vollkommenheit verlangt an und für sich nicht die Veränderung unserer Werke, sondern daß wir das im tiefsten Grunde um Gottes willen thun, was wir bis jetzt abgetrennt von Gott thaten.

2. Es ist das zweitens der Geist des Gebetes, wie er das ganze Christenleben durchleuchten muß.

Es ist das drittens der Geist der willigen Einfügung in die Verhältnisse und Ansprüche des gewöhnlichen Christenlebens. Bevor der Herr das Evangelium predigte und die menschliche Gesellschaft durch seine Lehren erneuerte, wollte er das Evangelium selbst thun und üben.

Das verborgene Leben, wie es in Nazareth geführt wurde, ist das Evangelium des gesellschaftlichen Lebens. Der größere Theil der Menschheit muß in ähnlichen Verhältnissen das Leben hinbringen und sich in denselben den Himmel verdienen.

Der Heiland war zufrieden mit der Stelle, an die Gott ihn setzte. Er arbeitete und gehorchte bis zu seinem dreißigsten Jahre. Eine lange Zeit! So lange verblieb er, der Messias, in den Verhältnissen eines gewöhnlichen häuslichen Lebens, in

dem Verhältniß kindlicher Unterthänigkeit, Unselbständigkeit, Verborgenheit.

Während der Zeit geschah vieles, was die politische und wissenschaftliche Welt in geräuschvolle Bewegung setzte. Aber nichts war vor Gott so groß wie Jesus im stillen Nazareth mit seiner ruhmlosen Beschäftigung.

3. Es ist das endlich viertens der Geist des Fortschrittes, der darauf bedacht ist, die Pflichten des Lebens stets vollkommener zu erfüllen. „Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist" (Matth. 5, 48).

Nimm dich, wie du bist, um dich allmählich zu dem zu machen, was du sein sollst. Wer die Leiter hinauf will, muß mit der untersten Stufe anfangen.

Der Mensch bedarf bei seinem Streben nach Vollkommenheit der Vorbilder. Ein jeder stelle sich die besten in seinem Berufe vor, wenn nicht zur Nachahmung, so doch zur Anspornung.

Entweder große Menschen oder große Zwecke muß ein Mensch vor sich haben, sonst vergehen seine Kräfte.

„Sorget nicht für morgen" (Matth. 6, 34). Nur das Heute steht in unserer Gewalt. Der überlegte Entschluß sei rasch und stets zum Handeln bereit.

Wir müssen darauf Bedacht nehmen, Böses uns abzugewöhnen; aber noch viel mehr darauf, Gutes uns anzugewöhnen.

Auch im Leben des Geistes ist es vortheilhafter, aggressiv als bloß defensiv zu sein.

Wenn du das Böse fliehst, mein Sohn, so ist das immer etwas schon. Soll es dir aber Nutzen bringen, mußt du auch nach dem Guten ringen.

Du sollst stets so handeln, daß du von der Sucht nach Lob entfernt bleibst; doch müssen alle deine Werke so sein, daß an denselben mit Recht nichts getadelt werden kann.

Die Vollkommenheit besteht nicht in der Quantität, sondern

in der Qualität. Man soll nicht jenen gleichen, welche die Bücher lediglich nach ihrer Dicke schätzen.

Zur Vollkommenheit gehört nicht bloß die actuelle Besonnenheit bei der Wahl zwischen gut und bös, sondern auch die bleibende, gewohnheitsmäßige Hinneigung zum Guten. Diese wird durch jene erworben, gefestigt, vermehrt.

4. Nichts ist schlimmer als äußerer Schein ohne Wirklichkeit. Solide Arbeit, dazu aber doch gefälliger Schein. Ist die Tugend echt, so hat auch der hinzutretende Schein seine Bedeutung. Die Dinge gelten mehr für das, was sie scheinen, als für das, was sie sind. Selbst das Recht kann seine Achtung nicht erhalten, wenn es nicht auch als Recht erscheint.

Zur Vollkommenheit gehört ein Ebenmaß der Tugenden. Bei jeder Tugend gibt es eine fehlerhafte Einseitigkeit, welche im Uebermaß zur Untugend werden kann.

Viele gelangen nicht zu der Vollkommenheit, zu der sie von Gott berufen sind, aus Mangel an Treue und Standhaftigkeit.

Wie muß sich der Mensch schämen, wenn er die Genüsse betrachtet, um derentwillen er sich abhalten läßt, dem Zuge der göttlichen Gnade zu folgen!

Alle Menschen hat Christus vor die ernste Entscheidung gestellt, entweder gelegentlich alles, selbst das Leben, zu verlieren, oder seine Jünger nicht zu sein (Luc. 9, 23; 14, 26). Denen aber, welche sich ihm im apostolischen Berufe anschließen wollten, wurde die vollständige Losschälung von Haus und Hof, von Fleisch und Blut unerbittlich zur heiligen Pflicht gemacht (Matth. 19, 21. Luc. 9, 57—62).

Hundertundviertes Kapitel.

Höhere Vollkommenheit.

1. Es gibt auch Mittel zur Vollkommenheit, welche nicht für alle, sondern in verschiedener Abstufung für jene ist, welche Gott zu einem vollkommnern Lebensstande berufen hat.

Schon der zwölfjährige Jesus im Tempel deutet darauf hin. Dort feiert der Herr nicht nur in stiller Andacht das Osterfest als gewöhnlicher Theilnehmer, nein, im Gegensatz zu der gewöhnlichen Beschaffenheit seines verborgenen Lebens zieht er in der Synagoge durch seine Fragen und Antworten die Aufmerksamkeit auf sich (Luc. 2, 43 ff.).

Er thut dies, indem er sich in außergewöhnlicher Weise der Aufsicht der Eltern entzieht, sie mit großem Schmerz erfüllt. „Sohn, warum hast du uns das gethan? Mit Schmerzen haben wir dich gesucht" (Luc. 2, 48).

„Wußtet ihr denn nicht, daß ich in dem sein mußte, was meines Vaters ist?" (Luc. 2, 49.) Christus will sagen, er habe hier nach dem höhern Willen seines himmlischen Vaters gehandelt.

Es handelt sich darum, auf besondere Weise die Ehre Gottes und das Heil der Menschen zu befördern. Hier haben wir ein Vorspiel des spätern Berufes, der mit Lostrennung von seiner Familie, mit Darangabe der gewöhnlichen Lebensformen verbunden ist.

2. Für dich ist dies Vorkommniß eine bedeutsame Mahnung. Dem Willen und dem Rufe Gottes mußt du folgen, derselbe mag sein, wie er will.

Der Ruf Gottes an den zwölfjährigen Heiland war in jeder Hinsicht ungewöhnlich und außerordentlich; es war ein Ruf zu Höherem, zum directen Dienst Gottes mit Durchbrechung der Schranken des gewöhnlichen Lebens. Der Heiland folgt bereitwillig, er lindert das Opfer sich und seinen Eltern in keiner Weise.

Das Gute, wozu du die Kraft fühlst, dahin dein Streben gehe.

Es ist das Zeichen eines großen Charakters, wenn der Mensch im Kleinen und Großen dem Guten eine stete Folge gibt, dessen er sich fähig fühlt.

Nicht gewöhnlich, aber sehr oft geht ein besonderer Ruf Gottes an das Menschenherz, ein Ruf, wodurch der Mensch zu höherer Vollkommenheit eingeladen wird.

Zu einem reichen Jüngling sagte der Herr: „Willst du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe alles, was du hast, und gib es den Armen und komm, folge mir nach" (Matth. 19, 21).

Als Christus von der Ehe sprach, sagte er, es gebe Menschen, welche um des Himmels willen ehelos blieben, und fügte hinzu: „Wer es fassen kann, der fasse es" (Matth. 19, 12).

Ein solcher Stand christlicher Vollkommenheit ist eine besondere Gnade, welche Gott manchen Seelen anbietet. Derselbe gewährt die Mittel, sich inniger an den Heiland anzuschließen und die von Christus ausgehende Beseligung wirkungsvoller zu verbreiten. Er stellt höhern Lohn für die Ewigkeit in Aussicht, macht aber auch härtere Anforderungen in der Zeitlichkeit.

Damit ist nicht gesagt, daß alle die, welche in einem vollkommenern Stande leben, stets vollkommener sind als die, welche in einem unvollkommenern Stande leben.

Nicht das Leben in einem vollkommenern Stande, sondern das vollkommenere Leben in einem vollkommenern Stande macht den Menschen vollkommener.

In jedem Stande kann man die höchste Vollkommenheit erreichen, aber nicht mit derselben Leichtigkeit.

Irdische Dinge und Sorgen gleichen in mancher Hinsicht den langen Kleidern; diese verwickeln sich in den Füßen und hindern das schnelle Gehen.

Da Gott auch in der christlichen Heilsordnung Menschen als Werkzeuge anzuwenden pflegt, so kann man sagen: Das Christenthum **bedarf** solcher Seelen, die sich in außergewöhnlicher Weise

aus den Verhältnissen des Lebens herausschälen, um sich ohne Rückhalt gänzlich in die Hand Gottes zu legen.

Es bedarf der Seelen, welche, losgelöst von allen irdischen Sorgen, hinausziehen in alle Welt, um als Apostel das Evangelium zu verkünden.

Es bedarf der Seelen, welche, frei von allen Familiensorgen, als von Gott und der Kirche gesandte Hirten und Seelsorger den Gemeinden vorstehen

Es bedarf der Seelen, welche sich gänzlich der Ausübung der Werke der christlichen Barmherzigkeit und sonstiger Werke der Nächstenliebe widmen.

Es bedarf der Seelen, welche in heldenmüthiger Weltverachtung ihr ganzes Leben der edelsten und nützlichsten Beschäftigung widmen, die es gibt: dem beständigen Gebet.

Hundertundfünftes Kapitel.

Festlegung einer bestimmten Lebensrichtung (electio).

1. Alle Wege führen nach Rom; aber nicht alle gelangen auf allen Wegen nach Rom. Ein jeder muß den Weg suchen, welcher für ihn der geeignetste ist.

Alle Instrumente tragen zum Zustandekommen des Concertes bei; aber nicht alle Instrumente sind für einen jeden. Ein jeder muß nach dem Instrument greifen, welches er zu spielen hat.

In der Nachfolge Christi gibt es viele Wege und viele Mittel. Aber nicht alle Wege und Mittel sind für alle. Den einen leitet die Vorsehung hierhin, den andern dorthin. Den einen zu einer höhern, den andern zu einer minder hohen Vollkommenheit. Alles kommt darauf an, daß ich Weg und Mittel so wähle, wie es Gott bestimmt hat.

Das Himmelreich gleicht einem heiligen Tempel, in welchem ich für alle Ewigkeit ein mir von Gott bestimmtes Plätzchen

einnehmen soll. Gott bereitet mich für die Stelle zu, wo er mich haben will, so wie ein Steinmetz die Steine zurecht haut, daß die Stücke nach allen Seiten fliegen.

Ich muß stillhalten und den himmlischen Künstler an mir arbeiten lassen, muß mich beugen unter Gottes gewaltige Hand (1 Petr. 5, 6).

Da ich aber ein lebendiger Stein bin, muß ich mitwirken, muß ich in freier Wahl den Absichten Gottes entsprechen.

Wohl mir, wenn ich's thue! Nur dann bin ich sicher, wenn ich da bin, wo Gott mich haben will.

Wenn ich mich aber sträube? Dann hat wohl der himmlische Baumeister noch ein tieferes Plätzchen, an welchem ich auch noch mein Heil wirken kann. Vielleicht noch ein drittes, viertes ... ob aber noch ein achtes? Das ist ein Geheimniß, welches die Heiligen zittern machte.

2. Von Bedeutung bei diesem Eingehen auf die Absichten Gottes ist die Wahl des äußern Standes. Es ist nicht belanglos für dein Schicksal in der Ewigkeit, welchem Stande du angehörst. Die Beschäftigungen und Sorgen des Standes füllen den größten Theil des Lebens aus, sind also nicht ohne Einfluß auf dein Verhalten. Darum muß vor allem unser Stand das Ergebniß des befragten, des erkannten, des vollführten Willens Gottes sein.

Der Stand ist eine äußere dauernde Lebensform mit bestimmten Thätigkeiten und Verpflichtungen, in welche der Mensch — gewöhnlich gegen das Ende der Jugendzeit — eintritt. Die Standeswahl ist hochwichtig; von ihr hängt gar oft das Lebensglück ab, und auch das Los in der Ewigkeit. Man darf sich also dabei nicht einzig von weltlichen Rücksichten oder zeitlichen Interessen leiten lassen.

Wenn Gott will, daß du ihm in einem besondern Berufe dienen sollst, so darfst du ihm nicht in einem andern dienen wollen.

Du sollst den Willen Gottes nicht sowohl deshalb lieben, weil er dem deinigen gleicht; du sollst vielmehr umgekehrt deinen Willen nur lieben wegen seiner Gleichförmigkeit mit dem Willen Gottes.

Der Stand, zu welchem die Vorsehung den Menschen bestimmt hat, zeigt sich in einer gewissen Sehnsucht, welche in dem Grade entsteht und wächst, als man recht denkt und recht betet.

3. Nicht alle Menschen stehen vor einer Standeswahl. Aber allen Menschen muß es stets am Herzen liegen, daß sie in ihrem Stande eine Lebensrichtung festlegen und innehalten, welche den Absichten Gottes entspricht.

Eine bleibende richtige Gemüthsstimmung ist für den Menschen wichtiger als augenblickliches richtiges Nachdenken. Erstere treibt wie mit gewaltiger Masse beharrlich vorwärts, letzteres gleicht einem vorübergehenden Stoß. Schlage jene Richtung ein, wozu du in dir nach demüthiger Prüfung die Anregung findest.

Du sagst: Das Vollkommenere ist nicht nöthig; kann ich nicht Dombaumeister sein, behaue ich als Steinmetz den Stein; fehlt mir auch dazu Geschick und Verstand, trage ich Mörtel herbei und Sand. Ganz recht so! Wenn dich aber Gott als Baumeister haben will, sollst du dich nicht damit begnügen, Mörtel zu tragen.

Es sehe ein jeglicher, sagt der fromme Tauler, mit den innern Augen, welches sein Weg sei, wie, wozu und in welcher Weise er von dem Herrn gezogen wird, d. h. was Gottes allerliebster Wille von ihm fordert.

Zweiter Woche zweiter Theil.

Nachfolge Christi in weiterer Ausführung.

Hundertundsechstes Kapitel.

Zwei Fahnen.

1. Ein Kriegsdienst ist des Menschen Leben auf Erden. Es herrscht ein feindseliger Gegensatz zwischen der Macht des Guten und der Macht des Bösen; entweder dient man der ersten oder man dient der andern.

Ein Theil der mit Freiheit begabten Geschöpfe hat sich gegen Gott empört und führt einen Kampf gegen das Gute, der sich durch die ganze Weltgeschichte zieht. Auch ich muß in diesem Kampfe Stellung nehmen.

Der hl. Ignatius von Loyola führt uns wie im Bilde zwei Heerlager vor.

Den Lucifer erblicken wir, wie er in der Ebene von Babylon, der Stadt der Weltherrlichkeit, seinen Thron aufschlägt. Alles athmet Reichthum, sinnliche Pracht und Sinnesbefriedigung und ausgelassene Macht. Lucifer möchte sich an die Stelle Gottes setzen und möchte die Menschen in sein Los verstricken. Er ruft in die Jahrhunderte: „Kommt zu mir, wendet euch von Gott, und ihr selbst werdet sein wie Gott." Er ist der verkörperte Weltgeist und benutzt Menschen, um Menschen zu verderben.

Christus trachtet seine Treuen um sich zu scharen zu Jerusalem, der Friedensstadt in lieblicher Gegend. Seiner menschlichen Natur nach ist er unser Bruder und steht mitten unter

uns. Er lehrt uns Weltverachtung und Demuth. Seine königliche Auszeichnung ist liebende Herablassung und Menschenfreundlichkeit. Er will uns das wahre Leben geben und ruft uns zu: „Kommet zu mir, dem Verdemüthigten; unterwerft euch unter Gott, und Gott wird euch erquicken."

2. Für mich handelt es sich nicht darum, die Wahl zu treffen, ob ich der Fahne Christi oder der Fahne Satans folgen will. Es handelt sich darum, daß ich mich beharrlich, allseitig und möglichst innig an Christus und seine Grundsätze anschließe.

In den beiden Heerlagern gibt es zwei Fähnlein, um welche sich jene scharen, welche sich nahe und enge an einen der beiden Heerführer anschließen wollen.

Ich will Christo dem Herrn in dem Grade angehören, wie er es von mir erwartet, und das erstreben, was er mir zumuthet.

Aber auch die Macht der Finsterniß läßt mich nicht unbeachtet. Sie benutzt die in der menschlichen Natur liegende Eigenliebe, richtet an mich ihre verdeckten Zumuthungen, äußerlich und innerlich, um mich in jeder Weise von Christus abzuziehen. Darum muß ich gelehrig sein und die Regungen des Guten von den Regungen des Bösen wohl zu unterscheiden wissen.

Drei Dinge trachtet die Macht des Bösen mir beizubringen: 1) Liebe zu Reichthum und glänzender Lebensart; 2) Liebe zur Ehre und zum Ansehen bei den Menschen; 3) Stolz, Unabhängigkeit, Selbstvergötterung.

Dagegen trachtet Christus den Seinigen einzuflößen 1) Geringschätzung der Welt und äußerer Güter, 2) williges Ertragen von Verdemüthigung und unverdienter Zurücksetzung, 3) Demuth und Selbstlosigkeit.

Die Macht des Bösen mischt zuerst ihre Eingebungen in die berechtigten Bestrebungen nach zeitlichen Dingen, als da sind: Reichthümer für den Kaufmann, Ehre und Ansehen für den Vorgesetzten, Avancement für den Beamten, und treibt zu ungebührlicher Ueberschätzung dieser Dinge. Dann geht diese Macht

allmählich weiter und führt schließlich zu Hochmuth und Gottvergessenheit.

Christus aber treibt uns an, auch bei den berechtigten Bestrebungen nach Irdischem, das Herz freizuhalten von jeder ungebührlichen Anhänglichkeit. Viele hat er angetrieben, alles auf der Welt zu verlassen und in Armut ihm nachzufolgen.

Er treibt uns ferner an, zufrieden zu bleiben in der Verborgenheit, bei Tadel und bei jeglicher Mißachtung, welche uns seitens unserer Mitmenschen widerfahrt; uns dabei sogar zu freuen, daß wir durch Verdemüthigungen ihm, dem Herrn, ähnlicher werden. Auf diesem Wege führt Christus die Seinigen zur Demuth und Gottergebenheit, nicht zur Demuth der Phrase, sondern zu gründlicher Demuth.

3. Alles Prunk- und Prachtliebende, Hochfahrende, Barsche, alle Wegwerfung und Verachtung der Menschen, alles Unruhige, Verwirrte, alles Unehrliche und Unaufrichtige gehört dem Satans- und Weltgeist an, dagegen alles Einfache, Bescheidene, Herablassende, alles Ruhige und Aufrichtige dem Geiste Christi.

Die vom Bösen gegängelte Natur nimmt gerne Ehre und Auszeichnung an; die von Christus ausgehende Gnadenregung übergibt alle Ehre und Herrlichkeit getreulich an Gott.

Die Natur sieht auf Zeitliches, freut sich übermäßig bei irdischem Gewinne, ist unglücklich bei Verlust und erbittert über jedes Schmähwort. Die Gnade hat Hochschätzung des Ewigen, hängt sich nicht an Zeitliches und wird durch keine Beleidigung zum Zorne gereizt.

Die Natur bezieht alles auf sich, will äußerlich erscheinen; die Gnade führt alles auf Gott zurück, sie unterwirft sich in allem der ewigen Weisheit und der göttlichen Prüfung.

Hundertundsiebentes Kapitel.

Drei Menschenklassen.

1. Nicht bloß Klarheit der Erkenntniß, sondern auch Bereitwilligkeit des Herzens gehört dazu, sein Leben nach den Absichten Gottes einzurichten. Diese Bereitwilligkeit soll sich nicht nur auf das Nothwendige beziehen, sondern auch auf das, wozu Gottes Gnade einladet.

Beziehentlich dieser Bereitwilligkeit kann man die Menschen in drei Klassen gruppiren.

Die Christen der erſten Klasse möchten wohl gute Christen sein, wenn es gar nichts kostete. Sobald sie aber auch nur das geringste Opfer bringen sollen, wollen sie nicht (Matth. 8, 19 ff. 19, 16 ff.).

Bei allen ihren Wünschen bleibt ihr Christenthum leerer Schein, weil kein Wille da ist.

Das Ziel wollen, ohne die Mittel zu wollen, ist Unverstand und Thorheit. Solche Christen wollen gehen, ohne die Füße zu bewegen, reich werden, ohne etwas zu unternehmen.

Die Christen der zweiten Klasse wollen schon Mittel zu ihrem Zwecke verwenden, dieselben dürfen aber nicht zu schwierig sein (Luc. 9, 59 ff.). Weil die rechten und entscheidenden Mittel zu wehe thun, darum läßt man sie außer acht. Sie gleichen dem Kranken, der sich weigert, dasjenige zu thun, was die Aerzte für nothwendig erklären, weil es zu wehe thut, dafür aber aus Gesundheitsrücksichten desto mehr süßen Thee in angenehmer Gesellschaft schlürft.

Sie wollen religiöse Menschen sein, begnügen sich aber durchweg mit einigen Halbheiten und Oberflächlichkeiten.

Wohl lassen sie sich einige kurze Gebete gefallen, aber die christliche Selbstüberwindung, die wollen sie nicht. Sie sind bemüht, sich in Kleinigkeiten einen Schein von Sittlichkeit zu be-

wahren, aber sie haben nicht den Muth, dem Rufe der göttlichen Gnade zu folgen. Sie wollen wohl für Gott leben, es aber auch mit dem Teufel nicht ganz verderben.

Ob wohl Gott mit einem solchen Christenthum zufrieden ist? Ob das wohl der Weg zum Himmel ist?

Die Christen der dritten Klasse wollen ohne Rückhalt alles, was Gott will. Sie wollen den heiligen Zweck, und darum wollen sie auch die dazu nothwendigen heiligen Mittel (Matth. 4, 22).

Im praktischen Leben wählt jeder verständige Mensch die Mittel, welche am sichersten, raschesten und vollkommensten zum Ziele führen; warum soll man es nicht auch im religiösen Leben so machen? Verdient nicht das Ziel, um welches es sich hier handelt, ganz vorzüglich solche Bereitwilligkeit?

Nur solche Entschiedenheit ehrt den Christen. Denn da ist Klarheit, Wahrheit, Folgerichtigkeit, Kraft und darum auch Erfolg. Da ist ganzer Wille, er wird etwas zu stande bringen.

Was braucht es, um ein Heiliger zu werden? Hohe Grundsätze und einen unbeugsamen Muth.

2. Erforsche dich, zu welcher dieser drei Klassen du gehörst, und zu welcher du in der Sterbestunde wohl wünschen wirst gehört zu haben!

Sage nicht: Ich kann nicht. Handelt es sich um Abwendung einer plötzlich hereinbrechenden Gefahr oder um den Erwerb eines überaus großen Gewinnes, dann „kannst" du.

Heilige waren schwächer als du, waren größern Gefahren ausgesetzt als du! Sie konnten; warum nicht auch du?

Leere Wünsche genügen nicht. Du hast gerade so viel guten Willen, als du Mittel gebrauchen willst; untadelhaft ist dein Wille nur dann, wenn du bereitwilligst nach den besten Mitteln greifst.

Bitte Gott inständig, er möge dir mit seiner Gnade helfen, ganz und in jeder Hinsicht zur dritten Klasse zu gehören.

Hundertundachtes Kapitel.

Drei bewegende Kräfte.

1. In deiner Gottunterwürfigkeit und Bereitwilligkeit, dich den Eingebungen der göttlichen Gnade ganz und gar und von Herzen zu unterwerfen, mußt du drei Beweggründe auf dich einwirken lassen. So wirst du dein Herz in der rechten Stimmung bewahren.

Erstens ist es der richtig verstandene Egoismus; derselbe muß dich von der Todsünde abschrecken, sowie von allem, was zur Todsünde führt. Dies ist der erste Grad der Demuth; jener Grad der Unterwerfung unter Gott, der Geringschätzung unser selbst und der Weltdinge, welcher erforderlich ist, um uns vor dem Verderben zu schützen. Dieser Grad fordert von uns, daß wir sofort, ohne Schwanken, alles und jedes abweisen, was uns von Gott trennen oder zu dieser Trennung hinleiten könnte.

Zweitens ist es die Wahrheit. Bei aller Schwäche ist doch etwas Edles in der menschlichen Natur. Es ist dem Menschen nicht bloß darum zu thun, dem Unglück zu entgehen, er hat auch Sinn für Wahrheit, Tugend; kann sich begeistern fürs Gute, fürs Ideale; ein Wurm der Erde, möchte er sich umgestalten zum Engel des Himmels.

Diese Gesinnung macht ihn selbstlos und gottunterwürfig gleichgiltig gegen die Dinge der Erde. Es ist das der zweite Grad der Demuth, jener Grad der Selbst- und Weltverachtung, welcher erforderlich ist, um nach Tugend und Vollkommenheit zu streben. Hier wird alles betrachtet unter dem Gesichtspunkte des Dienstes Gottes und der Bedeutung für die Ewigkeit. Der Christ ist gesonnen, alles von sich fernzuhalten, was den Menschen in den Augen Gottes mißfällig macht, und jene guten Mittel anzuwenden, welche ihn am besten zum Ziele führen.

Drittens ist es die Liebe zu Jesus Christus. Diese blickt

nur auf die Liebe, mit der Gott uns geliebt hat, und möchte sich dem liebenden Heilande möglichst gleichförmig machen. Sollte man in Reichthum und Besitz, Ehre und Genuß Gott dem Herrn gerade so leicht dienen können als in Entsagung und Abtödtung, so würde diese Liebe eher die Entsagung wählen, nur allein weil Christus aus Liebe allem entsagte. Dies ist ein dritter Grad der Demuth, der höchste Grad der Selbst- und Weltverachtung, welcher alles für Verlust erachtet, um Christus zu gewinnen (Phil. 3, 8).

2. Unsere Hingabe an Christus muß allseitig sein. Alsdann werden wir uns von Herzen gerne und für immer an ihn anschließen.

Jene drei Beweggründe sollen uns hinleiten zur wahren Demuth, zu gänzlicher Unterordnung unter Gott, zur Geringschätzung unser selbst und Hochachtung Gottes. Dem Demüthigen sind die Anforderungen des Willens Gottes leicht, dem Hochmüthigen sind sie unerträglich.

Danach unterscheidet man also drei Grade der Demuth.

Auf der ersten Stufe besitzt man die Willensstimmung, entschiedenst sich selbst und alles zu opfern, insofern es sich darum handelt, die Sünde zu meiden.

Auf der zweiten Stufe ist man gewillt, sich selbst und alle Dinge nur nach dem wahren Werthe zu beurtheilen und zu behandeln, im Hinblick auf Gottes größere Ehre.

Auf der dritten Stufe geht man ganz aus sich heraus und will dasjenige lieben und hochschätzen, was Christus liebte und hochschätzte, und zwar darum, weil Christus es liebte und hochschätzte.

Diese drei Stufen schließen sich nicht gegenseitig aus: sie können und sollen zugleich in der Seele vorhanden sein.

Hundertundneuntes Kapitel.

Die rechte Methode.

1. Bei der Wahl deiner Lebensrichtung sei gelehrig im Geiste, sei bereitwillig im Herzen, sei allseitig in Beachtung der Beweggründe; bewahre die rechte Methode, unterwirf dich der Ordnung. Methode ist unerläßlich, wie für die Wissenschaft, so für das Leben. Zuerst das Nothwendige, dann das Nützliche, dann das Angenehme.

Erflehe dir im Gebet das höhere Licht. Ohne Erleuchtung von oben tappst du im Dunkeln.

Hüte dich vor Täuschung. Beziehe alles auf dein letztes Ziel und Ende. Rathe dir selbst, was du einem geliebten Freunde rathen würdest. Versetze dich im Geiste in deine Sterbestunde und wähle so, wie du glaubst, daß du alsdann gewählt zu haben wünschen wirst.

Laß nicht Phantasie und Gefühl, sondern Vernunft zu Wort kommen. Was unvernünftig ist, ist nicht von Gott. Hüte dich indessen, daß nicht eisige Vernünftigkeit der Hochherzigkeit deiner Gesinnung Schranken setze.

Die Entschließungen seien bestimmend und einschneidend. Bei der Absteckung eines zu bauenden Weges steckt man die Stangen so, daß sie die Richtung für die Arbeit genau angeben.

Manche wollen sich erholen, bevor sie gearbeitet haben, triumphiren, bevor sie gekämpft haben.

Das Leben soll man in erster Linie nicht genießen, sondern fruchtbar gestalten wollen.

Liebe zum Wahren und Muth zum Rechten sind die Grundsäulen christlicher Lebensführung.

Bevor du verlangst, das zu sein, was du nicht bist, bestrebe dich, das recht zu sein, was du bist, und alles so einzurichten, wie es deiner Pflicht und dem Willen Gottes entspricht.

Die Ausführung ist die Hauptsache. Wer sich um Weisheit müht und nicht praktisch nach der Weisheit zu leben trachtet, gleicht einem Manne, der sich mit Pflügen abarbeitet, aber darüber das Säen vergißt.

2. Behalte bei deinen Ueberlegungen deine persönliche Beeigenschaftung im Auge. Fasse deine Entschließungen so, daß du dir sagen kannst: Mit Gottes Gnade werde ich es können, wenn ich meinen guten Willen behalte. Viele leisten darum nichts, weil sie stets wollen, was sie nicht können; und was sie können, das wollen sie nicht.

Erstrebe aus dir nichts Außergewöhnliches; trachte vielmehr dem Aeußern nach zu verschwinden in der Gewöhnlichkeit; strebe danach, das Gewöhnliche mit außergewöhnlichem Eifer zu verrichten. Gott verlangt bisweilen Außergewöhnliches; aber wenn er es verlangt, so läßt er seinen Willen erkennen.

Dein Streben sei einheitlich; erstrebe nicht vieles auf einmal. Wer hundert Hasen auf einmal schießen will, trifft keinen; wenn du hundert Vorsätze machst, so hältst du keinen.

An Herzensreinheit bleib ein Kind im Leben; ein Jüngling an Begeisterung für das höchste Gut; ein Mann an Kraft im weihevollen Streben; ein Greis an Ruh', wenn man dir wehe thut.

Vertraue nicht zu viel auf dich allein, richte dich nach dem Beispiel und Urtheil der Rechtschaffenen. Bist du im Zweifel, so frage dich, was Rechtschaffene dir rathen würden. Wo immer du bist, trachte zu handeln wie unter den Augen der Rechtschaffenen. „Seid Nachahmer von mir, Brüder," so schreibt der hl. Paulus, „und behaltet diejenigen im Auge, welche so wandeln, wie ihr uns als Vorbild habet" (Phil. 3, 17).

Vor allem frage Christus um Rath!

Hundertundzehntes Kapitel.

Klugheitsregeln.

1. Beim Innehalten deiner Lebensrichtung sei klug! Die christliche Klugheit bezieht sich nicht bloß auf den Umgang mit den Mitmenschen, sie muß vielmehr das gesamte Leben des Christen durchleuchten. Was nützt der beste Wagen, wenn der Kutscher fehlt? Klugheit ist eine der vier Haupttugenden.

Meide die falsche Weltklugheit; sie ist nichts als ein Ameisengewimmel von Lüge, Verstellung und unnützen Reden.

Deine natürliche Vernunft darfst du nicht verachten; sie ist eine Gabe Gottes, die du zur Erreichung des übernatürlichen Zieles verwerthen sollst. Sie gleicht dem Auge, während die Offenbarung ein herrliches Teleskop ist: niemand schließt das Auge, um besser durch das Fernrohr sehen zu können.

Deine christliche Gesinnung soll dir die Kraft geben, um mit beständiger Selbstverläugnung auch dasjenige auszuführen, was gemäß deiner natürlichen Vernunft klug und weise ist.

Die erste Regel der wahren Klugheit fordert, daß man Gott, seinen Schöpfer und Herrn, sein Ziel und Ende, niemals aus den Augen verliere. Wer auf dem rechten Wege bleiben will, vergißt nicht des Zieles, zu welchem der Weg hinführen soll.

Bewahre dir deine guten Grundsätze und festen Gewohnheiten; vollbringe dein Leben nicht nach den Einfällen des Augenblickes, sondern kehre nach jeder Abweichung, wie die Magnetnadel, möglichst rasch in deine rechte Lage zurück. Handle stets mit Vorsicht und Ueberlegung.

Zur Beharrung im Guten gehört vor allem, daß man Gott und sich selber immer mehr zu erkennen trachte.

Traue nicht jeder innern Stimmung. Oft kleidet sich das Böse in den Schein des Guten. Die Natur der Stimmung ist nicht selten erkennbar aus ihrem Ursprunge, noch öfter aus dem

Ende, worauf sie abzielt. Trübe und gehobene Stimmung mußt du benutzen, um dich Gott näher zu bringen. In finsterer Zeit halte fest an dem, was du in lichten Stunden als richtig erkannt hast. Beachte, benutze und regele deine Stimmung, soviel du kannst; aber mache dich von derselben unabhängig. Findest du dich in guter Stimmung, dann danke Gott dafür.

Greife alles mit Geschick an. Mehr Dinge hat Geschick durchgesetzt, als Gewalt; und öfter sind die Tapfern von den Klugen besiegt worden, als umgekehrt.

Man muß alle Sachen anzufassen verstehen, nicht bei der Schneide, wo sie verletzen, sondern beim Griff, wo sie nützen. Selbst das Beste verursacht unnöthigen Schmerz, wenn man es bei der Schneide angreift. Hingegen wird das Gefährliche, beim Griff gefaßt, zur schützenden Waffe.

Ueber manches betrübt man sich, weil man dessen Vortheile übersieht. In allem liegt Günstiges und Ungünstiges. Man finde stets das Vortheilhafte heraus. Dem Klugen nützen seine Feinde mehr als dem Unklugen seine Freunde.

Wer heute mitleben will, muß mitlaufen. Daher die größte Gefahr, sich zu überstürzen oder wenigstens den Athem zu verlieren. Sie, die das Leben durchjagen mit Leichtsinn und Unverstand, sie haben vor ihren Wagen zwei feurige Esel gespannt.

Halte in allem das richtige Tempo inne; sei nicht zu rasch, aber auch nicht zu langsam.

2. Lerne aus dem Vergangenen, thue das Gegenwärtige, bedenke das Zukünftige.

Jedes Ding will seine Zeit haben. Ein Sprichwort sagt: Wenn man auch hundert Hennen auf ein Ei setzt, sie bringen doch kein Junges in drei Tagen fertig.

Viele erlangen erst durch wiederholten Schaden einen anständigen Grad von Klugheit. Man muß schon klug sein, um aus der Erfahrung zu lernen. Durch Erfahrung kann man wohl

klüger werden, aber niemals klug. Schwingen wachsen im Fluge, wenn man sie vor dem Fluge hat.

Wer klug ist, ist bedächtig im Handeln und gelehrig für Gründe; er hört leicht auf den Rath eines Rechtschaffenen.

Er grübelt nicht nach über Dinge, die ihrer Beschaffenheit nach unserer Erkenntniß entzogen sind. Wahrheit und Wissenschaft schätzt er, aber er verlangt nicht nach dem Namen eines Gelehrten. Er sucht nicht den Verkehr mit Vornehmen, und ist nicht vertraulich mit jedem, der freundlich thut. Er ist zurückhaltend im Verkehr mit denen, von deren Seite ihm Gefahr droht.

Oft glauben die Menschen durch Vertraulichkeit andern zu gefallen, während sie Mißfallen erregen, weil die andern die menschlichen Gebrechlichkeiten an ihnen gewahren.

3. Der Kluge fühlt sich zu allem hingezogen, was ihn inniger vereinigt mit Gottes heiligstem Willen. Er erwartet nicht vom Wechsel der äußern Verhältnisse das, was ihm nur der Wechsel der innern Gesinnung darbieten kann.

Erst besinn's, dann beginn's. Der Unkluge fällt mit der Thüre ins Haus. Denn alle Dummen sind verwegen. Dieselbe Beschränktheit, welche sie hindert, Vorkehrungen zu treffen, macht sie nachher gefühllos gegen den Schaden des Mißlingens.

Der Kluge lebe wie er kann, wenn nicht wie er wünschen möchte; er rechne mit dem, was ihm die Vorsehung zugestand, nicht mit dem, was sie ihm versagte.

Wirtschafte mit dem, was du hast, nicht mit dem, was du nicht hast. Besser, du brauchst die kleinen Fähigkeiten, die du besitzest, als daß du andere um ihre größern Anlagen beneidest. Besser, du verrichtest die Arbeiten und guten Werke, wie sie in deinem Stande liegen, als daß du dir Arbeiten und Dinge wünschest, welche über deinen Stand hinausgehen. Besser, du erträgst die kleinen Plagen und Verdrießlichkeiten, die dich in deinen Lebensverhältnissen treffen, als daß du wünschest, für Gott dein Blut zu verspritzen.

Der tugendhafte Mensch wählt die Mitte, sagt Aristoteles; er entfernt sich von den beiden Extremen, dem Zuviel und dem Zuwenig. Wie mancher vernünftige Gedanke hat seinen unvernünftigen Superlativ!

Benutze jeden Tag, als wäre es dein erster. Dann erst genieß' ich meines Lebens recht, wenn ich mir's jeden Tag aufs neu' erbeute.

Sorge, daß dir nichts Böses zur Gewohnheit werde. Neigung besiegen ist schwer; gesellt sich aber Gewohnheit, wurzelnd, allmählich dazu, unüberwindlich ist sie.

Merkst du, daß du auf falschen Weg gerathen bist, so kehre um. Besser umkehren als weitergehen.

Hast du einen Fehler begangen, so mache ihn sogleich wieder gut, damit er nicht um sich greife.

Man erreicht viel, wenn man zwei Künste versteht: warten können und nichts verpassen.

Eine große Kunst des Lebens besteht darin, daß man alle sich darbietenden Gelegenheiten in geeigneter Weise ausnutzt, um zum Ziele zu gelangen. So macht's auch der Schiffer mit den sich darbietenden Winden. Nicht bloß nach festgeregelten Vorsätzen müssen wir handeln, sondern es muß auch unser fester Vorsatz sein, unsere Handlungen nöthigenfalls nach den Umständen und Gelegenheiten zu richten.

4. Unterscheide stets die Hauptsache, worauf es ankommt, von Nebendingen, und vergeude nicht Zeit und Geduld mit dem, was du solltest liegen lassen.

Das Wesentliche in den Dingen allein ist allerdings nicht ausreichend, auch die rechten Umstände haben ihren Nutzen. Das Wie thut gar viel bei den Sachen.

Hast du etwas vor, so überlege nicht bloß, ob dein Verhalten recht ist, sondern auch, ob es klug ist, deinen Vorsatz unter gegebenen Verhältnissen auszuführen.

Unterscheide zwischen Wirklichkeit und Einbildung. Die Ein-

bildungskraft verbindet sich mit dem, was man wünscht, und stellt vieles anders dar, als es ist.

Unterscheide zwischen Sein und Schein. Nicht alle Dinge und Personen sind das, was sie auf den ersten Blick zu sein scheinen. Den Schein darf man aber nicht immer verachten. Oft kann das Sein seine Kraft unter den Menschen nur dann entfalten, wenn der entsprechende Schein hinzukommt.

Theile allem den rechten Werth zu. Wer allzu schwer nimmt das Geringe, lenkt einen Floh mit Pferdezügeln. Doch nimm auch nicht zu leicht die wichtigen Dinge: kein Adler fliegt mit Mückenflügeln.

Unterschätze nicht das Verständniß des gewöhnlichen Lebens. Es gibt weise Leute, welche in erhabenen Dingen außerordentlich gescheit sind; weil sie aber das Alltägliche des Lebens nicht verstehen, tappen sie auf Schritt und Tritt daneben. Um durchs Leben zu gehen, muß man nicht bloß auf die Sterne, sondern auch auf den Boden blicken. Der beobachtende Geist wird in gewöhnlichen Dingen vieles entdecken.

Hüte dich vor Mißgriffen. Nach der strahlenden Sonne sieht keiner, aber alle nach der verfinsterten. Oft sind viele gelungene Leistungen nicht im stande, einen einzigen Fehler auszulöschen.

Sei consequent in der Anwendung der Mittel. Wie viele Aerzte des Kranken Tod sind, so ist das Vielerlei der Mittel, mit denen man sich auf dem Wege der Tugend voranhelfen will, oft ein großes Hinderniß.

Dumm ist, wer eine Dummheit begeht, aber noch dümmer ist, wer sich eine begangene Dummheit nicht eingestehen will. Den Wald vor Bäumen nicht sehen, das kann geschehen! Doch an den Bäumen die Stirne sich blutig rennen, und doch nicht erkennen, daß man im dichtesten Walde sich verirrt, auch das passirt.

5. Trachte dem Guten durchweg *mehr* Beachtung zu schenken als dem Bösen. Unglückliche Charaktere, die stets nur die Un-

vollkommenheiten anderer sehen, um sie vorzukehren oder gar sich darüber zu freuen!

Hüte dich, Böses zu fördern, indem du demselben deine Aufmerksamkeit schenkest. Manche Gluth erlosch, weil man sie ruhen ließ. Und mancher Funke zündete, weil man sich seiner annahm.

Auch das gehört zur Klugheit, daß man das, was Verdruß werden sollte, zu Nützlichem umschafft.

Schwierigkeiten auffinden beweist großen Scharfsinn, das Auffinden der Auswege aus ihnen beweist noch größern.

Ueberlege, aber grüble nicht. Ein Gran Klugheit ist besser als ein Centner Spitzfindigkeiten. Allzu feine Spitzen brechen leicht ab.

Wende nicht mehr Denk- und Redefertigkeit auf, als für eine Sache erforderlich ist. Eine große Kunst ist es, daß man sich zu mäßigen wisse im Anwenden seiner Kräfte und seines Wissens. Das Pulver verschossen zu haben, schadet oft. Wer sogleich die ganze Kraft ausspielt, hat keine Reserve. Oft ist der Ersatz wichtiger als der Angriff.

Willst du bewahren dich vor Schaden, in großen und in kleinen Sachen siegen, wäg deine Kraft; ein Spinnenfaden ist ein starker Strick schon für die Fliegen.

Man muß in der richtigen Verfassung sein. Alles, sogar der Verstand, ist einem Wechsel unterworfen, und niemand ist zu jeder Stunde klug.

Fasse nie einen ernsthaften Entschluß in leidenschaftlicher Aufregung. Kein kluger Schiffer stößt vom Strande, wenn der Sturm die Wogen aufregt.

Gehst du nicht sicher, so halte dich an Sicheres fest. Sicherheit ist klüger als Absonderung.

6. Sei auf Schwierigkeiten gefaßt! Der Weg zum Himmel führt durch Hecken von Kreuzdorn.

Treten schwierige Anforderungen an dich heran, so bewahre vor allem die Besinnung. Eine durch Umstände herbeigeführte

Nothwendigkeit hat manche mit einem Male zu ganzen Leuten gemacht, wie die Gefahr, zu ertrinken, zu Schwimmern.

Alles ist Eitelkeit. Oft ist's nur der Reiz der Neuheit, weshalb man schätzt und geschätzt wird. Eine funkelnagelneue Mittelmäßigkeit gilt höher als etwas Vortreffliches, woran man gewöhnt ist. Die Glorie der Neuheit ist von kurzer Dauer; bald folgt der Ueberdruß, und die Glorie ist verduftet.

Willst du etwas Gutes thun, so ziehe das Nützlichere dem Glänzenden vor.

Greife nie zu hoch! Wer eine Rolle spielt, welcher er nicht gewachsen ist, thut nicht bloß etwas Unnützes, sondern er verpaßt auch eine andere Rolle, welcher er gewachsen wäre.

Bei Erfolgen hüte dich vor Uebermuth. Meistens hängen dieselben mehr von günstigen Umständen als von Geschicklichkeit ab. Was an einer Stelle und bei einer Gelegenheit einen Triumph feierte, wird bei einer andern zu Schanden.

Zersplittere nie deine Kraft! „Wer seinen Acker baut, wird Brodes in Fülle haben; wer aber unnöthigen Sachen nachgeht, der ist ein Narr."

Ein Mensch, der etwas Größeres zu stande bringen will, muß jede unnütze Beschäftigung meiden. Sammle deine ganze Kraft, wenn es Großes gilt zu wagen; doch mit Fäusten sollst du nicht Nadeln in ein Kissen schlagen.

Erst denken, dann sprechen. Manche gleichen in ihrer Erscheinung jenen Gefäßen, die zwar viel fassen, aber wenig von sich geben, während andere durchweg mehr sagen, als sie gedacht haben.

Verzage nicht, wenn auch manches von dem, was du aussäest, verloren geht. Wer wird denn der Spatzen wegen gleich das Säen unterlassen?

Menschenkenntniß, Selbstbeherrschung, Ueberlegung und Gebet müssen der Klugheit als Hilfsmittel zur Seite stehen.

Hundertundelftes Kapitel.

Freiheit des Herzens.

1. Als der Herr sein öffentliches Wirken begann, zeigte er eine Freiheit des Herzens, welche uns allen zum Vorbild dienen muß.

Christus verläßt sein stilles gewohntes Heim, um fortan ein unruhiges, freudeloses, unstätes Leben zu führen.

Christus verläßt seine heilige Mutter. Das Verhältniß zwischen Jesus und Maria war äußerst innig und zart, und beruhte auf den edelsten Beweggründen.

Christus begibt sich an den Jordan, um dort von Johannes die Bußtaufe zu empfangen. Bereitwilligst unterwirft er sich den von Gott gebilligten religiösen Uebungen, wenn dieselben auch nicht strenge geboten sind (Matth. 3, 15). Er scheut sich nicht, sich unter die Sünder zu mischen, um sich mit ihnen taufen zu lassen.

Darauf folgt der Heiland dem Antriebe des Heiligen Geistes, in die Wüste zu gehen, und verweilt dort vierzig Tage in Gebet und Buße.

2. Auch bei spätern Gelegenheiten bekundete Christus, daß er nur an Gott und seinem Berufe hing. Ueberall gewahren wir, daß das Verhalten gegen Verwandte und Freunde von dem einen Gedanken an Gott beherrscht wurde.

Er schmeichelte seinen Mitbürgern nicht (Marc. 6, 4). Sogar gegen seine heiligste Mutter zeigte er eine gewisse Rücksichtslosigkeit (Matth. 12, 48).

Der Martha verweist er die Aufregung gegen ihre Schwester Maria (Luc. 10, 41). Bei der Krankheit des Lazarus läßt er die bittenden Schwestern drei Tage zuwarten und läßt den Kranken sterben (Joh. 11, 6 ff.).

Als die Mutter zweier seiner Apostel ihn bat, er möge ihren Söhnen die ersten Stellen in seinem Reiche geben, weist er sie

ab (Matth. 20, 22). Dem Scheine nach ließ er die reiche Heidin aus Phönizien hart an (Marc. 7, 27). Den besten Jüngern blieben herbe Zurechtweisungen nicht erspart (Matth. 16, 23. Luc. 9, 50. 55).

3. Dem Beispiel Christi gemäß mußt auch du dir jene Unabhängigkeit bewahren, welche nöthig ist, um von Gott allein in jeder Hinsicht abhängig zu bleiben.

Die Freiheit des Geistes besteht nicht darin, daß man sich Gott gegenüber mehr Freiheit herausnimmt und in der Erfüllung seiner Pflichten sorgloser ist, sondern sie besteht allein in der Losschälung von allen Geschöpfen.

Der Mensch ist für den Willen Gottes wie der Fisch fürs Wasser. Was ist ein außer dem Wasser zappelnder Fisch?

Die Freiheit des Geistes ist das Gelöstsein von jeder hinderlichen Anhänglichkeit, um einzig dem Willen Gottes zu folgen.

Jede unbegründete Rücksichtnahme und Abhängigkeit trübt dir deine Einfalt vor Gott, deine Ruhe und Reinheit. Durch Mangel an Freiheit gewinnst du bei den verständigen Menschen nichts; du erniedrigst dich und machst dich verächtlich.

Du stärkst in dir die erbärmliche Selbstsucht, verlässest die großen Gedanken der Kinder Gottes und wirst dafür kleinlich und unklug und verwickelst dich in mancherlei Verlegenheiten.

Du benimmst dir den freien Blick und stolperst über jeden Strohhalm. Du schnürst dir das Herz zusammen und kommst vor lauter Rücksichten niemals zu einem entschiedenen Vorgehen.

Wie edel und schön ist doch die Freiheit des Dieners Gottes!

Hundertundzwölftes Kapitel.

Die echte Frömmigkeit.

1. Es ist kein Ding so edel, daß es nicht mißbraucht werden könnte. Es gibt in der Welt viel Unechtes; es gibt auch eine unechte Frömmigkeit.

Warum ist die Frömmigkeit in manchen Kreisen so verschrieen? Auch darum, weil so viele irregeleitete Geister sie zu nebensächlichen Uebungen herabgewürdigt haben, darüber aber das Wesentliche verabsäumen.

Unter hundert Menschen, welche wünschen, für fromm gehalten zu werden, sind mehr als neunzig, die verkehrtem Eigensinne folgen.

Je edler das Gut, desto ärger der Mißbrauch. In mannigfacher Beziehung hat man die Frömmigkeit zur Dienstmagd menschlicher Selbstsucht gemacht. Man hat daraus ein Röcklein gemacht für die Eitelkeit des menschlichen Herzens.

Die schlimmsten Feinde der echten Frömmigkeit sind: 1. rein natürliche Empfindelei (Sentimentalität); 2. Ueberschätzung der Aeußerlichkeiten (Pharisäismus); 3. Ueberschätzung des persönlichen Dafürhaltens (Subjectivismus); 4. übertriebene Schroffheit (Egoismus); 5. ausschließliche Vernünftigkeit, die alles gering schätzt, was nicht mit menschlicher Vernunft ausgemessen werden kann (Rationalismus).

Zwei Würmer sind es, die am meisten die Frömmigkeit verderben: geistliche Sinnlichkeit, welche nach weichen, süßen Gefühlen hascht, und geistliche Eitelkeit, welche sich durch Frömmigkeit auszeichnen möchte.

Nicht selten gibt es Leute, die sich fromm vorkommen, wenn sie in zarten, angenehmen Empfindungen schwelgen.

Viel leichter ist es, andächtig schwärmen, als gut handeln. Darum fehlt es nie an solchen, die gerne andächtig schwärmen, um nur ja nicht gut handeln zu dürfen.

2. Es gibt solche, die sich für fromm halten, weil sie viele Mittel zum religiösen Leben zu wissen glauben, ohne auch nur eines derselben wirklich zu gebrauchen. Um wahrhaft fromm zu sein, brauchst du nicht vieles zu wissen, wohl aber mußt du vieles thun.

Andere setzen ihre Frömmigkeit in Aeußerlichkeiten. Derartige Dinge — und wenn's auch Andachtsübungen und gute Werke

sind — nützen nur etwas, insofern sie mit dem Innern in lebendiger Verbindung stehen. Was würde es dir helfen, den äußern Schein von Tugend dir anzuquälen, dein Gut den Armen zu schenken, voll inbrünstiger Andacht zu sein, wenn du im tiefsten Grunde deines Herzens dich selbst suchst? wenn du es thust, um von den Menschen gelobt und geschätzt zu werden, um unter den Menschen mit deiner religiösen Haltung Carrière zu machen?

Manche Fromme gibt es, welche vielmehr wollen, daß Gott *ihnen* diene, als daß sie *Gott* dienen.

Jede Frömmigkeit, welche den Menschen nicht gewissenhafter, berufstreuer, demüthiger macht, ist unecht.

Bemiß den Umfang deiner Gebete nach der Menge deiner Geschäfte, und richte die gewöhnlichen frommen Uebungen so ein, daß ihre Länge dich nicht ermüde.

Die schlecht verstandene Frömmigkeit will sich zeigen unter dem Vorwande der Erbauung. Die wahre Frömmigkeit sucht sich so viel als möglich zu verbergen; nur soviel zeigt sie sich, als es Gottes Ehre und des Nebenmenschen Nutzen wirklich erfordert.

3. Was ist wahre Frömmigkeit? Sie ist thatkräftige Hingabe an Gott im vollsten Sinne; innige Anhänglichkeit, freiwillige Abhängigkeit, völlige Bereitwilligkeit, sich unbedingt dem Willen Gottes zu unterwerfen, seinen Wünschen zuvorzukommen und sich gänzlich für ihn zu opfern.

Als Grundbedingung gehört hierzu die beständige Bereitwilligkeit, sich Gewalt anzuthun; nur die, welche Gewalt brauchen, reißen das Himmelreich an sich (Matth. 11, 12).

Hierzu gehört ferner das Gebet, durch welches der Seele die nothwendige Gnade zuströmt.

Hundertunddreizehntes Kapitel.

Sieg über die Versuchungen.

1. Eine der auffälligsten Geschichten des Evangeliums ist die Darstellung der Versuchungen Christi in der Wüste.

Anlaß zur ersten Versuchung gab die Ermattung durch das Fasten und das Bedürfniß nach Speise. „Sprich, daß diese Steine Brod werden" (Matth. 4, 3). Der Heiland weist die Versuchung ab durch ein Wort, womit das Volk unter ähnlichen Umständen zum Gottvertrauen aufgemuntert werden sollte.

Dieses Gottvertrauen bietet den Anlaß der zweiten Versuchung zu vermessenem Vertrauen. Der Herr soll ein tollkühnes Wagniß ausführen im Vertrauen auf den Schutz der Engel. Auch dieses Ansinnen lehnt der Heiland ab.

Da versucht es der böse Feind, Christus den Herrn zum Abfall von Gott zu verleiten, indem er als Fürst der Welt ihm alle Sinnlichkeit, alle Schätze und Ehren der Welt in einem herrlichen Bilde vorspiegelt. Kurz und mit heiliger Entrüstung weist der Herr das Ansinnen zurück.

2. Aus der evangelischen Geschichte ersehen wir, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn auch wir in der zudringlichsten, ärgsten, thörichtesten Weise zu etwas Bösem versucht werden.

Versuchung ist alles, was uns antreibt, den Willen Gottes zu verletzen, um unsere eigene Befriedigung zu suchen; meistens ist die Versuchung da, bevor die Seele klar und deutlich gewahrt, daß sie versucht wird.

Die Versuchungen gehen nicht sogleich auf das Schlimmste aus; sie sind scheinbar harmlos. Sie wollen uns vom Guten abhalten unter dem Scheine, als wäre es Schaden oder Zeitverlust; sie stellen uns ein anderes Gut vor, um uns von dem abzubringen, was Gott will; sie verstricken uns in un-

gebührliche Vernünfteleien der Selbstsucht. Auch diese Ansätze zu schlimmer Versuchung beizeiten zu erkennen und zurückzuweisen, ist wichtig.

Versuchungen treten in verschiedenster Form an den Menschen heran. Beim ersten Menschenpaare entsprach die Versuchung der ungetrübten Natur des Menschen und dem einfach kindlichen Sinne des ersten Menschenpaares.

Oft ergeht es bei der Versuchung wie im Paradiese. Sie beginnt mit Zweifel und Deutelei an Gottes Gebot. Dann verbirgt man sich die schlimmen Folgen. Dann täuscht man sich, indem man der Phantasie ein unermeßliches Gut vor die Seele stellt. Gottgleicher Genuß, gottgleiche Selbstherrlichkeit, das ist gar oft die Zauberformel.

Falscher Wissensstolz, ungezügelter Freiheitsdrang, Streben nach Gottgleichheit, das ist oftmals der Anfang; niedere Lust, schamlose Begierde, Sklaverei der Sinne, Verthierung des ganzen Menschen oftmals der unselige Ausgang der Versuchung.

3. Die Versuchungen rühren zunächst her von der menschlichen Natur und von der Außenwelt. Satan greift dahinter und benutzt die Eigenartigkeit der Natur und die äußern Einflüsse, um die Macht der Versuchung zu stärken. Daher das Bizarre, Tolle, Unmenschliche vieler Versuchungen.

Gefährliche Versuchungen kommen auch von der Einbildungskraft. Diese gleicht einem Vergrößerungs- oder Fälschungsglas, insofern uns Dinge vorgespiegelt werden, die nicht sind.

Man darf die Versuchungen nicht gar zu sehr beachten, soll sich ihrethalben nicht gar zu sehr beängstigen, alarmiren lassen. Man gliche sonst demjenigen, der viel Lärm macht, um eine offenstehende Thüre zu erbrechen.

Das Beispiel Christi zeigt uns, daß Versuchung nichts Sündhaftes, nichts Unvollkommenes ist, wofern wir dieselbe nicht suchen und nicht wollen.

Und wenn wir vom Satan wie ein Spielball hin und her

geworfen würden, wir brauchen nicht zu verzagen, da wir den Heiland so versucht sehen.

Manche machen sich wegen der bösen Einfälle und Gedanken, von denen sie geplagt werden, tausend Scrupel; sie beunruhigen sich ohne Ursache; denn es ist gewiß, daß nur die böse Einwilligung Sünde ist.

Mag sein, daß die Versuchungen Zeichen heftiger Leidenschaften sind; mag sein, daß Gott sich gleichsam verbirgt und uns der ganzen Schwäche der Natur und den wüthendsten Insulten des Teufels überläßt: solange wir nicht mit dem freien Willen dabei sind und die Ergötzung, welche gegen Gottes Ordnung ist, nicht mit Wohlgefallen genießen, ist von keiner Sünde die Rede. Die Sünde liegt in der freien Einwilligung.

Gott erhört nicht immer unser Gebet so, daß die Versuchung aufhört, wohl aber immer so, daß wir vor Einwilligung bewahrt bleiben. Wir müssen das feste Vertrauen haben, daß Gott uns niemals über unsere Kräfte versucht werden läßt (1 Kor. 10, 13), und daß wir deshalb stets in der Lage sind, zu widerstehen, wenn wir nur wollen.

4. Andererseits darf man aber auch die Gefahr der Versuchung nicht außer acht lassen. Für viele Menschen ist die Geschichte ihrer Versuchungen die Geschichte ihrer Niederlagen und ihres Verderbens.

Es gibt Versuchungen, die so heftig sind, daß wir durchweg nicht standhalten. Diese werden oft schlechthin Versuchungen genannt, und nicht ohne Grund werden wir zu der Bitte angehalten: „Führe uns nicht in Versuchung."

5. Auch der Nutzen der Versuchungen verdient unsere Beachtung. Wer niemals im Kampfe gestanden, wird nimmer als Sieger geehrt; wer nie in Versuchung gerathen, hat nie seine Tugend bewährt.

Die Versuchung klärt unsern Verstand auf, daß wir die Wahrheit besser erkennen. Sie vernichtet die allzu hohe Mei-

nung, die wir von uns selber haben. In ihrem trüben Scheine zeigt sie uns all das Böse, wozu wir fähig sind; zeigt uns auch den Grad der Treue, den wir mit Gottes Gnade erreicht haben. Es weiß keiner, was sein Muth vermag; nur die Gefahr bringt es an den Tag.

Die Versuchung stählt und kräftigt den Willen. Je heftiger ein Bäumchen vom Winde geschüttelt wird, desto festere Wurzeln sucht es zu schlagen.

Die Versuchung treibt zu innigerem Anschluß an Gott. Bei rechtschaffenen Seelen läßt Gott Versuchungen zu, damit sie durch die Erfahrung ihr Elend und ihre Hilfsbedürftigkeit gleichsam empfinden. Dadurch erfahren sie die ganze Macht ihrer Verdorbenheit. Böse Gedanken, niederträchtige Begierden aller Art erfüllen ihren Geist; die Leidenschaften sind gleichsam entfesselt, und zu der niedrigen Neigung der schwachen Natur fügt noch die Macht des Bösen ihre schwarzen Einflüsterungen. So bis an die Grenze der freien Einwilligung gebracht, fühlt sich der Mensch hilflos, und mit innigem Vertrauen wirft er sich in die Arme Gottes, und mit Dank gegen Gott macht er Gebrauch von den Gnadenmitteln, welche die göttliche Liebe in der Kirche zu unserer Leitung und Rettung eingesetzt hat.

Die Versuchungen sind die Zeiten, in denen wir mit aller Macht zur Erreichung unseres Lebenszieles hingetrieben werden. „Haltet es für lauter Freude, meine Brüder, wenn ihr in mancherlei Anfechtungen fallet, und wisset, daß die Prüfung eures Glaubens Geduld wirket, die Geduld aber das Werk vollendet, so daß ihr vollkommen und ganz seid und an nichts Mangel habt" (Jac. 1, 2 ff.).

6. Damit uns die Versuchungen nützen, müssen wir denselben in geeigneter Weise widerstehen. Zur Zeit des Friedens müssen wir uns durch freiwillige Uebung und Selbstbeherrschung den Willen stählen; wir müssen wachen und beten; wir müssen uns in innerer Ruhe und Furchtlosigkeit bewahren.

Einige Versuchungen muß man direct bekämpfen mit großer Entschiedenheit des Willens, so daß man sich nicht auf das geringste einläßt.

Andere Versuchungen muß man verscheuchen und abweisen durch einen Grundsatz des Glaubens und des Gesetzes, welchen man ihnen entgegensetzt.

Wieder andere Versuchungen muß man einfach verachten, indem man den Geist auf anderes wendet. Dies gilt namentlich von jenen, die von der Phantasie herrühren. Die Trugbilder der Phantasie gleichen einer herumziehenden Schauspielertruppe, welche spielt, wenn man ihr zusieht, und welche sich um so mehr anstrengt, je mehr Aufmerksamkeit man ihr schenkt, welche aber sogleich zu spielen aufhört, wenn man seine Blicke wegwendet.

Hundertundvierzehntes Kapitel.

Das Wirken der göttlichen Gnade.

1. Das christliche Leben setzt sich in jedem seiner Theile zusammen aus göttlicher Gnade und menschlicher Mitwirkung.

Die menschliche Vernunft ist so sehr von sich selbst eingenommen, daß sie natürlicherweise sehr geneigt ist, die Gnadenwirkungen Gottes gering zu schätzen und als bedeutungslos zu betrachten.

Ueber das Wirken der göttlichen Gnade gibt uns die Geschichte der Berufung der Apostel bedeutsame Aufschlüsse.

Was für Leute waren die Apostel vor ihrer Berufung? Es waren rohe, ungebildete Männer aus dem Volke. Nirgends finden wir, daß sie sich durch ein hervorragendes Tugendleben ausgezeichnet hätten. Sie waren voll des irdischen Sinnes und hatten für die Heilslehren Christi nur schwer Verständniß.

Und dennoch wurden diese Männer zum Apostolate berufen (Marc. 3, 13. Joh. 17, 6. 11. 24; 18, 9), damit sie bei Christus (Marc. 3, 14. Joh. 13, 13) und seine Botschafter und Stellvertreter bei den Menschen wären. Sie sollten die Träger des Lehr-, Hirten- und Priesteramtes, das Fundament und die Regierer der Kirche, die Beisitzer des künftigen Gerichtes sein (Matth. 19, 28).

Was folgt hieraus? Niemals darfst du im Hinblick auf deine menschliche Schwäche und Sündhaftigkeit verzagen, wenn es darauf ankommt, einem Ruf der göttlichen Gnade zu folgen. Ihrer Natur nach konnten jene Männer zu apostolischen Erfolgen nichts mitbringen. Gott pflegt wohl die natürliche Beeigenschaftung zu benutzen, aber er bedarf ihrer nicht.

Dabei mußt du dir das Bewußtsein bewahren, daß in allen deinen guten Werken die Gnade Gottes alles und du selbst sozusagen nichts bist.

2. Wie ging die Berufung der Apostel vor sich? Bestand die Gnade auch im wesentlichen in besonderer innerer Einwirkung auf Verstand und Willen, so bediente sie sich doch äußerer Vermittlung. Eine solche Vermittlung war Johannes der Täufer, war besonders die äußere Erscheinung Christi (Joh. 1, 29. 36).

Christus berief die Apostel allmählich, zuerst zu einer zeitweiligen Nachfolge (Matth. 4, 18—22. Marc. 1, 16—20), dann zu einer Nachfolge mit Ausschluß aller andern äußern Beschäftigung (Luc. 5, 2—11), endlich, indem er sie zu Aposteln wählte (Matth. 10, 1. 2. Marc. 3, 13—19. Luc. 6, 13—16).

Dabei läßt sich der Herr zu den Charaktereigenthümlichkeiten der Einzelnen herab. Den Andreas und Johannes gewann er durch Freundlichkeit (Joh. 1, 37—40). Dem Simon Petrus eröffnete er die Aussicht auf eine große Bestimmung und Zukunft (Joh. 1, 40. 42). An Philippus und Matthäus erging eine bloße Einladung und Aufforderung (Joh. 1, 43. Luc. 5, 27). Dem Nathanael eröffnete Christus

seinen Gewissenszustand, wie solcher nur Gott bekannt sein konnte (Joh. 1, 45—50). So suchte und benutzte die Gnade überall Anknüpfungspunkte.

Was folgt hieraus? Du mußt zu der Liebe und Herablassung Gottes das größte Vertrauen haben. Wie eine liebende Mutter zu ihrem Kinde, so läßt sich Gott zu dir herab, um dich nach und nach dahin zu bringen, wo er dich haben will.

Dabei mußt du sorgfältig das Wirken der göttlichen Gnade in dir beobachten und stets danach trachten, dem zu entsprechen, was Gott von dir erwartet.

3. Was hat schließlich die Gnade aus den Aposteln gemacht? Alle wurden gewürdigt der Lebensgemeinschaft und Hausgenossenschaft mit Christus (Matth. 13, 16. Luc. 10, 23), der Theilnahme an seiner Machtfülle (Matth. 10, 8. Marc. 3, 15).

Dementsprechend wurden sie zur größten Heiligkeit berufen; die ganze Hoheit der christlichen Tugend sollte an ihnen zu Tage treten. Und so ist es geschehen.

Mit größter Entschiedenheit verkündete der ehedem so feige Petrus am Pfingstfeste der versammelten Menge die christliche Wahrheit. Als die ehedem so irdisch gesinnten Apostel um Christi willen Schmach und Verfolgung erleiden mußten, heißt es von ihnen: „Mit Freuden gingen sie von dannen" (Apg. 5, 41).

Aber nicht alle wurden durch den Empfang der Berufsgnade vor jedem Fehltritt bewahrt. Petrus verläugnete den Herrn; Judas wurde sogar zum Verräther.

Was folgt hieraus? Ich darf nicht wähnen, ich sei deshalb meines Heiles sicher, weil ich schon viele Gnaden erhalten habe. Der hl. Philippus Neri pflegte jeden Tag zu beten: „Herr, halte du mich, sonst werde ich noch heute an dir zum Verräther."

Mit dieser heilsamen Furcht muß ich ein festes Vertrauen auf die Macht der göttlichen Gnade verbinden. Aus mir vermag ich nichts; aber ich vermag alles in dem, der mich stärkt. In

jedem Klotz liegt ein kostbares Kunstwerk, und in jedem Menschenherzen ein Heiliger.

Nach dem Beispiele der Apostel muß auch ich dem Ruf der Gnade folgen, schnell und bereitwillig, mit Freude, mit Ausdauer und Beständigkeit.

Hundertundfünfzehntes Kapitel.

Das Wunder zu Kana.

1. Das Wunder auf der Hochzeit zu Kana ist für Christi gesamtes Auftreten von charakteristischer Bedeutung.

Das Wunder der Auferstehung Christi ist dasjenige, in welchem der Wundercharakter am hellsten erstrahlt; das Wunder zu Kana ist der Anfang der Wunder Jesu (Joh. 2, 11).

Gott zeigt in diesem Wunder, daß er mit der Natur machen kann, was er will. So beglaubigt und unwiderleglich es durch die Umstände und die Zeugen ist, so einfach und gelegentlich erscheint es.

Es ist die sich zu den Anliegen der Menschheit herablassende Gottheit, welche für so kleine Wünsche der Erdbewohner Interesse zeigt.

Der Umstand, daß das Wunder auf einer Hochzeit geschah, deutet darauf hin, daß derartige frohe Ereignisse des Menschenlebens nichts an sich haben, was den Augen Gottes mißfällig wäre. Derselbe deutet auch hin auf die übernatürliche bräutliche Vereinigung Christi mit der Menschheit (Eph. 5, 32).

2. Die Veranlassung des Wunders lag in der Anwesenheit der Mutter Jesu bei der Hochzeit und deren traulichen Bitte.

Der Heiland hatte, wie es scheint, nicht vor, jetzt, bei dieser Gelegenheit, sein erstes Wunder zu wirken. Aber er sah den Glauben und das Vertrauen seiner heiligen Mutter, ihre rücksichtsvolle Theilnahme für die Festgeber; er vernahm ihre Bitte.

Schon dadurch, daß er die Einladung annimmt, und zwar

bei weniger Bemittelten, offenbart der Heiland seine Menschenfreundlichkeit.

Auch ist es nicht ohne Bedeutung, daß der Herr gerade den Austritt aus dem Familienleben durch sein erstes Wunder feiert, und dieses Wunder bei der Gründung eines Familienlebens zum Troste der Theilnehmer wirkt. Die Bedeutung des Familienlebens erhält dadurch eine eigenthümliche Bestätigung.

Das Wunder von Kana ist der des Gottmenschen würdige Abschluß der unmittelbaren Vorbereitung auf das öffentliche Lehramt, das den Gottmenschen kennzeichnende Heraustreten aus dem Dunkel des Privatlebens in die durch Wunder zu verherrlichende öffentliche Wirksamkeit, eine Kräftigung des Glaubens bei seinen Jüngern, eine Empfehlung des Gottvertrauens, eine Offenbarung der Machtstellung seiner heiligsten Mutter.

Mit dem Wunder zu Kana beginnt die lange Reihe der Gebetserhörungen, welche der mütterlichen Fürbitte der heiligen Jungfrau Maria zu verdanken sind. Es ist dies eine Andeutung, daß im Reiche der Gnade alles durch die Hand der Mutter geht. So hat es die Christenheit von jeher aufgefaßt und danach gehandelt.

Hundertundsechzehntes Kapitel.

Eifer für die Ehre Gottes.

1. Ein eigenthümliches Ereigniß ist es, daß Christus bei Gelegenheit des Osterfestes die Käufer aus dem Tempel trieb (Joh. 2, 13—25). Der Herr wollte sich als Messias, in seiner göttlichen Sendung als Lehrer, Herr und Reformator des gesamten Religionswesens offenbaren.

Anlaß bot der Mißbrauch, daß sich Handelsleute mit ihren Ständen von den entfernten Hallen des Heidenvorhofes bis in den Vorhof der Betenden vorwagten und dort durch ihr Unwesen

die Ruhe und Andacht der Betenden störten. Es war dies ein öffentliches Aergerniß, eine Verunehrung des Hauses Gottes, eine ungeordnete Gewinnsucht.

Früher hatte der Herr den Unfug mit Schmerz, aber geduldig angesehen, insofern ein Einschreiten nicht Sache von Privatleuten war. Als er aber sein öffentliches Lehramt angetreten hatte, zwang ihn sein Eifer für die Ehre Gottes, zur Abstellung der Mißbräuche Schritte zu thun.

Er that dies mit Mäßigung. Nachdem gütige Abmahnung vergeblich war, hieß er die armen Taubenverkäufer ihre Käfige wegtragen, während er die Verkäufer gröberer Waren vor sich hertrieb und die Tische der Geldwechsler umwarf. „Machet meines Vaters Haus nicht zu einer Markthalle." Es ist der Sohn Gottes, der so spricht.

Die kühne That des Herrn war ein Schlag in den Sumpf der Heuchelei und des Unglaubens. Seine Feinde stellten ihn zur Rede. Und darauf offenbart Christus in Wort und That den Verlauf seiner Lebensschicksale.

2. In jenem Ereigniß trat der glühende Eifer für die Ehre seines himmlischen Vaters hervor (Joh. 2, 17). Ueberall zeigt sich beim Heilande dieser thatkräftige Eifer. Ueberall und bei jeder Gelegenheit verbreitet er Aufklärung (Matth. 9, 35), auf dem Lande, in den Städten (Matth. 14, 14. Luc. 5, 3; 13, 22. Joh. 4, 6).

Und hierin muß dir der Herr ein Vorbild sein.

Billigkeit und Gerechtigkeit fordert von dir diesen Eifer. Suchst du die Ehre Gottes, so steuerst du auf das herrliche Ziel los, welches die ganze Schöpfung, welches Christus und Gott selbst von Ewigkeit her verfolgt.

Manche haben eine falsche und schädliche Demuth, indem sie ihre Fähigkeiten nicht zum Dienste Gottes und des Nächsten verwenden wollen, unter dem Vorgeben, daß sie zu schwach oder zu sehr zum Stolze geneigt seien. Leere Ausrede! Man scheut

die Unannehmlichkeiten, welche mit der Ausübung eines solchen heiligen Eifers verbunden sein könnten.

3. Indes muß dieser Eifer gemäß dem Beispiele Jesu Christi geregelt sein.

Dieser Eifer muß selbstlos sein. So war er bei Jesus Christus (Joh. 8, 50). Alles bezieht er auf seinen himmlischen Vater (Joh. 7, 16; 8, 42; 14, 6. 10. 12; 17, 1. 4). Wer die Ehre Gottes sucht, muß sich bewußt bleiben, daß er sich selbst hintansetzen, daß er zu Strenge und Verdemüthigung, zum Ertragen von Verfolgung und Verachtung bereit sein muß. Christus wollte seine eigene Ehre nur von seinem Vater erhalten (Joh. 8, 50; 17, 1) und um den Preis seiner äußern Ehre und seines Lebens (Joh. 13, 31).

Der Eifer für die Ehre Gottes muß opferwillig sein. Gar oft verlangt dieser Eifer die Verzichtleistung auf die Gunst der Menschen, auf Bequemlichkeiten und anderweitige Güter des Lebens.

Handelt es sich darum, daß du dich für Gott der Gefahr aussetzest, so fürchte die Wunden nicht. Es ist besser, auf die Gefahr mancher Unvollkommenheiten hin das Gute zu thun, als es aus Furcht vor der Sünde zu unterlassen.

Dieser Eifer muß ferner maßvoll, klug, erleuchtet sein. Der ungestüme Eifer ohne Mäßigung und Umsicht reißt mehr nieder, als er aufbaut. Viele thun darum nichts Gutes, weil sie des Guten zu viel thun wollen; sie verderben alles, was sie bessern wollen.

Dieser Eifer muß stets auf die größere Ehre Gottes gerichtet sein. Unter diesem Gesichtspunkte wählte Christus seine Arbeiten; stets wählte er das Nothwendigere, Nützlichere, Umfangreichere, Dauerhaftere.

Die menschliche Eigenliebe versteht wenig vom Eifer für die Ehre Gottes, sie ist lohnsüchtig, genußsüchtig; selbst im Dienste Gottes sieht sie ausschließlich auf ihren Nutzen, ohne ihren Blick

jemals höher zu heben. Die von diesem Gifte angesteckte Seele will die christliche Tugend und den Eifer nur als Genuß für ihren Egoismus, nur als Zierat für ihre Persönlichkeit; sie fürchtet weniger die Sünde, insofern sie eine Beleidigung Gottes ist, als weil sie ihre eigene Befleckung bewirkt; ihre Reue ist mehr Aerger als Schmerz, und was sie für Zerknirschung hält, ist Regung ihrer verletzten Eitelkeit.

Solcher Niedrigkeit gegenüber erfülle deinen Geist oft mit hohen Gedanken, welche sich auf Gottes größere Ehre beziehen! Was ist denn mein Glück, meine Befriedigung im Vergleich zur Ehrung des Allerhöchsten? Wirf dich weg, um nur für Gottes größere Ehre zu eifern!

Hundertundsiebzehntes Kapitel.

Gottvertrauen.

1. Das Vertrauen ist ein Sichverlassen auf Gott, ist die Zuversicht, daß Gott uns nicht im Stiche läßt. Das Vertrauen ist eine Anerkennung, welche man der göttlichen Allmacht, Weisheit, Güte, Treue zollt.

Die Schwierigkeiten im Vertrauen sind theils innere, theils äußere, theils erstehen sie aus der Unverständlichkeit der göttlichen Handlungsweise. Drei Wunder des Evangeliums erinnern daran, daß wir in allen diesen Schwierigkeiten Gottes Schutz zu gewärtigen haben.

Das Wunder des Fischfanges (Matth. 4, 18 ff. Marc. 1, 16 ff. Luc. 5, 1 ff.) mußte dem Petrus ins Bewußtsein bringen, daß bei dem Rufe Christi alle ängstliche Sorge um Familie, um zeitlichen Unterhalt, um einstige Wirksamkeit in seinem neuen apostolischen Berufe überflüssig sei. Petrus erhielt ein Unterpfand, daß auf das Wort des Herrn hin alles glücklich gehen werde.

Die wunderbare Stillung des Sturmes (Matth. 8, 23 ff. Marc. 4, 35 ff. Luc. 8, 22 ff.) mußte die Apostel stärken im Hinblick auf die äußern Schwierigkeiten und Verfolgungen. Christus verweist den Aposteln den Mangel an Glauben an seine Gottheit, die nie schläft, nie im Stiche läßt (Matth. 8, 26. Marc. 4, 40. Luc. 8, 26). „Woher ist der, welcher Wind und Wellen gebietet?" Stürme und Verfolgungen müssen kommen; schon der natürliche Gegensatz zwischen Christenthum und Welt bringt das mit sich; aber Gott der Herr wird sein Werk nicht zu Schanden werden lassen.

Das wunderbare Wandeln auf dem See (Matth. 14, 24 ff. Marc. 6, 47 ff. Joh. 6, 17 ff.) sollte zu einem rechten Gottvertrauen unter allen Umständen anleiten. Die Apostel waren vom Heilande in stürmischem Wetter zum See geschickt worden und hatten viel Last und Mühe auf der Fahrt. Da erschien ihnen der Heiland auf dem Wasser schwebend, um ihr Vertrauen durch diesen Erweis seiner Macht über die Elemente zu stärken. Das Wunder verfehlte auch nicht die Wirkung (Joh. 6, 18. 19. Matth. 14, 33).

In unnöthigem Eifer bat Petrus, zum Herrn auf das Wasser kommen zu dürfen. Christus sprach: Komm! Da aber das Vertrauen des Petrus schwach wurde, begann er zu sinken. Als er um Hilfe rief, reichte ihm der Herr die rettende Hand (Matth. 14, 30. 31).

2. Auch du also mußt unter allen Verhältnissen auf den Herrn vertrauen. Er wird nie verlangen, was über deine Kräfte geht. Der Herr denkt an dich; er begleitet dich, erkannt und unerkannt; er ebnet die Wogen, spricht Muth zu, verbessert die Fehler.

Nie darfst du unbedachtsam und vermessen sein: und wenn du es gewesen bist und menschliche Schwäche fühlst, so verzage nicht! Die Hand des Herrn ist dir nahe, und du ergreifst sie durch Gebet und Vertrauen.

Ein solches Vertrauen ist nothwendig; es ist berechtigt, es ist das Zeichen eines starken Herzens und einer erhabenen Gottesverehrung.

Verliere nicht den Muth, wenn Gott dir wider Erwarten harte Schläge schickt, es sind Freundesschläge; sie sollen verborgene Geschwüre aufreißen, welche dir sonst zum Verderben gereichten.

Wie die Natur und die Religion, so hat auch die Vorsehung ihre Geheimnisse, die uns erst später beim Ausgang der Dinge klar werden. Diese Geheimnisse sind voll Liebe für uns, obgleich sie oft unsern guten Ab- und Ansichten entgegen zu sein scheinen.

„Die rohesten Menschen wissen," sagt der hl. Ephräm, „welche Last ihre Esel tragen können, und laden ihnen nicht mehr auf, damit sie nicht erliegen. Der Töpfer weiß, wie lange der Thon im Ofen bleiben muß, und läßt ihn gerade so lange im Feuer, als es gut ist. Du sprichst also unbedachtsam, wenn du sagst, Gott, der doch die unendliche Wahrheit und Liebe ist, lege dir eine zu schwere Last auf und lasse dich zu lange im Ofen der Trübsal."

Hundertundachtzehntes Kapitel.

Kraft des Bittgebetes.

1. Christus hat wiederholt den eigenthümlichen Gedanken ausgesprochen: „Wenn ihr in mir bleibt und meine Worte in euch bleiben, so möget ihr bitten, was ihr immer wollet, und es wird euch gegeben werden" (Joh. 15, 7).

Wir sollen zu Gott beten, nicht um ihn erst von unsern Wünschen in Kenntniß zu setzen, sondern um ihn in einer der menschlichen Natur entsprechenden Weise anzuerkennen als den Allmächtigen, der uns helfen kann, als den Allwissenden, der

unsere Bitten kennt, als unsern lieben Vater, der uns gerne helfen will.

Durch das Bittgebet üben wir Tugenden, wie solche am meisten unserem Verhältniß zu Gott und der Bestimmung unseres Daseins entsprechen.

Unsere Gebete müssen vom Vertrauen getragen sein. Viele gehen mit Gefäßen zum Brunnen: alle schöpfen Wasser, aber nicht alle gleich viel; je größer das Gefäß, desto mehr bekommen sie. Je größer das Gefäß des Vertrauens ist, welches wir zum Gebet mitbringen, desto mehr Gnaden schöpfen wir.

Dem Bittgebet entspricht die Gebetserhörung. Gott hat versprochen, die Gebete zu erhören.

Die Gebete zielen auf Gutes ab. Und der gute Gott, der Spender alles Guten, sollte keine guten Gründe haben können, das Gebet zu erhören?

Jede Bewegung zum Guten hin, welche in einem Geschöpfe gefunden wird, rührt im tiefsten Grunde von Gott her; also ist auch die Bewegung zum Guten hin, welche im Gebete ihren natürlichen Ausdruck findet, von Gott verursacht. Hat Gott Gründe gehabt, den guten Wunsch in eine arme Menschenbrust zu legen, so kann er auch Gründe haben, diesem Wunsch zur Erfüllung zu verhelfen.

2. Die Vernunftwesen stehen Gott viel näher als die vernunftlosen Naturdinge. Somit werden die Begehrungen, welche sich in den Menschenherzen regen, bei Gott viel wirkungsvoller sein als die Strebigkeiten der natürlichen Dinge.

Sollte Gott, welcher mit so viel Freigebigkeit dafür sorgt, daß dem Begehren des kleinsten Käferchens in entsprechender Weise Genüge geschieht, die guten Begehrungen des edeln Menschen nicht zum Ziele führen?

Die Herzensgüte, mit welcher gute Menschen den berechtigten Wünschen ihrer Mitmenschen nach Kräften zu entsprechen suchen, ist ein schwacher Abglanz jener unendlichen Herzensgüte, welche der Gottheit eigen ist.

Gott, dem Unendlichen, dem es nicht zu wenig war, mich zu schaffen, wird es auch nicht zu wenig sein, mir zu helfen.

Bei dem vertrauten Verkehr zwischen Gott und dem Menschen unterliegt es keinem Zweifel, daß manches von dem, was Gott in der Natur wirkt, auf die Wünsche und Gebete gottesfürchtiger Menschen zurückzuführen ist.

„Die Gebete können", wie der hl. Thomas von Aquin sagt, „bei Gott wirksam sein, ohne daß in die unveränderliche Ordnung der göttlichen Vorsehung ein Eingriff geschehe; denn auf die Thatsache, daß dem Flehenden diese oder jene Bitte gewährt werden soll, ist bei der Anordnung der göttlichen Vorsehung uranfänglich Rücksicht genommen."

„Wir beten nicht, um die göttlichen Anordnungen zu verändern, sondern um dasjenige zu erhalten, was gemäß göttlicher Anordnung an unser Gebet geknüpft ist."

Wenn wir um zeitliche Dinge flehen, wird unser Bittgebet oftmals nicht in der Weise erhört, wie wir es wünschen. Dies kommt daher, weil unser Gebet oftmals Kurzsichtigkeit oder Willensschwäche an sich trägt oder mit den Absichten Gottes nicht übereinstimmt. Wo wären die Eltern, welche ihren Kindern alle Wünsche erfüllten? Auch Christus betete am Oelberge; aber der Leidenskelch ging nicht vorüber.

Hundertundneunzehntes Kapitel.

Seeleneifer und Apostolat.

1. Unter Seeleneifer ist jene Liebe zu den Menschen zu verstehen, welche alle gerne glücklich machen möchte im Hinblick auf die Interessen der Ewigkeit.

Bei Christus war der Seeleneifer nicht nur eine nebensächliche Tugend, welche er beiläufig übte, sondern vielmehr der Inbegriff seiner Lebensrichtung. Er erschien, um sein Volk zu er-

lösen (Matth. 1, 21). Sein Wirken hatte den Zweck, daß alle das wahre Leben empfingen (Joh. 6, 40; 10, 10).

Der Heiland übte den Seeleneifer in völliger Unterordnung unter den Willen des himmlischen Vaters. Er that es aus Liebe zu uns Menschen; deshalb begnügte er sich nicht mit Mitleid und Wünschen, sondern er brachte alles zum Opfer. Er that es mit der größten Uneigennützigkeit; er suchte nicht sein irdisches Genügen, nicht seine Ehre, nicht seinen zeitlichen Nutzen, sondern nur Gottes Ehre. Er that es schließlich mit großer Klugheit.

2. Christus will, daß alle seine Angehörigen je nach den Verhältnissen ihres Standes mit apostolischem Eifer erfüllt seien. Keiner halte sich für einen treuen Christen, der nicht liebreich sich der Seelen annimmt, deren sich Christus bis zu blutigem Tod angenommen hat.

Es gibt ein Apostolat der öffentlichen Belehrung, welches der Kirche vorbehalten ist und welches man ohne besondern kirchlichen Auftrag nicht ausüben darf. Aber außerdem gibt es ein Apostolat der Privatbelehrung, ein Apostolat des Gebetes, ein Apostolat des guten Beispiels, ein Apostolat des Almosens zur Unterstützung der Werke des Seeleneifers.

Wir müssen der Kirche in der Erreichung ihrer großen Aufgaben behilflich sein. Wir müssen für unsere Eltern und Verwandten, für unser Vaterland Opfer bringen: um wieviel mehr für die Kirche!

Stelle dich in den Dienst der Wahrheit. Was hat der Mensch dem Menschen Größeres zu geben als die Wahrheit!

„Betet füreinander, damit ihr gerettet werdet" (Jac. 5, 16). Wie vom Gebete, so hängt auch von anderweitigen Bemühungen vielfach das Heil der Seelen ab.

Rette, was sich retten läßt! Aber sei vorsichtig! Großer Vorsicht bedarf es bei denen, die zu ertrinken im Begriffe stehen, um ihnen ohne eigene Gefahr Hilfe zu bringen.

Etwelche, die nicht schwimmen konnten, sind ins Wasser gegangen, den Ertrinkenden zu helfen, aber sie kamen samt jenen um.

Bei der Sorge um das Seelenheil anderer darfst du deine eigene Seele niemals außer acht lassen. Der verschwendet Mühe und Arbeit, der die Sitten anderer verbessern will und nicht bei sich selbst anfängt.

Die, welche auf die Verbreitung des Guten unter den Menschen Bedacht nehmen, müssen sich so bemühen, daß sie sich nicht bloß bei Gott, sondern um Gottes willen auch bei den Menschen beliebt machen, und daß sie den Eifer für die Ehre Gottes nach der verschiedenen Beschaffenheit der Menschen einzurichten wissen.

Mit Menschen, die ganz vom Irdischen eingenommen sind, muß man nicht sogleich von Angelegenheiten höherer Tugend sprechen, denn das hieße die Angel ohne Köder auswerfen.

„Nimm mir alles, o Herr! Laß mich nur Seelen retten!" So betete der hl. Franz von Sales.

Hundertundzwanzigstes Kapitel.

Macht des guten Beispiels.

1. „So leuchte denn euer Licht vor den Menschen," sagte der Herr, „so daß sie eure guten Werke sehen und den Vater preisen, der im Himmel ist" (Matth. 5, 16).

Nicht nur durch die Predigt der Apostel, sondern wohl mehr noch durch das Tugendbeispiel der Christen ist die Welt zum Christenthum bekehrt worden.

Eine Unze guten Beispiels gilt mehr als hundert Pfund Worte. Ohne frommes Leben werden die Worte zum Aergerniß; sie gleichen der Glocke, die da schallt und ruft, doch selbst niemals in die Kirche geht.

Das Wasser nimmt die guten und schlechten Eigenschaften

der Schichten an, durch welche es läuft, und oftmals merkest du es dem Menschen an, mit welchen Menschen er umgegangen ist.

2. Mit großer Sorgfalt sollst du dich hüten, andern böses Beispiel zu geben, sollst du bedacht sein, so zu handeln, daß andere sich an dir erbauen; aber niemals sollst du etwas thun in der Absicht, daß andere dich loben.

In auffallend dringlicher Weise warnt Christus vor der Sünde des Aergernisses. Aergerniß ist jedwede That, Rede oder Unterlassung, wodurch man andere Menschen an Gott irre macht oder vom Wege des Guten ableitet oder zur Sünde einladet.

Das Aergerniß kann ein doppeltes sein: eigentliche Verführung, wenn man die Sünden des andern beabsichtigt; und sündhafter Anlaß zum Bösen, wenn man etwas Ungeordnetes oder Anstößiges thut, obgleich man die Sünde des andern voraussieht.

„Es müssen zwar Aergernisse kommen," sagt der Herr, „wehe aber dem Menschen, durch welchen Aergerniß kommt" (Matth. 18, 7). Von solchen, welche Jüngern oder Schwächern Aergerniß geben, braucht der sonst so maßvolle Heiland das schreckliche Wort, es wäre besser, man behandelte sie wie räudige Hunde.

Die Vergehung eines gemeinen Mannes gleicht dem falschen Gange einer Taschenuhr, der nur eine Person irre führt. Vergeht sich aber ein Hochgestellter, so ist es, wie wenn die Thurmuhr falsch geht: das führt viele in Irrthum.

Wie es Sünde ist, Aergerniß zu geben, so ist es auch fehlerhaft, leicht Aergerniß zu nehmen.

Fehler werden dadurch nicht nachahmenswerth, daß sie auch an guten Menschen vorkommen. Manche sehen, daß jener große Mann mit diesem oder jenem Fehler behaftet ist, aber sie übersehen es, daß er keineswegs durch denselben ein großer Mann ist.

Hundertundeinundzwanzigstes Kapitel.

Sorge für die Kinder.

1. Gegen die Kinder hat Christus große Liebe und zärtliche Herablassung. „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret es ihnen nicht. . . . Dann schloß er sie in seine Arme, legte ihnen die Hände auf und segnete sie" (Matth. 19, 13—15. Marc. 10, 13—16. Luc. 18, 15—17). „Wer eines solcher Kindlein aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf, und wer mich aufnimmt, der nimmt nicht mich auf, sondern den, der mich gesandt hat" (Marc. 9, 36. Luc. 9, 48. Matth. 18, 5).

Christus ändert nichts an der von Gott in die Natur gelegten Ordnung; er gibt derselben eine tiefere Begründung und fügt hierzu eine höhere Bedeutung.

Die Kinder sollt ihr nicht verachten, denn ihnen ist das Himmelreich gegeben; in ihnen schlummern alle Blüthenprachten, ein Gottesfrühling für das ganze Leben.

Nach der Ordnung der Natur sind die Kinder in leiblicher und geistiger Beziehung auf die Beihilfe und Einwirkung der Eltern und dann auch anderer wesentlich angewiesen. Daher das furchtbare Wehe, welches der Herr über jene ausruft, welche den Kindern Anlaß zur Sünde sind (Matth. 18, 6).

An und für sich besteht die Erziehung des Kindes darin, daß man die günstigen Naturanlagen fördere, die ungünstigen hemme, daß man dadurch das Herz des Kindes für den Einfluß der göttlichen Gnade zugänglich mache und die ganze Entwicklung nebst allem, was sie beeinflußt, überwache.

2. Für alle Erzieher ist Christus Lehrer und Vorbild.

In ihm erblicken wir (wir folgen dem Gedankengange des P. Meschler) die Eigenschaften, welche der Erzieher besitzen muß. Er macht seine Autorität geltend, die er von Gott, seinem

himmlischen Vater, herleitet. Er ist Vorbild in der Liebe zu den Schwachen, Hilfsbedürftigen, namentlich Kindern, ein Vorbild der Sanftmuth, des Mitleides, der Geduld. Er zeigt überall jene Klugheit, die zum guten Zweck die richtigen Mittel wählt. Ferner übte der Herr das Erziehungswerk nicht des irdischen Nutzens wegen, sondern es galt ihm als ein hehrer Beruf, den ihm der Vater geschenkt hatte.

Nicht die irdischen Ziele des Daseins sind bei der Erziehung die Hauptsache, sondern der große Endzweck muß alles beherrschen. „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt?" (Matth. 16, 26.)

Das Meisterwerk der Erziehung besteht darin, den Menschen zu befähigen, seine Freiheit recht und edel zu gebrauchen. Im Menschen erblickt der Heiland das Kind seines himmlischen Vaters, und mit größter Sorgfalt nimmt er ihn mit allen seinen Fähigkeiten in seine Schule. Er achtet auf den freien Willen und nimmt ihn in Anspruch, sowohl für die nothwendige Pflichterfüllung (Matth. 19, 17), wie auch für die höchsten Aufgaben der Vollkommenheit (Matth. 19, 21). Er achtet auf die Schwächen der menschlichen Natur und dringt unaufhörlich auf Abtödtung und Selbstverläugnung (Matth. 16, 24. Luc. 9, 23; 17, 33. Joh. 12, 25). Unter den verschiedensten Anwendungen und Bildern kehrt diese Anempfehlung immer wieder (Matth 7, 13. Luc. 13, 24).

Zu einer guten Erziehung gehört die religiöse Aufklärung, die wiederholte Hindeutung auf das letzte Ziel des Menschen und auf die Beweggründe der Frömmigkeit, um derentwillen die Tugend zu üben ist.

Ein anderes Erziehungsmittel liegt in den Verheißungen und Belohnungen. Der Heiland fordert viel, aber verheißt noch mehr. Er ist nicht karg in Anerkennung und Lob.

In jedem Kind ist ein Engel veranlagt, aber auch ein Teufel. Die großen Fehler zeigen ihre kleinen Anfänge bei den Kindern.

Wehe, wenn man die fehlerhafte Laune der Kinder zu befriedigen trachtet! Was alles kann aus einem Kinde werden!

Verweise, Androhungen und Strafen gehören zu den Erziehungsmitteln. Auch der Heiland wandte diese Mittel an, aber in der Weise, daß er nicht von vornherein darauf ausging, zu schrecken und zu strafen (Luc. 9, 56. Joh. 3, 17; 12, 47); daß er weit weniger drohte, als ermunterte; daß er Drohung und Strafe erst dann eintreten ließ, wenn die andern Mittel als fruchtlos erschienen. Wo er guten Willen fand, war er rührend gütig in seinen Verweisen (Matth. 20, 22. Marc. 9, 32. Joh. 20, 27; 21, 15); nur wenige Male wurde der Ton etwas lebhafter (Marc. 8, 17. Matth. 16, 23; 17, 16).

Ein weiteres Erziehungsmittel ist die praktische Einübung des Guten. Bei vielen Wundern fordert Christus als Bedingung Glaube und Vertrauen (Matth. 9, 28; 15, 28. Marc. 9, 22. Luc. 17, 14. Joh. 4, 50; 11, 15). Er übte die Seinigen in der Demuth. Oft benutzte er gelegentliche Vorkommnisse, um seine Belehrungen und Ermahnungen an dieselben zu knüpfen (Luc. 12, 13 ff.; 13, 1 ff.; 14, 7 ff.; 18, 24 ff.). Oft schärft er die guten Uebungen ein, wie die des Gebetes, der Selbstverläugnung, der Geduld, der Liebe.

Der Heiland überstürzt nichts, überladet niemand (Luc. 5, 33—39); er ist nicht aufdringlich; er betont nicht alles gleichmäßig, sondern so, wie es für den Betreffenden am richtigsten ist; er berücksichtigt das Maß der Willigkeit, welches er vorfindet (Matth. 19, 16—21).

3. Der Heiland übersieht kleinere Gebrechen in Aussicht auf größeres Gute (Joh. 3, 2; 7, 50. 51). Er paßt sich der Fassungsgabe derer an, mit welchen er zu thun hat, und behandelt die Einzelnen nach ihrem verschiedenen Charakter und ihren verschiedenen Anlagen. Anders behandelt er den Johannes (Joh. 1, 39), anders den Philippus und Matthäus (Joh. 1, 43. Matth. 9, 9), anders den Nathanael (Joh. 1,

47 ff.). Die vorschnelle und selbstvertrauende Gemüthsart des Petrus brachte der Heiland durch Ermunterung (Luc. 5, 10), durch sanfte (Matth. 17, 24) und scharfe Verweise (Matth. 16, 23), durch ernste Warnung (Luc. 22, 34. 46) zum rechten Maße der christlichen Demuth und des Starkmuthes, ohne daß er wegen des Apostels Fehltritte (Matth. 14, 31. Luc. 22, 55 ff.) sich von ihm abgewendet hätte.

Er achtete scharf auf die ungeordneten Neigungen seiner Apostel und trat denselben in einer Erfolg versprechenden Weise entgegen: ihrem Ehrgeiz (Matth. 20, 24. Marc. 9, 32 ff.), ihrem neidischen Wesen (Luc. 9, 50).

Er ermunterte zu jeglicher Tugend: zum Glauben (Matth. 14, 16. 27; 15, 32; 16, 6. 15; 17, 24. Luc. 8, 25. Joh. 6, 68), zur Losschälung vom Irdischen (Luc. 14, 26), zur Wachsamkeit (Luc. 12, 42), zur äußern Entbehrung (Matth. 12, 1. Luc. 12, 33), zur Geduld und Freudigkeit in der Verfolgung (Matth. 10, 16); er erwartet von den Seinigen Arbeit (Matth. 8, 18. Marc. 4, 35; 6, 31. 45; 8, 10. Luc. 9, 14).

Wiederholt schickte er die Jünger zur Uebung der apostolischen Thätigkeit aus, und zwar mit aller Umsicht und Schonung für Anfänger (Matth. 10, 5. Marc. 6, 7. Luc. 10, 1); bei der Rückkehr vernahm er sie über ihr Thun und Lassen (Marc. 6, 30). Väterlich sorgt der Heiland für ihre leiblichen Bedürfnisse (Luc. 10, 7; 22, 35) und vertheidigt sie gegen die Angriffe der Pharisäer (Marc. 2, 16).

Halte bei aller Einwirkung auf Kinder deinen Blick auf dein Vorbild Christus gerichtet. Erziehe die Kinder nach Christi Geist und Grundsätzen. Ohne Christus ist die Erziehung nur Verwirrung und Verderbniß. Die moderne religionslose Erziehung bildet Selbstvergötterer und Genußmenschen; nicht Verbreiter des Glückes, sondern Geißeln der Menschheit.

Hundertundzweiundzwanzigstes Kapitel.

Friedfertigkeit.

1. Friedfertig ist derjenige, welcher gerne Opfer bringt, um den Frieden mit seinen Mitmenschen zu bewahren und wiederherzustellen. „Selig die Friedfertigen, denn sie werden Kinder Gottes genannt werden" (Matth. 5, 9). „Vollendet meine Freude," sagt der Apostel, „daß ihr gleich gesinnt seiet, indem ihr dieselbe Liebe habet, das eine im Sinne behaltend" (Phil. 2, 2).

Wie andere christliche Tugenden, so ist auch die Friedfertigkeit zunächst die edle Natürlichkeit, welche aber durch christliche Lehren höhere Beweggründe erhält und durch die Gnade zu Opfern befähigt und zu übernatürlichem Werthe erhoben wird.

Sei vorsichtig. Die Menschen sind geneigt, ihre Ansichten nach ihren Interessen zu äußern, und was sie Neues hören, nach ihren vorgefaßten Ansichten zu beurtheilen. Das gilt von andern, das gilt von dir.

Um zu streiten, müssen es immer zwei sein; du sollst unter gewöhnlichen Verhältnissen niemals der zweite sein.

Verhüte herben Zusammenstoß verschiedener Meinungen; indessen gibt es Umstände, unter denen die Pflicht fordert, daß man den Krieg dem Frieden vorziehe.

Nur dann sollst du andern widersprechen, wenn du dazu verständige Beweggründe hast. Unterscheide vorab zwischen dem Guten und Richtigen, und dem Schlechten und Falschen.

Hüte dich vor jeder persönlichen Bitterkeit. Hast du eine Wunde geschlagen, so ist es gemeiniglich gut, daß du ein Pflästerchen drauf legst; es sei nicht zu klein, aber auch nicht zu groß.

Es gibt Menschen von so herber Gemüthsart, daß sie stets auf das Tadelnswerthe sehen, nicht aus Leidenschaft, sondern aus natürlichem Hange. Stets klagen sie an, meistens mit Ueber-

treibung, so daß sie aus Splittern Balken machen, um jedem vor den Kopf zu stoßen. Kommt noch Leidenschaft hinzu, so treiben sie alles auf das äußerste.

Ein edles Gemüth trachtet zunächst für alles eine Entschuldigung zu finden, wenn nicht ausdrücklich, so doch durch Nichtbeachtung. Indessen hat das Entschuldigen auch seine Grenze. Auch einen schuldlos Irrenden kann man ertragen und achten, ohne deshalb dessen Irrthum der Wahrheit gleichzustellen.

2. Der Tugendhafte gleicht dem dicht belaubten Baume: wenngleich er glühenden Sonnenstrahlen ausgesetzt ist, gewährt er Kühlung unter seinen Zweigen.

Hüte dich, gegen ein Uebel Mittel anzuwenden, welche dasselbe verschlimmern.

Oft besteht die Kunst des Arztes in der Nichtanwendung der Mittel. Ein zeitiges Nachgeben für jetzt sichert den Sieg in der Folge.

Eine Quelle wird durch eine Störung getrübt, und wird wieder hell, indem man sie sich selbst überläßt. Gegen Zwiespalt und Verwirrung ist oft das beste Mittel, die Dinge ihren Lauf nehmen zu lassen; denn so beruhigen sie sich von selbst.

Ein wenig, gemäßigter Widerspruch ist oft eine edle Würze der Unterhaltung. Man darf aber den Senf nicht zur Hauptspeise machen.

Mancher Streit gleicht der Rauferei zweier Kahlköpfe um einen Kamm.

Es gibt Charaktere, die aus allem einen kleinen Krieg machen möchten. Dabei soll ihnen alles, was sie ausführen und sagen, zum Siege verhelfen. Nicht die Wahrheit, sondern Rechthaberei ist ihr Beweggrund.

Lerne Widerspruch ertragen, ohne daß du dabei die Gemüthsruhe verlierst. Vor allem hüte dich vor Aufregung, wenn man dich angreift um der Wahrheit willen.

Durch Zorn stellst du nicht nur dich selbst bloß, sondern auch die Wahrheit, für welche du eintrittst.

Der Menschen Thun, Streit und Verdammen zieht ein Gewitter leicht zusammen; sei du nur stets gerecht und heiter, das ist der beste Blitzableiter.

Im Umgang sollst du nicht sein wie zerbrechliche Glasware, die weder im Ernst noch im Scherz eine Berührung duldet. Es ist thöricht, über jede Beleidigung Verdruß zu empfinden.

3. Meide alles Auffällige. Sei freundlich. Ein schönes Benehmen ist ein Schmuck des Lebens, und ein angenehmes Wort hilft über manche Schwierigkeiten hinweg.

Warum soll man gute Zwecke nicht auch durch freundliche Worte fördern? Es ist eine große Lebensklugheit, stets das rechte Wort an rechter Stelle zu sagen. Um friedfertig zu sein, muß man trachten, liebenswürdig zu sein.

Kannst du einen Menschen nicht durch deinen (directen oder indirecten) Einfluß dem näher bringen, was er sein soll, so mußt du ihn in aller Sanftmuth und Geduld als den hinnehmen, welcher er ist.

Verstehe es, in rechter Weise abzuschlagen. Ein vergoldetes Nein befriedigt oft mehr als ein spitziges Ja.

Hundertunddreiundzwanzigstes Kapitel.

Theilnahme für menschliche Hilfsbedürftigkeit.

1. Mitleidsinstinct liegt mehr oder minder in der sinnlichen Natur. Von der Vernunft wird dieses Gefühl beim Menschen zur Grundlage einer Naturtugend genommen. Durch die Gnade und Beweggründe des Christenthums wird diese Naturtugend zu einer übernatürlichen Bedeutung erhoben und geadelt.

Im Leben Christi erglänzt diese Herablassung zu menschlicher Hilfsbedürftigkeit in den hellsten Zügen. Von Christus heißt es: „Blinde sehen, Lahme gehen, Aussätzige werden rein, Taube hören, Todte stehen auf, Armen wird das Evangelium gepredigt" (Matth. 11, 5).

Aus Mitleid mit dem hungernden Volke wirkte der Herr das Wunder der Brodvermehrung (Matth. 14, 14 ff.). Mit innigster Theilnahme gab er den erweckten Sohn der Mutter (Luc. 7, 15) und den geheilten Knaben dem Vater wieder (Luc. 9, 43). Mit allem Schmerz hatte er aufrichtiges Mitleid (Matth. 8, 16; 15, 32). Wie oft füllte sich sein Auge mit Thränen über das Unglück der Armen und Verlassenen! (Matth. 15, 32. Marc. 6, 34.) Segen und Wohlthaten spendend ging der Heiland durchs Leben (Apg. 10, 38).

2. So soll's auch bei den Christen sein. Christus erklärt die leibliche Barmherzigkeit für das große Gesetzbuch, nach dem zunächst das große Weltgericht stattfinden soll.

Laßt uns lindernd Oel und Wein in des Nächsten Wunden gießen; Helfer, Tröster ihm zu sein, soll uns nie verdrießen.

„Wenn ein Bruder oder eine Schwester von Kleidung entblößt wären und Mangel litten am täglichen Unterhalt, jemand aus euch aber zu ihnen spräche: Gehet in Frieden, wärmet euch! ihr aber gäbet ihnen nicht, was zur Leibesnothdurft gehört, was würde das nützen?" (Jac. 2, 15. 16.)

Hier hat die christliche Liebe ein ungeheures Arbeitsfeld. Sie darf darum nie rückwärts blicken, sondern immer nur vorwärts; denn die Zahl der gespendeten Wohlthaten ist klein, das Elend aber, das diese lindern sollen, unermeßlich.

Im Herzen des Christen hat das Mitleid seine Wurzel in der Gottesliebe, welche das Leben mit Thatkraft und Opferwilligkeit erfüllt.

Anders bei der unchristlichen Welt. Auch da findet man — besonders bei weichen Naturen — oft Mitleidsinstinct; aber derselbe verbleibt auf der thierischen Stufe. Im Lichte der bloßen Vernunft erscheint derselbe als Schwäche. Der Vater des modernen Pantheismus (Spinoza) betrachtet das Mitleid als eine der schimpflichsten Seiten unseres Wesens und sagt, der Weise werde

sich hüten, den freudigen Genuß des Daseins durch das schwächliche Mitfühlen fremden Elendes zu verbittern.

3. Christus übte Herablassung zu jeglicher menschlichen Beschränktheit. Wer demüthig ist, überhebt sich nicht, sondern ist geneigt, sich herabzulassen.

Christus ließ sich herab, indem er die menschliche Natur annahm, indem er in größter Armut lebte, indem er mit Menschen aller Klassen umging. Er verkehrt mit den Kindern. Auf die Bitte des Hauptmannes ist er bereit, zu einem kranken Knechte zu gehen.

Es gibt Vorkommnisse, bei denen der Christ sich vor seinesgleichen oder gar vor Untergebenen verdemüthigen und ihnen aus Nächstenliebe Dienste erweisen muß. Auch in dieser Herablassung war uns der Herr ein Beispiel, indem er seinen Aposteln die Füße wusch. „Wer der Größte unter euch sein will, der soll euer Diener sein" (Matth. 23, 11).

Die christliche Liebe fordert, daß wir auch jene ertragen, welche, natürlich genommen, unerträglich sind. Christus hat uns das gezeigt, indem er mit armen, ungebildeten Fischern, mit dem rohen Volke, mit Sündern freundlich verkehrte. Blicke also stets auf dein göttliches Vorbild!

4. Schon die natürliche Klugheit gibt dir die Vorschrift: Behandle niemand mit Verachtung; ertrage schmähende Reden mit Geduld; sei nicht zornig gegen die Zornigen; gib Segnungen für Flüche, und habe auch Mitleid mit den Sündern. Siehst du an einem Freund sich einen Fehler zeigen, so denk an deren zwei, die dir sind selber eigen.

Die Bäume neigen sich, wenn Früchte wachsen. Die Wolken hangen tief herab, wenn sie frisches Wasser enthalten. Die guten Menschen erweisen sich auch bei Wohlergehen nicht stolz.

Man soll sich auch herablassen zu den Schwachen im Geiste, aber dabei fest auf den Füßen stehen. Lebe mit deinem Jahrhundert, aber sei nicht sein Geschöpf; leiste deinen Zeitgenossen, aber was sie bedürfen, nicht was sie loben.

5. Gegen die Schwachheiten deiner Mitmenschen sei rücksichtsvoll und rechne mit denselben. Christus nahm stets Rücksicht auf die Schwachheit der Menschen, bei der Offenbarung seiner Gottheit vor dem Volke und bei der Forderung, an dieselbe zu glauben (Marc. 9, 8. Luc. 4, 41; 7, 22; 22, 70. Joh. 5, 18 ff.; 6, 27 ff.; 7, 28 ff.; 8, 12. 27. 58; 10, 30; 11, 41. Matth. 16, 20); ebenso in der Vorherverkündigung seines bevorstehenden Leidens. Erst im dritten Lehrjahre sprach er deutlich, und dann wiederholte er diese Offenbarung mit steigender Klarheit. Lange übte der Heiland Geduld in der Ertragung verschiedener Gebrechen; so ertrug er es, daß Nikodemus längere Zeit sich nicht offen für ihn erklärte aus Furcht vor den Juden (Joh. 3, 2; 7, 50).

Betrübte Seelen sollst du mit Liebe und vieler Freundlichkeit aufnehmen; die göttliche Vorsehung schickt sie dir zu, damit du an Gottes Statt ihnen Trost spendest.

Deine Theilnahme sei aufrichtig. Die Welt ist reich an Zeichen theilnehmenden Mitleides, aber es ist meistens Künstelei.

Ein Vorbild heiliger Theilnahme siehst du im Leben Christi. Erinnere dich an die Scene am Grabe des Lazarus. Da weinte Jesus mit den Weinenden (Joh. 11, 35). Er weinte, ohne sich der Thränen zu schämen und sie zu verbergen. „Da sehet, wie lieb er den Lazarus hatte. Wie kam es doch, daß er ihn sterben ließ, da er den Blindgeborenen sehend machte?“ (Joh. 11, 36. 37.) Er hatte den Tod des Lazarus zugelassen, weil dessen Wiedererweckung nach Gottes Absicht in hervorragender Weise zur Bezeugung der Gottheit Christi dienen sollte.

Man kann für jemand in den Tod gehen aus reinem Pflichtgefühl; weinen wir aber um ihn, dann besitzt er unser Gemüth, unser Herz. Christus hat ein warmes, liebevolles, fühlendes Herz für die hilfsbedürftige Menschheit. Auch hierin soll er unser Vorbild sein.

Hundertundvierundzwanzigstes Kapitel.

Neidlosigkeit.

1. Der Feind der echten Menschenliebe ist der ungezügelte Egoismus, und dieser äußert sich in besonderer Form in Neid und Mißgunst.

Neidisch ist der, welcher sich über das Glück seines Nächsten betrübt oder über das Unglück desselben freut, weil er nämlich durch dessen Glück zu verlieren, durch dessen Unglück zu gewinnen glaubt.

Die Macht des Guten ist neidlos; die Macht des Bösen ist voll Neid. Zu Christi Geist steht der Neid in schrillem Gegensatz.

Der Neid ist eine Gefahr für jeden Menschen. Es gehört viel dazu, eigenes Unglück gleichmüthig zu ertragen; aber ebensoviel gehört dazu, beim Glück anderer gleichmüthig zu bleiben. Hat dir das Glück ein Haus gebaut, der Neid dir durch die Fenster schaut.

Der Neid ist sehr verbreitet. Die meisten haben das meiste satt, was ihnen das Glück beschieden hat, weil sie fortwährend das andere quält, was andere haben und ihnen fehlt.

Dieses Laster fordert unsere beständige Wachsamkeit; denn es hat triebkräftige Wurzeln in eines jeden Menschen Brust.

2. Willst du dich vor Neid in acht nehmen, so durchschaue seine Regungen.

Du kannst dir jeden Feind versöhnen und verbinden; nur bei dem Neider wirst du niemals Gnade finden.

Warst du kleiner als sie, so fürchte dich nicht; sie werden so arg dich nicht schelten. Nur wenn du größer bist als sie, das werden sie endlos vergelten; denn das eine verzeihen die Kleinen nie, daß andere größer sind als sie.

Ist dir was Gutes gelungen, so zuckt's manchem vom Scheitel

bis zur Sohlen; lieber noch möchte er dir es verzeihen, hättest du silberne Löffel gestohlen.

Er sieht es dir nach, wenn du dumm, wenn du geizig bist, wenn du prassest, wenn du boshaft bist — eines verzeiht er niemals: wenn du mehr Erfolge hast.

Siehst du dich dem Neide anderer ausgesetzt, so solltest du dich leicht trösten können. Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen, doch hat's ihr selten viel genutzt; es pflegt der rechte Mann zu kommen, der alles wieder helle putzt. Oft indessen läßt der rechte Mann im Diesseits lange auf sich warten, im Jenseits kommt er sicher. Und fürs Jenseits sollst du ja arbeiten.

Hundertundfünfundzwanzigstes Kapitel.

Entschiedenheit gegen Pharisäerthum.

1. Nichts war dem Heilande mehr zuwider als das Pharisäerthum. Gegen alle Sünder ist er mildherzig, nur gegen die Pharisäer hat er harte Worte.

Der Pharisäismus ist der Stolz, insofern derselbe unter dem Scheine von persönlicher Heiligkeit und Vortrefflichkeit eine lasterhafte Gesinnung verbirgt.

Der Pharisäer ist im Grunde ein Selbstanbeter; jeder Schein von Anstand und Tugend, selbst von Religion, muß ihm dienen, um damit seinen schmutzigen Egoismus auszustaffiren. Er ist ein Heuchler. Er hält sich selbst für das Allerhöchste, erborgt sich aber den Schein von Bescheidenheit und Demuth.

Er ist zu stolz, um sein Haupt zu beugen unter die Autorität des sich offenbarenden Gottes. Er hält sich allein für rein und vollkommen. Darum ist er voll Kälte und Rücksichtslosigkeit gegen die Mitmenschen; dabei ist es ihm darum zu thun, sich durch Opfer, die ihm nicht schwer fallen, den Schein von Menschenliebe anzulügen.

Verschmitztheit und Verlogenheit ist sein ganzes Wesen.

„Wie könnt ihr glauben, da ihr Ehre voneinander annehmet, und die Ehre, welche von dem alleinigen Gotte ist, nicht suchet?" (Joh. 5, 44.)

2. Auch heute noch gibt es religiöse Pharisäer, welche unter dem Scheine von Frömmigkeit ihre lasterhafte Gesinnung verbergen. Aber es ist gewöhnlich ein anderes Mäntelchen, welches der moderne Pharisäer sich umhängt.

Es ist das Pharisäerkleid der Wissenschaft; unter dem Scheine der Wissenschaft werden die gröbsten Irrthümer vorgetragen.

Es ist der Schein von Freiheit und Brüderlichkeit; man stellt sich, als handle es sich um die Beseitigung ungerechter Bedrückungen, während es sich in Wirklichkeit handelt um einen Kampf gegen Wahrheit, Freiheit und Recht.

Es ist der Schein von Humanität; man schwärmt für die Menschenwürde und zieht den Menschen in den Koth. Unter den Worten „Gefühl" und „Empfindung" und „Liebe" verbirgt man die gemeinste Liederlichkeit; unter dem Vorgeben von Volksbeglückung richtet man das Volk im Interesse des Egoismus zu Grunde.

Es ist sogar der Schein von Bildung, Tugend, innerer Religiosität, unter dem sich nackter Atheismus und Materialismus verbirgt.

Im Wesen stimmt der moderne Pharisäismus mit dem antiken überein, nur das Kleid hat er gewechselt.

Es ist der nämliche Hochmuth, der die Ehre und Anerkennung, welche Gott allein gebührt, für sich selbst in Anspruch nimmt; der nämliche Eigendünkel, die nämliche Selbstüberhebung und Verachtung anders denkender und anders lebender Mitmenschen; die nämliche Verfolgungswuth gegen Christus, der nämliche Haß gegen Gott und die von Gott gewollte Ordnung.

Auf den modernen Pharisäismus passen darum genau die Worte, mit welchen Christus den damaligen kennzeichnet: „Ihr

gleichet übertünchten Gräbern, die zwar von außen schön in die Augen fallen, inwendig aber voll sind von Todtengebeinen und jeglicher Unreinigkeit." Dem Aeußern nach seid ihr ein Ausbund von Wissenschaft, Bildung und Tugend; im Grunde aber verachtet ihr die Wahrheit und jede Schranke der Sittlichkeit und Ehrenhaftigkeit.

Blinde Führer, „die Mücken seiht ihr durch, aber die Kamele verschluckt ihr"; indem ihr die gröbste Finsterniß Licht und den gröbsten Irrthum „die Himmelsfackel des Lichtes" nennt, verführt ihr die Völker; mit kleinlichen Observanzen erborgt ihr euch den Schein von Gewissenhaftigkeit, während ihr in Wirklichkeit vor keiner noch so ungeheuerlichen Gewissensverletzung zurückschaudert.

„Ihr Pharisäer, ihr reinigt wohl das Auswendige des Bechers und der Schüssel; euer Inwendiges aber ist voll Raub und Schlechtigkeit" (Luc. 11, 39).

3. Zum Benehmen der Pharisäer steht das Benehmen Christi in schneidigem Gegensatz. Wohl will Christus, daß wir mit dem wahrheitsgemäßen Schein der Tugend nicht zurückhalten; er will, daß die Seinigen ihr Licht leuchten lassen zur Ehre Gottes (Matth. 5, 16). Aber vor allem dringt er auf die innere Wirklichkeit, verlangt innere Anbetung im Geiste und in der Wahrheit (Joh. 4, 24).

Ueberall ist Christus die lautere Wahrheit und Aufrichtigkeit. Allen Menschen war er mit aufrichtigem, selbstlosem Wohlwollen zugethan. Niemals mißbrauchte er die Menschen zu selbstsüchtigen Zwecken. Er redet gerade und ohne Umschweife (Joh. 18, 20). Allen, die ihm folgen wollten, sprach er offen von Selbstverläugnung und Verfolgung (Matth. 10, 21. Luc. 9, 58; 12, 51. Joh. 15, 20). Ohne Scheu rügte er, was zu rügen war (Matth. 16, 23. Luc. 9, 50. 55).

Meide du alles, was mit Pharisäerthum irgendwie verwandt ist.

Sieh mehr auf innern Gehalt als auf äußere Form. Elend ist äußeres Ansehen, welchem kein innerer Gehalt zu Grunde liegt.

Hüte dich, Gutes zu thun, um von den Menschen erwähnt zu werden. Unsere Zeit ist reich an vergoldetem Blech, aber arm an lauterem Golde.

Im Innern gestehe dir gerne ein deine eigene Schwachheit und Beschränktheit, und — sei zufrieden und vertraue auf Gott.

Suche dir nie den ersten Platz aus (Luc. 14, 7 ff.), aber mache auch nicht zu viel Aufhebens damit, dir den niedrigern zu erobern.

Gib nicht zu viel auf Begrüßungen und Ehrentitel (Matth. 23, 7). Nur auf gute Gründe hin sollst du dein höheres Ansehen geltend machen. Andern gegenüber sei stets dienstbereit (Matth. 23, 11).

Niemals sollst du aus eitler Selbstgefälligkeit äußerlich mehr scheinen wollen, als du wirklich bist.

Hundertundsechsundzwanzigstes Kapitel.

Sanftmuth.

1. Die Tugend der Sanftmuth übt derjenige, welcher sich im Hinblicke auf Gott nicht aufregt, wenn ihm unrecht geschieht. Die Sanftmuth beherrscht die ungeordnete Zornmüthigkeit oder das ungeregelte Verlangen, sich in irgend einer Weise zu rächen für ungerechtes, ungebührliches Auftreten.

Manche bleiben bei allem ruhig aus natürlicher Unempfindlichkeit, aus Furchtsamkeit oder Bequemlichkeit. Das ist keine Tugend. Zur Tugend gehört Hinblick auf Gott und Selbstbeherrschung.

Christus ist uns leuchtendes Vorbild der Sanftmuth. Von allen Seiten wurde diese Tugend auf die Probe gestellt.

Da waren es die Apostel in ihrer Unbeholfenheit an Geist,

Charakter und Lebensart, mit ihrer Ungelehrigkeit in dem beständigen vertraulichen Umgange mit ihm. Stets fragen sie, erhalten milde Antwort, und verstehen doch nicht viel (Matth. 13, 36. Marc. 8, 16. 17. Apg. 1, 6).

Mit großer Milde und Mäßigung weist der Heiland auf der Mahlzeit zu Bethanien seine Jünger zurecht (Matth. 26, 6. Marc. 14, 3. Joh. 12, 1).

Als ein Apostel ihn aus Feigheit dreimal verläugnete, warf er ihm einen mitleidigen Blick zu. Und wie verhält sich der Heiland gegen Judas? Ein Jahr vor dessen schändlicher Unthat fing der Herr an, ihn sanft und nachdrücklich zu warnen (Joh. 6, 71). Mit größter Mäßigung erwidert er die freche, gefühllose und gotteslästerliche Aeußerung desselben beim Mahle in Bethanien (Joh. 12, 7. Matth. 26, 10). In der letzten Stunde bietet er alles auf, den Unglücklichen zu retten, indem er dessen schändliche That voraussagt; aber auch hierbei schont er in edler Rücksicht die Ehre des Verräthers vor den andern (Joh. 13, 23—30). Als schließlich Judas dem Herrn den Kuß des Verrathes aufdrückt, da hatte dieser für ihn nur einen milden Vorwurf (Matth. 26, 49. 50).

Nicht bloß die Apostel setzten seine Geduld auf eine harte Probe. Da war es das Volk mit seiner rohen Zudringlichkeit, welches ihn belästigte und seine Ruhe störte (Matth. 14, 13. Marc. 3, 10; 5, 31. Luc. 5, 1. Joh. 6, 24). Da waren es die Vornehmen mit ihrer Gleichgiltigkeit, Politik und Verachtung (Joh. 7, 48; 12, 42. 43). Da waren es seine Feinde und Widersacher mit ihren beständigen Widerreden, Belästigungen, Verdächtigungen. Dazu hatte der Herr einen beschränkten Wirkungskreis; alles gedieh nur langsam und kärglich.

Nie sehen wir den Herrn mißstimmt. Gegen alle, auch gegen seine ärgsten Feinde, ist er überall nur Milde und Güte. Nur selten hat er — auf besondere Gründe hin — harte Worte (Marc. 8, 17; 9, 18).

2. Sanftmuth ist uns nothwendig; denn wir mögen uns einrichten, wie wir wollen, stets wird sich auch unter den besten Menschen etwas ereignen, was uns verletzt oder aufregt.

Zornige Aufregung ist äußerst thöricht. Eifersucht und falscher Stolz kommen leicht in Hitze, löschen gern ein Schwefelholz mit der Feuerspritze.

Des Menschen Urtheil ist immer mild, wenn es ihn selbst trifft, und fast immer zur Herbheit geneigt, wenn es andere trifft.

Es liegt in der Menschennatur, denen abgeneigt zu sein, die man gekränkt hat.

Die Menschen, namentlich die Gelehrten, sind meist gehässig, wenn sie widerlegen; einen Irrenden oder Andersdenkenden sehen sie leicht als ihren Todfeind an.

Lerne von Christus, stets sanftmüthig zu sein, wofern du Frieden in deiner Seele haben willst. Zu guter Nachbarschaft gehört nicht das allein, nicht weh zu thun: auch dem, der weh thut, zu verzeihn.

Bist du in Gefahr, außer Fassung zu gerathen, so schweige und bete.

Das Wesen des Christenthums zeigt sich am klarsten im Verhältniß zum verkehrten Betragen der Welt. Mit Güte Bosheit überwinden, den Haß der Welt, wie Er, verzeihn, im Wohlthun Rache finden, soll Christenthum uns sein.

Die Wahrheit, die nicht liebreich ist, entspringt aus einer Liebe, die nicht wahrhaft ist.

Meistens handelt es sich um winzige Kleinigkeiten. Kommt dir etwas in die Quer', rege dich nicht auf zu sehr; wirf nicht gleich mit Steinen! Was in Zorn dich bringen mag, wird dir über Jahr und Tag gar zu klein erscheinen.

3. Um Böses mit Bösem zu vergelten, dazu braucht's nur Gemeinheit des Charakters; es sei denn, daß Ordnung und Gerechtigkeit ihre Rechte forderten. Der Geist Gottes lehrt dich, Böses mit Gutem zu vergelten.

Einem Feinde ein aufrichtig freundliches Wort zu sagen, ist eine größere That als die Eroberung eines Königreiches.

Wenn dir jemand erzählt, dieser und jener habe dir Böses nachgeredet, so ereifere dich nicht; denke vielmehr: Die andern mir anklebenden Fehler wußte jener nicht, sonst hätte er nicht bloß diese angeführt.

Keiner läßt sich lieber tadeln, als wer am meisten Lob verdient.

In der Rechtfertigung und Entschuldigung deiner selbst handle stets nur aus Pflichtgefühl, nicht aus gereiztem Gemüthe. Unrecht mußt du zu ertragen wissen. Habe kein Wohlgefallen daran, der von allen Beleidigte zu sein.

Nicht jede Beeinträchtigung deines guten Rufes sollst du zu empfinden scheinen, sondern widerlege sie durch die Rechtlichkeit deines Thuns.

Von deinem Feinde rede stets gut und handle an ihm noch besser. Dies gefällt Gott und den Menschen.

Wer leicht von unmäßigem Zorne befallen wird, der thut nicht wohl, sich dem Umgange mit andern zu entziehen; derlei Untugenden werden nicht durch die Flucht, sondern durch kräftigen Widerstand überwunden.

Sorge, daß dich nicht eine einmal abgeschlagene Wohlthat tausend andere, welche du wirklich empfangen hast, vergessen lasse.

Sanftmüthige und dankbare Menschen sind wie fruchtbare Felder, welche mehr wiedergeben, als sie empfangen.

Selig sind die Sanftmüthigen, denn sie werden sich selber besitzen und sich die Zuneigung und das Wohlwollen ihrer Mitmenschen gewinnen. Wer über das Unheilige in sich herrscht, der kann es auch in andern beherrschen.

Hundertundsiebenundzwanzigstes Kapitel.

Gelinde Beurtheilung des Nächsten.

1. Ein erheblicher Theil der pflichtmäßigen Nächstenliebe liegt in der gelinden Beurtheilung des Nächsten.

Infolge des Egoismus der menschlichen Natur liegt in jedem Menschen der Hang, andere hinunterzudrücken, um sich selber leichter emporzuheben. Hier liegt die Quelle vieler Lieblosigkeit und Ungerechtigkeit.

Es ist überaus schwer, andere richtig zu beurtheilen; und dennoch läßt man sich so leicht von derartigen Urtheilen fortreißen.

Ehe man tadelt, sollte man immer erst versuchen, ob man nicht entschuldigen kann.

Ehe du über den Nebenmenschen ein Urtheil fällst, denke, du wärest er, und er du; und du bist vor zu hartem Urtheil bewahrt.

Beim Urtheilen über deine Mitmenschen sei nur der Kopf der Staatsanwalt; das Herz sei der Vertheidiger und das Gewissen der Richter.

2. Deshalb weil an einem andern die Tugenden nicht glänzen, welche du bei deiner Beschränktheit ausschließlich beachtest, darfst du nicht denken, er gelte nichts vor Gott; er ist vielleicht kostbarer vor Gott wegen etwas, woran du gar nicht denkst.

Es hat mancher manchem was verdacht, und hätt' es doch ebenso gemacht.

Läßt sich ein offenes Laster des Nebenmenschen mit gesundem Verstande nicht entschuldigen, so denke an die Heftigkeit der Versuchung, der du vielleicht ebenso erlegen wärest wie er. In dem Sünder erblicke den armen Kranken, dem man in Freundlichkeit so gut helfen muß, wie man kann.

Freundes Gebrechen soll man kennen und tragen, nicht aber nennen und nagen.

Würdigen wir den Nächsten wie uns selber! Wir wollen, daß andere streng zurecht gewiesen werden, und wir selbst wollen uns nicht zurecht weisen lassen. Die Ungebundenheit anderer mißfällt uns; und doch wollen wir selbst durch nichts gebunden sein.

Es ist Gottes Einrichtung, daß wir lernen einer des andern Last tragen. Niemand ist ohne Fehler; und doch müssen wir uns alle in den Himmel helfen.

Hundertundachtundzwanzigstes Kapitel.

Menschenkenntniß.

1. Von Natur aus ist der Mensch darauf angewiesen, mit Menschen umzugehen; aus dem Verkehr mit andern kann dem Menschen viel Nutzen und Schaden erwachsen. Wir sind in der Welt, sollen aber nicht von der Welt sein.

Ein bedeutsamer Theil des Christenthums besteht in den rechten Beziehungen zu unsern Mitmenschen.

Darum ist Menschenkenntniß ein wichtiges Erforderniß zum christlichen Leben.

Menschenkenntniß ist schwer; denn jeder Mensch hat drei Charaktere: denjenigen, welchen er zeigt, denjenigen, welchen er zu haben glaubt, und denjenigen, welchen er hat.

Adams Kinder sind Adam gleich.

Hast du mit Menschen zu thun, so beachte deren Vergangenheit, deren Lebensanschauung.

Je mehr du die Menschen nimmst, wie sie sind, desto nutzbringender vermagst du deinen Verkehr mit ihnen zu gestalten.

Nicht durch dieselbe Thüre gelangst du in alle Herzen. Die Menschen sind nicht bloß objectiv, sie sind und denken auch subjectiv; je leidenschaftlicher, desto mehr.

2. Es ist höchst unsittlich, auf das Betragen seines Nebenmenschen zu lauern, nur um etwas Böses zu erlauern.

Vor allem fordert das Gute Beachtung. Viele Menschen sind besser, als sie sich zu geben verstehen.

Nicht ist der Schlechteste stets, bei welchem der Makel zu Tag tritt; grade der hellste Krystall zeigt dir am ch'sten sein Fehl.

Das Höchste und Edelste im Menschen verbirgt sich und ist ohne Schein für die Außenwelt; und oft genug können sich aus der Kette edler Entschlüsse nur wenige als äußere Thaten auslösen.

Willst du dich selber verstehn, sieh, wie die andern es treiben; willst du die andern verstehn, blick in dein eigenes Herz. Nur durch Nachdenken über sich selbst vermag man Menschen kennen zu lernen.

Am Klange kennt man die Metalle, und an der Rede die Menschen, aber nicht immer. Das Gute lobt mancher und thut's nicht; das Böse thut mancher und sagt's nicht.

Der blühendste Baum ist's sicher nicht, dessen Früchte zumeist gerathen; und wer mit Worten zu viel verspricht, ist oft am ärmsten in Thaten.

Bei Menschen mehr als bei allem andern ist es nöthig, das Innere zu erschließen. Sachen verstehen und Menschen kennen sind zwei weit verschiedene Dinge.

Bevorzugte und an Erfolgen reiche Menschen sind nicht immer die besten. Das schlechteste Rad am Wagen knarrt durchweg am meisten. Es gibt Große, die, einmal aus ihrer bevorzugten Stellung gerissen, sich ganz erbärmlich erweisen. Sie zeigen, daß nur die Gestelle groß waren, sie selber aber Zwerge.

3. Manch Menschenherz gleicht tiefen Wassern, birgt unten Schlamm, ist oben rein; laß einen Stein hinunterfallen, und trüb und finster wird es sein.

Beurtheile die Menschen nicht sowohl nach ihren Meinungen, sondern auch nach dem, was diese Meinungen aus ihnen machen.

Du mußt, eines Menschen Werth zu fassen, ihn erst über andere urtheilen lassen.

Es gibt Menschen, bei denen man alles umgekehrt verstehen muß. Was sie für sich haben möchten, das tadeln sie. Manche loben die Schlechten, um nicht das Schlechte an Guten tadeln zu müssen; sie dichten Guten Schlechtes an, um die Schlechter in gutem Licht erscheinen zu lassen.

Hüte dich, die Höhergestellten zu scharf zu beurtheilen. Sieht einer nur nicht dünkelhaft herab, so laß ihn froh sein Haupt erheben. Wenn Gott dem Moose niedres Wachsthum gab, der Tanne hat er andern Trieb gegeben.

Einen treuen Freund zu erkennen, ist wichtig. Das mag wohl sein ein rechter Freund, der bei deinem Unglück zu trauern scheint; aber sicherer erkennst du ihn daran, wenn er mit deiner Freude sich freuen kann. Freunde, die dir helfen in bitterer Noth, darfst du schätzen bis in den Tod; aber Freunde darfst du wahrlich nennen, die ohne Neid dein Glück dir gönnen.

Sei nicht sogleich mit jedem vertrauensselig, der freundlich thut. Mancher sucht nicht dich, sondern durch dich und von dir seinen eigenen Vortheil.

Hundertundneunundzwanzigstes Kapitel.

Gebrauch der Sprache.

1. In keinem Punkte ist die christliche Selbstverläugnung so sehr am Platze wie im Gebrauch der Sprache. Die Sprache, so wie sie uns aus der Uebung bekannt ist, ist das, was den Menschen charakterisirt. So spricht der Engel nicht, und das Thier auch nicht.

Willst du wissen, wer du bist, so siehe zu, wie du sprichst. Das Gebiet der Gedanken ist nebelhaft und entzieht sich oft sicherem Urtheile; das Gebiet der Thaten ist von gar vielen Factoren beherrscht. Die Sprache ist darum gewöhnlich der zutreffendste Ausdruck des Innern.

Andererseits wirkt die Sprache auf das Innere mächtig zurück. Bald wirst du wirklich so sein, wie du dir zu sprechen angewöhnst. Bemühe dich, stets so zu sprechen, wie du vor Gott zu sein wünschest.

In der geschriebenen Urkunde der göttlichen Offenbarung wird der Gebrauch der Sprache als das Unterscheidungszeichen zwischen Guten und Bösen hingestellt.

„Wer seinen Mund bewacht, bewacht seine Seele" (Spr. 13, 3). „Gib acht, damit du nicht etwa sündigest mit der Zunge, und etwa fallest . . . und dein Sturz unheilbar sei" (Eccli. 28, 30). „Wenn jemand vermeint gottselig zu sein, indessen er nicht seine Zunge im Zaum hält, in argem Selbstbetrug, dessen Gottseligkeit ist eitel" (Jac. 1, 26). „Die Zunge ist ein Feuer, die ganze Welt der Ungerechtigkeit" (Jac. 3, 6).

2. Erforsche dich also oft über deine Redeweise.

Fehler des Nächsten und auf Sinnlichkeit Bezügliches sollst du stets von deinen Unterhaltungen fernhalten.

Sei kurz! Sage viel mit wenig Worten. Quintessenzen sind meistens wirksamer als ein weitschweifiger Wust. Wer viel redet, verwässert seine Gedanken und wird lästig.

Am meisten sprechen die Leute, die nichts zu sagen haben. Die Menschen gebrauchen den Mund viel zu wenig zum Schweigen.

Wenn du dich mit Menschen unterhältst, welche gerne reden, so laß sie nur reden; solange sie reden, sagst du nichts, was du zu bereuen hättest, und am Schlusse gehen jene zufrieden von hinnen.

Behutsames Schweigen ist Forderung der Klugheit. Man ahme dem göttlichen Walten nach, welches dem Menschen nicht alles klarstellt.

Um schweigen zu lernen, gehe zu jenen in die Lehre, die nicht schweigen können, und du lernst es.

Soll die Schweigsamkeit Tugend sein, so darf sie nicht unvernünftig sein. Man rede nicht zu viel, aber auch nicht zu

wenig. Ein Wort gesprochen zu seiner Zeit ist wie ein goldener Apfel auf silberner Schale.

Wenn du sprichst, sprich nicht. Aus dem Klange der Glocke erkennt man, ob diese einen Sprung hat, und aus den Worten eines Menschen, ob sein Geist krankhaft ist. Aus dem Tone eines Gefäßes hört man, ob es voll oder leer ist, und aus dem Gesprächen des Menschen ergibt sich, ob dessen Kopf hohl oder gefüllt ist.

3. Prahle niemals! Das Sich-breit-machen mißfällt Gott und macht auch bei den Menschen verhaßt. Hochachtung erlangt man desto weniger, je mehr man darauf ausgeht. Prahlen ist ein Zeichen von Hochmuth; darum ist Nichtprahlen noch kein Zeichen wahrer Demuth.

Vermeide es, soviel du kannst, von deinen eigenen Thaten, Erlebnissen, Erfolgen zu sprechen. Es ist den andern nicht so angenehm, davon zu hören, als dir, davon zu reden.

Wer sich unnöthig oder ungebührlich entschuldigt, klagt sich in Wirklichkeit an; wer sich aber einfach und demüthig anklagt, verdient, daß man ihn freundlich entschuldige und ihm liebevoll verzeihe.

Rede überhaupt ohne Grund niemals von dir selbst. Auch wenn du dich selbst tadeln wolltest, so wäre das affectirt und für die Hörer peinlich. Bringen andere die Rede auf dich, so gib der Unterhaltung möglichst bald eine andere Wendung. Rede auch ohne Noth nicht über Anwesende, wegen der Gefahr, entweder in Schmeichelei oder in unnöthigen Tadel zu verfallen.

Befleißige dich einer gewissen Zurückhaltung. Besser die Zunge im Herzen als das Herz auf der Zunge. Bei Unwichtigerem übe dich für das Wichtigere. Ein Wort nachzuschicken ist immer Zeit, nie eines zurückzurufen.

Hüte dich, stets in Superlativen zu reden; theils um nicht der Wahrheit zu nahe zu treten, theils um dir nicht unnöthigen Schein von Beschränktheit zu verschaffen.

4. Sei im Reden einfach. Wie manche aus allem eine Klatscherei machen, so machen andere aus allem eine Angelegenheit, von der sie mit Wichtigthun sprechen. Es ist verkehrt, wenn man sich das zu Herzen nimmt, was man in den Wind schlagen sollte.

Sei bedachtsam, daß du niemand mit deiner Zunge verletzest. Mit der Axt wird der Baum abgehauen; aber dieser kann wieder nachwachsen. Mit dem Schwert haut man Wunden in das Fleisch; aber diese heilen wieder zu. Die Wunden dagegen, welche die Zunge geschlagen, heilen meistens nicht wieder zu, und ihre Schmarren sind untilgbar.

Laß dich nur durch die Nothwendigkeit dazu bringen, Böses von andern zu sagen. Wer anderer Ehre kränkt, ist selten gesund, und wer andere anschwärzt, wird selber nicht weiß.

Hüte dich davor, an der Nachtseite des menschlichen Daseins ein Wohlgefallen zu haben, gerne daran zu denken oder noch gar davon zu reden. Dies verräth Unverstand und niedrige Gesinnung. Einen verdorbenen Magen und ein verdorbenes Gemüth — beides erkennt man an der Zunge.

Hundertunddreißigstes Kapitel.

Umgang mit den Menschen.

1. Christus ist uns ein vollendetes Vorbild im Umgange mit den Mitmenschen.

Zu einem geregelten Umgang gehört nicht nur Nächstenliebe, sondern auch Klugheit, Gerechtigkeit, Maßhaltung, Starkmuth.

Bemühe dich, um Gottes willen im Umgange mit den Mitmenschen zunächst ein guter „Mensch" zu sein und dich zu benehmen nach den Regeln der Klugheit.

Stelle dir oftmals deinen Heiland Jesus Christus vor, wie

er mit den Menschen umging. Im Umgang mit den Menschen suchte er nur die Ehre dessen, der ihn gesandt hatte.

Sei wohlwollend gegen jeden und auch höflich gegen jeden nach seinem Stande. Höflichkeit kostet wenig und hilft viel. Urtheile über die andern, wie du wünschest, daß man über dich urtheile.

Sei wählerisch in Bezug auf die, mit welchen du freundschaftlichen Umgang pflegst; es ist nicht gleichgiltig, welchen Einflüssen du dich unterstellst. Gute Gesellschaft muß man suchen, schlechte findet man von selbst.

Beurtheile den Umgang, den du hast, nach dem Einfluß, den derselbe auf dich ausübt; niemand verkehrt ohne das Gebot der Pflicht mit einem Menschen, der mit ansteckender Krankheit behaftet ist.

Hüte dich vor schädigenden Einflüssen. Mancher Mensch wird dadurch unerträglich, daß er die Fehler vieler auf sich einwirken läßt. An andern bemerkst du Gutes und Böses; siehe zu, ob dir das erste fehlt, ob du das zweite hast.

2. Bei jeder Unterhaltung achte auf den Nutzen des Lernens und den Nutzen der Selbstbeherrschung. Vielfach lesen wir in den Blicken anderer die Vorwürfe, welche wir selbst uns zu machen haben.

Nimm dich in acht, daß du nicht unnöthigerweise anstoßest. Je näher man sich steht, um so leichter prallt man aneinander.

Traue nicht allem, was du hörst. Selten gelangt die Wahrheit rein und ungetrübt zu uns; gemeiniglich hat sie eine Beimischung von den Affecten, durch welche sie ging.

Leihe mit großer Behutsamkeit dein Ohr dem Lobenden, mit noch größerer dem Tadler. Die Leidenschaft färbt alles, was sie berührt, mit ihren Farben, bald günstig, bald ungünstig. Sie bezweckt immer einen subjectiven Eindruck.

Man soll sich nicht von menschlichen Rücksichten leiten lassen. Gefiele ich den Menschen, so wäre ich nicht Christi Jünger.

Aber doch gibt es Rücksichten, welche wir andern schuldig sind, nicht nur den Freunden, sondern auch den Feinden.

Man muß allen alles zu sein trachten und es verstehen, allen entgegenzukommen. Uebereinstimmung erwirbt Wohlwollen. Man beobachte die Gemüther und stimme sich nach dem eines jeden, in der Absicht, allen nützlich zu sein.

Sei niemals unbillig in deinen Erwartungen. Daß der Rosenstrauch keine Disteln trägt, wird ihm der Esel nie verzeihen.

3. In mancher Beziehung mußt du dir stets gleich bleiben. Abwechslung ohne Grund ist eine Häßlichkeit und bringt um Ansehen und Credit.

Man darf nicht immer Scherz treiben. Wer immer scherzt, ist nie der Mann für ernste Dinge. Manche erwerben sich den Ruf, witzige Köpfe zu sein, auf Kosten ihres Ansehens und des Rufes, für gescheite Leute zu gelten.

Mache dir niemand unnöthigerweise zum Feinde. Jeder ist als Feind von Bedeutung, wenngleich nicht als Freund.

Sorge in verständiger Weise, daß andere dir wohl wollen, ohne deshalb Schmeichler zu sein. Nach außen giltst du so viel, als die andern wollen; damit sie aber wollen, mußt du ihr Herz und dadurch ihre Zunge gewinnen.

Ein mächtiger Zauber ist erzeigte Gefälligkeit. Mit einem Tropfen Honig gewinnst du mehr als mit einem Faß Essig. Habe bei alledem nicht dich, sondern Gott im Auge, dessen Werkzeug du bist.

Es gibt Leute, welche wähnen, um keine Schmeichler zu sein, müßten sie es den Stachelthieren gleichthun.

Es gibt einen Hochmuth, der deshalb die Gunst anderer verschmäht, weil er alles vom eigenen Werthe erwartet. Wer die Menschen kennt, weiß, daß der Weg der Verdienste allein, ohne Hilfe fremden Wohlwollens, ein sehr schwieriger ist.

Bringe immerhin den Großen die ihnen gebührende Huldigung dar. Doch suche auch die Gunst von kleinen Leuten.

Ist auch nicht groß der Mücke Flügelpaar, um schützend über dich sich auszubreiten, ihr winz'ger Stachel, feiner als das Haar, hat Gift genug, um Schmerz dir zu bereiten.

Die consequente Ausübung dieser und ähnlicher Klugheitsregeln gehört zum Gebiete der christlichen Abtödtung und Selbstverläugnung.

4. Thue niemand weher, als nöthig ist. Wo man etwas abzuschlagen hat, ist es rathsam, das Gespräch auf andere Dinge zu lenken; und es ist besser, nicht zu verstehen, als nein zu sagen.

Scheue dich nicht, andern ihre Fehler vorzuhalten, wo es Pflicht und Nutzen gebietet. Aber den Menschen immer ihren Werth und ihre Fehler sagen, das heißt ein scharf geschliffenes Schwert ohne Scheide tragen.

Du willst, wo nur ein Unrecht haust, es offen sagen? Das heißt, mit bloßer Faust Steine zerschlagen.

Es gehört eine große Kunst dazu, den Untergebenen in pflichtschuldiger Weise ihre Fehler vorzuhalten, ohne deren Unwillen und Widerstreben zu erregen. Ohne diese Kunst richtet man manchmal Schaden an.

Siehst du einen Wagen dem Abgrunde zustürzen, so stemme dich nur dann dem entgegen, wenn du Kraft hast, ihn aufzuhalten, sonst zermalmt er dich.

Vermeide unnöthigen Widerspruch. Im wohlschmeckendsten Bissen fühlt man am unangenehmsten die Gräte; ähnlich macht sich der Widerspruch fühlbar zur Zeit gemüthlicher Erholung.

Grobe Säcke soll man nicht mit Seide zunähen; aber ebensowenig zarte Gebilde mit Kanonenstiefeln zertreten.

Entrüste dich nicht leicht; Ruhe zeigt den ganzen Mann an. Alles Große ist schwer zu bewegen.

An häßliche Gesichter und Charakterfehler anderer muß man sich gewöhnen, zumal wenn die Pflicht gebietet, mit den Inhabern solcher Widerlichkeiten umzugehen.

5. Lerne aus dem Tadel, den Uebelwollende gegen dich aussprechen. Der Kluge macht aus dem Groll einen Spiegel, welcher treuer ist als jener der Zuneigung.

Die Behutsamkeit wird geübt, wenn Nebenbuhlerei und Mißwollen die Grenznachbarn sind. Umgang mit deinen Feinden thut dir gut; er stählt die Vorsicht, stählet dir den Muth. Du bist vor deinen Fehlern auf der Hut; und jeder weiß, wieviel Gewohnheit thut.

Hüte dich übrigens, auf das Urtheil beliebiger Mitmenschen zu großen Werth zu legen. Es ist ein schlechter Weiser, der von Thoren nicht verlacht wird. Ein griechischer Redner fragte, als das Volk ihm Beifall zurief, betroffen seine Freunde: „Habe ich etwas Verkehrtes gesagt?"

Hüte dich vor dem Drange, die Talente und Vorzüge, welche du zu besitzen glaubst, irgendwie zur Schau zu stellen. Dies ist nicht bloß hoffärtig, sondern auch unklug.

Halte auf die Ehre, die nöthig ist, um deiner Pflicht nach Gottes Willen nachzukommen. Aemter erfordern in ihrer Ausübung entsprechendes Ansehen, ohne welches sie nicht würdig verwaltet werden können.

Es gibt eine Selbstachtung, die mit Demuth wohl vereinbar und im Umgange mit andern von bedeutsamem Nutzen ist; sie zeigt sich im Reden, im Blick, in den Gebärden, sogar im Gange.

6. Sei nicht lauter Sanftmuth. Nicht ohne Absicht hat die Natur bei der Biene die Süßigkeit des Honigs mit der Schärfe des Stachels verbunden. Der Körper besteht nicht bloß aus Weichtheilen, er besitzt auch Sehnen und Knochen.

Sei nicht jedem, der grimmig thut, sogleich ein zitternder Sklave. Wenn es Wölfe im Schafspelz gibt, warum nicht im Wolfspelz auch Schafe?

Ein guter Scherz zur rechten Zeit hat seinen Nutzen. Aber es erfordert Umsicht, damit der Scherz niemals verletze. Oft sind ernstliche Händel aus Scherzen hervorgegangen.

Es erfordert große Klugheit und Selbstbeherrschung, bis in die kleinsten Dinge hinein den richtigen Tact zu besitzen. Klug ist, wer stets zur rechten Zeit kommt; noch klüger, wer zu gehen weiß, wann es frommt.

Strebst du nach etwas, wonach auch andere streben, so hüte dich vor Verletzung der Liebe und Gerechtigkeit. Wenige Menschen führen auf eine redliche Art Concurrenz. Die Mitbewerbung nimmt gewöhnlich nicht, was sie darf, sondern was sie kann, zu Hilfe, auch Schimpf und Herabsetzung. Jeder Anspruch, welchem andere sich entgegensetzen, hat seine Gefahren.

Beklage dich nicht leicht. Manche geben durch ihre Klagen über erlittenes Unrecht Anlaß zu neuem. Indem sie Trost und Mitleid suchen, erregen sie Schadenfreude und Verachtung.

Hundertundeinunddreißigstes Kapitel.

Klugheit in der Behandlung anderer.

1. Willst du deinen Mitmenschen nützen, so schaue auf Christus; er muß dir ein Vorbild sein.

Der Heiland behandelte die verschiedenen Menschen und Verhältnisse überaus klug und vorsichtig. In seinen Offenbarungen und Anforderungen beobachtete er überall ein kluges Maß. Auch in seinem Vorgehen gegen seine Feinde zeigte er eine weise Mäßigung (Matth. 12, 15—21; 14, 13), selbst wenn er in seinem Eifer gegen sie einschritt (Marc. 11, 15—17. Joh. 2, 14—19). Fehltritten und mißlichen Vorkommnissen beugte er vor (Matth. 12, 22. Marc. 8 26. Luc. 8, 39; 9, 52).

Dem Volke trug Christus die Sittenlehre vor in der faßlichsten, anschaulichsten Weise, namentlich durch Gleichnisse und Sinnsprüche (Matth. Kap. 5 ff.; 13 ff.). Er suchte die Leute zu gewinnen durch edle Volksthümlichkeit, durch Güte, Geduld,

Herablassung, durch Hilfeleistung in allen Lagen und Nöthen (Matth. 14, 14 ff.; 15, 32 ff.).

Wie er die Vornehmen behandelte, lehrt das Wunder an dem Knecht des Hauptmanns (Matth. 8, 5 ff.) und an dem Töchterlein des Jairus (Marc. Kap. 5). Er sucht die Häuser der Reichen nicht auf (Luc. 7, 10; 23, 8), läßt sich im Gegentheil von diesen bitten (Marc. 5, 23), aber gebeten, ist er bereitwillig (Marc. 5, 24); er übersieht manche Unzuträglichkeiten an ihnen (Marc. 5, 40), behandelt sie mit schonender Rücksicht (Marc. 5, 37. 43) und spricht ihnen doch mit rückhaltsloser Offenheit von den großen Gefahren und Mißständen ihrer Lage.

Wie Christus sich den Gelehrten gegenüber benahm, zeigt die Unterredung mit Nikodemus (Joh. Kap. 3). Er nimmt ihn freundlich auf, obgleich derselbe sich bloß nachts einstellt; in rücksichtsvoller Weise berichtigt er dessen Vorurtheile, sanft läßt er ihn seine Ueberlegenheit über ihn und dessen Schule fühlen; er lobt ihn bescheiden und sagt ihm, er erwarte von seiner Aufrichtigkeit noch weitere Schritte; endlich schenkt er ihm volles Vertrauen.

Auch der ungläubigen, hartnäckigen Gelehrtenkaste begegnet der Heiland mit unendlicher Sanftmuth und Güte; auf ihre spitzfindigen und böswilligen Fragen gibt er stets eine weise Antwort, er beschämt sie (Joh. 8, 3. Matth. Kap. 22); wo ihm Stolz und Heuchelei entgegentreten, stellt er sie öffentlich mit harten Worten vor dem Volke bloß.

2. Wie herablassend und rücksichtsvoll der Heiland die verirrten und sündigen Menschen zurückzuführen wußte, liest man fast auf jedem Blatt der heiligen Geschichte. Er ließ sie nicht bloß zu (Luc. 5, 30), sondern er suchte sie auf (Joh. 5, 6). Er machte ihnen Muth mit trostvollen Worten und rührenden Gleichnissen (Luc. Kap. 15). Oft genügte ihm kurzer, sanfter Zuspruch (Luc. 7, 50. Joh. 5, 14; 8, 11). Oft suchte er allmählich und mit großer Geduld den wirren Knäuel ihres Ge-

wissens in Ordnung zu bringen (Joh. 4, 9—24). Keinem, der zurückkehren will, versagt er seine Liebe und Freundschaft (Luc. 7, 40—50). Ja die größten Sünder befähigt er zu dem höchsten Tugendstreben.

3. In der Behandlung anderer mußt du auf die verschiedenen Charaktereigenthümlichkeiten bis zu einem gewissen Grade Rücksicht nehmen. Mit kranken Seilen muß man gelinde ziehen.

Du mußt die Menschen nehmen, wie sie sind, und dann das Deinige beitragen, um sie zu dem zu machen, was sie sein sollen.

Willst du einem Irrenden klar seinen Irrthum machen, so siehe, von welcher Seite er angesehen die Sachen; räum ein, was dran von dieser Seite wahr, und mache ihm alsdann die andre Seite klar.

Hundertundzweiunddreißigstes Kapitel.

Klugheit gegen fehlerhafte Schlauheit.

1. Christus empfiehlt uns Schlangenklugheit (Matth. 10, 16), gepaart mit Taubeneinfalt.

Schlangenklugheit ohne Taubeneinfalt ist häßlich. Aber Schlangenklugheit unter Voraussetzung eines arglosen, nur auf Gott und wahres Menschenwohl gerichteten Willens ist gut und lobenswerth, wofern sie an der rechten Stelle angewendet wird.

Auch Christus hat sie geübt, besonders damals, als die Pharisäer Rath hielten, wie sie ihn in der Rede fangen möchten (Matth. 22, 15).

Erinnere dich, daß du es im Leben nicht immer mit Idealmenschen, sondern mit wirklichen „Menschen" zu thun hast. Beachte bei deinen Anliegen die Menschen in der Verschiedenheit ihrer Gesinnung.

Rechne auch mit den Gebrechen und Fehlern deiner Mitmenschen, seien es Höhere oder Gleichgestellte oder Untergebene.

Oft kommt man nur im Zickzack zum Ziele. Wer die Gesinnung des andern nicht kennt, wird leicht bei ihm anstoßen.

So oft das Leben eine Vertheidigung ist gegen übelgesinnte Menschen, muß die Schlangenklugheit die Leitung besitzen. Nie spielt der Spieler die Karte aus, welche der Gegner erwartet, noch weniger die, welche dessen Plänen dient.

Sei überhaupt vorsichtig im Umgange. In jeder Menschennatur lauert ein Feind, der, wenn er über den Menschen Herr wird, deine Schwächen gegen dich ausnutzt. Nie darf die Klugheit im Dienste der falschen Eigenliebe stehen, nie darf sie verletzen. Schlangenklugheit, aber ohne Gift, gepaart mit Einfalt, das Rechte trifft.

2. Mit Redlichkeit ist die Gefahr der Vertrauensseligkeit verbunden. Wer nie lügt, glaubt viel, und wer nie täuscht, traut viel. Nicht bloß die Beschränkten werden betrogen, sondern auch die, welche gar zu gut sind. Niemand soll in dem Maße redlich sein, daß er andere reizt, unredlich zu sein.

Sehr oft sind die ersten Eindrücke die besten, aber lange nicht immer. Uebe deshalb Zurückhaltung. Oft eilt die Lüge voraus und nimmt der Wahrheit den Platz weg.

Zu den gesellschaftlichen Fehlern, bei denen man besonders vorsichtig sein muß, gehört die Verletzung der Eitelkeit des lieben Nächsten.

Wenn du mit Menschen umgehst, so vergiß nie, daß du mit Wesen zu thun hast, welche — wenigstens in unbewußter Natürlichkeit — Egoisten sind. Der Egoismus ist der Leichdorn des Geistes; siehe zu, an welcher Stelle er mehr oder minder hervortritt. Vergiß auch nicht, warum dich selbst oft der Schuh drückt.

Halt allezeit offen die Ohren, halt vorsichtig geschlossen den Mund, so wird dir der anderen Thorheit, den andern die deine nicht kund.

Sei besonders vorsichtig gegen jene, welche dir stets zu Gefallen reden.

Es andern zuvorthun wollen, ist oftmals unklug. Alles Uebertreffen macht verhaßt. Aber hochmüthige Vorgesetzte übertreffen, ist in vielen Fällen ein thörichter oder ein Schicksalsstreich.

3. Hast du einem einflußreichen Menschen, der in mächtigen Vorurtheilen fest befangen ist, etwas Gegentheiliges zu sagen, so überlege, daß du einem schwachen Fischlein gleichest, welches gegen eine Panzerfregatte anstößt; mag das, was du zu sagen hast, auch noch so wahr sein.

Offenbare nicht jedem dein ganzes Inneres. Mit Füchsen muß man auch wohl einmal Fuchs sein, wie ein lateinisches Sprichwort sagt.

Wenn dir der Himmel Herbes schickt, gebiete deinen Schmerzen! Nicht jedem klage, was dich drückt! So mancher, der wie Mitleid blickt, ist schadenfroh im Herzen.

Unkluge Demuth ist es, vor jedem seine Schwächen bloßzulegen. Klage vor den Leuten nicht; du wirst damit sie laben, als klagte ein verwundet Reh vor Geiern und vor Raben.

Dies und vieles andere gehört zu der vom Evangelium empfohlenen Klugheit; niemals darf sie übertrieben oder von andern Tugenden losgelöst sein.

Recht sinnig sagt der hl. Franz von Sales: „Ich weiß nicht, was die arme Tugend der Klugheit mir zuleide gethan hat; es kostet mir Mühe, sie zu lieben; und wenn ich sie liebe, so geschieht es aus Nothwendigkeit, weil sie das Salz und Licht des Lebens ist. Die Schönheit der Einfalt entzückt mich, und ich würde stets gerne hundert Schlangen für eine Taube geben."

Ein guter Christ wird immer lieber Amboß als Hammer, lieber Uebertölpelter als Betrüger, lieber Martyrer als Tyrann sein. Mag die Welt toben, die Klugheit der Welt noch so pfiffig sein, immerhin ist's besser, gutherzig und einfältig, als boshaft und listig zu sein.

Hundertunddreiunddreißigstes Kapitel.

Charakterbildung.

1. Ueberall im Evangelium zeigt sich die Liebe des Heilandes zu den Aposteln in der Sorge für ihre Ausbildung, für ihre Charakterbildung, um sie auf den apostolischen Beruf vorzubereiten. Mit Privatunterweisungen und Lehrvorträgen war es ihm nicht genug, er förderte die Bildung ihres Wesens auch dadurch, daß er ihre Fehler und Mängel besserte, ihren Ehrgeiz (Marc. 9, 32 ff. Matth. 20, 24 ff.), ihren Neid (Luc. 9, 50), ihre Empfindlichkeit und Rachsucht (Luc. 9, 55) zurechtwies und ihnen bestimmte Tugenden empfahl. Insbesondere empfahl er ihnen Liebe zu den Menschen, Eifer, ihnen zu helfen, und Uneigennützigkeit (Matth. 10, 1, 5—15. Marc. 6, 7—13. Luc. 9, 1—6).

Es ist für den Menschen von großer Bedeutung, sich in dieser Weise durch den Einfluß des Christenthums den Charakter bilden zu lassen. Der höchste Adel sitzt im Gemüthe, nicht im Geblüte.

Natürliche Anlagen sind der Pflanze ähnlich, die von selbst keimt, dann aber der Pflege und des Messers bedarf.

Charakter ist die feste und mit bewußter Arbeit an sich selbst bestimmte Gestalt des Wollens. Vom Charakter erwartet man feste Haltung, Entschiedenheit, Folgerichtigkeit. Das, was der Mensch mit vollem Bewußtsein und beharrlich will, gibt ihm seinen Charakter.

Einzelentschlüsse sind ja wichtig, aber meistens sind solche der Ausfluß des Charakters. Die Ueberzeugung, welcher der Mensch mitten in den praktischen Sorgen des Lebens zu folgen pflegt, steht viel *mehr* unter dem mächtigen Einfluß des vorhandenen Charakters als vorübergehender Ueberlegungen.

2. Ohne Charakter steht die Tugend auf schwachen Füßen. Der Charakter ist das, wozu sich der Mensch durch beharrlichen

Willen selbst macht. Der Charakter ist das vom Menschen in freier Selbstbestimmung bearbeitete Naturell.

Charakterbildung besteht darin, daß das Naturell und die Lebensgewohnheiten des Menschen durch beharrliches Streben von allen anklebenden Fehlern befreit und durch Tugendübung veredelt werden.

Jedes Temperament hat seine Vorzüge, aber auch seine Fehler.

Veredle also deine Neigungen. Gute Neigungen sind im menschlichen Leben das Wichtigste. Durchweg denkt, urtheilt, redet der Mensch gemäß seinen Neigungen.

Der Frosch hüpft wieder in den Pfuhl, wenn er auch säß' auf goldnem Stuhl. Dies gilt vom Naturell, aber auch von festsitzender Gewohnheit.

Ein Diamant hat immer seinen Werth, mag er auch nicht geschliffen sein; doch dient dies dem ungeschliffenen Kieselstein nicht zur Entschuldigung.

Gehe mit Klugheit voran. Manche schleifen immer an sich und werden am Ende stumpf, ehe sie scharf waren.

Entferne aus deinem Charakter jeden Zug von Sprödigkeit, von Starrheit und Eigensinn. Eigensinn ist die Energie der Dummheit.

Laß dich mürbe machen; laß dich erziehen vom lieben Gott! Laß dich niemals durch trübe Erfahrungen verbittern, sondern benutze sie, um dein Herz noch mehr vom Irdischen loszulösen und mit Gott zu vereinigen.

Verharre nicht steif auf vorgefaßten Meinungen und mache nicht leicht einen unwiderruflichen Vorsatz in Bezug auf irgend ein untergeordnetes Ding, wenn du nicht vor Gott ganz überzeugt bist, daß es unter allen Umständen unabänderliche Pflicht ist.

Dein Charakter sei bildsam wie Wachs, aber nicht weich wie Butter.

Hüte dich vor jener Empfindelei, welche das männliche Gefühl wegschwemmt oder gar alle Gefühle überspannt und den Menschen zum halben Gecken macht.

Bilde deinen Charakter so, daß du dich weder von übermäßiger Furcht noch von allzu großem Selbstvertrauen beherrschen lassest. Sonst werden dir diese beiden Dinge täglich Schwierigkeiten bereiten. Zum Guten zu schlecht, zum Schlechten zu gut, fehlt manchen im Leben der richtige Muth.

3. Von der Charakterbildung gilt das, was Christus vom Himmelreiche sagt: sie leidet Gewalt; und nur die, welche Gewalt brauchen, vollbringen sie in der rechten Weise.

Stets stellt Christus sie dar als etwas Schwieriges, als eine Abtödtung. „Gehet ein durch die enge Pforte; weil weit die Pforte und geräumig der Weg ist, welcher hinführt in das Verderben" (Matth. 7, 13). „Ringet, um einzugehen durch die enge Pforte" (Luc. 13, 24). „Wenn nicht das Weizenkorn in die Erde fällt und erstirbt, so bleibt es vereinzelt; wenn es aber stirbt, bringt es viele Frucht. Wer sein Leben lieb hat, wird es verlieren, und wer sein Leben hasset in dieser Welt, wird es zu ewigem Leben bewahren" (Joh. 12, 25).

Mache deinen Charakter *stark*, so daß er sich allen unberechtigten Einflüssen entgegensetze; mache ihn *unabhängig* von allem, was dir schadet; dies wirst du nur dann erreichen, wenn du dir tagtäglich freiwillig etwas versagst, was du dir auch ohne Sünde gestatten könntest.

Befreie deinen Charakter von jener *Flatterhaftigkeit*, die das Ziel und den Zweck vollständig aus dem Auge verliert und deshalb sinnlos und zwecklos sich bald hierhin wendet, bald dorthin. Lerne das Ziel *fest* ins Auge zu fassen und vor dich zu sehen, damit du in geeigneter Weise dem Ziele näher kommest.

Auf dem Grunde deines Charakters liege die *Demuth*; die Demuth, die gerne Gott gibt, was Gottes ist, die ihre Freude daran hat, die Mitmenschen zu schätzen und zu lieben, die frei ist von Stolz und unordentlichem Eigennutz.

Was du Gutes thust, schreib in den Sand, was du empfängst,

in Marmorwand, und leg dich selbst in Gottes Hand. Thue, was des Lohnes und Dankes werth ist, aber begehre keinen.

4. Sorge dafür, daß die ausschlaggebende Kraft nicht in Einbildungskraft und Gefühl, sondern in Vernunft und Willen zu liegen kommt. Hierzu brauchst du Gebet.

Hüte dich vor Launen und Verstimmtheit; der Hang dazu verdirbt dir den Willen und auch den Verstand.

Sorge für die richtige Mischung von Bedächtigkeit und Entschiedenheit, so daß du stets zauderst, wo zu zaudern ist, und vorgehest, wo Zuwarten vom Uebel wäre. Das Leichteste ist schwer, wenn man sich nicht dazu entschließen kann.

Stärke in dir das Pflichtgefühl und Rechtsgefühl und die Hochachtung vor dem Bestehenden, insofern es nicht bestehende Mißbräuche und bestehende Unvollkommenheiten sind, die sich in bestimmter Weise verbessern lassen.

Jeder Charakter entwickelt sich mit einer gewissen Naturnothwendigkeit. Sorge, daß die Entwicklung auf dem rechten Wege bleibe. Bei einem alten Schriftsteller lesen wir: Mit zwanzig Jahren ist der Mensch ein Pfau; mit dreißig ein Löwe; mit vierzig ein Kamel; mit fünfzig eine Schlange; mit sechzig ein Hund; mit siebenzig ein Affe; mit achtzig nichts. Wahr ist es, daß die Gemüthsart des Menschen von Natur aus in einem Wandel begriffen ist; schütze du sie vor Verschlechterung; sorge, daß sie sich verbessere und veredle.

Hundertundvierunddreißigstes Kapitel.

Richtige Selbstliebe.

1. Nirgends ist ein besonderes Gebot ergangen, daß wir uns selber achten und lieben müssen; denn das steht klar und leserlich in der Natur geschrieben. Nach Christi Worten soll die Selbstliebe die Richtschnur sein für die Liebe zum Nächsten.

Wir müssen uns selbst achten, denn wir sind Gottes Ebenbild, Gottes Wohlthat, Gottes Eigenthum, Gottes Erbe.

Großes hat uns armen Menschenkindern gethan, der da mächtig ist.

Wir müssen uns selber wohlwollen dadurch, daß wir das zu erreichen trachten, was uns wahrhaft glücklich macht; vor allem das Ewige, dann aber auch das Zeitliche, insofern es für das Ewige dienlich ist.

Selbstachtung und Selbstliebe sind vielen und gefährlichen Irrungen ausgesetzt.

2. Selbstverständlich soll der Mensch aus Selbstliebe für alles das sorgen, was zu einem menschenwürdigen Dasein erforderlich ist.

Der Mensch bedarf einer gewissen Achtung seitens seiner Mitmenschen. Er muß also um Gottes willen dafür sorgen, sich diese Achtung zu verschaffen und zu bewahren. Ein verständiger, gewichtiger Ernst bewahre dich davor, dich wegzuwerfen. Leichtsinn und Unüberlegtheit ist das größte Hinderniß dieser Achtung.

Die Menschen nennen oftmals diejenigen Egoisten, welche sich nicht rücksichtslos von ihnen ausnützen lassen. Einen solchen „Egoismus" mußt du dir bewahren.

Es gibt im Leben eine Unempfindlichkeit, welche schädlich ist, weil sie der geordneten Selbstachtung widerstrebt und die Menschen träg und schlaff macht. Die Vögel machen sich bald über den Strohmann lustig.

3. Mische dich nicht zu viel unter die Menschen. Die Zurückgezogenheit hat ihre Vorzüge. Oft war, wer abwesend als Löwe galt, bei seiner Anwesenheit nur die „lächerliche Ausgeburt des Berges". Sei eher knapp als freigebig mit deiner Person. Ersehnt komme man an, geschätzt gehe man fort. Der Zudringliche findet nur Geringschätzung und Wegwerfung.

In Selbstbeherrschung verbinde Selbstlosigkeit mit Selbstachtung.

Suche deinen Werth in Gottes- und Nächstenliebe.

Das ist kein Zeichen unserer Vortrefflichkeit, daß man uns nie widerspricht. Das sind nicht die besten Menschen, denen alles schmeichelt. Das Vortreffliche ist für wenige.

Nur da gib Rechenschaft, wo du sie schuldig bist.

Hundertundfünfunddreißigstes Kapitel.

Falsche Selbstliebe.

1. Selbstliebe ist uns allen von Gott eingepflanzt. Aber nichts geht so leicht über die Grenzen als Selbstliebe, und nichts vermag dem Menschen so sehr zu schaden als übertriebene, falsche Selbstliebe. Sie ist der eigentliche Revolutionär gegen Gott. Der Kern der Anforderungen des Christenthums besteht darin, daß wir die Selbstliebe der Gottesliebe unterordnen.

Falsche Selbstliebe ist wie berauschendes Getränk. Zwischen einem Betrunkenen und einem ganz von sich Eingenommenen ist kein wesentlicher Unterschied. Der eine ebensowenig wie der andere ist seiner Vernunft mehr Meister; beide stolpern von einer Thorheit in die andere.

Falsche Selbstliebe ist die größte Verrätherin, welche uns, wie Judas den Herrn, dadurch verräth, daß sie uns küßt; wer sich von ihr leiten läßt, folgt einer Närrin.

Mangel an rechter Selbstachtung ist die Ursache mancher Thorheiten. Aber weitaus die meisten Fehler entstehen aus übertriebener Selbstliebe. Darum empfiehlt Christus der Herr vor allem die Selbstverläugnung.

Bei manchen Menschen ist das ganze Leben eine Liebeserklärung gegen sich selbst.

Dieser falsche Egoismus ist unser eigentliches Grundlaster; er ist Schwäche und erzeugt nichts als Schwächen.

2. Man verzeiht seinen Nebenmenschen viele Fehler, — am schwersten den Egoismus — aus Egoismus.

Ein jeder ist geneigt, sich selbst als ein Ideal des Guten und Rechten zu betrachten. Ob nicht der Thurm von Pisa denkt, wenn er die andern Thürme sähe, daß er von allen in der Welt der einzige sei, der richtig stehe?

Die meisten Menschen halten sich für viel wichtiger und beachteter, als sie sind. Viele gefallen sich sogar darin, sich von andern beneidet oder verfolgt oder gehaßt zu wähnen.

Der Hang zur übertriebenen Selbstliebe verläßt uns nie; oft scheint derselbe zu schlafen wie der Fuchs; aber ehe wir's ahnen, fällt er uns in den Nacken. Oft äfft er die Gottesliebe täuschend nach und trachtet durch Schliche aller Art seine Zwecke zu erreichen.

Die Schliche der falschen Selbstliebe zu erkennen, ist sehr nützlich.

Die Erkenntniß deiner Schwachheiten nützt dir indessen nichts, schadet dir eher, wenn du nicht beständig darauf Bedacht nimmst, deiner falschen Selbstliebe entgegenzutreten; sonst beläßt sie dich in deinem Hochmuthe und macht dich traurig und muthlos.

Der entscheidende Punkt liegt im Willen, in der wahren Herzensdemuth, mit der der Mensch sich selbst nach Gebühr beurtheilt, darum auch nicht aufbraust, wenn er sich von andern verletzt oder verachtet glaubt.

Ungeordnete Selbstliebe ist die Quelle beständiger Unruhe; Demuth ist die Quelle des tiefsten Friedens. Kommt irgend ein Ungemach, so übersieht der Demüthige es, daß es von Menschen kommt; er erblickt die Hand des Herrn, die sich eines Mittels bedient, um ihm einen Beweis unverdienter Liebe zu geben.

Die falsche Selbstliebe gefällt sich darin, möglichst oft genannt zu werden. Sei deshalb bestrebt, die Verborgenheit zu lieben.

Lobt man dich, so erinnere dich daran, daß alles Lobenswerthe an dir von Gott herrührt, welchem du dafür verantwortlich bist. Tadelt man dich, so erinnere dich an das, was man erst von dir sagen könnte, wenn man alle deine Schwächen kännte.

3. Hüte dich vor jeder Ueberschätzung deiner selbst. Oft schmeichelt sich der Mensch, das Böse, was er nicht an sich hat, deshalb nicht zu haben, weil er es überwunden hat. Der Mensch erfährt erst dann, zu welchem Grad von Schlechtigkeit er fähig ist, wenn er in die Lage kommt, schlecht zu sein.

Wer dem eitlen Verlangen nachhängt, daß man von ihm spreche und ihn lobe, ist auf dem Wege zur Gottvergessenheit und vergiftet seine besten Werke.

Was dich verdemüthigt, darf dich nicht verbittern. Selbstsüchtige Menschen ertragen es leichter, wenn man im Streite mit ihnen Unrecht hat, als wenn man Recht behält.

Scheue dich nicht, deine Schuld anzuerkennen. Wir suchen gern in tausend Gründen von unserm Schicksal das Warum. Nur da nicht, wo es am nächsten zu finden — in eigner Schuld —, da sind wir stumm.

Was uns Gelingen hat gebracht, das hat man immer selbst gemacht; was unser Ungeschick verschuldet, wird meistens unverdient erduldet.

Die Reden der Selbstherabsetzung sind sehr oft die feinsten Blüthen und der Rahm der subtilsten Hoffart. Wer sich selbstentwürdigend tadelt, läuft auf krummen Wegen dem Lobe nach. Manche wollen aus Hochmuth für demüthig gehalten werden.

Du sprichst von dir stets sehr bescheiden, was du geleistet, nennst du klein; doch kannst du's in den Tod nicht leiden, will man derselben Meinung sein.

Rede niemals ohne Noth von den Wohlthaten, die du gespendet, und von dem Unrecht, welches du erlitten hast.

Traue nicht der Schmeichelrede. Man achtet, schätzt dich überall und zollt dir alle Ehren; man könnte dich auf keinen Fall — so hörst du oft — entbehren! Du stirbst und glaubst, daß alles fällt, weil du nun fehlst? Mein Lieber, da irrst du dich — es geht die Welt zur Tagesordnung über.

Hundertundsechsunddreißigstes Kapitel.

Großmuth und Opferwilligkeit.

1. Sei großmüthig gegen Gott, verweigere Gott dem Herrn kein Opfer, das er von dir verlangt; forme dein Herz nach dem Herzen Jesu; du wirst finden, daß Gott sich an Großmuth nicht übertreffen läßt.

Zu jener Stufe der Tugend, die der Engherzige auch nach vielen Jahren nicht erreichen kann, schwingt sich der Großmüthige in kurzer Zeit empor.

Wer großmüthig ist, wird Gott nichts versagen noch vorenthalten; er wird sich wie ein unbeschriebenes Blatt Gott darreichen, damit er darauf schreibe, was er will. Er wird sich nicht fürchten vor Schwierigkeiten noch vor Opfern, die Gott verlangen mag.

In dieser Herzensstimmung rief ein Xaverius, wenn er innern Trost fühlte: „Genug, o Herr"; wurde er hingegen von Trübsalen und Leiden gequält, so betete er: „Noch mehr, o Herr!"

Man muß auch treu im Kleinen sein, aber sich dabei einen weiten Blick bewahren, d. h. man muß sich hüten vor jenen kleinlichen Quengeleien, die sich ins Aschgraue verlieren. Während man sich abmüht, zu ergrübeln, was das beste sei, verliert man die Gelegenheit, das zu thun, was gut ist, und dessen Ausübung weit mehr zur Ehre Gottes beitragen würde als dieses ängstliche Schwanken zwischen gut und besser.

Sei bedacht, zu verbleiben in den hohen Gesinnungen der Kinder Gottes! Schwinge dich aufwärts auf den Flügeln der Liebe! Diese werden dich über manche Hindernisse mit Leichtigkeit hinwegtragen.

2. Dulde wie ein Mann! Die sich beklagen und verlangen, beklagt zu werden, gleichen den Kindern: wenn diese am Fingerchen sich geritzt haben, lassen sie sich nur dadurch trösten, daß es die Amme anbläst und jammernde Theilnahme spendet.

Es muß dir zu niedrig sein, bei jeder Gelegenheit auf erlittenes Unrecht zurückzukommen. Was ist *dein* Leid im Vergleich zu Christi Leid?

Die wenigsten erkennen, was Gott ihnen thun würde, wenn sie sich ihm ganz überließen.

Ein edles Herz erwartet nicht erst ein hartes Wort; es genügt ihm ein winkender Blick.

Alles wird untergehen, was nicht aus Gott entsprossen ist. Bewahre das kurze und allumfassende Wort: Laß fahren alles, und du wirst alles finden; gib *auf* die Begierde, und du wirst die Ruhe finden.

S. Lerne entbehren und *freue* dich, wenn du die Entbehrung empfindest. Auch von den Aposteln lesen wir, daß sie Entbehrungen litten (Matth. 12, 1).

Sei opferwillig und gib nicht zu viel auf die Bequemlichkeiten des irdischen Daseins.

Gott hat uns die irdischen Freuden nicht bloß deshalb gewährt, daß wir sie mit Dank gegen ihn genießen, sondern auch damit wir etwas haben, was wir ihm opfern können.

Liebe zur Gemächlichkeit trennt von Gott. An Speise und Trank eine besondere Freude finden ist thierisch.

Als Christus seine Apostel aussandte, da empfahl er ihnen Entsagung und Opferwilligkeit. „Verkaufet, was euer ist, und gebet Almosen" (Luc. 12, 33). Auf alle Reisebequemlichkeiten sollten sie Verzicht leisten (Matth. 10, 9. Marc. 6, 8. Luc. 10, 4), in jeder Hinsicht sollten sie genügsam und uneigennützig sein und stets nur das große Ziel ihrer Sendung im Auge behalten.

Was das Christenthum lehrt, stimmt mit menschlicher Vernunft überein. Wer nicht zu entbehren versteht, ist verächtlich. Irdisches Begehren soll man nicht ganz zu befriedigen suchen. Es ist sogar besser, den leiblichen Durst genügsam zu beschwichtigen, als ganz zu löschen. Sättigung mit dem, was gefällt,

ist gefährlich. Muß man Unzufriedenheit erregen, so geschehe es lieber durch die Ungeduld des Begehrens als durch den Ueberdruß des Genusses.

Ein großartiges Beispiel christlicher Großmuth und Opferwilligkeit erblicken wir in dem großen Völkerapostel. „Was soll uns trennen von der Liebe Christi? Trübsal? oder Bedrängniß? oder Hunger? oder Blöße? oder Gefahr? oder Verfolgung? oder Schwert? ... In all diesem obsiegen wir um dessen willen, der uns geliebt hat" (Röm. 8, 35. 37).

Hundertundsiebenunddreißigstes Kapitel.

Die rechte Unabhängigkeit.

1. Die zu erstrebende Freiheit und Unabhängigkeit besteht darin, nur von dem abhängig zu sein, wovon abhängig zu sein Pflicht und Nothwendigkeit und Tugend ist.

Die Ursache vieler Uebel ist, daß wir uns von dem Beispiel und nicht von unserer bessern Einsicht leiten lassen; wir leben so, wie allenthalben gelebt wird. Fremde Fehler sollten uns zur Warnung und Vorsicht dienen, und nicht zur Nachahmung. Wer sich scheut, den Schlechten unähnlich zu sein, wird selbst schlecht.

Das beste Mittel gegen die ungeordnete Abhängigkeit von den Menschen ist die entschieden gewollte Abhängigkeit von Gott.

Keiner sei gleich dem andern; doch gleich sei ein jeder dem Höchsten! Wie das zu machen? Es sei jeder vollendet in sich! Und desto mehr ist jeder vollendet in sich, je mehr er von Gott abhängig ist.

Du, mein Herz, verzage nicht; thue, was dein Gewissen spricht, dieser Strahl des Himmelslichts; thue recht und scheue nichts.

Die Sonne geht weder rechts noch links, weder langsamer noch rascher, weil die Mücken summen und die Frösche quaken. Suche Gottes Beifall, und dann verachte kühn den Hohn der ganzen Welt.

Ein großes Uebel ist die ungeordnete Gefallsucht. Man will Gott und der Welt zugleich gefallen, und deshalb gefällt man meistens der Welt nicht, und allezeit mißfällt man Gott. „Wer immer Freund dieser Welt sein will, stellt als Feind Gottes sich dar" (Jac. 4, 4).

Wer stets nach menschlichen Rücksichten handelt, wirft sich weg aus Feigheit und macht sich zu einer Knechtsnatur im verwerflichen Sinne des Wortes.

Wer stets nur aus Menschenrücksichten handelt, wird gemeiniglich auch von den Menschen verachtet; wer vielen zu gefallen trachtet, wird in der Regel den meisten mißfallen.

Er gehört zu den Sklaven, die nicht bloß einen Gebieter haben, sondern unzählige; schon ein Wort macht ihn erbeben; er ist zu arm an edeln Gefühlen, um das Unwürdige eines solchen Zustandes einzusehen.

2. Aus Menschenrücksicht darfst du niemals Falsches für Wahres ausgeben. Hundertmal werde ich's euch sagen und tausendmal: Irrthum ist Irrthum! Ob ihn der größte Mann, ob ihn der kleinste beging.

Widerstand von Menschen soll dich nicht sogleich irre machen. Auch der, welcher sich auf dem rechten Wege zu seinem Ziele befindet, stößt auf Widerstand.

Hüte dich vor jeder Art von Schmeichelei. Unverdientes Lob ertheilen, um sich das Wohlgefallen des Gelobten zu verschaffen, heißt Falschmünzerei treiben.

Gib auch nichts auf Schmeichelei. Es steht sehr schlimm dort, wo es vortheilhafter ist zu schmeicheln als seine Pflicht zu erfüllen.

Keine albernere Frage als: Was werden die Leute sagen? Man machet sich viel Plack und Plag', und kommet nie zur Ruh'; das macht, man fraget Tag für Tag: Was sagt die Welt dazu?

Baue nach Lust dein Feld, nach deinem Bedarf dein Haus, und sieh auf die tolle Welt behaglich zum Fenster hinaus.

Der hl. Augustinus schrieb einmal: „Halte von Augu-

stinus, was dir beliebt; wenn nur mein Gewissen mich nicht vor Gott anklagt."

Gerade die, welche sich am meisten von dem Urtheile der Menschen beherrschen lassen, sind auch am geeignetsten, von tausend Truggespenstern sich quälen zu lassen.

3. Du sagst: Wenn ich die kirchlichen Ueblichkeiten mitmache, so verspottet man mich! Und das hältst du für ein Unglück? Wenn man dich verspotten würde, weil du alle Tage Nahrung zu dir nimmst, weil du auf zwei Füßen stehst und nicht am Boden kriechst, weil du deine alten Eltern ehrst: würdest du deshalb deine Handlungsweise ändern? Nun denn, es gibt noch etwas Vernünftigeres und Berechtigteres als essen, aufrecht stehen, die Eltern ehren, nämlich den Gehorsam gegen Gott deinen Schöpfer, den heiligen Gottesdienst.

Von allen Feigheiten ist die Feigheit in Sachen der Religion die allerschlimmste; sie ist das Aufgeben des ersten unserer Rechte und die Vernachlässigung der wichtigsten unserer Pflichten. Da ist die Feigheit ein Verbrechen.

Nicht wagen, christlich zu leben, heißt so viel als nicht wagen, vernünftig zu sein, heißt so viel als nicht wagen, gut, gewissenhaft, ein Mann von Ehre zu sein.

Fort mit dieser unehrenhaften Verschämtheit; an ihre Stelle trete eine heilsame „Unverschämtheit".

Hundertundachtunddreißigstes Kapitel.

Werth menschlicher Anerkennung.

1. Alle Evangelisten schildern den feierlichen Einzug Christi in Jerusalem.

Nicht um seinetwillen, sondern um der Menschen willen und in Herablassung zu den damaligen Zeitverhältnissen feierte der

Herr diesen Triumph. In der religiösen Kundgebung sollte sich die Würde des Messias zeigen.

Der Heiland kennt die Nichtigkeit aller zeitlichen Ehren. Er wußte, daß dasselbe Volk, welches ihn jauchzend umgab, ihn bald als Uebelthäter von einem Richter zum andern schleppen werde, daß dieselben Menschen, welche jetzt „Hosanna" riefen, bald „Ans Kreuz mit ihm!" schreien würden.

Während seines ganzen Lebens zeigte Christus mit großer Auffälligkeit, daß ihm an menschlicher Anerkennung absolut nichts gelegen war oder vielmehr nur insofern etwas gelegen war, als es von seinem messianischen Berufe erfordert wurde.

2. Lernen wir von Christus! Menschliche Anerkennung hat in mancher Beziehung einen Werth, den man beachten muß. Aber die Ueberschätzung derselben hat viele Verwirrung ins Menschendasein gebracht.

Die Menschen sind vielfach so, daß du mit dem Apostel sagen kannst: „Wenn ich den Menschen gefiele, so wäre ich Christi Diener nicht" (Gal. 1, 10).

Die Meinung der andern über dich entspricht selten der Wirklichkeit. Dein Ruf gleicht deinem Schatten: oft geht er dir voraus, oft nach; zuweilen ist er größer, zuweilen kleiner als du.

Manchmal wirst du geschmäht und manchmal zum Himmel erhoben. Und was hast du gethan? Weiter nichts als die Pflicht.

Der Beste bilde sich nicht ein, daß über ihn man Gutes spricht; wir wollen unterhalten sein, und Loben unterhält uns nicht.

Die Menschen sind geneigt, dasjenige zu tadeln, wozu sie weder Kraft noch Geschicklichkeit haben.

Oft genug schätzen die Menschen das nicht, was sie verstehen; aber was sie nicht fassen können, das verehren sie. Das Nichtverstandene rühmt man, weil man es rühmen hört.

Gib nicht zu viel auf die öffentliche Meinung. Aus dem Urtheile eines Weisen spricht Einsicht, aber das Urtheil der Menge hängt von dem Winde ab.

Laß sie kritteln, laß sie lachen, schließ in Gleichmuth deine Ohren; wer es allen recht will machen, geht am End' sich selbst verloren.

3. Eine gewisse menschliche Anerkennung gehört zum menschlichen Dasein; ohne sie kommt man nicht durchs Leben; es ist Gottes Wille, daß du dir um sie Sorge machest.

Wenn du auch nicht zu viel auf das geben sollst, was die Leute von dir sagen, so ist doch eine vernünftige Sorge für guten Ruf nothwendig. Der große Haufen hat viele Augen zum Sehen und viele Herzen zum Uebelwollen und viele Zungen zur Verunglimpfung. Das Böse glaubt man durchweg leichter als das Gute.

Du sollst dich nicht grämen, wenn man dich verlacht und verhöhnt; niemals aber sollst du etwas thun, was des Hohnes oder Spottes werth ist.

Das Lob der Menschen mögest du ebenso zur bessern Selbstkenntniß benutzen wie den Tadel. Prüfe jedes Wort des Tadels, prüfe aber auch jedes Wort des Beifalles. Oft wirst du am meisten zu bessern finden, wo man dir am meisten Beifall klatschte.

Im übrigen stelle dein Herz fest auf Gott und fürchte nicht menschliches Urtheil, wenn dein Gewissen dich rechtfertigt.

Hundertundneununddreißigstes Kapitel.

Meidung unnöthiger Sorgen.

1. „Nur eines ist nothwendig", spricht der Herr (Luc. 10, 42). Die Sorge um das eine Nothwendige macht dir mancherlei anderweitige Sorgen zur Pflicht. Aber nie sollst du dir Sorgen machen, welche diejenige um das eine Nothwendige beeinträchtigen.

Was kümmert es dich, wie dieser oder jener lebt und handelt und redet? Treibe doch nur recht das Deine; frag nicht, was

der Nachbar thut. Macht ein jeder gut das Seine, steht es mit dem Ganzen gut.

In manchen Dingen mußt du unwissend sein und ein taubes Ohr haben. Meistens ist es nützlicher, die Sinne von mißfälligen Dingen abzuwenden und jedem seine Meinung zu belassen, als in einen Wortstreit sich zu mengen. Wenn du nur mit Gott gut stehst und auf sein Urtheil siehst, wirst du dein Zurückstehen leicht ertragen.

Mache dir keine Sorgen um den Erwerb eines großen Namens, nicht um die Vertraulichkeit vieler, nicht um die besondere Liebe einzelner. Das alles erzeugt nur Zerstreuungen und lenkt deinen Geist ab von der Beachtung des einen Nothwendigen.

Mache dir nur Sorge um eines; und wegen der einen Sorge auch um anderes.

2. Lebe mit Muße; überstürze dich nicht; überlade dich nicht mit unnöthigem Ballast; überhäufe dich nicht mit Geschäften. Es gibt auch Gutes, welches du andern überlassen mußt.

Das wohlgeartete Herz richtet seine Sorgen nicht so sehr auf das, was Gott will, als vielmehr auf den Willen Gottes, der es will.

Richte deine Sorge nicht auf Dinge, welche du niemals erreichen kannst. Es ist dir nicht möglich, ohne Beschwerden zu sein, keinen Widersacher zu haben, dich ganz und gar vor Mißverständnissen zu hüten, in deinem Gebet stets süßen Trost zu empfinden.

Nach der höchsten Vollkommenheit sollst du streben, wenn du sie selbst auch nicht erreichen kannst; denn im Streben nach ihr erreichst du stets höhere Vollkommenheit.

Hundertundvierzigstes Kapitel.

Der äußere Erfolg.

1. Wer immer arbeitet, möchte bei seinen Mühen und Opfern gerne sichtbaren Erfolg haben. Und wenn er keinen Erfolg erblickt, so ist er versucht, den Muth zu verlieren.

Das Beispiel Christi ist in dieser Beziehung höchst lehrreich. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Heiland in Wirklichkeit einen Erfolg erzielte, mit welchem nichts in der Weltgeschichte in Vergleich kommen kann.

Ein gewisser Erfolg lag darin, daß das Volk und sogar seine Feinde Achtung und Ehrfurcht vor seiner Redemacht an den Tag legten (Matth. 22, 33. Marc. 12, 17. 37. Luc. 19, 48; 20, 19). Der eigentliche Erfolg sind die ungezählten Seelen, welche sich großmüthig und rückhaltslos an ihn hingaben. Dieser Erfolg geht durch die Jahrhunderte und wird andauern bis zum großen Gerichtstage.

Aber dieser Erfolg verhüllte sich dem äußern Auge. Dagegen erblicken wir Spuren von bedeutendem Mißerfolg in der Geschichte Christi. Fast allenthalben fand der Herr Unglauben (Joh. 12, 37). Viele erglühten in Haß und Verfolgungswuth gegen ihn. Fast alles schien zu scheitern an dem Unverstande und der Bosheit der Menschen.

Zu dem Mangel an sichtbarem Erfolg gesellten sich die erfolgreichen Bemühungen seiner Feinde, die um jeden Preis seine Wirksamkeit beim Volke zu durchkreuzen suchten. Alles machten sie schlecht am Heilande mit nur zu reichem Erfolge.

Und gerade so, wie es Christus in seinem Leben erging, so ergeht es ihm in seiner heiligen Kirche.

2. Tröste dich also durch einen Blick auf deinen Heiland, wenn es dir scheint, du hättest bei deinen Bemühungen nicht den entsprechenden Erfolg.

Nimm dir kein Geschäft so zu Herzen, daß dich die Furcht ob des Gelingens verwirre. Lege alles in die Hände Gottes. Deine Sorgfalt gleiche der Sorgfalt Gottes. Gott sorgt und wirkt für uns alle, aber ohne Aufregung, ohne die Ruhe zu verlieren.

Thue, was du kannst, den guten Erfolg herbeizuführen, aber überlaß ihn Gott dem Herrn.

Nicht der äußere Erfolg, sondern die innere Absicht bestimmt den wesentlichsten Werth der That und den eigentlichen Erfolg.

Manche Heiligen hatten bedeutenden äußern Erfolg; bei gar vielen erblicken wir kaum eine Spur von äußern Erfolgen.

Nicht selten besteht bei den besten Absichten der Erfolg in Widerwärtigkeiten. Ein triviales Sprichwort sagt: Wer der Wahrheit eine Gasse machen will, der muß gewöhnlich dafür Gassen laufen.

Der Landmann wird nicht getadelt, wenn die Ernte nicht ergiebig war, wohl aber, wenn er sein Feld nicht gehörig bestellt hat.

Bei Christus war der sichtbare Erfolg das Kreuz, aber das Kreuz Christi war eine Schuldverschreibung Gottes auf eine entsprechende Himmelsglorie. Aehnliches ereignet sich auch bei treuen Dienern Christi: als Lohn erhalten sie zunächst unbeschreiblich viel Kreuz; aber es sind Pfandbriefe der göttlichen Verheißungen.

Hundertundeinundvierzigstes Kapitel.

Abschiedsworte des Herrn.

„Ein neues Gebot gebe ich euch, daß ihr euch untereinander liebet, wie ich euch geliebt habe, damit auch ihr euch untereinander liebet. Daran werden alle erkennen, daß ihr meine Jünger seid, wenn ihr euch lieb habt untereinander. . . .

„Euer Herz betrübe sich nicht! Ihr glaubet an Gott; glaubet auch an mich! Im Hause meines Vaters sind viele

Wohnungen. Wenn es nicht so wäre, so hätte ich es euch gesagt; denn ich gehe hin, eine Stätte für euch zu bereiten.

„Wenn ich hingegangen bin und eine Stätte für euch bereitet habe, so will ich wieder kommen und euch zu mir nehmen, damit auch ihr seid, wo ich bin. Wohin ich aber gehe, das wisset ihr, auch den Weg wisset ihr. . . . Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater außer durch mich. Hättet ihr mich erkannt, so würdet ihr auch meinen Vater erkannt haben; aber von nun an werdet ihr ihn kennen, und ihr habt ihn gesehen. . . .

„Die Worte, die ich zu euch rede, rede ich nicht von mir selbst. Auch die Werke thut der Vater, der in mir ist. Glaubet ihr nicht, daß ich in dem Vater bin und daß der Vater in mir ist? Wenn nicht, so glaubet doch um der Werke willen. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, wer an mich glaubt, der wird die Werke auch thun, die ich thue, und er wird noch größere als diese thun; denn ich gehe zum Vater. Und um was ihr immer den Vater in meinem Namen bitten werdet, das will ich thun, damit der Vater in dem Sohne verherrlicht werde. Wenn ihr mich um etwas bitten werdet in meinem Namen, das will ich thun.

„Wenn ihr mich liebt, so haltet meine Gebote. Ich aber will den Vater bitten, und er wird euch einen andern Tröster geben, damit er in Ewigkeit bei euch bleibe, den Geist der Wahrheit, den die Welt nicht empfangen kann; denn sie sieht ihn nicht und kennt ihn nicht. Ihr aber werdet ihn erkennen; denn er wird bei euch bleiben und in euch sein. Nicht werde ich euch als Waisen zurücklassen; ich werde wieder zu euch kommen. Noch eine kleine Weile, und die Welt sieht mich nicht mehr. Ihr aber werdet mich sehen, weil ich lebe und ihr leben werdet. An jenem Tage werdet ihr erkennen, daß ich in meinem Vater bin, und ihr in mir und ich in euch. Wer meine Gebote hat und sie hält, der ist es, der mich liebt. Wer aber mich liebt, der wird von meinem Vater geliebt werden, und auch ich werde ihn

lieben und mich selbst ihm offenbaren. . . . Wenn jemand mich liebt, so wird er mein Wort halten, und mein Vater wird ihn lieben; und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm nehmen. Wer mich nicht liebt, der hält meine Worte nicht. Das Wort aber, welches ihr gehört habt, ist nicht mein, sondern des Vaters, der mich gesandt hat.

„Dieses habe ich zu euch geredet, da ich noch bei euch bin. Der Tröster aber, der Heilige Geist, den der Vater in meinem Namen senden wird, der wird euch alles lehren und euch an alles erinnern, was immer ich euch gesagt habe.

„Den Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch. Nicht wie die Welt gibt, gebe ich euch. Euer Herz betrübe sich nicht und fürchte nicht! . . .

„Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben. Wer in mir bleibt und ich in ihm, der bringt viele Frucht; denn ohne mich könnt ihr nichts thun. Wenn jemand nicht in mir bleibt, der wird wie eine Rebe hinausgeworfen und verdorrt; man sammelt sie ein, wirft sie ins Feuer, und sie brennt. Wenn ihr in mir bleibt und meine Worte in euch bleiben, so möget ihr bitten, um was ihr wollt, es wird euch gegeben werden.

„Darin wird mein Vater verherrlicht, daß ihr sehr viele Frucht bringet und meine Jünger werdet.

„Gleichwie mich der Vater geliebt hat, so habe auch ich euch geliebt. Bleibet in meiner Liebe! Wenn ihr meine Gebote haltet, so bleibt ihr in meiner Liebe, gleichwie auch ich meines Vaters Gebote gehalten habe und in seiner Liebe bleibe. Dieses habe ich zu euch geredet, damit meine Freude in euch sei und eure Freude vollkommen werde.

„Dieses ist mein Gebot, daß ihr euch einander liebet, wie ich euch geliebt habe. Eine größere Liebe als diese hat niemand, daß er sein Leben hingibt für seine Freunde. Ihr seid meine Freunde, wenn ihr thut, was ich euch gebiete. Nicht mehr Knechte nenne ich euch; denn der Knecht weiß nicht, was sein Herr thut.

Euch aber habe ich Freunde genannt, weil ich euch alles geoffenbart habe, was ich von meinem Vater gehört. Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt, und ich habe euch gesetzt, daß ihr gehet und Frucht bringet und eure Frucht bleibe, damit euch der Vater alles gebe, um was immer ihr in meinem Namen bitten werdet. Dieses gebiete ich euch, daß ihr euch untereinander liebet.

„Wenn euch die Welt hasset, so wisset, daß sie mich vor euch gehaßt hat. Wäret ihr von der Welt, so würde die Welt das Ihrige lieben; weil ihr aber nicht von der Welt seid, sondern ich euch von der Welt auserwählt habe, darum haßt euch die Welt. Gedenket des Wortes, welches ich zu euch gesprochen habe: Ein Jünger ist nicht über den Meister, und ein Knecht ist nicht größer als sein Herr. Es ist dem Jünger genug, daß er sei wie sein Meister, und dem Knechte, daß er sei wie sein Herr. Haben sie mich verfolgt, so werden sie auch euch verfolgen. Haben sie meine Worte gehalten, so werden sie auch die eurigen halten.

„Aber dieses alles werden sie euch thun um meines Namens willen; denn sie kennen den nicht, der mich gesandt hat. Wenn ich nicht gekommen wäre und zu ihnen nicht geredet hätte, so hätten sie keine Sünde, nun aber haben sie keine Entschuldigung für ihre Sünde. Wer mich haßt, der haßt auch meinen Vater. Wenn ich nicht die Werke unter ihnen gethan hätte, die kein anderer gethan hat, so hätten sie keine Sünde; nun aber haben sie dieselben gesehen und hassen doch mich und meinen Vater. . . .

„Wenn aber der Tröster kommen wird, den ich euch vom Vater senden werde, der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgeht, der wird Zeugniß von mir geben. Und auch ihr werdet Zeugniß geben, weil ihr von Anfang an bei mir seid.

„Dieses habe ich zu euch gesagt, damit ihr euch nicht ärgert. Sie werden euch aus den Synagogen ausstoßen; ja es kommt die Stunde, da jeder, der euch tödtet, glauben wird, Gott einen Dienst

zu thun. Das werden sie euch thun, weil sie weder den Vater kennen noch mich. Aber ich habe euch dieses gesagt, damit ihr, wenn die Stunde kommt, euch daran erinnert, daß ich es euch gesagt habe.

„Ich habe euch noch vieles zu sagen, aber ihr könnt es jetzt nicht tragen. Wenn aber jener, der Geist der Wahrheit, kommt, so wird er euch alle Wahrheit lehren. Denn er wird nicht von sich selbst reden, sondern was er hört, wird er reden, und was zukünftig ist, euch verkünden. Derselbe wird mich verherrlichen; denn er wird von dem Meinigen nehmen und es euch verkündigen. Alles, was der Vater hat, ist mein. Darum habe ich gesagt: Er wird von dem Meinigen nehmen und es euch verkündigen.

„Noch eine kleine Weile, so werdet ihr mich nicht mehr sehen.... Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, ihr werdet weinen und wehklagen, die Welt aber wird sich freuen; ihr werdet trauern, doch eure Trauer wird in Freude verwandelt werden. . . .

„Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, wenn ihr den Vater um etwas bitten werdet in meinem Namen, so wird er es euch geben. Bisher habt ihr um nichts gebeten in meinem Namen. Bittet, so werdet ihr empfangen, auf daß eure Freude vollkommen werde.... Ich bin vom Vater ausgegangen und in die Welt gekommen; ich verlasse die Welt wieder und gehe zum Vater. . . .

„Siehe, es kommt die Stunde und sie ist schon da, daß ihr euch, ein jeder an seinen Ort, zerstreuen und mich allein lassen werdet. Aber ich bin nicht allein; denn der Vater ist mit mir. Dies habe ich zu euch geredet, auf daß ihr Frieden in mir habet. In der Welt werdet ihr Bedrängniß haben; aber vertrauet: Ich habe die Welt überwunden“ (Joh. 13, 34 ff.).

Hundertundzweiundvierzigstes Kapitel.

Das hohepriesterliche Gebet.

„Vater, die Stunde ist gekommen; verherrliche deinen Sohn, damit dein Sohn dich verherrliche, so wie du ihm Macht gegeben hast über alles Fleisch, damit er allen, die du ihm gegeben hast, ewiges Leben gebe. Das aber ist das ewige Leben, daß sie dich erkennen, den allein wahren Gott, und den du gesandt hast, Jesum Christum. Ich habe dich verherrlicht auf Erden; ich habe das Werk vollbracht, welches du mir zu verrichten gegeben hast. Und nun, Vater, verherrliche mich bei dir selbst mit jener Herrlichkeit, die ich bei dir hatte, ehe die Welt war.

„Ich habe deinen Namen den Menschen geoffenbart, die du mir von der Welt gegeben hast. Sie waren dein, und du hast sie mir gegeben, und sie haben dein Wort gehalten. Nun wissen sie, daß alles, was du mir gegeben hast, von dir ist. Denn die Worte, die du mir gegeben hast, habe ich ihnen gegeben, und sie haben dieselben angenommen und wahrhaft erkannt, daß ich von dir ausgegangen bin, und geglaubt, daß du mich gesandt hast. Ich bitte für sie. Nicht für die Welt bitte ich, sondern für die, welche du mir gegeben hast; denn sie sind dein.

„Alles, was mein ist, ist dein, und was dein ist, ist mein, und ich bin verherrlicht in ihnen. Ich bin nicht mehr in der Welt, aber diese sind in der Welt, und ich komme zu dir. Heiliger Vater! bewahre sie in deinem Namen, die du mir gegeben, damit sie eins seien, wie wir es sind. Da ich bei ihnen war, bewahrte ich sie in deinem Namen. Die du mir gegeben hast, habe ich bewahrt, und keiner aus ihnen ist verloren gegangen, außer dem Sohn des Verderbens, damit die Schrift erfüllt würde. Nun aber komme ich zu dir, und ich rede dieses in der Welt, damit sie meine Freude vollkommen in sich haben. Ich habe ihnen dein Wort gegeben, und die Welt haßt sie, weil sie nicht

von der Welt sind, so wie auch ich nicht von der Welt bin. Ich bitte nicht, daß du sie von der Welt wegnehmest, sondern daß du sie vor dem Bösen bewahrest. Sie sind nicht von der Welt, wie auch ich nicht von der Welt bin. Heilige sie in der Wahrheit. Dein Wort ist Wahrheit. Wie du mich in die Welt gesandt hast, so sende auch ich sie in die Welt. Ich opfere mich selbst für sie, damit auch sie in der Wahrheit geheiligt seien.

„Aber ich bitte nicht allein für sie, sondern auch für diejenigen, welche durch ihr Wort an mich glauben werden, damit alle eins seien, wie du, Vater, in mir bist und ich in dir bin, daß auch sie in uns eins seien, damit die Welt glaube, daß du mich gesandt hast. Die Herrlichkeit, welche du mir gegeben hast, habe auch ich ihnen gegeben, damit sie eins seien, wie auch wir eins sind: ich in ihnen und du in mir, damit sie vollendet seien in Einheit und die Welt erkenne, daß du mich gesandt hast und sie liebst, wie du auch mich liebst. Vater, ich will, daß, wo ich bin, auch die bei mir seien, die du mir gegeben hast, damit sie meine Herrlichkeit schauen, die du mir gegeben hast; denn du hast mich geliebt, ehe die Welt gegründet ward.

„Gerechter Vater! Die Welt hat dich nicht erkannt; ich aber habe dich erkannt, und diese haben erkannt, daß du mich gesandt hast. Ich habe ihnen deinen Namen bekannt gemacht und werde ihn bekannt machen, damit die Liebe, womit du mich geliebt hast, in ihnen sei und ich in ihnen" (Joh. 17, 1 ff.).

Dritte Woche.

Das Kreuz.

Hundertunddreiundvierzigstes Kapitel.

Die letzten Lebenstage Jesu.

1. Das bittere Leiden und Sterben Christi tritt im gesamten Christenthume in ganz eigenthümlicher Weise hervor. Die Religion Christi galt von jeher als die Religion des Kreuzes. Der Herr selbst sagte, vom Kreuze herab werde er alles an sich ziehen (Joh. 12, 32).

Das Leiden Christi ist eigenthümlich wegen der leidenden Person. Es ist der Herr, unendlich verehrungswürdig, uns nächststehend durch seine Natur als Mensch und Gott, er ist unser Alles fürs Leben und fürs Sterben und für unsere Ewigkeit. Das Leiden Christi ist die große Erlösungsthat, unsere Befreiung aus dem Fluch der Sünde; es ist die Grundlegung des Reiches Gottes auf Erden.

Das Leiden Christi ist eigenthümlich wegen der schreienden Ungerechtigkeit, mit welcher das Opfer gequält und zum Tode verurtheilt wird. Als Gründe der Verurtheilung gelten den ungerechten Richtern: weil er viele Wunder thut, weil alles an ihn glaubt und ihm nachläuft, weil Gefahr für das jüdische Staatswesen ist (Joh. 11, 47 ff.; 12, 19). Das Endurtheil lautet auf Tod wegen Gotteslästerung und Anmaßung göttlicher Sendung und Würde (Matth. 26, 65. Luc. 22, 70). Vor Pilatus heißt es, Christus sei ein Aufwiegler des Volkes, ein

Verächter der römischen Oberherrschaft. Pilatus erkannte die Nichtigkeit dieser Anschuldigungen (Matth. 27, 18) und erklärte amtlich und feierlich die Unschuld Jesu; und doch verurtheilte er Christus zum Tode (Joh. 19, 16). Christus wurde angeklagt und verurtheilt unter Verletzung aller Rechts- und Gerichtsformen.

Das Leiden Christi ist eigenthümlich wegen der außergewöhnlichen Qualen, aus welchen es sich zusammensetzt. Hier vereinigen sich Undank und Verrath, Spott und Schmach, Seelen- und Körperleiden aller Art zu einem ergreifenden Gesamtbilde. Vor keinem Ausbruch willkürlicher Grausamkeit, vor keiner Form rohester Verspottung war der Herr geschützt; er mußte sich der grausamsten und entehrendsten Todesart unterziehen.

Das Leiden Christi ist eigenthümlich durch seine besondern Umstände. Der Herr leidet unschuldig; er ist allen menschlichen Gefühlen der Traurigkeit, der Furcht, des Widerwillens und des Ekels unterworfen.

2. Das Leiden Christi ist eigenthümlich wegen der Art und Weise, wie der Herr leidet. Er leidet nicht gezwungen. Mit voller Freiheit geht er seinem Leiden entgegen; er sagt es seinen Aposteln in allen Einzelheiten voraus; er läßt sich durch die Voraussicht seiner Leiden nicht dazu bringen, die Erfüllung seiner Lebensaufgabe einzuschränken; in freier Selbstbestimmung übergibt er sich seinen Feinden.

Er litt mit Starkmuth und großer Majestät; kein Wort der Schwachheit kam über seine Lippen. Christus litt untadelhaft; keinem seiner Feinde blieb er etwas schuldig an gebührender Anerkennung. Er litt in größter Demuth; hier erscheint keine Spur stolzer Gefühllosigkeit, kein Zeichen triumphirender Todesverachtung. Er läßt die ganze Schwäche der menschlichen Natur auf sich einwirken. Die Gottheit zieht sich sozusagen zurück. Am Kreuze spricht sich die ganze Todesnoth eines von Gott und der Menschheit verlassenen Menschen aus. Christus stirbt so, daß er

seinen Feinden zum Gespötte gereicht und von allen edeln Menschen bemitleidet wird.

Christus litt unter Ausübung der erhabensten Tugend. Er ist das Ideal vollendeter Gottergebenheit. Als er trostlos und schmerzvoll da hing, betete er. Obgleich von seinem himmlischen Vater dem härtesten Lose überlassen, gibt er seinen Geist in dessen Hände zurück.

Er stirbt unter Uebung der Feindes- und Elternliebe, in Gesinnung des Gehorsams gegen seinen himmlischen Vater, in Anerkennung der innigsten Zugehörigkeit zu Gott.

Das Leiden Christi ist eigenthümlich, weil es das Leiden des Christenthums ist, das Leiden des Christen ist, das Leiden der von Christus gestifteten Kirche ist. „Ich bin der Weinstock und ihr seid die Reben" (Joh. 15, 5). „Ihr seid der Leib Christi und Glied vom Gliede" (1 Kor. 12, 27). Mit dem Apostel muß jeder Christ sagen: „Ich bin mit Christus ans Kreuz geschlagen; ich lebe, doch nicht ich lebe, sondern Christus lebt in mir" (Gal. 2, 20). Wer kann das Leben der christlichen Kirche verstehen, wenn er nicht daran denkt, daß es die Kirche des Gekreuzigten ist?

Das Leiden Christi ist endlich eigenthümlich, weil es den größten Triumph in sich birgt. Aeußerlich ging Christus unter; aber auf den Untergang folgte Auferstehung und Himmelslohn.

Hundertundvierundvierzigstes Kapitel.

Bedeutung der Leiden für den Christen.

1. Die Härten des menschlichen Daseins waren von jeher ein Problem, in welches der denkende Verstand nur spärlich einiges Licht zu bringen vermochte, mit welchem sich das menschliche Herz nur schwer zurecht finden konnte. Aufklärung und Hilfe wurde der Menschheit von seiten der göttlichen Offenbarung zu theil.

„Ich dachte nach, um es zu verstehen," so klagt ein Weiser des Alten Bundes (Ps. 72, 16), „aber es war für mich zu schwer, bis ich eindrang in das Heiligthum Gottes." Nicht das allseitige Wohlbehagen der Creatur ist der höchste Zweck der Schöpfung, sondern Anerkennung von Gottes Oberherrlichkeit; im flüchtigen Diesseits soll sich der Mensch Freuden bereiten für das ewig bleibende Jenseits.

„Fast wankten meine Füße, wären ausgeglitten meine Schritte; denn ich regte mich auf ob der Schlechten, wenn ich die Sünder in zeitlicher Wohlfahrt sah." „Wie sollte Gott davon wissen und Kunde sein in der Höhe?" „Und es schien mir: also habe ich vergeblich gerecht gemacht mein Herz und war geplagt den ganzen Tag."

„Würde ich wirklich so sprechen, so hätte ich mich zu meinem eigenen Verderben ausgeschlossen aus dem Kindschaftsverhältniß der Gesamtgemeinde Israels zu Gott." „Ich dachte nach, um es zu verstehen." „Der Gedanke an Gott verlieh mir Einsicht in ihr Ende. Wie einen Traum, wenn man erwacht, o Herr, so lösest du dereinst die viel beneidete Herrlichkeit der Schlechten in nichts auf. Wie konnte ich doch Gott gegenüber so irdisch-fleischlich sein! Nein, nichts soll mich losreißen von dir, o Gott. Du hältst mich an meiner Hand und leitest mich nach deinem Willen und nimmst mich auf zu Ehren." „Denn was habe ich in dem Himmel, und fern von dir, was will ich auf der Erde? Schwinde auch hin in Trübsal mein Fleisch und mein Herz: meines Herzens Gott und mein Theil ist Gott in Ewigkeit."

„Mir aber ist es gut, mich anzuschmiegen an Gott, und auf Gott den Herrn meine Zuversicht zu setzen" (Ps. 72). Niemals ist der Mensch so in der Lage, Gott durch willige Unterwerfung unter seinen heiligsten Willen zu verherrlichen, als wenn er demüthig und geduldig leidet. Im Leiden sagen: Gott sei gelobt! ist mehr werth als tausend Danksagungen, wenn es gut geht.

2. Hierin liegt die Zuversicht des Alten Bundes. Von hier aus bereitet sich vor die christliche Lösung des Leidensproblems. Schon deutet uns das Protoevangelium (1 Mos. 3, 15) an, daß der Sohn des Weibes, welcher die Macht des Bösen siegreich bekämpfen soll, mit schwerem Leid belastet sein werde. Ein Gedanke von Leiden und Blut zieht sich durch alle Prophetien. Der Königs- und Gottessohn wird wandeln die Wege der Verachtung und der Schmerzen; er wird seine Trostworte vor allem an die wenden, die mühselig und beladen sind. Mit eigenthümlichem Nachdruck hat der Herr selbst wiederholt seine bevorstehenden Leiden vorherverkündet.

„Das Leiden," so sagt ein neuerer Kirchenschriftsteller, „einbezogen in die christliche Heilsordnung, das Leiden gestaltet zu einem Werkzeug zur Ueberwindung der Sünde, gestaltet zu einer Offenbarung göttlicher Liebe und Barmherzigkeit, die im Leiden gelegene Sühnekraft angewendet durch schuldloses, frei gewähltes Leiden für fremde Schuld, und durch die göttliche Natur des Leidenden in Werth und Wirkung unendlich gesteigert; das Leiden als die wirksamste Förderung auf dem Wege des Heils (Hebr. 12, 10), ein Gnadenmittel (1 Petr. 1, 20), ein Ausweis göttlicher Liebe (Hebr. 12, 5), ein Vorgang der Wiedergenesung und der sittlichen Durchbildung (Röm. 5, 3. 2 Kor. 12, 7), ein Bestandtheil der messianischen Wehen, aus welchen das Reich Gottes, die volle Gotteskindschaft, die schmerzlose ewige Freude und Verherrlichung herausgeboren werden soll (Joh. 16, 21): das sind die ersten, scharfen Lichter, welche vom Standpunkte des Kreuzes, der christlichen Welt- und Lebensanschauung in die Abgründe des Leidens fallen."

Das Christenthum bringt uns zum Bewußtsein, daß das von Gott in die Natur gelegte Leiden eine große Bedeutung hat.

3. Fürchte nicht der Dornen Stechen, willst du schöne Rosen brechen.

Immer stehen die Sterne am Himmel, aber du siehst sie erst.

wenn es Nacht ist. Wenn das Leiden einen dunklen Schleier über das Leben breitet, dann sucht und sieht der Mensch die ewigen Sterne. Das Glück, es ist so selten echt und wird dich oft bethören; der Schmerz verleiht dir erst ein Recht, dem Leben zu gehören.

Der übermäßige Hang zum Vergnügen hat das Böse erzeugt; der Schmerz muß darum der Arzt sein. Alles in der Welt läßt sich schadlos ertragen, nur nicht eine Reihe von schönen Tagen.

Erst wenn Leiden das harte Erdreich des Herzens durchfurcht und gelockert haben, kann der Samen von oben Wurzel darin fassen.

Unglück bewahrt uns vor manchem Schaden, welchen uns ungetrübtes Glück zufügen würde. Es ist nicht selten der Weg, den das Glück einschlägt, zu uns zu gelangen, und oft dient auch irdisches Unglück dazu, uns irdisches Glück als Gottes Wohlthat empfinden zu lassen. Wenn du etwas verloren hast, empfindest du seine Vorzüge. Des Lebens Mühe lehrt uns allein, des Lebens Güter zu schätzen aus Dankbarkeit gegen den, der sie uns gewährt hat, um uns an sich zu ziehen.

Unglück hat zunächst drei Zwecke: Strafe, Zurechtweisung, Stärkung der Gottunterwürfigkeit.

Ein Uebel, welches wir ohne unsere Schuld erleiden, ist in vielen Fällen ein Ausgleich für manches Gute, dessen wir unverdient theilhaftig geworden sind.

Ohne Leiden ist all unsere Güte Blüthe; das Leiden erst reift sie zur Frucht und führt vom Schein ins Wesen.

Gott macht es bisweilen mit uns wie der Vater mit seinen Kindern: erst spricht er, dann gibt er eine sanfte Zurechtweisung, und zuletzt greift er zur Ruthe.

Oft läßt Gott zu, daß Leiden uns quälen, weil es zum Gesunden unserer Seele nothwendig ist; er thut das in ähnlicher Gesinnung, wie eine liebende Mutter ihr Kind dem schmerzhaften Schnitte des Arztes aussetzt.

Gott hat keine Freude, wenn seine Geschöpfe leiden. Allein einer eigen- und genußsüchtigen Creatur kann er den Genuß seiner geistigen und übernatürlichen Wohlthaten nicht mittheilen. Zuerst muß das erbärmliche Nest des Egoismus zerstört werden, bevor sich der Tempel beseligender Tugend in der Seele erheben kann. Da helfen Kreuz und Leiden, und die Natur muß die Kosten bezahlen.

Bedauernswerth ist der Mensch, der für seine Sünden in diesem Leben nicht bestraft wird. Wirst du von Leiden heimgesucht, so sage nicht, Gott habe kein Herz für dich.

Auch wenn Gott dich straft, ist er gegen dich voll gnädiger Absichten. Die Zahl der Streiche und die Härte der Schläge sind das Maß der Liebe, mit der er straft.

4. Christus löst das Leidensproblem (1 Kor. 2, 2) voll und ganz, indem er den Leiden über die Natur hinaus eine übernatürliche Bedeutung gibt. In voller Freiheit, getrieben von unendlicher Liebe zu Gott und zu uns Menschen, wählte er des Leidens bitterste Trübsal, um, im Kampfe unterliegend und in der Niederlage siegend, seinen himmlischen Vater zu verherrlichen, uns zu entsündigen und zu einer übernatürlichen Gottesliebe zu kräftigen.

Die Naturgemeinschaft mit Christus wird zu einer Leidensgemeinschaft, zu einer Verähnlichung mit seinem Tode (Phil. 3, 10). Das Christenleben bleibt reich an Leiden. Wohl werden durch den Kampf gegen Sünde und Leidenschaft, durch Ernst und Genügsamkeit in der christlichen Lebensführung viele Quellen des Leidens verschlossen gehalten. Aber gerade durch Christentreue und Tugendstreben, durch beständigen Gegensatz gegen das Weltleben werden auch neue Leidensquellen eröffnet. Der Apostel Paulus redet von einem täglichen Sterben des Christen (1 Kor. 15, 31), von einem Umhertragen des Todes Christi an seinem Leibe (2 Kor. 4, 10). Und er freut sich dessen. Ist ja doch im Leiden Christi offenbar geworden, daß die Lieblinge Gottes,

eben weil sie Lieblinge Gottes sind, am härtesten geschlagen werden.

Gerade durch das Leiden soll der Christ in die innigste Lebensgemeinschaft mit Christus eintreten, soll eins werden mit Christus (Röm. 8, 17), damit die Christen zu Christus gehören wie die Glieder zum Haupte. Dadurch erhält das Leiden für den Christen eine Bedeutung, wie sie höher nicht gedacht werden kann.

Wir begreifen es, daß erleuchtete Seelen stets den Herrn anflehten um Kreuz und Leiden, daß sie in Schmerz und Verfolgung und Verleumdung die größten Liebeserweise der Gottheit erblickten. Die Briefe der Apostel sind getragen von solch erhabener Gesinnung. Freilich finden sich auch da Seufzer und Trostlosigkeit. Nicht nur bei den Aposteln, sondern auch bei dem Heiland selbst macht sich das Leiden in allen seinen Folgen fühlbar in der Gemüthsstimmung. Aber bei allem Gedrücktsein rafft sich das christliche Herz alsobald zu heiliger Gottergebenheit empor: „Doch, o Herr, nicht mein Wille geschehe, sondern der deinige." Und da eröffnen sich die Quellen einer glühenden Begeisterung (2 Kor. 1, 5; 4, 16; 7, 4. Röm. 8, 35. 1 Thess. 5, 16 u. s. w.).

Auch der gewöhnliche Christ ist vor der Versuchung bewahrt, sich in bittern Leidensstunden von der Verzweiflung übermannen zu lassen; er ist bewahrt vor dem thörichten Versuche, sich durch sündhafte Ausgelassenheit oder künstliche Gefühlsabstumpfung über das Ungemach hinwegzutäuschen. Man fügt sich willig unter die Last des Leidens; man unterzieht sich dem scharfen Messer in der Ueberzeugung, daß es, geführt von der Hand eines weisen und gütigen Arztes, wohl ins Lebendige schneidet, aber doch nur zur Gesundung und zum Heile verwundet.

5. Für den Christen sind die Leiden eine Schule, und zwar die beste Schule. Der alte Boëthius sagte: „Gott und mein Kerker haben mich zu dem gemacht, was ich bin." Die Tugenden

welche im Wohlsein erwachsen, sind meistens schwach und matt; die unter Leiden erwachsen, immer stark und ausdauernd.

Der Schmied wirft das Eisen ins Feuer und hämmert dann darauf, um es zum Kunstwerk biegen und bilden zu können. Der heilige Künstler da droben wirft die Seele, die er heiligen will, in den Ofen der Trübsal und bildet sie durch die Schläge des Leidens, wie er sie haben will. Deine Sache ist es, dich zu beugen unter Gottes gewaltige Hand (1 Petr. 5, 6).

Gott schickt uns Beschwernisse in dem Maße, wie es uns frommt. Der Harfenspieler spannt die Saiten nicht zu sehr an, auf daß sie nicht springen, er läßt sie auch nicht zu sehr nach, auf daß die Harmonie nicht verloren gehe. So auch Gott. Weder versetzt er die Seele in zu große Bedrängniß noch in beständige Erleichterung.

„Gott weiß es, und Gott liebt mich." Wenn man geliebt sich tief und innig fühlet, wird man berührt kaum von der Erde Schmerzen; ihr Glühn mit hehrer Macht die Liebe kühlet, und „Unglück" wohnt nicht im geliebten Herzen.

Hundertundfünfundvierzigstes Kapitel.

Die Beschwernisse des Christenlebens.

1. „Da Christus im Fleische gelitten hat, müsset auch ihr euch mit derselben Gesinnung waffnen" (1 Petr. 4, 1). Gottunterwürfigkeit im Anschluß an Christus, das ist der ganze Mensch.

Werfen wir unsern Blick auf Christus, so müssen wir erwarten, daß auch das Leben eines jeden Christen von Beschwernissen eigenthümlicher Art angefüllt sein wird. Ein Kirchenvater nennt das Leben eines jeden Christen ein Martyrium.

Die Quelle solcher Beschwernisse liegt *zuerst* in den Anforderungen des Christenthums. Das Christenthum will den Menschen wirkungsvoll mit Gott verbinden. Daher lautet seine

erste Forderung: Selbstverläugnung! Selbstverläugnung, das will sagen: treue Beobachtung der Gebote, Kampf gegen Egoismus und niedere Leidenschaft, Meidung der Gefahren, Wachsamkeit, Opferwilligkeit, edle Selbstzucht zu aller Tugend. Dies muß das ganze Leben des Christen, jeden Tag und jede Stunde, ausfüllen.

Auch den am härtesten Bedrückten, den Sklaven, legt der Apostel ans Herz, unter den schwierigsten Verhältnissen ihre christlichen Pflichten zu erfüllen (1 Petr. 2, 18). Dies gilt von allen, die in schwierigen Lebensverhältnissen die Anforderungen des Christenthums zu erfüllen haben. „Denn das ist Gnadengeschenk, wenn jemand im Bewußtsein des Willens Gottes Betrübnisse erträgt, indem er unverschuldet leidet."

Wer in Wahrheit ein christliches Leben führt, muß darauf gefaßt sein, daß er vielfach gerade wegen der von Gott erhaltenen Gnaden verkannt, verspottet, verachtet, verleumdet, gehaßt wird. Darum preist Christus die selig, welche Verfolgung leiden wegen der Gerechtigkeit (Matth. 5, 10). Da muß der Christ schweigen und die Verdemüthigung geduldig ertragen.

Das Leben eines jeden Christen gleicht in der That einem Martyrium. Verfolgt werden wegen der Gerechtigkeit, arbeiten, leiden wegen der Gerechtigkeit, ein hartes, abgetödtetes Leben führen wegen der Gerechtigkeit; sich durch kein Ungemach, keine Verleumdung, keine Gefallsucht von den Wegen der Gerechtigkeit ableiten lassen: das ist es, was die Martyrer zu Martyrern gemacht hat. Darum ist zwischen einem überzeugungstreuen Christen und einem Martyrer kein wesentlicher Unterschied.

Ein einmaliges großes Ungemach trägt mancher Mensch leichter als das lang andauernde Ungemach des täglichen Lebens.

Im Munde die Wahrheit, die Liebe im Herzen: o Guter, dir werden viel Leiden und Schmerzen! Im Munde die Phrase, im Herzen die Tücke: ja, du bringst es sicher zu irdischem Glücke.

2. Die Quelle der Beschwernisse liegt zweitens, wie für jeden Menschen, so für den Christen in der eigenthümlichen Beschaffenheit des menschlichen Daseins. Selten geht alles glatt ab; oft sind große Schwierigkeiten zu überwinden, Schwierigkeiten in betreff der äußern Lebensverhältnisse, Schwierigkeiten mit andern, Schwierigkeiten mit sich selbst, Schwierigkeiten, von denen andere etwas wissen, Schwierigkeiten, die unser Geheimniß bleiben.

Da kommt der harte Beruf mit vielen kleinlichen Sorgen, mit wenig irdischem Trost. Da kommt die unberechenbare Unsumme von Leid und Unglück, wie sie fortwährend zahllose Herzen drückt. Und oft genug liegt nicht eigene Schuld zu Grunde, sondern es handelt sich um die Folge fremder Verschuldung.

Man kann nicht leben, ohne daß die Leute sprechen; nicht Rosen sammeln, ohne daß die Dornen stechen.

3. Die dritte Quelle der Beschwernisse liegt in besondern Zulassungen und Fügungen Gottes gegen seine Lieblinge, denen er eine besondere Liebe erzeigen will. Laß dir drum den Muth nicht rauben, sei im Unglück ruhig, fest; werden doch die besten Trauben stets am härtesten gepreßt.

Wir sehen das in dem Leben der Heiligen. Was für ein Leid durchwogte in den entsetzlichsten Formen das Leben der Martyrer! Und doch waren sie alle pflichttreue Seelen. Aehnliches lesen wir im Leben einer hl. Elisabeth und der andern Heiligen. Aehnliches erleben manche treue Christen, welche sich höherer Vollkommenheit befleißigen. So liebt Gott!

Wir sehen das im Leben der heiligen Jungfrau und Gottesmutter. Bei ihr konnte von Sünde keine Rede sein; und doch steht sie als Schmerzensmutter unter dem Kreuze. So liebt Gott!

Wir sehen das am klarsten im Leben Jesu Christi selbst. Als Kind ist er arm; als Jüngling arbeitet er in der Werkstätte seines Pflegevaters, den Schweiß auf der Stirne; als Mann wird er verspottet von der damaligen gebildeten Welt, blutet er

unter entehrenden Geißelstreichen, stirbt er am Galgen unter dem Gelächter seiner Feinde. So liebt Gott!

Im Leiden liegt also sehr oft eine Bevorzugung seitens der göttlichen Liebe. Gott läßt sie jenen zu theil werden, die er vorhergesehen und vorherbestimmt hat, dem Bilde seines Sohnes in besonderer Weise gleichförmig zu werden, damit Christus der Erstgeborene sei unter vielen Brüdern (Röm. 8, 29). Sendet der Herr dir große Leiden, so ist's ein Zeichen, daß er große Absichten mit dir hat.

Unter der Sonne ist kein verehrungswürdigeres Wesen als ein leidender und in den Leiden geduldiger Christ.

Hundertundsechsundvierzigstes Kapitel.

Das heilige Abendmahl.

1. Am Vorabende seines bittern Leidens stiftete der Herr ein eigenthümliches Geheimniß, dessen Bedeutung darin liegt, daß die innigsten Beziehungen des Christen zu Christus in demselben eine möglichst vollkommene äußere Ausprägung finden sollen; wir sind davon überzeugt, weil es uns die Kirche lehrt; die Kirche schöpft ihre Lehre aus Bibel und Tradition.

Der Herr hatte die Einsetzung vorherverkündet, indem er sagte, er schenke sich selbst der einzelnen Seele als Lebenselement, als „Brod des Lebens", und zwar soll dieser innere Gnadenact unter dem sacramentalen Zeichen der Speisung vollzogen werden. Dabei legte der Herr besonderes Gewicht auf den Glauben, d. h. auf die volle Unterwerfung des menschlichen Verstandes unter das göttliche Wort.

„Bemühet euch nicht um die Speise, welche vergeht, sondern um die, welche dauert ins ewige Leben, welche der Menschensohn euch geben wird; denn diesen hat der Vater, Gott, besiegelt. Da sprachen sie zu ihm: Was sollen wir thun, damit wir die Werke Gottes wirken? Jesus antwortete ihnen: Das ist das Werk Gottes, daß ihr an den glaubt, welchen er gesandt hat.

„Sie sagten nun zu ihm: Was für ein Zeichen also thust du, damit wir sehen und dir glauben? was wirkest du? Unsere Väter haben das Manna gegessen in der Wüste, wie geschrieben steht: Brod vom Himmel hat er ihnen zu essen gegeben.

„Jesus sprach zu ihnen: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Nicht Moses hat euch das Brod vom Himmel gegeben, sondern mein Vater gibt euch das Brod vom Himmel, das wahre. Denn das Brod Gottes ist das, welches vom Himmel herabsteigt und der Welt das Leben gibt.

„Sie sagten nun zu ihm: Herr, immerdar gib uns dieses Brod! Jesus aber sprach zu ihnen: Ich bin das Brod des Lebens; wer zu mir kommt, wird nicht hungern, und wer an mich glaubt, wird nimmermehr dürsten. Aber ich habe euch gesagt, daß ihr mich gesehen habt und doch nicht geglaubt. Alles, was mir der Vater gibt, wird zu mir kommen, und den, der zu mir kommt, werde ich nicht hinausstoßen. Denn ich bin vom Himmel herabgestiegen, nicht damit ich meinen Willen thue, sondern den Willen dessen, der mich gesandt hat. Dies aber ist der Wille dessen, der mich gesandt hat, des Vaters, daß ich nichts von dem, was er mir gegeben hat, verliere, sondern es auferwecke am jüngsten Tage. Denn dies ist der Wille meines Vaters, der mich gesandt hat, daß jeder, der den Sohn sieht und an ihn glaubt, ewiges Leben habe, und ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage.

„Da murrten die Juden über ihn, weil er sagte: Ich bin das lebendige Brod, der ich vom Himmel herabgestiegen bin, und sie sagten: Ist dieser nicht Jesus, der Sohn Josephs, dessen Vater und Mutter wir kennen? Wie sagt denn dieser: Ich bin vom Himmel herabgestiegen?

„Jesus antwortete ihnen: Murret nicht untereinander! Niemand kann zu mir kommen, wenn nicht der Vater, der mich gesandt hat, ihn zieht, und ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage. Es steht bei den Propheten geschrieben: Und sie werden alle

von Gott gelehrt sein. Jeder, welcher von Gott gehört und gelernt hat, kommt zu mir. Nicht daß jemand den Vater gesehen hat, außer der von Gott ist: dieser hat den Vater gesehen. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wer an mich glaubt, hat ewiges Leben.

„Ich bin das Brod des Lebens. Eure Väter haben in der Wüste das Manna gegessen und sind gestorben. Dieses ist das Brod, das vom Himmel herabsteigt, damit, wer davon ißt, nicht sterbe. Ich bin das Brod, das lebendige, das vom Himmel herabgestiegen ist. Wer von diesem Brode ißt, wird leben in Ewigkeit. Das Brod aber, das ich geben werde, ist mein Fleisch für das Leben der Welt.

„Da stritten die Juden untereinander und sprachen: Wie kann uns dieser sein Fleisch zu essen geben? Jesus aber sprach zu ihnen: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wenn ihr das Fleisch des Menschensohnes nicht essen und sein Blut nicht trinken werdet, so werdet ihr das Leben nicht in euch haben. Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, hat ewiges Leben, und ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage. Denn mein Fleisch ist wahrhaft eine Speise, und mein Blut ist wahrhaft ein Trank. Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der bleibt in mir und ich in ihm. Wie mich der lebendige Vater gesandt hat und ich um des Vaters willen lebe, so wird auch der, welcher mich ißt, leben um meinetwillen. Dies ist das Brod, das vom Himmel herabgekommen ist, nicht wie eure Väter das Manna gegessen haben und gestorben sind. Wer dieses Brod ißt, wird leben in Ewigkeit. Dieses sagte er, in einer Synagoge lehrend, in Kapharnaum.

„Viele nun von seinen Jüngern, die es hörten, sprachen: Diese Rede ist hart; wer kann sie anhören?

„Da aber Jesus bei sich selbst wußte, daß sie darüber murrten, sprach er zu ihnen: Aergert euch dieses? Wenn ihr nun den Menschensohn dahin auffahren sehen werdet, wo er früher war? Der Geist ist's, der lebendig macht, das Fleisch nützet nichts.

Die Worte, die ich zu euch gesprochen habe, sind Geist und Leben. Aber es sind einige unter euch, welche nicht glauben. Denn von Anfang an wußte Jesus, welche die seien, welche nicht glaubten, und wer ihn verrathen werde. Und er sprach: Darum habe ich euch gesagt: Niemand kann zu mir kommen, wenn es ihm nicht von meinem Vater gegeben ist.

„Von da an traten viele von seinen Jüngern zurück und wandelten nicht mehr mit ihm. Jesus sprach nun zu den Zwölfen: Wollet etwa auch ihr weggehen? Simon Petrus aber antwortete ihm: Herr, zu wem sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens, und wir haben geglaubt und erkannt, daß du Christus bist, der Sohn Gottes!" (Joh. 6, 27—69.)

2. Christus wollte nicht vom „Fleische" in seiner irdischen natürlichen Eigenschaft gesprochen haben. Er sprach von einer vergeistigten, verklärten Leiblichkeit, von der höhern, geistartigen Daseinsform, wie sie dem Leibe Christi in der Eucharistie eigenthümlich ist.

Was der Herr vorherverkündet, das hat er am Vorabende seines Leidens ausgeführt. „Während sie nun bei dem Mahle waren, nahm Jesus Brod, dankte, segnete es, brach es und gab es seinen Jüngern, indem er sprach: Nehmet hin und esset; dieses ist mein Leib, der für euch hingegeben wird. Dies thut zu meinem Gedächtniß. Desgleichen nahm er auch den Kelch nach dem Mahle, dankte und gab ihnen denselben, indem er sprach: Trinket alle daraus; denn dieses ist mein Blut, das Blut des neuen Bundes, das für euch und für viele vergossen wird zur Vergebung der Sünden. Dieses thut, so oft ihr trinket, zu meinem Gedächtniß" (Matth. 26, 26. Marc. 14, 22. Luc. 22, 19).

Die Christenheit hat von jeher die feste Ueberzeugung gehabt, daß in den Worten, so wie sie in der Schrift stehen, die Wahrheit ausgedrückt ist, so wie sie von Christus gewollt wurde.

Heute hat man außer der katholischen Kirche die Worte ihres Inhaltes entleert und in verschiedenster Weise umgedeutet.

Der heilige Apostel Paulus erblickte in der Eucharistie den wahren Genuß des Leibes und Blutes Christi. Darum schreibt er: „Wer immer dieses Brod unwürdig ißt oder den Kelch des Herrn unwürdig trinkt, wird schuldig sein des Leibes und Blutes des Herrn. Es prüfe also der Mensch sich selbst, und dann esse er von diesem Brode und trinke aus diesem Kelche; denn wer unwürdig ißt und trinkt, der ißt und trinkt sich selbst das Gericht, weil er den Leib des Herrn nicht unterscheidet" (1 Kor. 11, 27—29).

Das Wort der Bibel ist wahr. „Das Wort sie sollen lassen stahn!" Da hilft kein Umdeuteln. Was die Bibel lehrt, ist von der christlichen Ueberlieferung in der großartigsten Weise bestätigt worden. Wer die Lehre der Kirche nicht annimmt, der muß nicht bloß die Heilige Schrift der Lüge anklagen: er muß zerreißen die Bücher der Kirchenväter, die apostolischen Liturgien, muß vernichten alle geschichtlichen Zeugnisse über das Leben der ersten Christen und der Kirche, muß beseitigen die Andachtsstätten in den Katakomben, die Kirchen und Kathedralen späterer Zeit. Denn das alles sind laut redende Zeugen für die Wahrheit der Bibellehre. Die Kirche erblickt in diesem Geheimniß ihre Lebensquelle; wer es läugnet, muß das gesamte Leben des geschichtlichen Christenthums für eine Albernheit erklären.

3. Christus erdachte sich eine Art seines Verbleibens unter uns, welche allen menschlichen Ueberlegungen fremd ist.

Der denkende Christ darf sich aber die Frage stellen, aus welchen Gründen wohl die göttliche Weisheit die eigenthümliche Einrichtung getroffen habe.

Wozu Christi Gegenwart unter uns? Christus war uns in seinem Leben „Vater und Mutter" geworden; er wollte uns nicht als Waisenkinder zurücklassen (Joh. 14, 18). Er wollte bei denen bleiben, die er liebte. Die eigenthümliche Gottes-

nähe, wie sie uns in Christus geschenkt war, sollte uns nicht entzogen werden.

Doch wozu denn der Schleier des Geheimnisses? Christi Gegenwart sollte für uns eine beständige Uebung des Glaubens sein. Der Glaube ist ein Sichstützen auf Gott, ein Sichverlassen auf Gott. Wie das Kind seinen Eltern glaubt, also müssen wir Menschen uns dem Ansehen Gottes unterordnen.

Eine solche Unterordnung wird geübt und gestärkt durch die stete Verehrung des hochheiligsten Altarssacramentes. Wenn der Christ bei der heiligen Messe niederkniet und andächtig an seine Brust schlägt oder mit gefalteten Händen vor der Gemeinde zur Communionbank tritt, so sagt er gleichsam: Großer Gott, nicht auf meine Sinne verlasse ich mich, sondern auf dein Wort; ich bin überzeugt, daß deine Allmacht mit der Erscheinungsweise des Brodes die Gegenwart Christi, des Gottmenschen, verbunden hat, weil du es gesagt hast. Das Wie sehe ich nicht ein, aber ich vertraue dir. Wer der Natur ihre Gesetze gab, vermag auch denselben ausnahmsweise entgegenzuhandeln und sie für seine heiligen Zwecke anzuwenden. Diese meine Ueberzeugung will ich bekennen vor der ganzen Welt.

Doch wozu die so wenig imponirende Gestalt? Dieselbe Frage läßt sich stellen an der Krippe von Bethlehem, auf dem Calvarienberge. Christus wollte uns imponiren durch seine Demuth, seine Selbstvernichtung. Die Fortsetzung dieser armseligen Erscheinungsweise erblicken wir auf dem Altare. Welche Lehre und Beschämung für uns!

Doch wozu die Gestalt von Opfer? Opfer ist die Grundidee, der tragende Gedanke des gesamten Christenthums. Die Hingabe Gottes an uns ist sein Inhalt. Am Kreuze hat Gott sich selbst an uns hingegeben; im Himmel wird er sich selbst an uns hingeben. Im Dunkel des Glaubens, der uns vom Kreuz zum Himmel führen soll, gibt Gott sich selbst mir hin in der heiligen Communion.

Aus Liebe zu uns opfert sich Gott für uns, und aus Liebe zu Gott sollen wir uns ihm zum Opfer bringen.

Christus stellt uns den Gesamtinhalt des Christenthums vor Augen, indem er auf dem Altare das Kreuzopfer fortsetzt, damit wir dabei seien und unser Herz mit dem Geiste der Liebe und Opferwilligkeit erfüllten zur Vorbereitung auf unsere ewige Vereinigung mit Gott.

Doch wozu denn die Gestalt der Speise? Im Christenthum besitzen wir eine von der unbegreiflichen Liebe Gottes entworfene Heilsordnung, als wäre der unendliche Gott nur für uns elende Menschenkinder da, als wären wir die Hauptsache und als wäre er Nebensache: in ähnlicher Weise wie die Speise da ist für den, der sie genießt.

Als Christus das Abendmahl einzusetzen im Begriffe stand, hatte er vor, sich ganz für uns hinzugeben, sich ganz uns unterzuordnen. Und in der Ewigkeit will die Gottheit sich ganz uns zu Diensten stellen (Luc. 12, 37), und wir sollen unser Glück oder vielmehr göttliches Glück finden in der innigsten Vereinigung mit der Gottheit (2 Petr. 1, 4).

Aus diesen Gründen hat Christus eine stets wiederkehrende Vereinigung seines Wesens mit unserer Seele einrichten wollen. Das ist die innere Gnadenspendung im Altarssacramente. Wie jedes Sacrament, so hat auch dieses sein äußeres Zeichen, welches zugleich Symbol des innern Gnadenvorganges sein soll. Es ist hier die Gegenwart und Aufnahme Christi unter der Gestalt von leiblicher Speise. Eine innigere Verbindung als zwischen der Speise und dem Genießenden gibt es nicht. So konnte Christus kein ergreifenderes und tiefsinnigeres sacramentales Zeichen wählen, als er es beim letzten Abendmahle gethan hat.

Es ist zugleich eine Erinnerung an die Hingabe Christi für uns am Kreuze und ein Unterpfand der Hingabe Gottes an uns in der Ewigkeit.

Gleich einem Fischer will uns Christus an sich ziehen, nicht

zu seinem Nutzen, sondern zu unserem Heile. Er hat deshalb ein Netz gewoben und es gefestigt an das Kreuz in der Zeitlichkeit und an seinen Thron in der Ewigkeit. Nicht Gold- und Silberfäden hat er dazu genommen, sondern sich selber, um einem jeden Einzelnen von uns recht nahe zu kommen, ihn zu fangen und an sich zu ziehen (1 Petr. 1, 18).

Es ist ein süßer Trost für den Christen, daß Jesus der Herr selbst gleichsam vom Kreuze herabsteigt, um bei ihm persönlich Einkehr zu halten und ihm zu sagen: An dich, mein Kind, habe ich gedacht; für dich habe ich geblutet; dich habe ich geliebt; ich kenne deine Leiden und Kämpfe; dich will ich glücklich machen. Das ist die Bedeutung des hochheiligsten Altarsgeheimnisses.

Hundertundsiebenundvierzigstes Kapitel.

Die äußern Leiden Christi.

1. Der Dienst Gottes ist ein anstrengender Dienst. Derselbe ist nicht bloß ein Dienst des Geistes, sondern wesentlich auch ein Dienst des äußern, des ganzen Menschen; derselbe ist mit vielen Beschwernissen, Strapazen, Opfern, Widerwärtigkeiten verbunden. Um uns zu zeigen, was für eine Waffenrüstung jeder treue Diener Gottes tragen muß, hat der Heiland im Fleische gelitten (1 Petr. 4, 1). Wer überwinden will, muß ertragen lernen.

Was immer für ein Ungemach dich auf dem Wege deiner Pflichterfüllung treffen sollte, immer kannst du sagen: Mein Herr und Heiland hat viel größeres Wehe erduldet, und zwar nicht aus Zwang, sondern mit völliger Freiwilligkeit.

Was ist das, was ich leide, im Vergleiche mit dem, was Jesus Christus litt?

Betrachte das Jammerbild deines Erlösers, wie er dem Volke vorgestellt wird: Ecce homo! Von dem Scheitel bis zur Fußsohle kein heiler Fleck!

2. Schon bei der Gefangennahme und auf dem Wege von einem Richterstuhle zum andern hatte man ihn mit Mißhandlungen aller Art überhäuft.

Bei der Geißelung war er in grausamster Weise zerschlagen worden.

Was für grauenhafte Qualen litt er von der Dornenkrone!

Nun steht er vor dem Volk als ein Mann der Schmerzen!

Und was für Schmerzen stehen ihm noch bevor!

Erschöpft bis zum Tode, muß er auf der wunden Schulter das schwere Kreuz hinaufschleppen unter den grausamen Mißhandlungen entmenschter Kriegsknechte.

Dann erfolgt die Annagelung an das Kreuzesholz und die Emporrichtung des Kreuzes.

Und nun hängt der Herr lange Stunden am Kreuzesgalgen.

Ein jeder Sinn hat hier seine Qual: das Tastgefühl, der Geruchssinn, der Geschmack; auch das Gehör beim Anhören der furchtbaren Flüche und Gotteslästerungen; am allermeisten das Gesicht, da der Herr seine herzliebe Mutter weinen sah.

3. Bei all dem müssen wir uns erinnern, daß der Gottmensch menschlicher Empfindsamkeit gänzlich überlassen war, daß diese Empfindsamkeit bei der Eigenartigkeit seiner menschlichen Natur eine überaus große war, daß der Herr mit vollem Bewußtsein litt, um die Bitterkeit des Leidens vollends auszukosten, daß er während des Leidens das innere Gefühl jeglichen Trostes entbehrte.

Um die Leiden Christi recht zu verstehen, müssen wir unsere eigenen Erfahrungen und Leiden herbeiziehen. Wir müssen an die bittern Leidensstunden denken, welche wir selbst erlebt oder bei andern beobachtet haben, müssen an die Schmerzen denken, welche wir bei dieser oder jener Gelegenheit empfunden haben. Nur der vermag Christi Leiden zu verstehen, welcher selbst leidet. Unsere Leiden und Schmerzen sind so verschwindend klein, und doch können sie uns helfen, in das Verständniß der Leiden Christi einzudringen.

Wenn wir etwas zu leiden haben, soll es uns vorkommen, als empfänden wir ein Tröpfchen aus dem Meere der Leiden Christi. Die Leiden Christi waren echt menschlich.

Durch die beständige Bezugnahme auf den leidenden Christus verstehen wir unsern Heiland und seine Liebe, und heiligen uns selber und unsere Armseligkeiten.

4. Die Sinnlichkeit bereitet uns viele Schwierigkeiten, und die von der Sinnlichkeit bestochene Vernunft noch viel mehr, und gar leicht lassen wir uns von ihr verführen. Das beste Hilfsmittel dagegen ist bereitwillige Ertragung und freiwillige Uebernahme körperlicher Härten aus Liebe zum leidenden Christus.

Bei Leiden und Widerwärtigkeiten schaue oft auf das Bild des Gekreuzigten; mache dir darüber deine Gedanken! Vom Kreuze quillt ein Trost, wie ihn die Welt nicht geben kann! Bete!

Werde nicht ungehalten, wenn dich Krankheit und Trostlosigkeit am längern Gebete hindern. Sein Ungemach ertragen mit Geduld und unter Hinblick auf Gott und mit Ergebung in Gottes heiligen Willen ist ein überaus kostbares Gebet.

Hundertundachtundvierzigstes Kapitel.

Die Verdemüthigungen Christi.

1. Christus hat nicht bloß an seinem heiligsten Leibe gelitten, noch tiefer drangen in seine Seele die Schmerzen, welche er als Mensch bei den vielen Verdemüthigungen und Entehrungen fühlen mußte.

Manche könnten sich schon schicken in erfolgreiche Mühsale und Arbeiten, in glänzende Leiden, die von Ruhm und Ehre begleitet wären. Christus dem Herrn fehlte dieser Trost.

Bei allen seinen Arbeiten und Anstrengungen war niemals ein bedeutsamer Erfolg in die Sichtbarkeit getreten. Im Gegen-

theil, stets waren Unbilden, Verleumdungen, Mißdeutungen sein Antheil. Predigt er, dann heißt es, er habe nicht studirt (Joh. 7, 15); spendet er dem Volke Wohlthaten, so will er es verführen (Joh. 7, 12); läßt er sich zu Vornehmen einladen, so ist er ein Schlemmer (Matth. 11, 19); wirkt er Wunder, so wirkt er sie durch die Gewalt des Teufels (Marc. 3, 22. Luc. 11, 15); erweist er sich als Sohn Gottes, so lästert er Gott (Joh. 10, 36). Ueberall beobachteten sie ihn in feindseligster Absicht (Matth. 12, 2. Luc. 11, 16; 14, 1); öffentlich werden ihm die entehrendsten Unbilden angethan (Joh. 7, 20; 8, 48).

Keine Art von Verunglimpfung bleibt ihm erspart (Joh. 7, 12). Je mehr er sich für das Wohl des Volkes abmüht, desto mehr steigert sich der Haß und die Erbitterung, so daß man ihm wiederholt nach dem Leben trachtet.

Welcher Spott und Hohn wurde dem Herrn zu theil in den schweren Leidensstunden! Und dies von allen Menschenklassen (Matth. 27, 39. Marc. 15, 31. Luc. 23, 35). Man verspottet ihn als Prophet (Matth. 26, 68), als Sohn Gottes (Matth. 27, 43), als Wunderthäter (Luc. 23, 35), als Messias (Marc. 15, 32), wegen seines Gottvertrauens (Matth. 27, 43).

2. Christus war ein Mensch wie wir; er fühlte die Unbilden, wie wir solche fühlen. Durch Bezugnahme auf deine eigenen Erfahrungen mußt du danach trachten, in das Verständniß der Leiden Christi tiefer einzudringen. Nur der, welcher selbst leidet, versteht das Leiden des Herrn.

Man hat dich vielleicht einmal nicht nach Gebühr beachtet, dich vergessen, dich im Stiche gelassen: das hast du empfunden. Wie wird Christus es empfunden haben, daß er, der Gottmensch, der Weiseste, der Gütigste, von den Seinigen verlassen, verläugnet, verrathen wurde!

Man hat dich einmal ungerechterweise getadelt, dich beargwöhnt, dich für schlechter gehalten, als du bist, dich falsch be-

urtheilt: das that dir wehe. Wie wehe muß es dem Herrn gethan haben, als er, der Gerechteste und Heiligste, gebunden wie ein Verbrecher, ein Räuber, von einem Gericht zum andern geschleppt, von den Richtern wie ein Missethäter behandelt wurde!

Vielleicht hat man einmal dich nicht genugsam anerkannt, dich beleidigt, und das ging dir schwer zu Herzen. Wie wird es Christus empfunden haben, als er Faustschläge erhielt und angespieen wurde, und zwar von denen, welchen er so viele Wohlthaten erwiesen!

Man hat dich einmal zu niedrigen, egoistischen Zwecken mißbraucht: du hast es empfunden. Was fühlte Christus, da er um erbärmlicher Zwecke willen von Pilatus zu Herodes geschickt wurde!

Du fühltest dich tief gekränkt, wenn du zu gewahren glaubtest, man hielte dich für weniger klug, man schenkte dir kein Vertrauen, man behandelte dich wie einen beschränkten Menschen. Was empfand Christus, als er, der Allweise, durch den alles gemacht ist, von Herodes vor dem Hofstaat mit einem Narrenkleide bekleidet und als Einfältiger behandelt wurde!

Man hat dich einmal weniger gut, hat dich hart, hat dich nicht standesgemäß behandelt: das that dir wehe. Wie wehe that es dem Heilande, da er wie ein gemeiner Sklave in schmachvollster Weise gegeißelt wurde!

Du fühlst dich durch einen Spott oder Scherz tief verletzt; kein Mensch ist unempfindlich gegen Spott. Und Christus, den der himmlische Vater zum König und Herrscher aller Völker bestimmt hat, muß den Spott erdulden, daß man ihn mit Dornen krönt und ihm den Purpurfetzen um die verwundeten Schultern wirft.

Man hat einmal wider Recht und Billigkeit einen andern dir vorgezogen, dich zurückgesetzt; es war eine Kleinigkeit, und doch verursachte es dir schwere Stunden der Bitterkeit. Was empfand der Heiland, als man ihn, den Unschuldigsten, mit

Barrabas in Vergleich stellte, als man den Raubmörder ihm vorzog!

Du glaubst, du seiest schlecht angeschrieben, dein Lebensglück sei geknickt für immer; vielleicht ist es Einbildung, und doch, wie wühlt der Schmerz in deinem Innern! Was empfand Christus, als er zum schmachvollsten Tode verurtheilt wurde!

Ich vermißte einmal die gebührenden Rücksichten; ich war traurig, und man tröstete mich nicht; ich war schwach, und man muthete mir zu, was meine Kräfte überstieg; ich war krank, und man behandelte mich als einen Gesunden: das alles that meiner Natur wehe. Was erst empfand Christus, als man ihm, dem Gequälten, dem Todesmüden das Kreuzesholz rücksichtslos auf die Schultern legte und ihn bis zur Richtstätte weiterzerrte. Hier, vor versammeltem Volke, zwischen zwei Mördern, wurde er gekreuzigt.

Ich nehme alles Wehe zusammen, welches ich jemals erduldete, allen Schmerz, der mir jemals durch die Seele schnitt: und wenn ich mich dann im Geiste unter den Kreuzesgalgen stelle, an welchem mein Herr und Heiland hängt, wie entschwindet da zu nichts alles Leid, welches mir jemals zu theil wurde!

Aber dennoch soll ich es benutzen, um zu empfinden, was der am Kreuze sterbende Christus empfand.

3. In der Betrachtung Christi sollst du die Kraft finden, demüthig zu sein.

Jeder Tadel thut wehe, der gerechte oft noch mehr als der ungerechte. Tadel mußt du lernen tragen, dir die Wahrheit lassen sagen; nicht darüber dich beklagen, wenn es heilsam dich wird nagen.

Wenn dich Menschen kränken durch Verrath und Trug, sollst du fromm gedenken, was dein Herr ertrug.

Damit ist aber nicht gesagt, daß du dir alles sollst gefallen lassen. Auch der Heiland richtet an den ihn mißhandelnden

Kriegsknecht eine vorwurfsvolle Frage (Joh. 18, 23). Es gibt Fälle, in denen die Aeußerung der Empfindsamkeit berechtigt und am Platze ist.

Bei widrigen Vorkommnissen ist der natürliche Mensch so sehr geneigt, sich dem Gefühl des Verletztseins und der innern Erbitterung zu überlassen. Wie ganz anders Christus! Sein ganzes Herz war beherrscht von dem Gefühle für die Verherrlichung seines himmlischen Vaters. Die Empfindung menschlichen Wehes bei den vielen Beleidigungen beeinträchtigte in keiner Weise seine Gottinnigkeit und Menschenliebe.

Auch in manchen, die sich fromm dünken, lebt noch die Begierde, unter den Mitmenschen etwas Großes vorzustellen, und die Scheu vor Verachtung und Vernachlässigung seitens der Mitmenschen.

Die Heiligen waren gewohnt, bei den Nebenmenschen auf das zu sehen, was sie von Gott hatten, auf das Gute; und bei sich auf das, was sie von sich selbst hatten. Deshalb kamen sie sich selbst als die größten Sünder vor (gleichwie ein gepeinigter Mensch geneigt ist, zu glauben, es gebe auf Erden keinen so großen Schmerz als den seinigen), und es fiel ihnen nicht schwer, Verunglimpfungen und Beleidigungen mit christlichem Gleichmuth zu ertragen.

Manche sind in dem Irrthum, daß sie glauben, die christliche Demuth haben zu können, ohne Verdemüthigungen zu ertragen; das will sagen, ans Ziel gelangen zu können, ohne sich den Mühsalen des Weges zu unterziehen.

Hundertundneunundvierzigstes Kapitel.

Die innern Leiden Christi.

1. Zu dem, was Christus litt an Schmerz und Schmach, kommen die innern Seelenqualen. Es geschieht in der Heiligen Schrift derselben Erwähnung, besonders beim Beginn des Leidens im Oelgarten und bei dessen Abschluß am Kreuze.

Am Oelberge erblicken wir den Heiland der ganzen Schwachheit der menschlichen Natur überlassen. In dieser Beziehung hat sich die Gottheit gleichsam zurückgezogen, und wir sehen einen armseligen Menschen in Furcht und Schrecken (Marc. 14, 33), in Mißmuth, Widerwillen, Ueberdruß, Ekel, in Trostlosigkeit und Traurigkeit (Matth. 26, 37. 38).

Das äußere Benehmen des Herrn ist unstät und unruhig, seine ganze Natur ist in Aufregung. „Meine Seele ist traurig bis zum Tode" (Matth. 26, 38). „Vater, wenn es möglich ist, so gehe der Kelch an mir vorüber (Matth. 26, 39. 42).

So heftig regte sich das menschliche Begehrungsvermögen und so heftig war der Widerstand des höhern Willens gegen dasselbe, daß der Schweiß in Blutstropfen zur Erde rann (Luc. 22, 44).

2. Furcht und Schrecken bemächtigte sich des Herrn wegen der Gewißheit, der Nähe, des Uebermaßes der Leiden. Alle Schmerzen, Qualen, Mißhandlungen, Unbilden standen ihm deutlich vor der Seele. Er erkannte und fühlte gleichsam den Verrath des Judas, die Feigheit des Petrus, die Schwäche der Jünger, die Leiden bei Annas, Kaiphas, Pilatus, die Geißelung und Krönung, das Todesurtheil, die Kreuzesqual, den Ingrimm und die Bosheit seiner Feinde. Ekel und Ueberdruß wurde gesteigert durch die Erinnerung an der Menschen Sündhaftigkeit, Undank, Gleichgiltigkeit, Gefühllosigkeit, Trägheit.

Die Traurigkeit wurde vermehrt durch den Gedanken, daß das bittere Leiden an so vielen unsterblichen Seelen werde verloren sein. Bei seiner großen Liebe that dem Herrn das Unglück einer jeden einzelnen Seele unendlich wehe.

Dabei erkannte er die Schmerzen und Opfer der ihm treuen Seelen, den Schmerz und die Thränen seiner hochheiligen Mutter, alles, was die heiligen Martyrer, die andern Heiligen, die tugendhaften Christen durch alle Jahrhunderte für ihn leiden und

dulden mußten. Das alles erfüllte sein Herz mit edlem Mitgefühl.

3. Alles litt der Heiland freiwillig. Er war vollständig Herr seiner innern Gemüthsbewegungen; wenn er also innerlich Leiden empfand, so war das sein freier Wille.

Er litt es in der Gesinnung der Demuth. In den Augen der Menschen war dies Leiden ein Zustand bedauernswerther Schwäche. Die Demuth zeigt sich darin, daß der Heiland in seiner Noth betet, lange betet, wiederholt betet (Matth. 26, 39. 42. 44), daß er sich im Gebete stärkt in der Ergebenheit in Gottes heiligen Willen, daß er sich stärken läßt durch einen Engel.

Der Heiland litt alles aus Liebe zu uns. Er wollte uns in der Schwäche gleich sein (die Sünde allein ausgenommen). Im Hinblick auf den schwachen Christus sollst du Trost und Stärke finden.

In der Thatsache, daß Christus fühlte und klagte, traurig war und betete, liegt für uns viel Belehrung. Gefühllosigkeit gehört nicht zur Tugend. Weine! Nie entweiht die Thräne eines edeln Auges Licht; fühlen ist der Menschheit Ehre — aber unterliege nicht!

Am Kreuze erreichte die Oede und Trostlosigkeit, welche den Herrn auf seinem ganzen Leidenswege begleitete, ihren Höhepunkt. Da hängt der Heiland in den entsetzlichsten Qualen. Alle Menschenklassen sind gegen ihn aufgeregt. Nichts dringt in sein Ohr als Spott und Gotteslästerung. Vor seiner Seele steht die Verblendung und das Unglück so vieler Menschen; dazu auch die Leiden und Opfer seiner getreuen Seelen. Das alles steigerte sich in dem Herzen Jesu bis zu dem Gefühl der Gottverlassenheit. Auch dem Unglücklichsten bleibt noch der letzte Trost, daß er Gott in trostvollem Gebete seinen Kummer klagen kann. Aber auch dieser Trost entschwand dem Herzen Jesu.

Es ist schon ein großes Weh, sich von allen Menschen ver-

lassen zu sehen. Aber was ist das im Vergleiche mit dem Weh der Gottverlassenheit?

Dieses innere Seelenleiden gänzlicher Verlassenheit ist es, welches dem bittern Leiden den Charakter vollständiger Selbstvernichtung aufprägt.

4. Durch seine Seelenqualen hat Christus der Herr dir Vorbild sein wollen. Wundere dich nicht, wenn dir Zeiten kommen, in welchen du mit dem Heiland sagen möchtest: „Jetzt ist meine Seele verwirrt" (Joh. 12, 27). Schaue alsdann auf dein Vorbild zu deiner Belehrung und zu deinem Troste.

Wundere dich nicht, daß sich deine Natur bis zur Todesangst gegen das Leiden sträubt. Christus hat ganze drei Stunden gerungen, bis er es über sich brachte, von Herzen zu wiederholen: Nicht mein Wille geschehe, sondern der deinige.

Klagen, Trostsuchen, Sichaussprechen ist keine Sünde, keine Unvollkommenheit. Nur muß es geschehen, wie es von Christus geschah.

Das Leben der Heiligen ist angefüllt mit derartigen Trostlosigkeiten, so daß sie Ekel und Ueberdruß empfanden an ihrem Leben und an der Erfüllung des Willens Gottes. Der große Völkerapostel spricht von Drangsalen, mit denen er über die Maßen beschwert werde, so daß er selbst am Leben Ekel empfand (2 Kor. 1, 8).

Niemanden werden schwere Stunden erspart. Sei gefaßt auf Zeiten, in denen innere Schwierigkeiten, Ueberdruß, Widerwillen, Ekel, Traurigkeit, Angst mit schwerem Druck auf dir lasten werden.

Vergiß alsdann deines Heilandes nicht und des Beispieles, welches er dir am Oelberge gegeben; vergiß nicht der wehmüthigen Klage, welche ihm die Seelenqual am Kreuze abnöthigte. Schaue auf die Gesinnung seines göttlichen Herzens.

Niemals darf dich innere Trostlosigkeit oder das Gefühl der Gottverlassenheit von jenen Tugendübungen abhalten, zu denen du dich im Hinblick auf Gott angetrieben fühlst.

Bei allen äußern und innern Verwirrungen mußt du stets aushalten in stiller Geduld.

Bei allem Ekel und Ueberdruß sollst du leiden mit herzinnigem Danke dafür, daß du dem Heilande ähnlich sein darfst.

Wenn du in den Augenblicken, in denen du dich von Gott verlassen fühlst, zu beten vermagst, dann bist du auf das innigste mit Gott verbunden.

Trotz aller Verzagtheit des Gefühls ermanne dich zu dem Wunsche, noch mehr zu leiden.

Verliere nie das Bewußtsein, daß deine Leiden und Bitterkeiten unendlich geringfügig sind im Vergleich mit dem, was Christus für dich gelitten hat.

Hundertundfünfzigstes Kapitel.

Das Benehmen des leidenden Christus.

1. Alle Einzelheiten in der Leidensgeschichte sind sorgfältigster Beachtung werth.

Als Kaiphas den Heiland aufforderte, er möge sich aussprechen über seine Lehre und seine Jünger, erkannte der Herr die Gerichtsbarkeit des Hohenpriesters an und bat um Zeugenverhör (Joh. 18, 21). Seine Antwort war demüthig und gerecht, weise und ruhig.

Als dann der Herr einen entehrenden Faustschlag ins Angesicht erhielt, gestattete er sich eine ruhige, gelassene Vertheidigung, um den Vorwurf der Unehrerbietigkeit gegen den Hohenpriester zurückzuweisen. Er handelte nicht aus Sucht, sich zu vertheidigen; denn als die falschen Zeugnisse sich widersprechender Belastungszeugen vernommen wurden, da schwieg der Herr (Matth. 26, 63).

In feierlicher Weise befragt und beschworen über seine Gott-

heit, erklärte der Heiland: „Du hast es gesagt, ich bin es", und fügte diesem feierlichen Zeugnisse die Vorherverkündigung seiner zukünftigen Glorie hinzu.

Daraufhin wurde er des Todes schuldig erklärt und im Verlaufe der Nacht den schmählichsten Beschimpfungen und Mißhandlungen ausgesetzt (Matth. 26, 67. Luc. 22, 65). Aber der Herr schwieg.

Für den sündigen Petrus hatte der Heiland kein Wort des Vorwurfes, sondern nur einen liebevollen Blick (Matth. 26, 70. Marc. 14, 68. Luc. 22, 57. Joh. 18, 18).

Vom Richter gefragt, ob er der Messias sei, antwortete er bejahend, indem er seinen Anklägern in aller Milde ihren hartnäckigen Unglauben vorhielt unter Hinweis auf das zukünftige Gericht (Luc. 22, 66).

Schweigend ließ sich der Heiland von einem Richterstuhl zum andern führen.

Vor Pilatus verzichtete der Herr auf jede Vertheidigung. Es gibt Fälle, in denen Selbstvertheidigung am Platze, ja Pflicht sein kann; aber noch zahlreicher sind die Fälle, in denen dieselbe aus Tugend unterlassen wird. Christus wollte uns ein Beispiel geben.

Pilatus besaß die nöthige Auskunft; die Juden kannten die Natur ihrer Anklagen. Christus war bereit, sich allen Leiden zu unterziehen, welche ihm bevorstanden. Es war also nicht das Stillschweigen der Ohnmacht oder des Stolzes, es war das Schweigen der Weisheit, der Geduld und Demuth, der opferwilligsten Liebe zu Gott und zu uns Menschen.

Befragt über sein Königthum, begnügt sich der Herr, in kurzen Worten die nothwendige Aufklärung zu geben (Joh. 18, 36).

Bei Herodes hatte der Heiland nur beharrliches Schweigen und eine auffällige Zurückhaltung. Er wirft sich nicht weg vor der Welt; er will nicht seine Weisheit und Macht zu ihrem

Zeitvertreib verwenden; er thut nichts, um der Welt zu gefallen, um sich die Gunst der Welt zu erhaschen.

In andern Fällen, wo es sich um die Rettung der Seelen handelt, hat er freundliches Entgegenkommen, Belehrung, selbst Wunder.

2. Die schmerzliche, entehrende Strafe der Geißelung ertrug der Heiland mit himmlischer Geduld unter Erhebung seines Geistes zu Gott. Er krümmte sich vor Schmerz, aber keinem Gefühl der Erbitterung gegen seine Peiniger gab er in seinem Herzen Raum.

Darauf überließ man den Heiland der Willkür der Henkersknechte, um den Verlauf des Processes abzuwarten. Zum Zeitvertreib gestatteten sich die Schergen die ärgste Mißhandlung. Es war nur ein „Scherz", daß man den Herrn mit Dornen krönte und mit bitterstem Spotte behandelte. Aber es war ein entsetzlicher Scherz, ein unendliches Weh. Und doch ertrug das der Herr ohne einen Laut der Klage, mit größter Bereitwilligkeit.

Pilatus erklärte wiederholt und feierlich die Unschuld Christi. Und doch verurtheilte er ihn zum qualvollen, schimpflichen Kreuzestode. Der Heiland hat das Bewußtsein seiner Unschuld und göttlichen Heiligkeit; aber bereitwillig sieht er der Ausführung des Urtheils entgegen im Hinblick auf den Willen des himmlischen Vaters und das Heil der Welt.

Ihm, dem Gequälten, bis in den Tod Erschöpften, wurde das Kreuzholz aufgebürdet. Auch diese herzlose Rücksichtslosigkeit erträgt der Herr schweigend.

„Mit einer Bluttaufe muß ich getauft werden, und wie drängt es mich, bis sie vollbracht ist" (Luc. 12, 50). Diese Worte kennzeichnen die Gesinnung, mit der Christus das Kreuz, diesen Inbegriff aller Pein und Schande, umfaßte.

Nun zieht er durch das gaffende, mitleidlose, höhnende Volk wie ein Missethäter. Was für eine Schmach, was für ein Schmerz, was für eine Todesmüdigkeit! Auch diese Qual trug

der Herr mit größter Bereitwilligkeit. Das Kreuz drückte ihn, drückte ihn zu Boden, aber raubte ihm nicht seine heilige Herzensgesinnung.

Endlich legte er sich willig aufs Kreuz, und gehorsamen Herzens bot er Hände und Füße zur Annagelung dar! Nach all den entsetzlichen Peinen hat er für seine Peiniger nur das Wort: „Vater, verzeihe ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun" (Luc. 23, 34).

Als Christus in unbeschreiblicher Qual unter den Spottreden der Umstehenden am Kreuze hängt, behält er ungeschwächt die edle Gesinnung seines Herzens. Dem reuigen Schächer schenkt er das Paradies. Er sorgt für seine heiligste Mutter und seinen Jünger. Für seine Peiniger hat er nur Mitleid und Gebet.

3. Christus war liebenswürdig zu jeder Stunde seines Lebens: er war es als Kind auf den Armen seiner Mutter; er war es, als er auf dem Berge zur Volksmenge sprach: Selig die Armen und Leidenden; er war es, als er mit den Trauernden weinte. Aber niemals war er so liebenswürdig wie damals, als er, zwischen Himmel und Erde am Schandholze hängend, von Schmerzen gebrochen, die Kraft in seinem Herzen besaß, um seine Augen gegen den Himmel zu erheben und, sich selbst vergessend, zu seinem Vater zu flehen: „Vater, verzeihe ihnen; denn sie wissen nicht, was sie thun."

In majestätischer Ruhe sagte er das priesterliche Wort: „Es ist vollbracht!" Kein Leiden, keine Entehrung, kein Undank, kein Gefühl der Verlassenheit vermag es, seine Gottergebenheit, seinen Gehorsam, seine Liebe zu erschüttern. Er starb, weil er sterben wollte aus Liebe zu Gott und den Menschen. „Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist."

Hundertundeinundfünfzigstes Kapitel.

Warum hat Christus leiden wollen?

1. Blicke zurück auf das Leben Christi! Ueberall erblickst du im Aeußern Verborgenheit, Verlassenheit, Verdemüthigung, Arbeit und Mühsal, zuerst gewöhnliche Arbeit, dann Berufsarbeit im öffentlichen Leben, Ungemach und Leiden aller Art; beginnend mit Kleinem nimmt das alles zu bis zur beispiellosen Härte, Verfolgung und Entehrung, bis zum Uebermaß der Schmach am Kreuzesgalgen; Mißerfolg, Hohn und Spott der Welt, Trostlosigkeit bis zum Gefühl der Gottverlassenheit. Das Leben Christi ist der Untergang des Gottmenschen. So äußerlich, scheinbar!

Worin liegt die innere Bedeutung dieser Vorgänge? Warum hat Christus das alles erdulden wollen?

Er hat das erstens gethan, weil Gott in Christus seine Liebe, und zwar seine übernatürliche Liebe, menschlichem Verständniß offenbaren wollte.

Nicht nur wollte Gott uns in der Natur seine Wohlthaten spenden: überdies hat er in unbegreiflicher Weise beschlossen, sich selbst uns Menschen zu schenken zu unserer göttlichen Beseligung. Aber was verstehen wir irdisch gesinnte Menschenkinder von „göttlicher Beseligung"? Und doch sollte die unendliche Liebe, welche solcher Verheißung zu Grunde lag, uns Menschen verständlich gemacht, sollte dem menschlichen Herzen nahe gebracht werden. Darum sprach Gott zu uns die verständlichste Sprache der Liebe. Und diese Sprache ist das schmerzvolle Opfer. In nichts ist die Liebe so erkennbar wie im Opfer. In der sichtbaren Welt will uns Gott eine Spur seiner äußern Vollkommenheit vor den Geist stellen, darum schreibt er mit Sonnen, großartig in Raum und Zeit. In Christus dem Herrn sollen wir einen Blick in das Innere der Gottheit thun, wir sollen den freien Willensentschluß unendlicher Liebe erkennen. Und darum schreibt Gott mit Blut,

in freiwillig für uns übernommenem Schimpf und Schmerz. Wenn wir die Leiden Christi betrachten, dann geht uns das Wort zu Herzen: Gott will alles für uns sein!

2. Christus will uns zweitens durch sein Beispiel zeigen, daß wir uns selbst in unserem Fühlen und Trachten vernichten müssen, um uns in Gott wiederzufinden. Niemals sah der Heiland auf sich, auf sein irdisches Interesse, auf seine persönliche Ehre, auf seinen zeitlichen Vortheil. Alles opferte er in selbstlosester Weise. Ohne Gefahr und Schaden hätte er den Weg der Ehre und zeitlicher Wohlfahrt wählen können. Aber für uns hat er das Aeußerste der Schmach und der Schmerzen ertragen, um uns deutlich den Weg der Entsagung, der Geduld, der Demuth als den einzigen Weg zu unserem Heile zu kennzeichnen.

Christus will drittens durch sein Leiden den ewigen Wahrheiten Eingang verschaffen in unser hartes, irdisch gesinntes Herz. Darum erregt er uns zuerst zu heiligem Mitleid. Er bereitet uns vor zur Abkehr von der Welt und ihren Gütern und Ergötzlichkeiten. Er zeigt uns in ergreifender Weise die Bedeutung der Sünde, der Hölle, des Himmels.

Christus wollte viertens durch sein bitteres Leiden unsern Muth aufrichten und stählen. Wenn Gott so viel für uns gethan hat, wie könnten wir jemals zweifeln, daß er bereit sei, uns in unsern Nöthen und Anliegen mit seiner Gnade beizustehen?

Hundertundzweiundfünfzigstes Kapitel.

Die Schule des Herzens.

1. Die Schule des Gekreuzigten ist eine Schule edelster Herzensgesinnung.

Herzensbildung ist wichtiger als Verstandesbildung. Die Vernunft ist rein und klar; doch aus dem Herzen droht der Sturm, der sie verdunkelt.

Das Herz überredet den Verstand leichter als der Verstand das Herz.

Präge darum in dein eigenes Leben das Herz des Heilandes hinein; so wirst du, und bist du ein Todter, ein ewig Lebendiger sein.

Lerne vom leidenden Christus, dich in deinen Leiden und Schwierigkeiten nicht von dem Gefühle des Zwanges, sondern von freier Bereitwilligkeit beherrschen zu lassen.

Ueberall tritt bei dem leidenden Christus diese zuvorkommende Bereitwilligkeit hervor. Freiwillig geht der Herr in den Garten, obgleich er die Maßnahmen seiner Feinde kannte. Willig empfängt er den Verrätherkuß und gibt sich seinen Feinden zu erkennen. In jedem Augenblick hätte er durch wirksames Gebet sich von seinen Leiden befreien können; er that es aber nicht. Er heißt die Juden sich erheben, die sein Wort zu Boden gestreckt. Willig übergibt er sich der Willkür und Grausamkeit seiner Feinde. Er hätte von seiner Allmacht in jedem Augenblick Gebrauch machen können; er hätte seine Unschuld auf das klarste beweisen, seine Feinde und Ankläger auf das tiefste beschämen können.

Diese Willigkeit zeigt sich in seinem ganzen Benehmen. Er folgt bereitwilligst den Kriegsknechten, gehorcht den Richtern, gibt sich ohne Sträuben hin zur Geißelung, Dornenkrönung, legt an der Richtstätte auf Geheiß der Henker die Kleider ab, reicht Hände und Füße zur Annagelung hin.

2. Lerne vom leidenden Christus, bei allen Widerwärtigkeiten dir lebendig zu bewahren die Gesinnung des Gehorsams gegen die Forderungen, Wünsche, Fügungen und Zulassungen des himmlischen Vaters.

Du darfst und sollst für dein irdisches Wohlergehen, für dein Fortkommen, für deine äußere Stellung, für deine Ehre, für deinen guten Namen besorgt sein; so liegt es in der Natur der von Gott gewollten menschlichen Verhältnisse. Aber alles nach der Norm des göttlichen Willens.

Trifft dich Verlust, Ungemach, Verleumdung, so fühlst du schmerzhaftes Weh in deinem Innern; das ist keine Sünde, keine Unvollkommenheit, selbst wenn es dir vorkommt, du seiest von Gott verlassen. Auf den in bitteres Weh versunkenen Gottmenschen schaute der himmlische Vater mit unendlichem Wohlgefallen.

Aber bei allen Vorkommnissen sollst du festhalten an Gottes heiligstem Willen. „Nicht mein Wille, sondern dein Wille." Selbst wenn dich das Unglück zerstößt und zermalmt: du bist noch immer nicht ein am Galgen angenagelter Sklave, wie dein Herr und Heiland; mit ihm mußt du sagen: „Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist!"

Kein Wort ist so leicht auszusprechen; keines wird so oft ausgesprochen, und keines ist so schwer mit ganzer Seele und mit voller Wahrheit auszuüben; und keines wird so selten ganz wahr gemacht als dieses: Vater, dein Wille geschehe!

3. Lerne vom leidenden Christus, dir stets die Gesinnungen des Starkmuthes und der Hochherzigkeit zu bewahren. Du sollst täglich an das bittere Leiden Christi denken, aber nicht, um dein Herz mit süßem Troste zu erfüllen, sondern um dir Opferwilligkeit und Starkmuth zu erneuern.

Wenn wir die Höhern dulden sehen wie wir, so wird der Schmerz uns minder feindlich. Und wenn der Höchste duldet mehr als wir, so wird der Schmerz willkommen, freundlich.

Starkmuth ist die Geneigtheit des Willens, Mühen und Gefahren zu bestehen, insofern solches von Gottes Ordnung geboten oder empfohlen wird. Hochherzigkeit ist jener Starkmuth, der sich bereitwilligst zu großen und heldenmüthigen Tugendübungen hergibt.

Diese Herzensgesinnung erhebt unsern Blick über die kleinlichen Unebenheiten und Schwierigkeiten auf dem Tugendwege; sie gibt uns die Kraft, die nothwendig ist, um mit beharrlicher Anstrengung den Weg zur Tugend zu wandeln; sie gibt uns die

Energie, daß wir auch größern Schwierigkeiten und Opfern mit Mannesmuth entgegengehen.

4. Lerne vom leidenden Christus, nicht zu kargen in Erweisen heiliger Liebe. Um der verletzten göttlichen Gerechtigkeit für die Unbilden der Sünde Genugthuung zu leisten, wäre es genug gewesen, wenn die göttliche Person sich mit irgend einer Engelsnatur verbunden hätte. Aber aus Liebe zu uns wollte der Erlöser uns Menschen ähnlich werden. Und wenn er Mensch werden wollte, hätte er sein Leben hienieden in Freuden und Ehren zubringen können. Aber in Opfern wollte er uns zeigen, wie sehr Gott uns liebe. Ein Blutstropfen hätte dazu genügt. Aber die Offenbarung der göttlichen Liebe sollte vollkommen sein; der Herr wollte uns ein vollendetes Vorbild der opferwilligsten, gänzlichen Hingabe an Gott sein.

Das ist die Liebe, welche unser Herz zu großmüthigen Opfern begeistert.

Opfer und Leiden sind dir Buße für deine Sünden. Sie sind dir Schule und Förderung auf dem Wege zu höherer Vollkommenheit. Dazu aber sind sie dir auch Mittel, deinem Heilande deine Liebe zu bezeigen.

Liebe trachtet dem Geliebten ähnlich zu sein.

Unzählige schwache Menschenherzen sind durch den Anschluß an den Gekreuzigten zu solcher Gesinnung begeistert worden. Sie sagten mit dem Apostel Paulus: „Gott sei gedankt, welcher uns gegeben hat den Sieg durch unsern Herrn Jesus Christus; somit, meine geliebten Brüder, seid fest und unerschütterlich, überschwänglich in dem Werke des Herrn immerdar, da ihr wißt, daß euer Mühen nicht eitel ist im Herrn“ (1 Kor. 15, 57. 58).

Hundertunddreiundfünfzigstes Kapitel.

Feindesliebe.

1. Am Kreuze sprach der Herr das Wort: „Vater, verzeihe ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun.“ Diese Gesinnung trug er stets in seinem Herzen, so oft er von dem undankbaren Volke angefeindet wurde.

Es ist leicht, Freunde zu lieben; aber schwer ist es, Feinde zu lieben. Freunde sind Menschen, welche auf Grund gleicher Gesinnung in besonderem gegenseitigen Wohlwollen mit einer gewissen Gleichheit verbunden sind. Wir dürfen Freunde haben und dieselben *mehr* lieben als andere; es ist ein großes Glück, wahre Freunde zu haben. In gewissem Sinne sollen alle Christen Freunde sein in Jesus Christus.

Feind ist der, welcher haßt und zu schaden sucht. Christus befiehlt: „Liebet eure Feinde, thut Gutes denen, die euch hassen; betet für die, welche euch verfolgen und verleumden“ (Matth. 5, 44). Und wie hat er selbst seine Feinde geliebt!

Es ist nicht besonders schwer, einem Feinde zu verzeihen, den man zuerst beleidigt hat, oder der sein Thun bereut, oder der um Verzeihung bittet, oder uns an Macht überragt. Schwer aber ist es, einen Feind zu lieben, den wir früher mit Wohlthaten überhäuft haben, der in seiner Beleidigung fortfährt, obgleich man die Macht hat, den Feind nach Gebühr zu vernichten.

2. Dein Feind ist ein Geschöpf, ein Ebenbild Gottes. Das Bild des Königs wird verehrt, mag es dem Gold oder dem Blei eingeprägt sein; so ist auch das Bildniß Gottes verehrungswürdig, mag es in einem schlechten oder in einem guten Menschen erscheinen.

Hasse die Fehler, die das Werk des schlechten Menschen sind; liebe den Menschen, der das Werk Gottes ist. Beherzige, daß auch böse Menschen Werkzeuge in der Hand Gottes sind, wie die Blutegel in der Hand des Arztes.

Darin muß sich die Feindesliebe zeigen, daß du an deinem Feinde in keiner Weise Rache nimmst, ihn nach Kräften entschuldigst, für ihn betest und ihm von Herzen verzeihst. „Wenn ihr den Menschen nicht vergebet, so wird euch auch euer Vater eure Sünden nicht vergeben" (Matth. 6, 15). Darum beten wir im Vaterunser: „Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern." Das Verzeihen soll keine Grenze haben (Matth. 18, 22).

Der Kaiser Marc Aurel unterhielt sich mit einem Beamten über die Christen und schilderte sie als Thoren. Bestätigend sagte der Beamte: „Sie beten für ihre Henker." „Dann widerrufe ich mein Urtheil," sagte der Kaiser, „dann haben sie eine heilige, göttliche Religion."

Hundertundvierundfünfzigstes Kapitel.

Fallen und Aufstehen.

1. Wenn du in der Nachfolge Jesu strauchelst, so verzage nicht, sondern bereue es und erhebe dich.

Petrus war in mannigfacher Beziehung vom Herrn ausgezeichnet worden; er stand ihm besonders nahe. Von Feuereifer getrieben, wollte er wissen, wie es mit seinem Herrn und Meister stehe. Freiwillig und unbesonnen begab er sich in die Gefahr; voll von übermüthigem Selbstvertrauen hielt er eine Untreue für unmöglich. Dazu hatte er das Gebet, wozu ihn der Heiland an diesem Abende wiederholt gemahnt hatte, vernachlässigt. Und was geschah?

Er verläugnete seinen Herrn in der schmählichsten Weise. Aus elender Feigheit sprach er falsche Betheuerungen und falsche Schwüre aus. Wen betheuert er nicht zu kennen? Seinen besten Freund und Wohlthäter, seinen Lehrmeister, seinen Herrn und Gott, dessen Gottheit er so oft und feierlich vor allen andern

bekannt hatte. Und vor wem verläugnet er ihn? Vor Knechten und Mägden und vor Gesindel!

Wer sollte da nicht fürchten bei der Unzuverlässigkeit der menschlichen Natur?

Für Christus den Herrn mußte der Fall Petri ein unbeschreiblicher Schmerz sein. Ein anderer Apostel verkauft und verräth ihn; die übrigen lassen ihn im Stiche. Und nun wird er von Petrus verläugnet unter Schwüren, ihn nie gekannt zu haben!

2. Petrus wußte, was er that, und doch hat ihm der Herr verziehen! Vom Heilande ging die Anregung zur Bekehrung aus. Jesus, bis dahin ein Bild himmlischer Ruhe, wendet sich nach der Seite hin, wo Petrus ist, und blickt ihn an. In welcher Absicht? War es ein Blick der Strafe, der Verdammniß, des Vorwurfs? Nein, es war ein Blick des Schmerzes und der Liebe, der Gnade und der Barmherzigkeit!

Was wird Petrus thun? Niemand verzweifelt leichter als ein Christ, der nach vielen göttlichen Gnadenerweisen einen solchen Fall thut.

Aber Petrus ließ sich in Demuth erfassen von der Kraft der Gnade. Er hatte keine Worte der Entschuldigung. Er ging hin und weinte bitterlich. Das ist die Gnade, die aus großen Sündern große Heilige macht.

Der Heiland hat seinem gefallenen Jünger nichts nachgetragen. Petrus vergaß seine Sünde niemals; er gestaltete sein apostolisches Wirken zu einem beständigen Bußleben.

Hundertundfünfundfünfzigstes Kapitel.

Die Vereinigung mit dem leidenden Christus.

1. Christus der Herr wandelt vor uns in Drangsalen, Demüthigungen und Entbehrungen, und ladet uns liebreich ein: Folget mir nach!

Ein bequemes, sinnliches Leben führen, allein seinen niedrigen Neigungen folgen bis zur Grenze der Möglichkeit und dabei sagen, daß man ein Christ sei, ist eine Lüge. Zur Vereinigung mit dem leidenden Christus gehören Abtödtung und Gebet.

Abtödtung ohne Gebet nützt dir nichts, aber Gebet ohne Abtödtung nützt dir auch nichts. Gebet und Abtödtung sind zwei unzertrennliche Schwestern. Sowie du eine verlässest, so verläßt dich auch die andere. Man kann nicht leben mit Christus, ohne beständig zu sterben.

Du willst Christ, vollkommener Christ sein und doch so wenig leiden wie die Welt. Du willst mit Jesus arm sein und doch mit deinem Herzen an deinem Gelde kleben. Du willst mit Jesus verachtet sein und beanspruchst Ehren, die dir nicht zukommen, und läßt dich durch jede Beleidigung verbittern. Du willst mit Jesus leiden und fühlst dich unglücklich, wenn du nicht diese und jene Bequemlichkeit hast. Du willst fromm sein und ein Feind des Kreuzes Christi bleiben.

Es gibt keinen wahren Anschluß an Christus außer auf dem Wege der Selbstvernichtung. Manche gefallen sich darin, dies zu denken oder zu sagen; kommt aber eine Verdemüthigung oder eine Gelegenheit zu leiden, dann haben sie tausend Ausflüchte. Sie fliehen die Entbehrung, den Gehorsam, die Verborgenheit, jeden Schein der Inferiorität oder Abhängigkeit. Bei all ihrer Frömmigkeit erlügen sie sich den Schein von Wissenschaft, von Ueberlegenheit, von Einfluß bei Höherstehenden und von andern Vorzügen.

Was nützt die Tünche der Frömmigkeit, wenn Eitelkeit und Eigenliebe die Seele beherrschen?

Insofern wir die Begierde, von den Menschen gekannt, geliebt und geachtet zu sein, nicht in den gebührenden Schranken halten, sträuben wir uns dagegen, daß unser Leben mit Christus in Gott verborgen sei (Kol. 3, 3).

Es ist leichter, sich einmal um Christi willen den Kopf abschlagen zu lassen, als sich ein langes Leben hindurch beständig

Gewalt anzuthun, sobald man eine Neigung in sich spürt, die dem gekreuzigten Christus nicht gleichförmig ist.

2. Eine wirklich christliche Seele leidet einfältig, was Gott gefällt, ohne Zärtlichkeit gegen sich selbst und ohne auf ihre Leiden zu sehen oder zeitlichen Trost zu suchen. Sie ist zufrieden, wenn nur Gottes Wille geschieht.

Du kannst nicht verkosten, wie liebreich der Herr ist, bevor du die Bitterkeit seines Kreuzes geschmeckt hast.

Liebe vor allem das Kreuz, welches Gott dir schickt ohne dein Zuthun. Gott weiß besser als du, was dir nützlich ist.

Ein Lot Kreuz wiegt eine Million Gebetbücher auf. Einen Tag lang leiden in geduldiger Gottergebenheit ist besser, als hundert Jahre lang glanzvolle gute Werke verrichten. Ein Augenblick am Kreuze ist besser, als die Freude des Himmels zu verkosten.

Die Tugend verlangt nicht von dir, daß du im Kreuz und Leiden sinnlichen Trost spürest und Thränen süßer Rührung vergießest.

Der Widerwille deiner menschlichen Natur gegen dein Verbleiben beim leidenden Christus ist keine Unvollkommenheit. Nimmt man doch auch die bittere Arznei, obgleich man gegen die Bitterkeit einen Widerwillen empfindet. Und ebenso unterwirft man sich einer schmerzlichen Operation, obgleich man sie unter lauten Zeichen des Schmerzes erduldet.

Und wenn du auch in deinem Verbleiben bei Christus wegen mancherlei Fehler mit dir selbst nicht zufrieden bist, so darfst du doch nicht verzagen. Denn Gott läßt immer Unvollkommenheiten einschleichen; nichts wäre dir gefährlicher, als wenn du wegen deiner Art, zu leiden, dir selbst als lobenswerth vorkämest.

Hundertundsechsundfünfzigstes Kapitel.

Die schmerzhafte Gottesmutter.

1. Ein Vorbild der innigsten Vereinigung mit dem leidenden Christus bietet uns Maria, die Gottesmutter.

Von heiligem Mitleid ergriffen war sie dem Herrn gefolgt bis unter das Kreuz (Joh. 19, 26). Sie wollte nach Möglichkeit theilnehmen an den Leiden und den Verdemüthigungen ihres geliebtesten Sohnes.

Wer begreift es, was Maria litt? Nie hat es ein geliebteres Kind gegeben als Jesus, das Kind Marias. Und nie hat es eine Mutter gegeben, deren Herz eine größere, stärkere Liebe und deshalb auch einen größern Schmerz empfand als das Herz Mariä, der Mutter Jesu.

Das ganze schauerliche Schauspiel entwickelte sich unter den Augen der Mutter; sie sah alles: das Kreuz, die Nägel, die Wunden. Sie hörte die schrecklichen Hammerschläge, die Flüche und Verwünschungen gegen ihren unschuldigen Sohn, seine Seufzer und Klagen.

Wie mag seine Klage über seine Gottverlassenheit ihr durch die Seele geschnitten haben! Weinend, aber nicht verzagend trat sie bis ans Kreuz heran und konnte ihrem sterbenden Sohne ins Antlitz blicken.

Das alles litt Maria freiwillig; nur ihre Liebe hatte sie gedrängt, persönlich beim Tode Jesu gegenwärtig zu sein. Trotz der Schmähungen und Hohnreden der Umstehenden harrte sie muthig und unerschrocken aus. Sie wollte theilhaben an den Leiden und an der Schmach ihres Sohnes. Sie wollte es nicht besser haben als ihr göttlicher Sohn.

2. Wie Maria litt, so müssen auch wir leiden. Der christliche Glaube muß uns die Bedeutung des Kreuzes lebendig vor der Seele halten. In aufrichtiger Demuth müssen wir unser

vergessen, wo es gilt, für Christus Interesse zu zeigen. Nie dürfen wir aus Gefallsucht und feiger Menschenfurcht es unterlassen, für die Sache des Gekreuzigten offen aufzutreten, nie dürfen wir seine Grundsätze verläugnen. Nie darf uns der Anblick der Verfolgung der Kirche Christi den Muth brechen; nie der Hinblick auf die scheinbaren Siege der Gottlosen niederdrücken. In allen Stürmen müssen wir aufrecht stehen unter dem Kreuze.

Bei allem, was sich ereignete, trug Maria stets das Wort im Herzen: „Siehe, ich bin eine Dienerin des Herrn, mir geschehe nach deinem Worte" (Luc. 1, 38). In ähnlicher Weise müssen auch wir den Willen Gottes stets im Herzen bewahren, es mag kommen, was da will.

3. Solange die Augen Gott liebender Christen auf das Kreuz gerichtet sind, stirbt auch die Andacht zur Mutter Gottes nicht aus. Wer könnte Jesum von Herzen lieben und seine heiligste Mutter unbeachtet lassen? Die Mutter unter dem Kreuze ist zur Zuflucht für alle Betrübten geworden. Wie manches gedrückte Herz ist da getröstet, wie viele Thränen sind getrocknet worden!

Hundertundsiebenundfünfzigstes Kapitel.

Das Kreuzesopfer.

1. Nachdem der Herr fast drei Stunden am Kreuze gehangen, erlitt er den letzten Todeskampf und den Tod, die letzte und bitterste Noth unserer Natur. „Es ist vollbracht" (Joh. 19, 30). Er wollte sagen: Die Leiden haben mich erschöpft zum Tode, meine Lebensaufgabe ist nach Gottes Willen erfüllt; der Gerechtigkeit ist Genüge geschehen; die Sünde ist getilgt; und nun werde ich sterben.

Er rang mit dem Tode und bestand gleich einem aus uns den schweren Kampf. „Vater, in deine Hände empfehle ich meinen

Geist" (Luc. 23, 46). In Demuth, in fester Zuversicht gibt er sein Leben in die Hand seines Vaters zurück. Es mochte hart erscheinen, daß der Vater seinen Sohn am Kreuze in der Todesnoth ließ und allen Trost ihm entzog. Aber trotz dieser anscheinenden Härte zaudert Christus nicht, sich in diesem schwersten aller Augenblicke ganz und gar den Händen seines Vaters anzuvertrauen.

Und nun der harte, bittere Todesschmerz. Das Haupt sinkt auf die Brust; der Herr thut einen tiefen Athemzug und haucht seinen Geist aus.

Er starb mit vollem Bedacht und freiem Willen (Joh. 10, 18). Sein Herz war erfüllt mit der Gesinnung des Gehorsams (Phil. 2, 8).

Dem gestorbenen Christus ward mit der Lanze die Seite geöffnet; es ist dies das Opfer des letzten Blutstropfens, das Zerreißen des Herzens, dieser eigenthümlichen Werkstätte des Lebens, welche mit den Gefühlen des Menschen in so eigenartiger Verbindung steht.

Wie aus der Seite des schlafenden Adam Eva hervorging, so ging die neue Eva, die Kirche, mit ihren zwei Hauptsacramenten, der Taufe und dem Altarssacrament (versinnbildet durch Wasser und Blut), aus der Seite Christi hervor.

Und nun steht vor uns das Kreuz mit dem todten Christus!

2. Das Kreuz Christi ist die Bestätigung und Beleuchtung aller großen Religionswahrheiten.

Das Kreuz Christi ist der große Leuchtthurm in Stürmen und Finsternissen; es erhellt alles, was die Vernunft uns von Gott erkennen läßt; er zeigt uns den unbegreiflichen Rathschluß Gottes, uns arme Menschenkinder an sein Herz zu drücken.

Das Kreuz Christi ist der bedeutsame Wegweiser, der uns vor Irrgängen bewahrt und uns den besten Weg zu unserem Ziele zeigt.

Das Kreuz Christi ist die Kanzel des uns unterweisenden Lehrers; denn dort lehrt er uns, was wir zu thun und was wir zu lassen haben.

Das Kreuz Christi ist das Sinnbild des christlichen Charakters. Um christlich zu sein, muß ein Charakter fest und aufrecht stehen, und dann muß er Christum tragen.

Das Kreuz Christi ist das Unterpfand, daß jedes Opfer seiner selbst, welches die Ehre Gottes bezweckt, in den Augen Gottes gewissermaßen von unendlichem Werthe ist. Je näher am Kreuz Christi, desto mehr Gott wohlgefällig.

Das Kreuz Christi ist dein Halt und deine Stütze. Alle andern Stützen müssen dir entrissen werden; du darfst außer dem Kreuze nichts haben, worauf du fußen und ruhen könntest, wofern du in Gott bleibende Wohnung nehmen willst.

Das Kreuz Christi, das Zeichen der Schmach, das Marterholz gemeiner Verbrecher, steht da als Gegenstand begeisterter Liebe. Die edelste und kostbarste Frucht, welche das Christenthum in den Herzen der Seinigen zur Reife bringt, ist Liebe zum Kreuze. Was der Natur und den Sinnen wehe thut, starr und stolz ertragen, das konnten auch heidnische Philosophen. Aber das Kreuz suchen, fühlen und doch lieben und dafür danken, darob frohlocken, das vermögen nur die Jünger Jesu Christi.

3. Was soll das Kreuz, das an dem Wege steht? Es soll dem Wanderer, der vorübergeht, das große Wort der Wahrheit sagen: „Der Herr hat deine Schuld getragen."

Es soll dem Wanderer, der vorübergeht, das große Wort des Trostes sagen: „Dein Kreuz wird dich zum Himmel tragen."

Seitdem mein Gott am Kreuz gebüßt, ist jedes Leiden mir versüßt; drum will ich's tragen ohne Zagen, dann wird's für mich der Himmelswagen.

„Christus ist für alle gestorben, damit die, welche leben, nicht sich leben, sondern demjenigen, der für sie gestorben und auferstanden ist" (2 Kor. 5, 15).

Fromme Männer unternahmen es, dem Herrn ein ehrenvolles Begräbniß zu bereiten. Mit heiliger Ehrfurcht nahmen sie den Leichnam Jesu vom Kreuze und legten ihn in den Schoß der Mutter Gottes. Mit welchem Schmerze und welchen Gefühlen der innigsten Liebe mag die Mutter den heiligen Leib ihres geliebtesten Kindes und die Spuren des Leidens betrachtet haben! Wie viele Millionen trauriger Seelen mag wohl der Schmerz der Mutter getröstet haben!

Man bereitete alsdann die Leiche nach jüdischem Gebrauch zum Begräbniß (Marc. 15, 46. Joh. 19, 40; 20, 7. Apg. 9, 37). Alsdann erfolgte die Grablegung (Matth. 27, 57). Christus war also wirklich todt; er ruhte im Grabe.

Im Augenblick des Todes erschien die Seele Christi in der Vorhölle; dies ist der Name für den Aufenthalt aller derer, welche bis dahin in der Gnade Gottes verschieden waren. Diese Seelen sollten als die ersten der Menschheit die Macht und Herrlichkeit der Erlösung erkennen.

Hundertundachtundfünfzigstes Kapitel.

Der Altar.

1. Wenn sich unter den Katholiken bis zur Stunde die Ueberzeugung vom Erlösungstode Christi am Kreuze lebendig erhalten hat, so ist das in erster Linie dem heiligen Meßopfer zu verdanken.

Willst du die Messe verstehen, so darfst du nicht auf der Oberfläche bleiben. Wer bei der heiligen Messe nur seine äußern Sinne gebraucht, gleicht einem edeln Pferde, dem man die Gedichte Virgils oder Homers vor Augen hält.

Die heilige Messe ist ihrem Wesen nach ein Opfer. Opfer — was bedeutet es?

Wo immer unter den Menschen religiöser Cult geübt wird, da zielt derselbe vor allem andern auf Gottesverehrung ab.

Und die Gottesverehrung hat unter allen Völkern als ihren vorzüglichsten Ausdruck das Opfer gefunden.

Der hauptsächlichste Gedanke des Opfers ist die Darbringung, Darangabe, Vernichtung eines werthvollen Gegenstandes zu Ehren der Gottheit. Durch diese religiöse Handlung wollte die Menschheit symbolisch bekennen, daß sie mit all ihrem Sein und Haben Gott gehöre und bereit sei, all das Ihre Gott darzubringen.

Wenn nun bei allen Völkern, bei den rohesten wie bei den gebildetsten, alter und neuer Zeit, aus einem gewissen Naturdrange das Opfer als die geeignetste, der Gottheit ausschließlich vorbehaltene Form der Huldigung und Anbetung gilt, und wenn Gott selbst in der mosaischen Religion äußere Opferhandlungen festgesetzt und vorgeschrieben hat, so kann der Opfergedanke dem Christenthum nicht fremd sein.

Im Christenthum besitzen wir das große, eine, vollendete Kreuzesopfer; hier ist der Sühnepreis für die Sünden der Welt vollgiltig geleistet worden.

2. Aber Christus wollte seine gottmenschliche Nähe und Gegenwart auf alle Zeiten und Geschlechter ausdehnen. Er wollte uns in wahrnehmbarer Weise zeigen, wie unendlich seine Liebe zu den Menschen ist; er wollte in sichtbarer Erscheinung in der Mitte der Menschen als ihr Erlöser verweilen, wollte sich mit den ihm so lieben Menschenseelen auf das engste vereinigen zur Vorbereitung auf den dereinstigen Genuß Gottes in der Ewigkeit.

Christus hat damals sein ganzes Erlösungsleben gekrönt und beschlossen durch sein Opfer am Kreuze. Seine Gegenwart unter uns würde der Wirklichkeit nicht voll entsprechen, wenn nicht auch das Kreuzesopfer eine wirkliche bis in alle Zeiten reichende Fortsetzung gefunden hätte.

Es ist ein natürlicher Drang in jedem Menschenherzen, seine eigene Andacht und Hingabe an Gott auch im Opfer verkörpert, persönlich darzubringen.

Aus uns sind wir nichts; alles, was wir sind, sind wir durch Christi Kreuzesopfer. Zu Christus müssen wir hin; mit dem sich opfernden Christus müssen wir uns vereinigen, nicht bloß innerlich, sondern auch äußerlich, wie ja die ganze Religion Jesu nicht bloß innerlich, sondern auch äußerlich ist, weil sie eben nicht bloß die göttliche, sondern auch menschliche Religion ist.

Darum hat Gottes Vorsehung und Liebe, entsprechend der Eigenthümlichkeit der gesamten christlichen Heilsökonomie, für eine sichtbare Fortsetzung des Kreuzesopfers, so wie es der Prophet Malachias (1, 11) vorherverkündet hatte, gesorgt.

3. Der am Kreuz sich opfernde Christus fährt fort, sich in unserer Nähe, unter unsern Augen auf dem Altar für uns zu opfern.

Das heilige Meßopfer ist kein neues, über das Kreuzesopfer hinausgehendes, von diesem unabhängiges Opfer; auch kein Opfer von neuem Verdienste, sondern eine thatsächliche Erneuerung und Zuwendung des einen Opfers am Kreuze.

In dem heiligen Meßopfer offenbart sich alles, was Gott für den Menschen gethan, und alles, was die Menschheit für Gott sein soll, und alles, was aus der Menschheit werden soll.

Jener Opferact heiligen Gehorsams, mit welchem Christus sich am Kreuze opferte, umfaßt auch den Act der Liebe, mit welchem er beim Abendmahle sich den Seinigen zur Speise darreichte; er umfaßt auch die Geheimnisse des christlichen Altares.

Der stellvertretende Priester verrichtet einen Act der feierlichsten Gottesverehrung, indem er thut, was Christus that und was er zu seinem Gedächtniß fortwährend zu wiederholen befahl: „Thuet dies zu meinem Andenken." Sozusagen in einer Person mit unserem unsichtbaren Priester spricht der sichtbare Priester die heiligen Worte: „Dies ist mein Leib" — „dies ist mein Blut, welches für euch vergossen wird."

Christus wird gegenwärtig. Es ist derselbe Gottmensch, der am Kreuz in natürlicher menschlicher Gestalt sich opferte und der hier in fremder, sacramentaler Gestalt sein Opfer darstellend erneuert.

4. Am Kreuze opferte sich Christus, indem er den Tod erlitt, den Tod, der durch die Trennung seines heiligen Blutes von seinem heiligen Leibe erkannt wurde. Diese Trennung erscheint in dem Meßopfer als gesonderte Darstellung von Leib und Blut unter den getrennten Gestalten von Brod und Wein.

Am Kreuze vollendete Christus sein Opfer, indem er die tiefste Tiefe der Verdemüthigung erreichte. Die Hingabe des im Himmel verklärt thronenden Christus in die demüthigen Fesseln der Nahrungsform stellt eine Selbstentäußerung dar, welche eine Fortsetzung der Selbstentäußerung am Kreuze ist.

Am Kreuze opferte sich Christus für mich, gab sich für mich hin, gab mir durch seinen Tod das Leben. Die Darstellung des Sacramentes als Speise hat alle Züge eines Opfermahles, welches mich daran erinnert, daß Gott in Christus mich geliebt und sich für mich hingegeben, sich meinem Heile untergeordnet hat.

Somit ist die Feier der heiligen Eucharistie ein wahres Opfer, eine unblutige Erneuerung des Kreuzesopfers. Die Kirche Christi muß auf die Anwohnung bei der heiligen Messe den größten Werth legen.

So oft du einer heiligen Messe anwohnest, geht dein Heiland in deiner Nähe vorüber. Er denkt an dich, ladet dich ein. Laß dir die Gelegenheit nicht entgehen, seinen Segen zu empfangen. Wie ist Zachäus belohnt worden für die wenigen Schritte, welche er machte!

Hundertundneunundfünfzigstes Kapitel.

Die Kirche des Gekreuzigten.

1. Die Kirche Christi kennzeichnet sich auf allen ihren Wegen durch die Jahrhunderte als die Stiftung des Gekreuzigten, der die Schicksale ihres Stifters eingeprägt sind. Kaum tritt sie ins Dasein, da sieht sie sich blutigen Verfolgungen ausgesetzt. Wohl ändern diese Verfolgungen die äußere Form, aber im Grunde bleiben sie die gleichen bis auf den heutigen Tag.

Das Werk Christi läßt sich ohne Kampf und Widerstreit nicht durchführen. Wie das Christus an seiner Person erfuhr, so hat er es seiner Kirche vorhergesagt (Matth. 10, 16—23. Joh. 16, 2).

Um Christi willen wird die Kirche verfolgt und verleumdet (Matth. 5, 11. Joh. 9, 15).

Man verfolgt das Lehramt der Kirche. Die Kirche will jeden Verstand Gott dem Herrn unterordnen (2 Kor. 10, 5); sie kennt nur Christum den Gekreuzigten, den Heiden eine Thorheit, den Juden ein Aergerniß (1 Kor. 1, 23).

Man verfolgt das in der Kirche fortlebende Priesteramt, weil es von Gewissen und Sünde und Aussöhnung mit Gott (Joh. 16, 10) redet. Wenn von Keuschheit und Gericht die Rede ist, dann knirscht und zittert die Welt.

Man verfolgt das in der Kirche andauernde Königthum Christi, das Hirtenamt, weil sich die Welt den Anforderungen Christi nicht fügen will.

Ihr fehlen nicht die Judasse, welche von Zeit zu Zeit aus ihrem eigenen Schoß hervorbrechen, um sie in verrätherischer Weise den Nachstellungen ihrer Feinde zu überliefern.

Ihr fehlen nicht die feigen Jünger, welche um des Geldes und der Ehre willen die heiligen Interessen der Kirche hintansetzen, um sich bequemer Schläfrigkeit zu überlassen.

Ihr fehlen nicht die Anfeindungen der Pharisäer und Schriftgelehrten, welche mit dem ganzen Aufwande irregeleiteter Wissenschaft die Kirche der Beschränktheit und Unwissenheit anklagen.

Ihr fehlen nicht die Verfolgungen des Heidenthums, der Welt- und Lebemenschen, welche mit Machtmitteln aller Art die Kirche vom Erdboden vertilgen möchten.

Es fehlen nicht die Versuche, ihr die Lebensadern zu unterbinden, seitens verirrter Staatswesen, die aus Hochmuth weder Gott über sich noch von Gott gewollte Religionsgebilde neben sich dulden wollen, weil sie in sich selber die Gottheit, d. h. die Urquelle aller Rechte und Befugnisse erblicken.

Zuerst verleumdet man die Kirche, und dann hat man Gesetze, nach denen sie sterben muß.

2. Jeder rechtlich denkende Mensch muß schmerzlich berührt werden, wenn er sieht, wie die christliche Kirche zahllosen Anfeindungen, Schmähungen, Bedrückungen, Verfolgungen ausgesetzt, wie der Fortbestand dieser Kirche durch die Jahrhunderte als eine fast andauernde Niederlage erscheint.

Wem blutet nicht das Herz, wenn er gewahrt, daß gerade diese Kirche allein den Völkern Wahrheit, Heilung, Rettung bietet aus den drohenden Gefahren, daß sie allein den unsterblichen Seelen die Gnadenschätze der Erlösung vermittelt, und daß trotzdem diese Kirche, die größte Wohlthäterin der Menschheit, die heilige Braut Christi, so mißhandelt, so feindselig verfolgt wird.

3. Die beständigen Bedrängnisse der Kirche haben aber auch ihre trostvolle Seite. Denn sie sind das Brautgeschmeide, welches der göttliche Herr und Stifter seiner Kirche als unterscheidenden und unverlierbaren Schmuck hinterlassen hat.

Wie der Messias selbst für sein irdisches Leben Verfolgungen und Leiden zum Antheil wählte, so hat er wiederholt seine Apostel auf die große Erbschaft der Verfolgungen hingewiesen. „Nicht

ist der Knecht größer als der Herr; wenn sie mich verfolgt haben, werden sie euch auch verfolgen" (Joh. 15, 20).

So schreitet denn die Kirche im Bewußtsein ihrer Zugehörigkeit zu Christus durch die Jahrhunderte. Den Aposteln folgen die unabsehbaren Scharen der Martyrer, und an sie reihen sich die Tausende und Millionen aller Zeiten, welche, von der Welt gehaßt und verfolgt, das Kreuz des Herrn und seine Liebe und seine Nachfolge hochgehalten haben.

Dies ist ein erhabener Festzug, der, in des Heilandes Schmuck und Gewänder gekleidet, über die Erde hinwallt zur ewigen Siegespalme.

So dürfen wir also für die Kirche in den Jahrhunderten der Zeitlichkeit wohl einen Triumph erwarten, aber keinen andern als den Triumph des Calvarienberges.

Vierte Woche.

Der glorreiche Abschluß.

Hundertundsechzigstes Kapitel.

Entwicklung und Ausgang.

1. Weder in der äußern Natur noch in den natürlichen Ordnungen des Lebens pflegt die göttliche Weisheit ihre Werke plötzlich fertigzustellen. Ueberall erblicken wir eine Art von Entwicklung und Fortschritt; das Vorhergehende pflegt in irgend einer Weise der Keim des Zukünftigen zu sein. Alles in der Welt trägt den Stempel des Werdenden, des Unfertigen, welches seine volle Bedeutung in der Zukunft findet.

Auch das Christenthum hat seine Entwicklung. Nicht in dem Sinne, als wäre es in seinen Grundsätzen und in dem Inhalt seiner Gnadenspenden veränderlich und eines Fortschrittes fähig. Das Christenthum ist als etwas Fertiges von Christus dem Herrn hingestellt worden; es hat, vor neunzehnhundert Jahren abgeschlossen, jede wesenhafte Veränderung von sich fern gehalten, sie zu allen Zeiten bekämpft und bekämpft sie noch. Das sogen. „Moderne" ist nicht christlich, und das Christliche ist nicht modern.

In Christi Lehre ist der Höhepunkt der Aufklärung gegeben, und in Christi Kreuz befindet sich der Glanzpunkt christlicher Tugend. In den folgenden Zeiten kommt es nur darauf an, den verschiedenen Generationen die Aufklärung Christi zu vermitteln und alle Menschen dem Kreuze Christi nahezubringen.

2. Und doch besitzt das Christenthum eine Entwicklung, einen Fortschritt und geht einem bedeutsamen Abschluß entgegen. Als

ein Fertiges empfangen die Kinder das Christenthum in der Taufe, als ein in sich Fertiges ist dieses zu jeder Zeit dem Volke von der Kanzel gepredigt worden. Aber die Aneignung des ganzen Christenthums durch das Individuum und durch die verschiedenen Generationen der Menschheit geschieht allmählich. Und die Aneignung der Menschheit durch Christus geschieht ebenfalls allmählich bis zu einem großartigen Abschluß. In dem an sich fertigen Christenthum gibt es also einen Fortschritt. Christus und sein Werk versteht man nicht genügend, wenn man nicht auch den Ausgang ins Auge faßt.

Im Leben Christi, im Dasein des Christenthums hebt vieles an, ist darum vieles unverständlich, ist vieles hart, ist vieles dunkel. Auch im Leben des einzelnen Christen ereignet sich manches, woraus sich die Frage ergibt: Wie kann das Gott zulassen? Wie kann das Gott fordern? manches, was uns mit Zweifel und Zagen erfüllt.

Sagt doch auch der Apostel: „Wenn die Hoffnung, die wir auf Christus setzen, sich nur auf dieses irdische Leben bezöge, so wären wir elender als alle Menschen" (1 Kor. 15, 19).

Wer eine Arbeit recht beurtheilen will, muß auch den Ausgang der Arbeit ins Auge fassen.

Die drei göttlichen Tugenden müssen vollständig und allseitig sein. Wir müssen an den ganzen Christus glauben, müssen auf den ganzen Christus hoffen, müssen den ganzen Christus lieben; darum müssen wir Christum auch in seiner abschließenden Vollendung betrachten.

Wie könnten wir arme Menschen Gott rückhaltslos lieben, wenn wir nicht daran dächten, daß dieser gute Gott uns geschaffen, erlöst, geheiligt hat, um uns glücklich zu machen, daß wir bei allem Kreuz schließlich Sieg und Freude finden sollen!

Der heilige Einsiedler Antonius sagte sterbend seinen Jüngern: „Es gibt eine Art und Weise, alle Schwierigkeiten zu überwinden: geistigen Frohsinn und beständige Erinnerung an den Herrn."

Was man nicht mit Freuden thut, das gelingt nimmer gut.

3. Wir dürfen darum die Geschichte des Kreuzes Christi nicht abbrechen bei Christi Tod; wir müssen über das Grab hinüber in die Zukunft blicken, wir müssen denken an die Siege und Erfolge des Kreuzes Christi. „Mußte nicht Christus leiden und so in seine Herrlichkeit eingehen?" so sprach der Herr zu den beiden traurigen Jüngern (Luc. 24, 26). „Freuet euch und frohlocket, denn groß wird euer Lohn im Himmel sein" (Matth. 5, 12). Für den Heiland selbst dauerte der Kampf nur dreiunddreißig Jahre, sein bitteres Leiden nur wenige Stunden. „Ich werde zu euch kommen . . . im Hause meines Vaters sind viele Wohnungen . . . eure Freude wird niemand von euch nehmen" (Joh. 14, 2; 16, 22).

Was für einen guten, liebenswürdigen Herrn haben wir an Jesus Christus! Wie leuchtet doch unbeschreibliches Wohlwollen aus jedem seiner Worte!

Und wir sollten uns nicht in seiner Liebe beseligt fühlen? sollten nicht mit innigster Freude und Begeisterung uns an ihn anschließen? sollten nicht willig und *gerne* das Kreuz tragen?

Das Dasein des Christenthums ist seit Christi Auferstehung thatsächlich ein Siegeszug durch die Jahrhunderte, welcher in der Ewigkeit seinen Abschluß findet.

Hundertundeinundsechzigstes Kapitel.

Christi Auferstehung.

1. Während der schweren Leidensstunden hatte die Gottheit sich gleichsam verborgen, aber sie war doch da und verlieh den Leiden ihren unendlichen Werth. Jetzt tritt sie hervor, um unsere Herzen mit heiliger *Freude* zu erfüllen.

Christus ist wirklich von den Todten auferstanden. Alles versichert uns dieses: die Vorherverkündigung Christi (Matth.

17, 22; 20, 19. Marc. 9, 30; 10, 34. Luc. 18, 33), die Heilige Schrift (Marc. 16, 9), die heiligen Engel, die heiligen Frauen, die Apostel und andere Augenzeugen. Gemäß der Predigt der Apostel ist Christi Auferstehung die tragende Grundlage des ganzen Christenthums (1 Kor. 15, 14).

„Gott hat Christum von den Todten auferweckt und ihm Herrlichkeit verliehen, damit euer Glaube und eure Hoffnung auf Gott beruhe" (1 Petr. 1, 21).

Auf Gott beruhen muß unser ganzes Leben; nur Gott allein können wir uns selbst, unsere Zukunft, unsern Tod, unsere Ewigkeit anvertrauen.

2. Christi Auferstehung ist der Abschluß, die göttliche Besiegelung seines Erlösungswerkes, und darum bewirkt sie, daß unser Glaube auf Gott beruhe.

Auferweckung der Todten ist das ausschließliche Werk göttlicher Allmacht. Der Heiland hatte den Juden die Auferstehung als sein Hauptwunder und als den schlagendsten Erweis seiner Gottheit in Aussicht gestellt. Jetzt wirkt er dieses Wunder. Alle andern Wunder ruhen auf diesem Wunder und erhalten von ihm ihre Bestätigung. Es ist also die Auferstehung der letzte und höchste Beweis für die Gottheit Christi.

Mit Christi Auferstehung hat unser aller Verherrlichung bereits begonnen, und darum bewirkt sie, daß auch unsere Hoffnung auf Gott beruhe.

Wir suchen Ruhe und Glück, und zwar sehnen wir uns nach etwas Bleibendem, nach etwas Großem, nach etwas überaus Schönem, wodurch unser Herz, unser Wesen vollends gesättigt wird, und das ist nur Gott.

Wir Christen sehnen uns nach der Erfüllung der herrlichen Verheißungen, welche uns Jesus Christus geschenkt hat infolge unserer Zugehörigkeit zu ihm. Beruhte unsere Hoffnung nicht auf Gott, so müßten wir verzagen und verzweifeln infolge unserer Geringfügigkeit und Sündhaftigkeit.

Und Christi Auferstehung ist ein Beweis dafür, daß unsere Hoffnung auf Gott beruht.

Christi Auferstehung macht uns noch nicht der erwarteten Seligkeit theilhaftig. Aber in ihr beginnt Christi Verherrlichung; und Christi Herrlichkeit ist unsere Herrlichkeit.

3. Die verklärte Seele belebt aufs neue den Leib, nicht zu einem natürlichen, sondern zu einem übernatürlichen Leben. Durch Wirken der göttlichen Allmacht erhält der Leib geistartige Eigenschaften, die zu seiner Verklärung dienen. Es ist die Unsterblichkeit, die Unabhängigkeit des Lebens von äußern Bedingungen, wie von Nahrung und Schlaf; es ist die überirdische Schönheit und strahlende Herrlichkeit; es ist die Feinheit und Beweglichkeit, die Durchdringlichkeit und Machtfülle, der keine Hindernisse, keine Schranken gesetzt werden können durch Stoff, Zeit, Raum. Die Auferstehung ist der Beginn der Verherrlichung, der bleibenden Verklärung Jesu Christi. Daher ist das Osterfest das Fest aller Feste; daher der Jubelruf Alleluja.

Wir, die Nachfolger Christi, nehmen theil an der Verherrlichung Christi; an ihm sehen wir, was aus denen werden soll, an welchen die göttliche Meisterhand hienieden im Schmelzofen der Leiden hat arbeiten lassen. Dieses verherrlichte Leben war eigentlich das Ziel des Gottmenschen; es ist das Vorbild, das Unterpfand und die Ursache des glorreichen Lebens, das uns erwartet.

Christus ist unser Feldherr, unser Bruder, unser Haupt, unsere Krone, unser Leben. Wo er ist, dahin gehören auch wir.

Nicht bloß Glaube und Hoffnung, nein, auch Liebe muß sich an der Auferstehung Christi stärken; da erhellt, wer derjenige war, der für uns so vieles gethan und gelitten hat.

Hundertundzweiundsechzigstes Kapitel.

Das Kundwerden der Auferstehung.

1. Den wachthabenden Soldaten wird die Auferstehung durch einen Engel kund unter besondern Zeichen (Matth. 28, 2. 3). Den Hohenpriestern wird sie von den Soldaten, den amtlichen Wächtern, mitgetheilt. Diesen wurde Belohnung versprochen, damit sie aussagten, während ihres Schlafes hätte man den Leib des Herrn gestohlen.

Zuerst erschien der Heiland wahrscheinlich seiner heiligen Mutter. In der Bibel steht hiervon nichts; aber vieles ist geschehen, was nicht in der Bibel steht. Der Herr that stets, was sich ziemte, was angemessen war. Der Natur und Gnade nach stand Maria Jesu am nächsten.

Fromme Frauen eilten am Sonntag in der Frühe zum Grabe, um dem Dahingeschiedenen Ehre und Liebe zu erzeigen. Sie fanden den Stein weggewälzt und das Grab leer. Zwei Engel verkündeten ihnen die Auferstehung des Herrn, mit dem Auftrage, auch den Aposteln und besonders dem Petrus davon Kunde zu geben. Der Magdalena wurde eine besondere Erscheinung Christi zu theil; darauf auch den frommen Frauen, welche auf dem Wege zu den Aposteln waren.

Durch Magdalena läßt der Herr seinen Brüdern (den Aposteln) sagen, er werde ihnen nach Galiläa vorausgehen; dort würden sie ihn sehen. Und dann „fahre ich auf zu meinem und zu eurem Vater, zu meinem und zu eurem Gott" (Joh. 20, 17).

Auf die erhaltene Botschaft hin eilen Petrus und Johannes zum Grabe. Sie weisen also die Botschaft nicht sofort ab als unglaublich, sondern wollen sich von dem Thatbestande überzeugen, um sich danach zu richten. In Anbetracht der Thatsachen festigte sich in ihnen die Ueberzeugung, daß von einem Entwenden oder Versinken des Leichnams keine Rede sein konnte

und daß die Auferstehung wirklich stattgefunden, wie Christus sie vorherverkündigt hatte (Joh. 20, 9).

Im besondern erschien der Herr dem reuigen Petrus, versicherte ihn der Verzeihung und hieß ihn die Brüder im Glauben bestärken.

Ferner erschien der Herr zwei Jüngern, die nach Emmaus gingen. Sie waren traurig über das bedauernswerthe Ende des großen Propheten, über das völlige Scheitern seines Erlösungswerkes; sie waren verwirrt über die Erzählungen der frommen Frauen. Vom Geheimniß des Kreuzes verstanden sie nichts; darum nennt sie der Herr unverständig und hartgläubig (Luc. 24, 25). Der Heiland belehrt die Jünger über die Bedeutung seines Todes und überzeugt sie von der Wirklichkeit seiner Auferstehung. Darob erglüht das Herz der Jünger in freudiger Liebe und Begeisterung; sie eilen zur Stadt, um den Aposteln die Nachricht mitzutheilen. Indessen vermochte selbst die Erzählung der Jünger noch nicht alle Zweifel der Apostel zu entfernen (Marc. 16, 13).

Endlich erschien Christus auch den übrigen Aposteln und hielt ihnen ihre Hartgläubigkeit vor, daß sie auch denen nicht glauben wollten, welche den Auferstandenen selbst gesehen hatten. Die Apostel waren versammelt, Thomas ausgenommen (Joh. 20, 24). Da erschien ihnen der Herr bei geschlossener Thüre und gab ihnen alle Beweise seiner wirklichen und glorreichen Auferstehung. Dann sprach er: „Der Friede sei mit euch. Wie mich der Vater gesendet, so sende ich euch. Empfanget den Heiligen Geist; welchen ihr die Sünden vergebet, denen sind sie vergeben; welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten" (Joh. 20, 21).

In dieser Weise erfüllt Christus die Zwecke seines zeitweiligen irdischen Verbleibens; in echt menschlicher Herablassung beweist er seine Auferstehung und führt die Einrichtung seiner Kirche weiter.

2. Der Apostel Thomas erklärte, er werde nicht glauben, wenn er nicht seine Finger in die Wundmale der Hände und

nicht seine Hand in die Seitenwunde legen könne. Der Herr läßt sich herab zur Schwäche des sonst treuen und opferwilligen Thomas (Joh. 11, 16) und erscheint nach acht Tagen wiederum den Aposteln, da Thomas bei ihnen war (Joh. 20, 26). Und im Uebermaß der Güte und Nachsicht gestattet er dem schwergläubigen Apostel das zu thun, was er begehrt hatte. Beschämt sinkt Thomas nieder mit dem Ausruf: „Mein Herr und mein Gott!“ Da kann niemand sagen, die Apostel hätten voreilig geglaubt.

Die Wundmale sind geblieben, weil es derselbe Leib ist, der vormals gelitten, dann zum Zeichen des Sieges über Tod und Hölle, ferner zur besondern Verherrlichung Christi, endlich zum bleibenden Zeichen seiner Liebe zu uns.

Dann erschien der Heiland in Galiläa beim Fischfang am See Genesareth. Petrus leitete den Fischfang; und kaum war der Herr von Johannes erkannt worden, da eilte Petrus durch das Wasser zu ihm (Joh. 21, 7), worauf dieser dann mit den Seinigen am Ufer ein trauliches Frühmahl hält.

Darauf nennt Christus den Petrus genau beim Namen (Joh. 21, 15) und überträgt ihm eine besondere Vollmacht. Er, der von Gott gesendete Hirte, bestellt seinen Apostel zum stellvertretenden Hirten seiner Herde. Sowohl die lehrende als auch die hörende Kirche soll ihm unterworfen sein. Zur rechten Verwaltung eines solchen Amtes gehört starke, demüthige Liebe. Der Heiland fordert den hl. Petrus zu einer so vollkommenen Nachfolge auf wie keinen zweiten Apostel (Joh. 21, 19).

Was Gott einmal beschlossen hat, braucht er wegen der Fehler der Menschen nicht zurückzunehmen (Röm. 11, 29). Die Art und Weise, wie Christus den Petrus geführt hat, ist aufmerksamster Beherzigung werth.

Anders behandelt Christus den Petrus, anders den Johannes. Johannes wurde innigerer Vertraulichkeit gewürdigt, Petrus größerer Werthschätzung. Dem Johannes verlieh der

Herr die Gabe der Jungfräulichkeit und des beschaulichen Gebetes, dem Petrus größern Muth und vollendete Thatkraft. Dem Johannes vertraute er seine liebe Mutter an, dem Petrus seine Kirche.

3. Nochmals erschien der Herr in Galiläa, auf einem Berg vor vielem Volke (Matth. 28, 16—20. 1 Kor. 15, 6).

Hier bestätigt der Auferstandene vor vielen die Rechtmäßigkeit der apostolischen Gewalt und des Auftrages, sie auszuüben. „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden" (Matth. 28, 18). Der Herr besitzt die Fülle der Gewalt (der Lehr-, Hirten- und Priestergewalt) als Sohn Gottes und Weltschöpfer (Joh. 1, 10), er hat sie ererbt als Gottmensch (Kol. 1, 15), er besitzt sie im ganzen Bereiche der Herrschaft Gottes; er besitzt sie nicht bloß für sich, sondern kann sie mittheilen, wem er will und in welchem Maße er will. Diese ihm gebührende Gewalt hat er sich überdies erwerben (Hebr. 2, 10) und erkaufen (1 Petr. 1, 19) wollen, um sie aus der Hand des Vaters als Verdienst zu empfangen und mit derselben den Plan des Vaters zu verwirklichen.

Diese „seine" Gewalt hat Christus an die Apostel übertragen. „Lehret" (macht zu Schülern) und „taufet" (einverleibet meinem Reiche); „lehret die Menschen alles halten, was ich euch geboten habe." Diese den Aposteln übertragene Gewalt geht auf die ganze Welt (Marc. 16, 15); auf alle Völker (Matth. 28, 19) für immer, solange die Welt steht (Matth. 28, 20).

Mit der Uebertragung der Gewalt und des Rechtes, sie auszuüben, legte Christus den Aposteln die Pflicht auf, dieselbe wirklich auszuüben, und allen Menschen die Pflicht, sich denselben zu unterwerfen als Lehrern, Priestern, Hirten. Christus selbst deutet hin auf die zu erwartende Belohnung und Bestrafung (Marc. 16, 16).

Hundertunddreiundsechzigstes Kapitel.

Ostergedanken.

1. Mit der Auferstehung beginnt für Christus das glorreiche Leben. Es ist der natürlichen Abhängigkeit von den irdischen Verhältnissen entzogen; es besitzt den Grund des Lebens in sich, unabhängig von jeder äußern Spende. Wenn Christus Nahrung zu sich nimmt, so geschieht es nur, um die Wirklichkeit seines materiellen Leibes darzuthun, nicht um sein Leben zu fristen. Er unterliegt nicht mehr der Beschränktheit des Raumes; er besitzt eine eigenthümliche Gewalt sowohl über die Natur (Joh. 21, 6. 9) als auch über seinen eigenen Leib (Luc. 24, 16. Joh. 20, 15; 21, 7).

Diese Eigenartigkeit des verklärten Zustandes ist der Anfang von Christi Herrlichkeit. Das also ist der Eckstein des Baues, zu welchem du gehörst als lebendiger Stein. Das ist der Weinstock, an dem du eine Rebe bist. Das ist das Haupt, zu dem du als Glied gehörst.

Der Sieg Christi wird errungen durch scheinbare Niederlage. Diesen anscheinenden Widerspruch mußt auch du in dein Leben hineintragen. Sinnig ermahnt der hl. Franciscus von Assisi: „Willst du gut lieben, so hasse dich selbst; willst du gut leben, so ertödte dich selbst; willst du gut gewinnen und reich werden, so wirf die ganze Welt weg. Willst du in Ehren gehalten werden, so verachte dich selbst und thue denen Ehre an, die dir Verachtung und Schmach zufügen. Willst du Gutes haben, so ertrage stets Uebles. Und willst du immer und ewig Ruhe gewinnen, so mühe dich ab und plage dich, und verlange nach Beschwerden."

„Christus mußte leiden und so in seine Herrlichkeit eingehen" (Luc. 24, 26). Lerne, was du zu thun hast, um zu deinem Ziele zu gelangen. Dazu genügt nicht ein gewisser Mechanis-

mus von Andacht neben einem angenehmen Leben der Befriedigung der Begierden unserer Eigenliebe und einer geheimen Selbstgefälligkeit. Nein! um mit Christus zu erstehen, muß man mit Christus *sterben*. Das ganze Leben Christi war ein ununterbrochenes Sterben.

Beim Leiden Christi zeigte sich die schreckliche Macht der ungeordneten Leidenschaften, wie sie den rührendsten und erhabenen Offenbarungen Gottes widerstehen und unsägliches Unheil über ein ganzes Volk bringen können. Am Ostertage stellte sich heraus, daß keine Bosheit der Menschen die Pläne Gottes krümmen und zu nichte machen kann.

2. Nicht bloß die Seele, auch der *Leib* Christi wurde der Verherrlichung theilhaftig. Christus ist wirklich auferstanden, in einem wirklichen menschlichen Leibe (Luc. 24, 39), der ein wahrhaft menschliches Leben führt (Luc. 24, 27. 43. Matth. 28, 9), und zwar in demselben, den er früher hatte (Joh. 20, 20. 27). Dies erinnert dich, daß du nicht nur dem Geiste nach, sondern auch dem Fleische nach von Christus geheiligt werden sollst.

Gott hat den menschlichen Leib in die übernatürliche Heiligung hineingezogen, und zwar als Angelpunkt des Heiles. Der Leib ist bestimmt, theilzunehmen an der übernatürlichen Verklärung. Im Tode „wird gesät der Leib in Verweslichkeit, auferstehen wird er in Unverweslichkeit; er wird gesät in Unehre, auferstehen wird er in Herrlichkeit; gesät wird ein thierischer Leib, auferstehen ein vergeistigter Leib" (1 Kor. 15, 44).

Das Fleisch nimmt theil an den Mühsalen des Kampfes; es soll auch theilhaben an den Freuden des Sieges. Das Fleisch entscheidet unser Heil.

Die Bewältigung der sinnlichen Leidenschaft bildet für sehr viele Menschen den Hauptinhalt der Gottunterwürfigkeit. Diese Leidenschaft ist an und für sich die gewaltigste; dazu kommt die riesenhaft ausdauernde Anstrengung der Hölle, dem Menschen in jedem Lebensalter gerade an diesem schwachen Punkte beizukommen.

3. Christus hat sich nach der Auferstehung in liebenswürdigster Weise zu den Seinigen herabgelassen, um sie zu trösten und zu stärken. Keineswegs hat er sie plötzlich allen Wirrnissen und Schwierigkeiten entrückt. Fühlst du in deiner Zugehörigkeit zu Christus dem Auferstandenen oftmals die Härten des Daseins, so erinnere dich, daß es dein lieber Heiland ist, der sich mit dir beschäftigt, der dich ohne dein Zuthun, ohne dein vorhergehendes Verdienst in eine heilige Schule nimmt, um dein Herz von den traurigen Unvollkommenheiten zu befreien, welche dir zur Unruhe und zum Verderben gereichen, der dir zu geeigneten Zeiten Stärke und Trost spenden wird.

Der Auferstandene erweitert und befestigt den Glauben durch ausdrückliche Verkündigung des Geheimnisses der heiligsten Dreifaltigkeit (Matth. 28, 19) und Offenbarung seiner Auferstehung. Er lehrt uns, wie die Offenbarung beschaffen ist und wie unser Glaube beschaffen sein muß.

Gott bedient sich in der Offenbarung menschlicher Vermittlung, weil das so der menschlichen Natur und der göttlichen Absicht entspricht.

Du darfst nicht leichtgläubig sein, sollst aber auch nicht schwergläubig sein. Du sollst im religiösen Leben nicht jene eigenthümliche Gewißheit erwarten, wie sie nur einzelnen, wenigen Wissenschaften eigen ist. Gott behandelt uns als Menschen. Bei der Offenbarung war es ihm darum zu thun, auch der Bethätigung des freien Willens Spielraum zu lassen.

Gott will die Anwendung der gewöhnlichen Mittel; er will sie aber nicht so, daß er auf unmittelbare, außergewöhnliche Wirksamkeit verzichtet. Es gibt Vorkommnisse im Christenthum, welche in besonderem Grade etwas Dunkles, Geheimnißvolles an sich haben. Darauf beruht auch das, was man „Mystik" nennt. Es gibt eine wahre, von Gott ausgehende Mystik; es gibt auch eine falsche Mystik, welche schon viel Irrthum und Unheil in der Religion angerichtet hat.

4. Viele Wohlthaten hat der Herr seiner Kirche während der vierzig Tage gespendet. Zwei Sacramente treten in den Vordergrund: die Buße (Joh. 20, 23) und die Taufe (Matth. 28, 19). Er verleiht seiner Kirche das Verständniß der Heiligen Schrift (Luc. 24, 45) und vollendet die Gliederung der Hierarchie (Joh. 21, 15 ff. Marc. 16, 15).

Du kannst dir die Gutheit und Menschenfreundlichkeit des Herrn in drei Bildern vorstellen. Der Magdalena kommt Christus vor als Gärtner: wie ein guter Gärtner ist er besorgt, den verwüsteten Garten wieder in Ordnung zu bringen. Den beiden Jüngern erscheint der Herr als Wanderer: in der That ist er den Erdenpilgern ein tröstender Reisegefährte. Als Hirt erscheint er am See Genesareth: er ist für die Seinigen besorgt und vertraut sie zuverlässiger Obhut an.

Diene dem Herrn in Herzensfreude. Sei doch in Gottes Welt kein trüber Gast. Mach Schande nicht dem Herrn, den du hast; im Aeußern zeige, daß du jenem dienst, der sprach: Mein Joch ist sanft, und leicht ist meine Last.

Hundertundvierundsechzigstes Kapitel.

Der Christ dient einer siegreichen Sache.

1. Auch nach Christi Auferstehung bleibt der Dienst Gottes ein harter Kriegsdienst, leidet das Himmelreich noch immer Gewalt. So wird's bleiben bis zu unserem Tode, bis zum Ende der Welt.

Schwere Stunden, harte Kämpfe stehen den Christen bevor; auch die tägliche beharrliche Uebung der Selbstbeherrschung hat ihre eigenartigen Schwierigkeiten, und doch darf sich niemand derselben entziehen.

Wie die Soldaten im Frieden sich vorbereiten auf die Zeit der Schlachten, so muß sich auch der Christ fortwährend üben,

damit er zu den entscheidenden Zeiten den Sieg erringe. Der Soldat, der sich beständig in den Künsten des Krieges übt, wird leicht siegen. „Ich züchtige meinen Leib", sagt der hl. Paulus, „und halte ihn in Knechtschaft, damit ich nicht, nachdem ich andern gepredigt habe, selbst zu Grunde gehe" (1 Kor. 9, 27).

Man muß sich in den Dingen abtödten, die unbedeutend scheinen; dadurch lernt man in großen Kämpfen siegen. Das tägliche Leben bietet zahllose Gelegenheiten zur Beherrschung der Zunge, zur Beherrschung der Augen und der Ohren und der übrigen Sinne; zur Beherrschung des Hochmuthes und der Genußsucht, zur Beherrschung der Neugierde, der Ungeduld, der Trägheit und Bequemlichkeit; zur Beherrschung der Rechthaberei, des unstäten Geistes, der Gefallsucht, der Menschenfurcht; zur Beherrschung in der Kleidung und äußern Haltung.

Zu diesen innern Kämpfen gesellen sich äußere. „Keine Rast hat unser Fleisch, sondern jegliche Bedrängniß haben wir erlitten, von außen Kämpfe, von innen Befürchtungen" (2 Kor. 7, 5). Unaufhörlich sind die Angriffe der Welt und der Mächte der Finsterniß auf uns gerichtet.

2. Das ist der Kampf. Und bei solcher beständigen Anstrengung, bei solchem Ernste unserer Lage soll Freude und Heiterkeit unser Herz erfüllen können? Ja!

Was thut der Soldat mitten in den Strapazen und Beschwernissen des Feldzuges? Er erinnert sich daran, daß er einer siegreichen Sache dient. „In der Welt werdet ihr Bedrängniß haben; aber vertrauet, ich habe die Welt besiegt" (Joh. 16, 33).

Schon früher hatte sich das Sieghafte des Auftretens Christi gezeigt. Alles fühlte, daß hier etwas Außerordentliches und Großes in die Erscheinung trete (Luc. 13, 17). Das Volk folgte ihm in Scharen (Matth. 19, 2), drängte und bedrängte ihn, so daß Häuser und Plätze und selbst das Seeufer zu enge wurden (Luc. 5, 1; 8, 45; 12, 1). Man vergaß Hof, Heim und Nahrung, um ihn zu hören (Matth. 15, 32). Selbst seine

Feinde mußten gestehen, daß nie ein Mensch so geredet (Joh. 7, 46). Und gerade die siegreiche Macht seines Auftretens entflammte seine Feinde zu grimmigstem Zorne.

Aber im Bereiche des Judenthums unterlag der Heiland schließlich, wenigstens scheinbar; im großen waren seine Opfer und Mühen dem Aeußern nach für den Augenblick vergeblich. Christus war todt und begraben, und triumphirend setzten seine Feinde ihren Fuß auf den Nacken des zu Boden geworfenen Christenthums.

Indes in Wirklichkeit hat der Herr *gesiegt*, indem er starb; als Sieger ist er aus dem Grabe emporgestiegen.

Durch seine Gnade, durch sein Tugendleben und schließlich durch sein Leiden und seinen Tod hat er die Macht der Sünde und der Leidenschaft für immer gebrochen, gebrochen für alle, welche unter der Fahne des Kreuzes dienen wollen.

Ehre, Macht und Freude ohne Maß ist von nun an der Inhalt seines glorreichen Lebens.

Und auch auf dem Schauplatz der Erde beginnt seine siegreiche Herrschaft. Welche Erscheinung hier auf der Erde ist so groß, so heilig wie das Reich Christi?

3. Allerdings gestattet die göttliche Vorsehung den menschlichen Schwachheiten, unter allen erdenklichen Formen hineinzuwogen in das Leben des Christenthums, überall ein Fluthen und Kämpfen und Wogen und Stürmen, — und oft genug scheint der Herr auf dem schwachen Schifflein zu schlafen. Aber er wacht doch und siegt doch, und zeigt überall seine göttliche Kraft.

Nur Gott vermag es, das Schiff der Kirche durch solches Elend und solche Verwirrung und solche Anfeindung hindurchzuführen. Er thut es aber auch mit siegreicher Macht.

Statt eines schmachvollen Kreuzes erheben sich ungezählte Altäre, wo Christus angebetet wird. Statt *eines* Volkes, das ihn verworfen, eilen zu ihm die Völker von den Enden der Erde. Statt weniger treuer Seelen sind es im Verlaufe der Jahr-

hunderte Millionen aus allen Ständen, denen im Hinblick auf Christus die ganze Welt nicht imponirte, sondern die alles auf der Welt als Auskehricht erachteten, um Christus zu gewinnen (Phil. 3, 8).

Bis zur Stunde ist die Welt in zwei Heerlager gespalten um Christi willen. Alles, was nicht lassen will vom Niedrigen, Unkeuschen, Gemeinen, vom Schmutze des Egoismus, alles, was sich zufrieden gibt mit einem erlogenen Scheine von Anstand und Wissenschaft, steht gegen Christus.

Wer immer aber es vermag, sich über die niedrigen Anforderungen seines Ichs zu erheben und sich den Sinn für Wahrheit, Tugend, echte Wissenschaft zu bewahren, fühlt sich zu Christus hingezogen. Freund und Feind muß willig oder widerwillig den Sieg Christi anerkennen.

Heute richten sich immer mehr und mehr die Blicke aller auf das Christenthum als auf die einzige Macht, welche das heutige Geschlecht vor den Schrecknissen des infolge der Abkehr vom Christenthum wieder erstarkten Heidenthums bewahren kann.

Das ist der Sieg, der die Welt überwindet!

Hundertundfünfundsechzigstes Kapitel.

Die Himmelfahrt des Herrn.

1. Alles um uns herum ist Flucht und Veränderung. „Wir haben hienieden keine bleibende Stätte, sondern suchen die zukünftige“ (Hebr. 12, 14). Was wir suchen, das ist die ewige, bleibende Glückseligkeit. Wir suchen dieselbe als Menschen. Das Christenthum festigt, klärt und erhebt diese Erwartung.

Darum wollte der Herr in einer sichtbaren, für uns Menschen vorstellbaren Weise von dieser Erde erhoben werden. Es ist das eine Herablassung seiner Liebe, wie sie sich überhaupt menschlicher Eigenart anbequemt, um uns wirkungsvoller zu göttlicher Eigen-

art zu erheben. „Der herabstieg, er ist es, welcher auch hinaufstieg über alle Himmel, damit er alles erfülle“ (Eph. 4, 10).

Die Himmelfahrt ist zunächst eine Verherrlichung Christi. Glorreicher und sachgemäßer konnte der Herr sein Verweilen hier auf der Erde nicht abschließen als mit der Himmelfahrt.

Die Himmelfahrt ist zugleich eine Ehre für die menschliche Natur, welche in Christus über alle Ordnungen des Himmels hinaus zum Mitbesitz aller göttlichen Ehren erhoben ist.

2. Nunmehr ist unser Herz mit der ganzen Gewalt seiner Sehnsucht auf den Himmel gerichtet, wo mit Gottheit und Menschheit der verherrlichte Christus weilt. Christus war nicht bloß erhoben am Kreuz, er ist auch erhoben im Himmel. Er zieht uns an sich nicht bloß aufwärts ans Kreuz, sondern auch aufwärts in den Himmel.

Der Himmel wäre für uns nicht Himmel im vollsten Sinne des Wortes, wenn nicht auch der Gottmensch Christus dort wäre. Jetzt ist der Himmel das glorreiche Ziel aller Strebungen Gottes und der Menschen.

Christi Himmelfahrt ist für uns eine Quelle der Freude, indem sie unser Tugendleben durch den sichern und trostreichen Ausblick in den Himmel erhebt und stärkt, und den Heiland als unsern Sachwalter beim Vater erscheinen läßt.

3. So beschied denn der Herr die Apostel nach Jerusalem. Dort hielt er in rührender Herablassung zu unsern irdisch-menschlichen Gepflogenheiten ein kleines Mahl mit den Seinigen und gab ihnen die letzten Weisungen (Luc. 24, 46. Apg. 1, 4. 5).

Dann führte der Heiland die Apostel und Jünger hinaus nach dem Oelberge. „Empfangen werdet ihr Kraft, wenn herabkommt der Heilige Geist auf euch; und ihr werdet mir Zeugen sein in Jerusalem und in ganz Judäa und Samaria und bis an die Grenze der Erde“ (Apg. 1, 8). Oben auf dem Berge segnete er die Seinigen (Luc. 24, 50), und dann vollzog sich die Himmelfahrt unter Erweisen großer Macht und Herrlichkeit,

und zwar selbstverständlich unter Anpassung an menschliche Wahrnehmbarkeit. Kein verständiger Mensch wird sich daran stoßen, daß die Heilige Schrift bei Beschreibung des Wunders sich nicht astronomisch correcter Ausdrücke bedient hat.

Beim Anblick so herrlicher Machtentfaltung wurde das Herz der Apostel mit freudiger Anbetung erfüllt (Luc. 24, 52).

Freuen mußt du dich um des Heilandes willen; freuen auch um deinetwillen. „Ich steige auf zu meinem Gott und zu eurem Gott, zu meinem Vater und zu eurem Vater" (Joh. 20, 17).

Das sichtbare Walten des Erlösers hienieden ist mit seiner Himmelfahrt abgeschlossen. Der Heilige Geist wird einführen in das Verständniß der von Christus verkündeten Wahrheiten.

Alles besitzen wir im Leben Christi. Jesus ist uns geworden „Weisheit von Gott, und Entsündigung und Heiligung und Erlösung" (1 Kor. 1, 30); er ist das Fundament, außer dem kein anderes gelegt ist (1 Kor. 3, 11). „Wenn wir mitgestorben sind, werden wir auch mitleben; wenn wir mitdulden werden, werden wir auch mitherrschen" (2 Tim. 2, 11).

Hundertundsechsundsechzigstes Kapitel.

Der Christ dient einer glückbringenden Sache.

1. Willst du recht verstehen, wie sehr Gott dich liebt, so mußt du vor allem auf Christus den Gekreuzigten achten. Du mußt aber auch das Los beherzigen, welches Christus in der Ewigkeit dir zugedacht hat. Hienieden gehörst du innigst zu Christus dem Gekreuzigten, im Himmel gehörst du ebenso zu Christus dem Verherrlichten.

Von Christus heißt es, er habe gerne Kreuz und Schmach auf sich genommen im Hinblick auf die vor ihm liegende Freude, d. h. um seine Krone für sich und durch sich auch für uns zu erringen (Hebr. 12, 2). Dies sei dein Vorbild. Würdest du

nur auf die Opfer und Erfordernisse achten, welche dir der Dienst Christi während deiner irdischen Pilgerschaft aufbürdet, so würdest du die Liebe Jesu nicht recht verstehen. Du mußt auch auf den Ausgang blicken. Der Ausgang sagt dir, daß du nicht nur einer siegreichen Sache dienst, sondern auch einer glückbringenden Sache.

2. Hier könntest du mit Recht denken an das Glück der Zeitlichkeit; denn insofern auf Erden von wahrem Glück die Rede sein kann, ist es an den Dienst Christi gebunden. Aber im Vergleich zur Ewigkeit verschwindet alle Zeitlichkeit.

In den irdischen Gärten vergehen die Rosen und bleiben die Dornen. Im Garten des Christenthums vergehen die Dornen und bleiben die Rosen in ewiger Blüthe.

Rosen in ewiger Blüthe! Es sind erstens die ewigen Freuden, welche dem Menschengeiste entsprechen, welche ihn ausfüllen und vollauf befriedigen. Es sind zweitens die Freuden der Gottheit, welche Gott aus reinster Liebe dem armseligen Menschen zugedacht hat, indem er ihn an Kindesstatt annahm und zum Erben seines Reiches einsetzte. Du wirst eingehen in die Freude des Herrn.

Von den ersten Freuden spricht uns die Vernunft; unklar im eigenen Lichte, klarer im Lichte der christlichen Offenbarung. Von den zweiten, den übernatürlichen Freuden spricht uns nur die christliche Offenbarung.

Schon in Bezug auf die ersten sagte der sterbende Sokrates: „Alles müssen wir thun, um in diesem Leben Weisheit und Tugend zu erringen; denn der Preis des Kampfes ist schön, und groß, was wir erwarten."

Die zweiten Freuden, die göttlichen, übersteigen jedes Verhältniß zu einer geschaffenen Natur; sie sind ein freies Gnadengeschenk unendlicher Liebe.

3. Wäre der Himmel auch nicht die unmittelbare Anschauung Gottes, das Glück Gottes selbst, wie solches den Menschen in

der christlichen Offenbarung verheißen ist, so wäre seine Freude doch schon unbeschreiblich groß.

Das Diesseits entspricht dem Charakter des Weges, und das Jenseits wird entsprechen dem Charakter des bleibenden Glückes, für welches der Mensch von Gott bestimmt ist.

Wenn Gott schon diese armselige Erde, den äußern Vorhof des Jenseits, mit so mancher Schönheit und Herrlichkeit ausgestattet hat, wie groß und herrlich muß dann das Innere des Jenseits sein!

Viel Freude macht schon hienieden der Anblick des Sternenzeltes, einer herrlichen Gegend, eines Kunstwerkes, eines bezaubernden Antlitzes, die Entdeckung einer neuen Wahrheit: wie entzückend muß erst jener Anblick der Werke Gottes sein, der dem unendlichen Glücksdrange des Menschengeistes genügen soll!

Ruhe, Friede, Macht, Ehre und Freude wird unser ganzes Wesen erfüllen.

Was wird dieses Auge Schönheiten sehen, dieses Ohr Harmonien vernehmen, und wie wird dieses Herz in einem Meere von Süßigkeit und Wonne schwelgen! Und dies alles mit dem klaren Bewußtsein und der vollen Sicherheit der Unvergänglichkeit und Ewigkeit dieses Glückes!

Der Himmel ist nothwendig, denn er ist unser von Gott gesetztes Ziel. Der Himmel ist groß und herrlich, denn er ist das Geschenk Gottes zu unserer Beseligung. Der Himmel ist uns sicher, denn er ist uns von Gott versprochen.

Wir müssen also Gott von Herzen danken dafür, daß er die Bestimmung zur Glückseligkeit in unser Wesen gelegt hat.

Wir dürfen uns den Frieden des Herzens durch keinerlei trübe Erfahrungen rauben lassen. Vom Himmel aus gesehen, ist auch das Größte hier auf Erden klein.

Im Lichte des Himmels erscheint das Elend des irdischen Daseins in einer eigenthümlichen Verklärung. Und du wolltest traurig sein? feige verzagen? — Nun und nimmer sich begraben

in des Trübsinns Nebeldunst! Kannst an jedem Sonnenschimmer Freude haben, das ist rechte Lebenskunst!

Wir müssen uns herzlich freuen, daß wir so viel Gelegenheit haben, uns durch Gebet und Berufstreue, Leiden und Opfer mit Gottes Beistand die Freuden des Himmels zu vermehren.

Wir müssen uns freuen, daß wir als Kinder der katholischen Kirche so viele Mittel besitzen, um uns die Erreichung jener Glückseligkeit zu erleichtern.

Suche dein Glück also nicht in Selbständigkeit oder in Menschendienst oder in sonst einem geschaffenen Gute. Wirf dich in die Arme Gottes; er allein vermag dich glücklich zu machen. Es ist kein Unglück, um Gottes willen arm zu sein in dieser Welt oder andern zu dienen. Prahle nicht mit Freunden, die reich oder mächtig oder gelehrt sind, noch weniger prahle mit dir selbst. Verlasse dich nur auf Gott, durch den du alles bist, was du bist.

4. Hätte Gott dem Menschen hienieden eine deutliche Erkenntniß von der ihm verheißenen Herrlichkeit mitgetheilt, so würde das dem Plane, welchen er mit unserem Geschlechte hat, widersprochen haben. Eine solche Erkenntniß würde den Menschen den Mühen und Arbeiten, welchen er sich auf Erden unterziehen soll, entrückt haben. Die Welt wäre dann für ihn nicht mehr, was sie nach des Schöpfers Anordnung sein soll. Alle ihre Annehmlichkeiten würden werthlos im Vergleich zu der Herrlichkeit, die uns erwartet. Das Leben wäre nur noch eine Qual, auf deren Ende man wartete mit unausstehlicher Ungeduld.

Mühen wir uns nicht ab, uns im einzelnen vorzustellen, worin das Glück bestehe, das Gott uns bereitet hat; werfen wir uns lieber mit Vertrauen in die Arme des Herrn!

Im Himmel ist nichts, was man nicht will, und alles, was man will.

In der Klarheit christlicher Lebensauffassung sollte der Mensch hienieden noch mehr Liebe zum Leiden haben als zum Genießen. Oder ist denn die Ewigkeit nicht lange genug zum Genuß?

Es fällt uns schwer, von den Freuden der Ewigkeit uns eine Vorstellung zu machen; dennoch ist uns eine Erkenntniß davon zu theil geworden, welche genügt, um uns zu einem glühenden Verlangen zu deren Besitz zu entflammen.

Als Philipp von Macedonien den Abriß der herrlichen Stadt Athen betrachtete, brach er, von Entzücken hingerissen, in die Worte aus: „Diese Stadt muß mein Eigenthum werden, entweder durch Eisen oder durch Gold.“ So darf auch uns keine Anstrengung des Kampfes, kein Opfer irdischer Behaglichkeit zu groß erscheinen, wenn es sich darum handelt, das Glück der Ewigkeit zu erobern.

5. In der christlichen Offenbarung sind die Freuden des Himmels mit den herrlichsten Bildern und Vergleichen geschildert, zumal auch darum, weil das natürliche Glück im Himmel durch Gottes Gnadengeschenk zu übernatürlichem Glück, zur Theilnahme am Glücke Gottes erhoben ist.

Dieses Glück ist unbegreiflich, weil es göttlich ist.

Wir werden Gott anschauen, wie er ist. Gott ist unendlich vollkommen. Darum bereitet das Anschauen der unendlichen Schönheit, welche aus den göttlichen Vollkommenheiten hervorleuchtet, ein solches Entzücken, daß selbst Gott ihretwegen unendlich glücklich und selig ist.

Wenn nun selbst die kurzen und täuschenden Freuden dieser vergänglichen Erde oft genug den Menschen als ein großes Glück erscheinen, für dessen Erwerb sie alles hinopfern, wie glückbringend ist erst dasjenige, was dem gewissenhaften Christen in Aussicht steht!

Kann ein Opfer, welches die Pflicht erheischt, zu groß erscheinen, wenn der Himmel der Preis ist, um den wir streiten?

Wie verächtlich erscheint doch die Erde samt allen ihren Täuschungen, wenn ich meine Augen zum Himmel erhebe, um die Freuden der Ewigkeit zu betrachten!

Hundertundsiebenundsechzigstes Kapitel.

„Friede sei mit euch!“

1. Schon für das irdische Leben hat uns der Heiland den glückbringenden Herzensfrieden ermöglicht.

Als der Herr seine Jünger aussandte, hatte er ihnen den Auftrag gegeben: „Wo immer ihr in ein Haus kommet, da saget zuerst: Der Friede sei mit diesem Hause“ (Matth. 10, 12. Luc. 10, 5). Mit dem Friedensgruße gab sich der Heiland seinen Jüngern zu erkennen. Zum öftern war in der Urkunde der christlichen Offenbarung den Menschen der Friede verheißen worden: Friede im Geiste, Friede im Herzen, Friede im Leben.

Im Anschluß an Christus vermagst du dir diesen innern Frieden zu bewahren; er gehört zum Wesen eines guten Christen. Derselbe besteht nicht darin, daß du nicht kämpfest, sondern daß du nicht besiegt wirst; derselbe besteht ferner darin, daß du jede unnöthige Aufregung, Zerstreutheit, Verwirrung, Befürchtung fernzuhalten vermagst.

Die Ruhe des Gemüths bringt viele Vortheile. Sie gewährt Festigkeit, so daß die Seele einem Hause gleicht, welches auf Felsen gebaut ist und den Stürmen und Winden trotzt; sie macht die Seele empfänglich für Lichtgedanken und heilige Anregungen, gibt Klarheit in der Unterscheidung des Guten und Bösen, gibt Kraft in den Versuchungen. Die Seelenruhe verleiht uns eine selige Einfalt und erleichtert unsern Verkehr mit Gott. Ruhe ist das beste Gut, das man haben kann; Stille und ein guter Muth, die steigen himmelan. Ruhe spendet Segen. Ein friedlicher Strom hat blühende Ufer.

Diese innere Ruhe des Gemüths hat auch ihre Hindernisse, die du, soviel du kannst, von dir fernhalten mußt. Es sind ausgelassene Freude und übermäßige Trauer, übertriebener Eifer und ungestüme Lebhaftigkeit, lässige Trägheit und un-

begründete Angst vor den Versuchungen, weltliche Klugheit, zu große Anhänglichkeit an Irdisches, kleinliche Selbstliebe, zu große Zerstreuung und unverständige Aengstlichkeit.

Ruhmsucht, Geldsucht, Genußsucht tragen den Unfrieden ins Herz; den Unfrieden mit sich selbst, insofern sie dem Menschen die Zufriedenheit rauben; den Unfrieden mit den Mitmenschen, insofern sie zu Ungerechtigkeit und Lieblosigkeit verleiten; den Unfrieden mit Gott, insofern sie den Menschen in Sünden verstricken. Der Friede wird dadurch im Herzen gesichert, daß ich die ungeordneten Triebe in Zucht halte.

2. Willst du dir also die innere Ruhe des Gemüths bewahren, so gib nicht zu viel auf die Vortrefflichkeit deines hinfälligen Leibes; gefalle dir nicht in den Vorzügen deines Geistes, über welche du Rechenschaft zu geben hast; ziehe dich niemandem vor und hafte an Gott. Strebe nach Demuth, nach Abtödtung deiner Verkehrtheiten, nach Gleichförmigkeit mit dem Willen Gottes. Hüte dich vor jeder Uebertreibung, vor jeder Einbildung, vor jeder unverständigen Beunruhigung. Thue stets, was du als Gottes heiligsten Willen erkennst.

Verliere nie die Herrschaft über deine Leidenschaften. Verzerrt erscheint dir des Ufers Bild, wenn Sturm den See erregt; dein Urtheil fälscht die Wirklichkeit, ist dir das Herz bewegt.

Aergere dich über niemanden. Sich über jemanden ärgern, heißt dessen Fehler an sich selbst bestrafen.

Gräme dich nicht allzusehr über begangene Fehler und erlittenes Ungemach; derartiges hat auch sein Gutes in verschiedenster Beziehung.

Ungeordnete Regungen dürfen dich nicht verwirren. Es genüge dir, daß dein Baum gut und tief eingewurzelt bleibe; laß die Winde wehen und halte das Rauschen der Blätter nicht für Waffengeklirr.

Im Glück bleibe deiner Schwäche eingedenk, und im Unglück vergiß nicht dessen, was dich stark macht; das erste bewahrt dich vor Ueberhebung, das andere vor Verzweiflung.

Wie ruhig und zufrieden würde mancher leben, wenn er sich um fremde Sachen so wenig bekümmerte, wie um seine eigenen!

Nimm dir nicht zu sehr das Irdische zu Herzen. Das Gemüth wird so lange hin- und hergeworfen, als es in irdischen Dingen Trost sucht. Wer gelernt hat, nichts Irdisches über Gebühr zu lieben, der besiegt leicht Schwermuth und Traurigkeit.

Auf Künft'ges zähle nicht, und zähl' nicht auf Versprochenes. Klag um Verlorenes nicht und denk nicht an Zerbrochenes.

3. Ein frommes Buch (Thom. v. Kemp. 3, 23) spricht von vier Dingen, die großen Frieden bringen; du findest dieselben in der Nachfolge Christi. Erfülle lieber den Willen eines andern als deinen eigenen. Beachte, daß es einen Vorzug hat, weniger als mehr zu haben. Verstehe es, daß es kein Unglück ist, den niedrigsten Platz einzunehmen und allen untergeben zu sein. Wünsche allezeit und bete, daß Gottes Wille vollkommen in dir geschehe.

Hundertundachtundsechzigstes Kapitel.

Das Christenthum und die sociale Ordnung.

1. Das Christenthum hat dadurch für die zeitliche Wohlfahrt der Menschen gesorgt, daß es die gesellschaftliche Ordnung, wie solche gemäß der Natur des Menschen sein muß, gefestigt hat; daß es die Leidenschaften der Menschen ordnete; daß es dem Glückstrieb des Menschen die Ewigkeit als Hauptgegenstand vorhielt. Nach einem Wort des hl. Augustinus kann nur jene Gesellschaft glücklich sein, deren Königin die Wahrheit, deren Gesetz die Liebe, deren Zweck die Ewigkeit ist.

Die sociale Ordnung beruht auf der richtigen Erkenntniß der Bestimmung des Menschen und der Bedeutung der irdischen Dinge. „Hat die Philosophie einmal das Lebensziel festgestellt," sagt Cicero, „dann hat sie alles festgestellt. . . .

Ist das Endziel der Dinge erkannt, weiß man, worin das höchste Gut und das äußerste Uebel besteht, so hat man den Weg des Lebens und die Norm aller Pflichten gefunden" (De finibus V, 6). So weit nun der Einfluß des Christenthums reicht, hat diese grundlegende Erkenntniß unter den Menschen feste Wurzeln gefaßt.

Die sociale Ordnung beruht auf dem rechten Befehlen und Gehorchen in Familie, Staat und Kirche, auf dem Privateigenthum. Das alles hat das Christenthum mit Erfolg geregelt. Die obrigkeitliche Gewalt hat nicht bloß Rechte, sondern auch Pflichten, und der Unterthan hat nicht bloß Pflichten, sondern auch Rechte. Das Weib ist wieder in die ihm gebührende Stellung eingesetzt. Die Sorge für die Kinder hat in der menschlichen Gesellschaft wieder einen hervorragenden Platz. Die Ehe ist gefestigt und geheiligt. Das Eigenthumsrecht ist nicht absolut; der Mensch muß über den Gebrauch der irdischen Güter Gott, dem eigentlichen Eigenthümer, Rechenschaft ablegen.

2. Die sociale Ordnung beruht auf Freiheit und Gebundenheit in angemessener Verbindung.

Der Liberalismus ruft nach Freiheiten, als könnten die Freiheiten allein die menschliche Gesellschaft in Ordnung halten. Im Grunde will er Freiheit für sich, Sklavenketten für Andersdenkende; für sich will er schrankenloses Recht, den andern überläßt er die bindenden Pflichten.

Die sociale Ordnung beruht auf Selbstbeherrschung eines jeden Einzelnen. Die Erde ist nun einmal kein Himmelreich, in welchem alle Wünsche befriedigt werden können. Wenn Menschen die bestehende Gesellschaftsordnung mißbrauchen oder an derselben rütteln, so geschieht es stets aus schrankenlosem Egoismus. Wenn Menschen die Standesunterschiede ungerecht finden, so meinen sie immer nur die Stände über sich.

Die sociale Ordnung kann nur da von Bestand sein, wo die Menschen von Arbeit, Genuß, Leiden das richtige Verständniß

besitzen. Dieses Verständniß hat das Christenthum durch seine Grundlehren in die Welt gebracht und durch seine Einwirkung auf die Herzen aufrecht erhalten. Wo das Christenthum schwindet, schwindet auch dieses hochwichtige Verständniß.

3. Das Christenthum allein hat es vermocht, die Tugend des Patriotismus in die Welt zu bringen. Der treueste, opferwilligste Patriotismus in der Weltgeschichte findet sich bei den katholischen Nationen.

Nur dann kann der Patriotismus Tugend sein, wenn er der Liebe zum himmlischen Vaterlande untergeordnet ist.

Es gibt auch einen heidnischen, falschen Patriotismus. Von diesem sagt ein gewiegter Menschenkenner (P. A. M. Weiß): „Der Patriotismus ist die Collectiveitelkeit eines Volkes, sein Collectivstolz, seine Collectivverachtung gegen Fremde, kurz die concentrirte Eigenliebe und die Vereinigung aller schlimmen und unliebenswürdigen, ja aller ungefälligen, antisocialen Eigenschaften des großen Ganzen. Dieser unchristliche Patriotismus wird zum Aushängeschild des Parteifanatismus, zum Deckmantel für Nationalfanatismus. Nationalhochmuth und Fremdenhaß nehmen jenen Namen allein für sich in Anspruch und beschimpfen jeden, der nicht einstimmt, als Reichsfeind. Es ist eine krankhafte Entartung, ein bedeutender Schaden im Leben der Völker."

Vor dieser Krankheit bewahrt das Christenthum. Es stellt uns auf einen Standpunkt, auf dem man auch fremde Art ertragen und verstehen kann.

4. Dem Christenthum ist es gelungen, die Grundlage der Gesellschaftsordnung zu festigen, indem es statt Reichthum und Habsucht die Armut und Weltverachtung als Ideal hinstellt (Matth. 5, 3), an Stelle des Egoismus die Gottesliebe (Luc. 10, 27), an Stelle der Verachtung der Geringen und Armen die opferwillige Nächstenliebe (Matth. 5, 44. Marc. 12, 31. Joh. 15, 12), und indem es die Arbeit allen zur Pflicht macht (1 Thess. 4, 11. 2 Thess. 3, 10).

Das Christenthum hat sich bewährt als die Macht, welche es in Kraft ihrer Grundsätze vermag, die Staatsgewalt vor Ausartung in Despotismus zu bewahren und dem Individuum seine berechtigte Selbständigkeit zu erhalten. Denn das Christenthum lehrt, daß der Mensch nicht für die Erde, sondern für die Ewigkeit geschaffen ist, daß es in der Menschheit ein Naturgesetz gibt, welchem alle menschlichen Gesetze ihre Verbindlichkeit zu entnehmen haben, daß es, unabhängig vom Staat, eine sichtbare Kirche gibt, welche von Christus unmittelbar gestiftet und Christi Stellvertreterin ist.

5. Dabei betont das Christenthum die Gemeinschaft aller in Christus. Was unterschieden ist und getrennt in der niedern Sphäre des Weltlebens durch wie immer beschaffene Unterschiede, sei es der Nationalität, oder der Standesverhältnisse, oder des natürlichen Geschlechtes, ist für das höhere Leben in Christus unter sich so völlig gleichgestellt und also geeinigt, daß die Gesamtheit, in dem Erlöser als ihrem Haupte zusammengehalten, eine einzige Persönlichkeit ausmacht (Gal. 3, 28. Eph. 2, 15), wie und weil der eine Christus in jedem Einzelnen lebt und waltet (Kol. 3, 11).

Selbstsüchtige Interessen und wilde Leidenschaften entzweien allerdings auch noch innerhalb der christlichen Weltära die verschiedenen Theile der Gesellschaft und entzünden Zwist, Feindseligkeit und Krieg (Luc. 21, 10). Unbeirrt durch diese äußern Stürme der Menschengeschichte hält gleichwohl die Kirche im Bereiche des höhern Lebens (Gal. 3, 27) das himmlische Gesetz des Gemeinfriedens (Joh. 14, 27), der Einheit und Gleichberechtigung aller Erlösten aufrecht durch Wort und That (Eph. 4, 3).

In Kraft der von Gott gewollten Heilsordnung (Eph. 6, 9. 1 Kor. 4, 1) kennt die Kirche unter ihren Kindern keinen andern Unterschied und Vorzug als den der größern Tugend (1 Kor. 1, 26). Deshalb glänzen so viele Namen der Aermsten und

Geringsten hienieden für ewig in dem Chore der Heiligen, während ungezählte mächtige Persönlichkeiten und Geschlechter dahingegangen und vergessen sind, als wären sie nie gewesen.

Dasselbe Gesetz der christlichen Einheit straft aber auch jedes Unterfangen, welches die geschichtlich bestehenden äußern Unterschiede der Stände und gesellschaftlichen Verhältnisse aufheben und gewaltsam brechen will, als einen Frevel gegen die göttliche Anordnung (Röm. 13, 1) und als einen Abfall vom Geiste des Evangeliums (Matth. 26, 52).

Ob noch jemals hienieden vor dem Ausgange der Weltzeiten die Idee des Gemeinfriedens der Erlösten auch nur annähernd eine äußerliche, gesellschaftliche Verwirklichung finden werde, das ist und bleibt das Geheimniß des Herrn (1 Kor. 15, 25).

6. In den letzten Jahrhunderten ist der christliche Geist aus weiten Schichten der menschlichen Gesellschaft geschwunden; unter Hochhaltung des Liberalismus ist man zu dem egoistischen und genußsüchtigen Humanismus des alten Heidenthums zurückgekehrt. In Familie, Staat und Kirche erblickt man nicht von Gott gewollte Einrichtungen, sondern Dinge, die man allenfalls insofern beibehält, als es für die irdischen Interessen des Egoismus nützlich erscheint.

Das Eigenthum wurde von jeder Rücksicht auf Gott losgelöst und dadurch zum Machtmittel für die Befriedigung eines unbeschränkten Egoismus und der schmutzigsten Genußsucht gemacht. Als höchstes Ziel der gesellschaftlichen Entwicklung gilt die Herstellung eines nur für wenige bestimmten Thierglücks-Himmels, während die Volksmassen die Arbeitsthiere sein sollen.

Der für die Interessen der Volksmassen umgeformte Liberalismus heißt Socialismus oder Socialdemokratie. Hiernach soll die Religion als Thorheit dem Absterben überlassen sein. Alles Privateigenthum hört auf. Die Familie wird abgeschafft, die Menschen sollen leben wie die Hunde. Für Kinder und Küche sorgt die öffentliche Macht.

An der Ausbreitung des Socialismus ist besonders schuld der unersättliche Egoismus unchristlicher Reichen, die große Noth des arbeitenden Volkes und das Verschwinden christlicher Religiosität.

Das einzige, was die menschliche Gesellschaft vor dem sich vorbereitenden Ruin bewahren kann, ist die Rückkehr zum wahren Christenthum.

Hundertundneunundsechzigstes Kapitel.

Das Christenthum und der materielle Wohlstand.

1. Man hat gesagt: Das Christenthum muß in dem Grade die Macht und den Wohlstand der Völker ersticken, als man demselben Einfluß auf das öffentliche Leben gewährt. Heiße es nicht alle Lebensfreudigkeit auslöschen, alle Thatkraft unterdrücken, wenn man den Menschen auf Schritt und Tritt mit der lähmenden Mahnung an Gottes Gesetz verfolge? Was müßte aus der Cultur der Völker und aus dem Staatsleben werden, wenn man in der Oeffentlichkeit die christlichen Gebote über Mein und Dein, über Aufrichtigkeit, Worthalten, Sittsamkeit und Gottesdienst durchführen wollte? Damit könnte man wohl Kinder und weibische Charaktere regieren, aber keine strebsamen Männer. Nur freie Geister, nur rücksichtslose Leidenschaften, nur Herzen, die in der Wahl der Mittel nicht ängstlich seien, könnten ihr Glück in der Welt machen und die Welt zum Glück führen.

So spricht man, als wenn man noch gar keine Erfahrungen gemacht hätte!

2. In der Beantwortung dieser Einwürfe hängt alles von der Erwägung ab, was man unter materiellem Wohlstand versteht und was für eine Bedeutung der materielle Wohlstand für den Menschen hat.

Versteht man unter materiellem Wohlstande die Aufhäufung des Geldes in den Händen weniger, während alle andern gänz-

licher Verarmung überantwortet werden, dann bereitet allerdings das Christenthum einem solchen „Wohlstande" große Hindernisse.

Versteht man dagegen unter materiellem Wohlstand nicht einen Flitter-Wohlstand, ein „vergoldetes Elend", sondern ein wahres, glückbringendes Wohlbefinden des gesamten Volkes, so zeigt ein Blick auf die Geschichte, daß das Christenthum überall da, wo es zu Einfluß gelangte, diesen Wohlstand gefördert hat.

Das Christenthum richtet unsern Blick auf das Jenseits, es warnt vor Ueberschätzung des Irdischen. Aber darum verurtheilt es nicht die richtige Werthschätzung irdischer Dinge.

Der verständige Vater, der sein Kind zur Arbeit anhält, verbietet dem Kinde nicht jede Erholung.

Der Zweck des Christenthums geht zunächst nicht auf den Fortschritt der Industrie; aber es schärft dem Menschen seine Pflichten ein, und dazu gehört auch das Bemühen um irdischen Wohlstand, um äußeres Besitzthum u. dgl. Denn das alles liegt ja, wofern es in rechter Absicht geschieht, in der Natur, und die Natur ist von Gott.

Das Ewige schiebt das Zeitliche nicht beiseite, sondern es gibt ihm seine höhere Bedeutung und feste Ordnung. Alles, auch das Profanste, soll der Christ als ein Mittel auffassen, sich mit dem Willen Gottes zu vereinigen.

Darum sehen wir auch, daß die Mönche bei ihrer beständigen Pflege des Gebetes dem materiellen Fortschritt der Völker durch ihre Culturarbeiten die wesentlichsten Dienste geleistet haben.

Der hl. Franz von Sales sagt: „Die Frömmigkeit verdirbt nichts, aber sie vervollkommnet alles; und wenn sie dem pflichtmäßigen Berufe schadet, so ist es ein Beweis, daß sie falsch ist. Weit entfernt, die Berufsgeschäfte zu stören, veredelt und verschönert sie dieselben."

Die Geduld und Ergebung, welche die christliche Religion lehrt, ist nicht Thatenlosigkeit, ist nicht stumpfsinnige Unterwerfung unter ein eisernes Verhängniß: das Christenthum will nur, daß

der Mensch das Ungemach starkmüthig zu ertragen wisse, daß er trotz allem Mißgeschick seine pflichtschuldigen Arbeiten muthig weiter führe, daß er in allem Unglück sich Zuversicht und Vertrauen bewahre. Es schützt den Menschen vor unkluger Ueberstürzung ebenso wie vor träger Unthätigkeit.

Diese christliche Geduld ist also recht geeignet, auch den culturellen Fortschritt zu fördern, indem sie den Einzelnen bedachtsam und thatkräftig macht.

3. Nicht die Ansprüche des irdischen Daseins werden vom Christenthum verurtheilt, sondern deren schrankenlose egoistische Uebertreibung. Die von Gott in die Natur gelegte Ordnung ist schuld daran, daß Ansprüche und Bedürfnisse verschiedenster Art im irdischen Dasein entstehen. Gott will also, daß die Menschen durch ihre verständige Regsamkeit diese Ansprüche befriedigen.

Es gibt auch eine Entwicklung, einen Fortschritt in der Einrichtung der menschlichen Verhältnisse, welcher von Gott in der Natur veranlagt ist. Es fällt also dem Einzelnen die Aufgabe zu, sich an dieser Fortschrittsarbeit je nach seinen persönlichen Verhältnissen zu betheiligen.

Maßloser, genußsüchtiger Egoismus ist der Grundfeind jeder gesunden Entwicklung, und diesen Feind bekämpft das Christenthum; und nur das Christenthum vermag es, ihn zu Boden zu werfen, indem es fordert, daß man alles auf Gott beziehe.

Wie viele heidnische Mißbräuche, traurige Zustände sind aus der Menschheit verschwunden infolge materieller Fortschritte, die im Geiste des Christenthums geschahen! Man denke nur an die Sklaverei, die Leibeigenschaft, das Justizwesen früherer Jahrhunderte. Und wenn in der modernen Gesellschaft wieder traurige Mißstände überhandnehmen, woher anders kommt das, als weil man den Geist des Christenthums verlassen hat?

4. „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, und alles andere wird euch hinzugegeben werden" (Matth. 6, 33).

Wo das religiöse und sittliche Leben eines Volkes in Ordnung ist, da ist es leicht, auch in das Erwerbsleben Ordnung zu bringen.

Das Glück eines Volkes hängt nicht ab vom Ueberfluß an materiellen Gütern, sondern von der richtigen Weltauffassung und der entsprechenden Gesinnung.

Die übermäßige Liebe zu den zeitlichen Dingen ist die faulste Wunde unserer Zeit; sie erfüllt die Welt mit Unzufriedenheit und Verzweiflung, mit Verbrechen aller Art, mit Plänen der Zertrümmerung und des Umsturzes.

Hundertundsiebenzigstes Kapitel.

Die Herabkunft des Heiligen Geistes.

1. Da Gott der Herr uns in Christus eine Bestimmung geschenkt hat, welche über die Erwartungen und Kräfte der menschlichen Natur hinausragt, so hat er uns u. a. auch Wahrheiten geoffenbart, welche zu jener übernatürlichen Bestimmung in Beziehung stehen.

Es sind gleichsam Familiengeheimnisse, welche uns die Gottheit zur Kenntniß gebracht hat. Darunter steht obenan das Geheimniß der heiligsten Dreifaltigkeit! Gott Vater, Gott Sohn, Gott Heiliger Geist.

Während der Vater in der Gottheit die Macht, die Hoheit, die Majestät ist, und der Sohn das Wort des Vaters, das Leben, die Weisheit und Schönheit, ist der Heilige Geist die Liebe und Güte, die Freude und Wonne. Als Gottheit sind sie eins, als drei Personen sind sie wirklich unter sich verschieden. Geheimniß, nicht Widerspruch.

Als der Heiland sich aus dem Wasser des Jordan erhob, erging eine besondere Offenbarung der heiligsten Dreifaltigkeit. Unter bedeutsamen Erscheinungen stieg der Heilige Geist wahrnehmbar in der Gestalt einer blendenden Taube auf Christus herab, und eine Stimme erscholl: „Dieser ist mein geliebter Sohn,

an dem ich mein Wohlgefallen habe" (Matth. 3, 17. Marc. 1, 10. 11. Luc. 3, 21. 22. Joh. 1, 32). In ähnlicher Weise offenbarte sich die heiligste Dreifaltigkeit auf Tabor.

Christus versprach den Seinigen wiederholt die Sendung des Heiligen Geistes, damit dieser sein Werk zur Vollendung bringe.

2. Ueber diese Sendung hatte der Herr die Seinigen genügend unterrichtet (Joh. 14, 16—18. 26; 15, 26; 16, 7—15). Er hatte sie bezeichnet als eine neue „Taufe" (Apg. 1, 5), als ein „Angethanwerden mit der Kraft von oben" (Luc. 24, 49), als eine Ausrüstung zur „Zeugenschaft" für die ganze Welt, als die „Erfüllung der Verheißung des Vaters" (Luc. 24, 49). Selbst den Beginn des Reiches Christi, auf welches die Apostel so ungeduldig warteten, hatte der Heiland mit der Ergießung des Heiligen Geistes in Verbindung gebracht (Apg. 1, 7. 8).

Der Heilige Geist sollte erscheinen als das Siegel aller Begnadigungen, als die Krone und Vollendung aller Mittheilungen Gottes.

Endlich am zehnten Tage nach der Himmelfahrt des Herrn, bei Gelegenheit des Pfingstfestes, wurde das Versprechen des Herrn erfüllt, und der Heilige Geist stieg herab auf die Apostel.

Der Heilige Geist kam wahrnehmbar, öffentlich und feierlich, vor den Augen eines unzählbaren Volkes (Apg. 2, 5 ff.). Er kam unter vielbedeutenden, herrlichen Symbolen. Er kam unter Zeichen, die seine göttliche Natur, seine Person und seine Eigenschaften und die Aufgabe seiner Sendung als Kraft und Vollender des Gottesreiches offenbar machten.

Dem Judenthum wird durch die Verkündigung einer neuen Heilsordnung aufgekündigt, und dem Heidenthum, als dem Weltreich des Satans, der Krieg und das Gericht angesagt.

Der Heilige Geist kommt als der große Gnadenspender.

3. Der Heilige Geist durchglüht die sonst so schwache Menschennatur mit einer eigenthümlichen Kraft. In dieser Kraft tritt der früher so feige Petrus vor die Menge und spricht: „Männer

Israels, hört diese Worte: Jesum, diesen von Gott gesandten Mann, habt ihr mit ruchloser Hand getödtet; diesen Jesus, den von Gott Verheißenen, habt ihr gekreuzigt" (Apg. 2, 22. 23).

In dieser Kraft spricht Stephanus zu seinen mächtigen Feinden: „Ihr Hartnäckigen und Unbeschnittenen an Herz und Ohren, ihr widersetzt euch immer dem Heiligen Geiste, wie eure Väter, so auch ihr" (Apg. 7, 51).

In dieser Kraft erklärt Paulus: „In jeglichem sind wir bedrängt, aber nicht geängstigt, sind wir in Nöthen, aber nicht außer Fassung; man verfolgt uns, aber wir sind nicht verlassen; man wirft uns zu Boden, aber man richtet uns nicht zu Grunde" (2 Kor. 4, 8).

In dieser Kraft erduldeten die Apostel Geißelstreiche und „gingen freudig aus dem Angesicht des Hohen Rathes, weil sie gewürdigt worden, für den Namen Jesu Schmach zu erleiden" (Apg. 5, 41).

Alle diese herrlichen, durch die Herabkunft des Heiligen Geistes gelösten Kräfte durcheilten die Welt und erneuerten das Angesicht der Erde.

Christus hat seine Kirche gestiftet und eingerichtet; der Heilige Geist hat sie in Leben und Thätigkeit versetzt (Joh. 14, 26; 16, 13). Die Geschichte der Kirche ist die Geschichte des Wirkens des Heiligen Geistes.

4. Die Gnadengaben des Heiligen Geistes sind ganz besonders geknüpft an das Gebet. Durch anhaltendes Gebet hat sich die junge Christengemeinde gemäß dem Auftrage Christi auf die Ankunft des Heiligen Geistes vorbereiten müssen (Apg. 1, 14). Es hatte dieses Gebet alle Bedingungen der Erhörung, weil es ein anhaltendes und gemeinschaftliches, ein inbrünstiges und eifriges, weil es ein Gebet im Namen Jesu, ein Gebet mit der Mutter Jesu war.

Hundertundeinundsiebenzigstes Kapitel.

Die Mutter Gottes.

1. Die heilige Geschichte berichtet, daß am Pfingstfeste auch Maria, die Gottesmutter, mit den Aposteln im Gebete war. Das eigenthümliche Verhältniß, in dem Maria zu Jesus stand, sollte auch in das Leben der Kirche in eigenthümlicher Weise eingeführt werden.

Die Kirche durfte nicht trennen, was das Evangelium verbunden hatte.

Maria steht unendlich tief unter Christus; denn Christus ist Gott, und Maria ist ein Geschöpf. Aber wie innig hat Christus, der treue Sohn, seine Mutter geliebt!

Die Liebe, mit der Christus Maria liebte, ist in der christlichen Kirche zur herrlichsten Entfaltung gelangt. Die Marienverehrung gehört zu den schönsten Zierden der christlichen Kirche, sie ist ein großartiger Tribut der Verehrung an Jesus Christus. Nur wo man fest an die Gottheit Jesu Christi glaubt, kann man in solcher Ausdehnung Maria verehren.

2. Wir verehren Maria, weil wir alles in dem Maße verehren, in welchem es Gott geehrt hat. Was Gott lieb und werth ist, ist auch uns lieb und werth. Und weil nun Gott selber Maria so hoch erhoben hat, darum nimmt Maria in der Kirche einen so hohen Platz ein.

Wir verehren Maria, weil sie uns Vorbild aller Tugenden ist, die uns zu Gott hinleiten. Sie lehrt uns Demuth, Gottesfurcht, Gottvertrauen, Hochschätzung der Herzensreinheit, namentlich auch den seligmachenden Glauben.

Von Maria heißt es: „Selig die du geglaubt hast" (Luc. 1, 45). Auf ihren Armen erblickt sie ein schwaches, weinendes Kind, aber sie glaubt, daß es der ist, dem die Engel des Himmels gehorchen; sie erblickt ein armes Kind,

aber gläubig erblickt sie in ihm denjenigen, dem die ganze Welt gehört.

Sie sieht ihren Sohn in den gewöhnlichsten Verhältnissen des Lebens, in Arbeit und Ungemach. Sie sieht ihn verfolgt und verhöhnt von den Geld- und Lebemenschen und irdischen Machthabern. Aber sie glaubt fest an ihn.

Sie erlebt es, daß man Christus unter Hinweis auf die bestehenden Staatsgesetze den Verbrechern gleichstellt. Angesichts des Volkes sieht sie ihn geheftet an den Kreuzesgalgen. Aber in unerschütterlichem Glauben steht sie als Schmerzensmutter da, um in dem Sterbenden ihren unsterblichen Gott zu verehren.

Man braucht kein Katholik zu sein, um zu begreifen, daß die Marienverehrung auch dem Ideale des christlichen Weibes gilt. „In der Madonna mit dem Kinde und in der schmerzensreichen Mutter ist die christliche Mutterliebe in ihrem höchsten Glück und in ihrem höchsten Leid verherrlicht und gefeiert worden. Die Kirche will durch den Mariendienst die Männerwelt zu einer geziemenden Ehrfurcht vor dem christlichen Weibe erziehen und sie in der Erkenntniß befestigen, daß das Weib nicht eine feile Sklavin, sondern eine edle Freundin des Mannes ist. Sie will ferner dadurch die Frauenwelt in ihren besondern Freuden und Leiden erheben und ermuthigen."

3. Wir verehren Maria auch, insofern wir sie um ihre mütterliche Fürbitte anflehen. Und dies thun wir, weil wir auf Gott vertrauen.

In allen Ordnungen des Daseins bedient sich Gott der Vermittlung der Geschöpfe. So in der Ordnung der Natur; so in der menschlichen Gesellschaft; so in der Ordnung der Gnade.

Vermittler im vollen Sinne des Wortes, d. h. eigentlicher Verleiher von Gnaden, ist nur allein unser Heiland Jesus Christus. Aber es gibt auch noch andere von Gott gewollte Vermittlungen. Dazu gehört die Vermittlung durch Fürbitte.

Die Menschen dürfen füreinander beten. Eltern dürfen beten für ihre Kinder, Kinder für ihre Eltern, Unterthanen für die Fürsten, Freunde für Freund und Feind. Oft wird in der Heiligen Schrift die Macht der Fürbitte anerkannt (z. B. Röm. 15, 30. 1 Thess. 5, 25).

Wer auf Gott vertraut, der vertraut auch auf alles, was Gott zu unserer Hilfeleistung angeordnet hat. Nun ist aber die hilfbereite Theilnahme an dem Lose anderer tief in der menschlichen Brust begründet; und ebenso echt menschlich ist es, daß der Hilfsbedürftige sich an jene wende, welche in irgend einer Weise in der Lage sind, ihm zu helfen.

Wer die Stellung Marias im großen Heilswerke des Christenthums überdenkt, begreift es, daß Christus bereit ist, auf die Fürbitte seiner heiligen Mutter den Menschen Wohlthaten zu spenden.

Wer daran zweifelt, ob die im Jenseits Weilenden etwas von uns wissen, der möge sich von der Bibel seine Zweifel lösen lassen (Tob. 12, 12. Zach. 1, 12. 2 Makk. 15, 12—15. Luc. 13, 12. Offb. 5, 8).

4. Das Herz der Gottesmutter ist das Mutterherz für alle Kinder der großen Gottesfamilie. Wenn das Evangelium uns die Geschichte der Hochzeit von Kana erzählt, so ladet es uns ein, nicht nur mit den wichtigen Anliegen unserer Seele, sondern auch mit allen unsern kleinen Wünschen und irdischen Nöthen zur Mutter Gottes zu gehen. Und dieser irdischen Anliegen sind so viele.

Darin, daß der Himmel seine Gebetserhörung an besondere äußere Dinge, sehr oft an bestimmte Orte geknüpft hat, müssen wir eine liebreiche Herablassung zu menschlicher Auffassung und menschlicher Empfänglichkeit erblicken.

Hundertundzweiundsiebenzigstes Kapitel.

Stellung Christi in der Weltgeschichte.

1. Christus der Gottmensch war mit seiner unendlichen Liebe auf der Erde erschienen, um der großen Bedürftigkeit der Menschen Abhilfe zu bereiten; soviel an ihm liegt, hat er sein Werk vollendet.

Christus hat den Menschen aufgerichtet, indem er ihn wieder von Gott abhängig machte und durch Lehre und Beispiel die Gottunterwürfigkeit als die Quelle aller Hoheit, aller Macht und Würde hinstellte.

Er hat dem Diesseits eine Bedeutung gegeben, indem er die Möglichkeit wieder eröffnete, es zur Vorstufe eines glücklichen Jenseits zu machen.

Er hat die Menschheit erhoben, indem er sich erniedrigt, indem er das ärmste, das verlassenste Menschenkind als Bruder begrüßt, als Kind des himmlischen Vaters an sein liebendes Herz drückt, als Erben göttlicher Glückseligkeit in den ewigen Himmel einladet.

Das in Christus erschienene Licht, dieses heilige Feuer hat seine Strahlen, einer Sonne gleich, in unzählbare Herzen, auf alle irdischen Verhältnisse gesandt, und diese Strahlen haben überall Grundsätze der Ordnung, der Tugend, des Glückes geweckt.

2. Das Christenthum steht da als das Fundament einer menschenwürdigen Civilisation, als die größte Macht der Weltgeschichte.

Das Christenthum hat sich in der Geschichte bewährt als die einzige Macht, welche durch seine Aufschlüsse die Forderungen der Vernunft befriedigt und durch seine Geheimnisse die Anmaßung der Vernunft in Schranken hält; welche dem Forschen und Wissen des menschlichen Geistes das weiteste Feld eröffnet und durch die Forderung des Glaubens dem menschlichen Hochmuth und Uebermuth entgegentritt; welche den menschlichen Geist in einer Weise

aufs ewige Jenseits richtet, daß auch die vorüberfliegenden Interessen des Diesseits eine bleibende Bedeutung erhalten.

Das Christenthum hat sich in seinem Bestande bewährt als Sieger über die Welt mit allen ihren Irrthümern, Freuden und Leiden: es steht da als Sieger über alle Gewalten der Welt, die ihm entgegentraten. Er hat gesiegt über das halsstarrige Judenthum, über das Heidenthum, in den Stürmen der Völkerwanderung, im Mittelalter, bis in die neueste Zeit hinein. Und zwar war der Triumph stets da am höchsten, wo die Verdemüthigungen am tiefsten waren. Es hat gesiegt über alle fanatischen Angriffe der falschen Wissenschaft. Es hat gesiegt in allen Stürmen der Zeit; Throne stürzten, Reiche und Nationen vergingen, das Christenthum ist geblieben. „Was schwach erscheint in der Welt, hat Gott erwählt, um das Starke zu Schanden zu machen" (1 Kor. 1, 27). Den eigenthümlichen Charakter der ersten Zeit hat es sich bewahrt bis in die Gegenwart: Geringschätzung des Irdischen, werkthätige Nächstenliebe, apostolische Thätigkeit, Martyrium, Heiligkeit.

3. Sogar ein Goethe spendet der christlichen Religion hohes Lob, „deren reiner, edler Ursprung sich immerfort dadurch bethätigt, daß nach den größten Verirrungen, in welche sie der dunkle Mensch hineinzog, ehe man sich's versieht, sie sich in ihrer ersten lieblichen Eigenthümlichkeit als Mission, als Hausgenossen- und Brüderschaft zur Erquickung des sittlichen Menschenbedürfnisses immer wieder hervorthut" (Noten zum Westöstl. Divan, 1815).

„Man hat" — bemerkt Balmes — „die furchtbaren Zerstörungselemente in acht genommen, deren Quelle im Geiste des Menschen liegt und die in den neuern gesellschaftlichen Zuständen eine so große Macht erhielten. Man hat gesehen, mit wie trauriger Gewalt sie alle philosophischen Schulen, alle geselligen, religiösen, politischen Einrichtungen zerstören und aufreiben, ohne daß es jedoch gelänge, bei den Lehren des Katholicismus eine Blöße zu entdecken. Soll man aus allem diesem nichts zu Gunsten

des Katholicismus folgern können? Heißt das Zugeständniß, daß die Kirche alles gethan hat, was weder Schulen noch Regierungen noch gesellschaftliche Vereine noch Religionen erreichen konnten, nicht bekennen, sie sei weiser als die ganze übrige Menschheit? Und beweist dies nicht hinlänglich, daß sie ihren Ursprung nicht menschlichen Gedanken verdankt, sondern daß sie im Herzen des Schöpfers selbst entsprossen ist?

„Schon tausendmal habe ich dieses Wunder mit Erstaunen betrachtet, schon tausendmal haben sich meine Augen auf den ungeheuern Baum geheftet, der seine Zweige von Morgen bis gegen Abend, von Mittag bis Mitternacht ausdehnt. Ich sehe eine Menge von verschiedenen Völkern mit seinem Schatten bedeckt und finde das rastlose Haupt des Genies ruhig zu seinen Füßen schlummern.

„In den ersten Jahrhunderten dieser göttlichen Religion sehe ich im Orient mitten unter der Auflösung aller Secten die ausgezeichnetsten Philosophen sich herandrängen, um ihr Wort zu hören. In Griechenland, in Asien, an den Ufern des Nil, in allen den Gegenden, wo vordem unzählige Secten wimmelten, sehe ich auf einmal eine Generation von großen Männern erscheinen, reich an Bildung, an Wissen, an Beredsamkeit, aber alle über die Einheit von der katholischen Lehre einverstanden. Im Westen stürzt sich eine Menge von Barbaren auf das hinfällig niedersinkende Kaiserreich; es ist eine schwarze Wolke, die an einem von Unglück und Verderben schwangern Himmel aufsteigt. Alsdann sehe ich mitten unter einem in Sittenverdorbenheit versunkenen Volke, das selbst die Erinnerung an seine alte Größe beinahe verloren hat, die einzigen Männer, welche man würdige Erben des römischen Namens nennen könnte, in der Zurückgezogenheit der Tempel ein Asyl suchen und hier den Schatz des alten Wissens bewahren, mehren, bereichern.

„Aber meine Bewunderung erreicht den Gipfel, wenn ich jenem erhabenen Geiste, dem würdigen Erben des Genies Pla-

tos, begegne, der sich durch das Ansehen der Kirche unterjocht fühlte und aus einem Freigeiste in den Bischof von Hippo verwandelte, nachdem er bei allen Schulen, bei allen Secten die Wahrheit gesucht und mit unbezähmbarer Kühnheit alle menschlichen Irrthümer durchgegangen hat.

„In der neuern Zeit enthüllt sich meinen Augen eine neue Reihe großer Männer, ich sehe dieses strahlende Geschlecht sich mitten durch die Mißgeschicke des 18. Jahrhunderts fortpflanzen; und endlich sehe ich im 19. Jahrhundert neue Kämpfer sich erheben, die ihre Trophäen am Throne der katholischen Kirche niederlegen, nachdem sie den Irrthum nach allen Richtungen verfolgt haben. Was ist das für ein Wunder? Hat man je eine Schule, eine Secte oder eine Religion von der Art gesehen? Diese Männer studiren alles, streiten über alles, antworten auf alles, wissen alles; aber immer sind sie in der Einheit der Lehre einverstanden und neigen ehrfurchtsvoll und gehorsam ihre Häupter vor dem Glauben, jene Häupter mit den Zügen der Erleuchtung und des Stolzes. Glaubt ihr nicht ein neues Planetensystem zu sehen, wo strahlende Weltkugeln sich in weiten Kreisen mitten durch den ungemessenen Raum hin drehen und immer durch eine geheimnißvolle Anziehungskraft an einem Mittelpunkte gehalten werden? Diese Centralkraft, die ihnen kein Abirren gestattet, nimmt ihnen nichts von ihrem Gehalt und von der Großartigkeit ihrer Bewegungen, aber sie überzieht sie mit Licht und verleiht ihrem Gang eine majestätische Regelmäßigkeit."

Hundertunddreiundsiebenzigstes Kapitel.

Bedeutung der sichtbaren Kirche.

1. Gott schuf den Menschen, damit er durch Anerkennung seiner Abhängigkeit von Gott sein Glück finde; es sollte nicht bloß ein der Natur des Menschen entsprechendes Glück sein; nein,

durch Gottes kostbare Gnadengeschenke sollte die Fassungskraft des Menschen erweitert werden, damit derselbe durch Vereinigung mit Gott zum Glücke Gottes gelangte. Alles das verscherzte der Mensch, indem er sündigte. Gott beschloß, die Sünde zu benutzen, um seine Liebe und Barmherzigkeit in hellerem Glanze erstrahlen zu lassen. Er wollte nicht den Tod des Sünders, sondern daß dieser sich bekehre und lebe. Als darum Gott in Christus dem Menschengeschlechte seine übernatürliche Nähe und Liebe schenken wollte, beschloß er, seine Nähe zu einer Erscheinung der göttlichen Barmherzigkeit zu gestalten. Diese sichtbare Gottesnähe sollte uns Kindern späterer Jahrhunderte nicht entzogen werden. Wir haben unsern Heiland in sichtbarer Nähe in der von ihm gestifteten Kirche. Ein sichtbares Lehramt erleuchtet uns, ein sichtbares Hirtenamt leitet uns, ein sichtbarer Gottesdienst erhebt und tröstet uns, ein sichtbares Gnadenleben umfängt uns. Der große Seelsorger lebt und waltet unter uns.

Wie Christus erschien, so erscheint auch die Kirche: Göttliches in menschlicher Form. Wie in das Leben Christi die menschliche Schwäche eindrang bis zu den Grenzen der Möglichkeit, so fluthet sie auch hinein in das Leben der Kirche in allen Formen. Wie Christus verfolgt und verachtet wurde, so wird auch heute seine Kirche verfolgt und verachtet. In der Weise, wie Christus Erfolg hatte, hat auch heute seine Kirche Erfolg. Wie Christus siegte, siegt auch seine Kirche. Der Apostel faßt deren ganze Geschichte in den Satz zusammen: „Man verfolgt uns, aber wir sind nicht verlassen; man wirft uns zu Boden, aber wir gehen nicht zu Grunde“ (2 Kor. 4, 9). Wie das Leben Christi eine ununterbrochene Spende von Liebe und Wohlthaten war, so ist es auch das Leben der Kirche.

Christus ist also da, wo seine Kirche ist. Wie es die erste Pflicht der Menschen war, aus Gehorsam gegen Gott auf Christus zu hören, so ist es die erste Pflicht des Christen, aus Gehorsam gegen Christus auf die Kirche zu hören. Das göttliche Gebot,

dieser Kirche innerlich und äußerlich anzugehören, ergeht an alle Menschen. Wer in einem andern Stücke fehlt, der hat den Willen Gottes in irgend einem Punkte übertreten; wer sich gegen die Kirche sträubt, der hat Gott und sein Grundgesetz verläugnet. Er ist ein Hochverräther im Staate Gottes, denn er empört sich gegen die Herrschaft des Königs.

2. Die Kirche ist allgemein; sie ist es in ihrem Stifter, in ihrer Bestimmung, in ihrer Nothwendigkeit, in ihren Angeboten, in ihrem Wirken, in ihrer Erscheinung; ihr Herr und Stifter hat sie für alle gewollt, und alle bedürfen ihrer und allen genügt sie. Niemand kann sagen: Ich verstehe dich nicht, oder ich verstehe mehr als du. Sie ist wie das Vaterunser: das lallende Kind versteht es schon und der tief denkende Gelehrte hat es noch nicht bis in seine Tiefen ergründet.

Die Kirche sah zu sich eingehen den Hebräer und den Griechen, den Römer und Germanen, den Neger und Japanesen, die Rothhaut und den Malayen der Südsee; Hohe und Niedrige, Gelehrte und Ungelehrte, Menschen aus allen Ständen und Lebenslagen.

3. Die Kirche ist heilig. Zu jeder Zeit besaß sie eine Menge von Heiligen in ihrem Schoße. Wer vom Geiste der Heiligkeit abweicht, thut es, weil er vom Geiste der katholischen Kirche abweicht. Allerdings ward im Verlauf der Zeit in einzelnen Trägern der apostolischen Gewalt der Geist christlicher Heiligkeit verdunkelt. Aber im allgemeinen zeichneten sich diese Träger zu jeder Zeit aus durch Universalität des Geistes und Weite des Herzens; sie hingen nicht an der Scholle eines Landes; sie waren für die ganze Welt, und die ganze Welt war für sie. Sie zeichneten sich aus durch beharrlichen Muth in allen Schwierigkeiten und Culturkämpfen, weil sie sich des göttlichen Beistandes bewußt waren. Auch den stärksten Machthabern dieser Erde gegenüber zeichneten sie sich aus durch ein volles Bewußtsein ihrer erhabenen Macht und Würde. Weil sie wußten, daß ihnen alle

ihre Macht und Bedeutung vom Gekreuzigten zufloß, trugen sie die Liebe zum Kreuz in ihrem Herzen und waren stets bereit, in treuer Pflichterfüllung Blut und Leben aufzuopfern.

Mit großartigem Erfolge führt die katholische Kirche die Völker auf den Weg der Tugend. Die in der Kirche pulsirende Religiosität zeigt sich zu jeder Zeit und in jeder Richtung als fähig, das menschliche Herz mächtig zu ergreifen.

Wunderbare Gnadengaben sind in der katholischen Kirche nie ausgestorben. Auch jene Zeiten, in welchen in mancher Beziehung ein Niedergang des religiösen Lebens stattfand, besitzen eine große Menge heiligmäßiger und hochbegnadigter Personen.

4. Wo immer guter Wille ist, fragt man nach Gott und den von Gott für unser Heil getroffenen Veranstaltungen. Und die Kirche fragt nach allen Seelen; Gott gab ihr das Recht auf alle Seelen. Diesem Rechte entspricht die Pflicht aller Seelen, der Kirche anzugehören.

Wer von vielen verschiedenen Kirchen, von vielen gleichberechtigten Formen des Christenthums redet, redet irre; denn es gibt nur eine Wahrheit, einen Gott, eine Lehre. Was nicht wahr ist, das ist falsch; und wer etwas bekennt, was von der Wahrheit abweicht, der ist im Irrthum.

Nur die Wahrheit vermag von allem Unglück zu befreien; nur die Kirche vermag es, die Menschen selig zu machen.

Der Kirche Christi äußerlich nicht anzugehören, ist nicht immer eine Sünde, aber immer ist es ein Unglück.

Es kann jemand ohne seine Verschuldung in Unwissenheit und Irrthum sein, so daß er die Kirche nicht hört, daß er bei den vielen dazwischenredenden, überschreienden, übertäubenden, verzerrenden Stimmen entgegengesetzter Mächte ihr Wort nicht begreift, daß er bei alten, mit den ersten Gewohnheiten des Lebens und Denkens eingesogenen, miterzogenen, verknöcherten Vorurtheilen, die oft mit den innigsten Erinnerungen an Eltern, Jugendlehrer, edle Jugendfreunde zusammenhängen, dem Verständniß der

heiligen Stimme des Rufenden in der Wüste in keiner Weise zugänglich ist.

Ein solcher wird nicht ewig unglücklich, da er ohne seine Schuld im Irrthum ist, Gott wird ihm die Gnade Christi nicht versagen, wofern er nur den redlichen Willen hat, alles zu thun, was Gott zu seinem Heile verordnet hat. Aber er ist nicht auf dem königlichen, von Gott für alle bereiteten Wege, er ist nicht in der Arche des Heiles, die Gott für alle bestimmt hat; in gebrechlichem Kahne befindet er sich auf stürmischem Meere; nur insofern von Schuld frei, als er trotz redlichem Willen die Arche nicht gefunden hat.

In diesem Sinne kann er sich retten; er entbehrt indessen sehr vieler Gnadenmittel. Der menschliche Geist grübelt darüber, wie Gott das so fügen kann. Aber schließlich muß er in seiner Ohnmacht erfahren, daß niemand das Geheimniß der göttlichen Gnadenaustheilung zu ergründen vermag.

5. Wir haben nicht das Recht, jemanden zu verurtheilen. Wir dürfen hoffen, daß die Zahl der geretteten Irrgläubigen eine nicht geringe sein werde.

Ein edler Mann hat den Ausspruch gethan: „Man muß einen jeden Irrgläubigen als einen zukünftigen Katholiken betrachten und auch danach behandeln." Kennst du vielleicht die Zeit der Gnade, die sich der Herr vorbehalten hat? Weißt du den Tag und die Stunde, die der Herr erwählt hat, um zu jedem Menschenkinde zu sprechen? Weißt du nicht, daß die einen in der Frühe, die andern später, bis zur elften Stunde, gerufen wurden? Und wenn es dir vorkommen will, du müßtest an der Gutwilligkeit deines irrenden Mitmenschen zweifeln, wird ihm nicht der barmherzige Gott in der schweren Sterbestunde, ohne daß es die Menschen sehen, die Gnade ertheilen, welche ihm die Verbindung mit der Kirche Gottes erleichtert?

Nur in der katholischen Kirche ist Toleranz. Der Irrthum vermag keine Toleranz zu haben; er hat es höchstens zu jener

religiösen Gleichgiltigkeit gebracht, welche die Wahrheit verachtet. Die katholische Kirche verwirft den Irrthum; für den Irrenden hat sie Achtung und Liebe und darum, insofern er irrt, herzliches Mitleid.

6. Die Kirche hat den Wunsch und die Pflicht, danach zu streben, alle Irrenden von ihren Irrthümern frei zu machen. Sie ist dazu von ihrem Stifter eingesetzt und gesendet an alle Völker, um Proselyten zu machen. Sie muß Proselyten machen, wie Christus Proselyten machte. Christus benutzte bei diesem Bekehrungswerke nicht alle Macht und alle Rechtsbefugnisse, die er besaß.

Er predigte, übte Geduld und zeigte in jeder Weise, daß er die Menschen lieb hatte und den Irrthum haßte. Wenn man im Verlaufe der Geschichte bisweilen glaubte, noch andere Bekehrungsmittel anwenden zu müssen, so lag das nicht im Wesen der Kirche, sondern war die Folge besonderer Zeitverhältnisse.

Niemand kann es der Kirche verübeln, daß sie den ihr von Christus erhaltenen Auftrag gewissenhaft erfüllt. Die Kirche soll Seelen retten, Seelen zu Gott führen. Darum klammert sie sich an jede einzelne Seele in geeigneter Weise, um sie dem Verderben zu entreißen.

7. Jeder Katholik kann zur Freude seines Herzens mit dem hl. Augustinus sprechen: „Mich hält fest in der katholischen Kirche die Uebereinstimmung der Völker und Nationen, die Autorität, welche auf Wunder gegründet, durch Hoffnung genährt, in Liebe vermehrt, durch das Alterthum befestigt wird; mich hält fest die Reihenfolge der Bischöfe bis zu dem gegenwärtigen Episkopat, ausgehend vom Sitze Petri selbst, dem der Herr nach seiner Auferstehung die Weide seiner Herde anvertraut hat. Mich hält endlich fest der Name der katholischen Kirche selbst, welchen nicht ohne Grund unter so vielen Häresien diese Kirche so allein besitzt, daß, obgleich alle Andersgläubigen

katholisch sein wollen, doch auf die Frage eines Fremden, wo man zur katholischen Kirche gehe, keiner es wagt, seine Basilika oder sein Haus ihm zu zeigen."

Hundertundvierundsiebenzigstes Kapitel.

Das Papstthum.

1. Das Papstthum hat sich in der Geschichte in glänzendster Weise als das bewährt, was es nach der Absicht Christi sein sollte: „Auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen" (Matth. 16, 18).

Weitaus die meisten der Päpste waren auch persönlich hervorragende Männer, sowohl was Tugend als auch was Wissenschaft betrifft. Aber nicht in der Wissenschaft und Gelehrsamkeit der einzelnen Päpste, nicht in deren persönlicher Tugend und Heiligkeit liegt die Bedeutung des Papstthums.

Selbst Luther gesteht: „Daß nun Gott sein Wort in der Welt erhalten hat, und daß des Herrn Christi Reich im Papstthum geblieben ist, das ist unseres Herrn Gottes größter Wunderwerke eins."

Wenn in der langen Reihe der Päpste sich einzelne gar zu weltliche Persönlichkeiten befinden, so ist das ein Beleg dafür, daß nichts Menschliches den Grund und Halt der christlichen Kirche ausmacht.

Das Papstthum ist eine sehr große Wohlthat; sein vornehmster Zweck liegt nicht im Bereiche des vergänglichen Diesseits, sondern in den Gütern der Ewigkeit.

2. Aber auch in der Geschichte hat das Papstthum Großartiges gewirkt. Die civilisirten Nationen verdanken demselben ihren Bestand.

Von Deutschland sagt der Protestant Johannes v. Müller: „Die Barbaren, unsere Väter, mußten erzogen, mußten durch

tausend Irrthümer hindurchgeführt werden, ehe die Wahrheit in ihrer Einfalt, ohne sie zu blenden, erscheinen konnte. Was geschah? Gott gab ihnen einen Vormund, es war der Papst.... Was wären wir geworden ohne den Papst? Was die Türken geworden sind, die, weil sie weder die byzantinische Religion angenommen noch ihren Sultan dem Nachfolger des Chrysostomus unterworfen haben, in ihrer Barbarei verblieben sind."

3. Nicht ein Lehrgebäude, nicht ein Buch konnte jenen bildenden Einfluß auf rohe Völker ausüben, sondern nur die lebendige, in sichtbarer Majestät auftretende Hierarchie der Kirche, wie solche ihren einigenden Schlußstein und ihren Leben spendenden Herzpunkt im römischen Papste besitzt.

Die sichtbare organische Einheit und Zusammenfassung aller Particularkirchen unter dem Primat der Päpste hat eine moralische Kraft entwickelt, welche mit nichts in der Welt verglichen werden kann.

Nur durch die centrale Stellung der Päpste ward es verhindert, daß die Völkerschaften wieder in die egoistische Abgeschlossenheit der vorchristlichen Zeit zurücksanken.

Cultur und Wissenschaft fanden zu jeder Zeit in den Päpsten die eifrigsten Beförderer. Regelmäßig finden wir die Päpste auf seiten des unterdrückten Rechtes.

Hundertundfünfundsiebenzigstes Kapitel.

Das kirchliche Leben.

1. Wie sich aus einer kleinen Knospe allmählich eine volle, herrliche Rose entwickelt, so hat sich der Grundgedanke der sichtbaren Kirche zu der reichen, vielgestaltigen, äußern Religiosität entfaltet.

Dieses kirchliche Leben mit allen seinen Einrichtungen und Gebräuchen, Kirchenbesuchen und Andachtsübungen, Fasten- und Abstinenzgeboten, Vereinen und edeln Kunstschöpfungen gleicht einem gewaltig großen Baume, der, kleinem Körnlein naturgemäß entsprossen, Millionen treuer Christenherzen Schutz, Freude, Trost, Heil gewährt.

Die Kirche gleicht einer Mutter, welche ihre Kinder aus dem Staube dieser Erde mit allen der menschlichen Natur entsprechenden Mitteln emporhebt an das göttliche Vaterherz.

Ungezählte Menschenscharen erblicken in der Kirche darum ihre größte Wohlthäterin, weil sie sich von der Kirche in wirkungsvollster Weise zu Gott, dem himmlischen Vater, hingeleitet fühlen.

Gerne machen sie die Andachten mit, zu denen die Kirche sie einladet; willig befolgen sie die so bedeutungsvollen Kirchengebote, grundsätzlich und aus Ueberzeugung überlassen sie sich in religiös-kirchlichen Dingen der Leitung der Kirche, gerne betheiligen sie sich an den christlichen Vereinen und erfreuen sich an einem innigen Verkehr mit den Seelsorgern.

Diese Leitung hat für sie nichts Auffälliges, Gewaltthätiges; das religiöse Leben gleitet in derselben ruhig und gemüthlich dahin, wie der Fluß in dem ihm von der Natur angewiesenen Flußbett. Diese kirchliche Leitung macht sich nur fühlbar als Trost, Frieden, Beruhigung, Stärkung des bessern, höhern Elementes, welches in dem menschlichen Herzen vorhanden ist.

2. Aber „die Aeußerlichkeiten", der „äußere" Gottesdienst! Gerade die Aeußerlichkeiten haben sich in der Geschichte der Kirche bewährt als eine Einrichtung von höchstem Nutzen. Sie trennen nicht von Gott, sie stärken vielmehr die innern Beziehungen zu Gott.

Solange das Christenthum besteht, hat es vor allem den innern Gottesdienst gewollt, aber auch den äußern nicht vernachlässigt. Christus wollte das jüdische Ceremoniengesetz aufheben

oder vielmehr vervollkommnen, und doch unterwarf er sich den hergebrachten Ueblichkeiten.

Ueberall erblicken wir den Heiland die im Gesetze vorgeschriebenen Ceremonien und Aeußerlichkeiten befolgen. Als Kind wurde er der Beschneidung unterworfen, wurde er im Tempel dargestellt. Die religiösen Aeußerlichkeiten des Judenthums machte er alle insgesamt in großer Sorgfalt mit. Hierdurch hat der Herr die Lehre aufgestellt, daß unsere Gottesverehrung nicht nur eine innere, sondern auch eine äußere sein müsse.

Es geschah also im Geiste Jesu Christi, daß sich aus den einfachen Formen des Urchristenthums heraus im Verlaufe der Zeit eine reiche Fülle religiöser Aeußerlichkeiten entfaltet hat. Es geschah dies zum Troste und zum Nutzen der christlichen Völker.

3. Manche wollen hierin fehlerhafte Auswüchse erblicken. Wo Menschen sind, da menschelt es und fehlt es nicht an Auswüchsen. Aber die Sache selbst ist kein Auswuchs.

Man kann nicht in Abrede stellen, sagt ein berühmter Mönch unserer Tage (P. A. M. Weiß), daß die Aeußerlichkeiten wirklich bei manchen Menschen schlimme Wirkungen hervorrufen können. Kurzsichtige Geister und enge Herzen, welche Zweck und Mittel nicht zu unterscheiden wissen, können daraus Anlaß nehmen zu tausend unfruchtbaren Aengstlichkeiten und Zweifeln, mit denen sie sich auf dem Wege zur Vollkommenheit beschweren.

Auch finden sich immer Einzelne, welche alles Heil und alle Vollkommenheit einzig in der Ausführung des kleinsten Formelwerkes suchen und den mindesten Verstoß dagegen mit um so größerer Härte und Bitterkeit rügen, je weniger sie selbst daran denken, daß das Reich Gottes nicht Beschneidung noch bloße Aeußerlichkeiten, nicht Speise noch Trank, sondern innere Gerechtigkeit (Röm. 14, 17) und ein in der Gnade starkes Herz (Hebr. 13, 9) ist.

Aber an all diesen Verirrungen sind nicht die im Brauche befindlichen Aeußerlichkeiten schuld, sondern der in der mensch-

lichen Natur liegende fleischlich-heidnische und hölzern-jüdische Geist, der es dem Menschen erschwert, in den Geist des christlichen Gesetzes einzudringen.

Nicht Sklave des Buchstabens und der mechanischen Form ist der Christ, sondern er macht die Aeußerlichkeiten mit als naturgemäßen Ausdruck des Innern und in dem Bewußtsein, daß das Innere beim Menschen der äußern Stütze bedarf, wofern es nicht elendiglich verkümmern soll.

Wenn ihn sein Hochmuth verleiten möchte, sich der Aeußerlichkeiten als „unter seiner Würde und Bildungsstufe" zu entschlagen, so wird seine Demuth ihn desto mehr antreiben, die Aeußerlichkeiten so mitzumachen, wie sie von der Kirche empfohlen sind. Er vollzieht die äußern Uebungen aus Achtung gegen deren innern Geist: er betrachtet dieselben als ein willkommenes Mittel, um der göttlichen Liebe das Opfer des innern Geistes in echt menschlicher Weise bezeigen zu können. Das äußere Werk ist kein todtes, erzwungenes, sondern es ist beseelt vom Geiste der Kindschaft und freiwilligen Liebe. Es wird nicht vollzogen als leeres Formelwesen, sondern aus Beachtung seines innern Geistes.

4. Auswüchse sind also die Aeußerlichkeiten, aber höchst glückliche und natürliche. Sie sind die Rinde. Wie der Baum, dem man seine Rinde nimmt, vergeht, so stirbt und erlischt auch die Religion im Herzen, wenn sie nicht von außen Nahrung und Stütze erhält.

Die menschliche Natur ist eine geistige, die sich im Sinnlichen auswächst und sich im Sinnlichen die nothwendige Stütze sucht. Aeußerlichkeiten beeinflussen mächtig das Innere.

Die sich schwach fühlten, fanden in religiösen Aeußerlichkeiten die Stütze, deren ihr inneres Leben bedurfte; die, welche sich stark fühlten, fanden in denselben die Verdemüthigung, welche sie nöthig hatten.

Weil die christliche Kirche einen äußern Gottesdienst hat, besitzt sie auch einen socialen. Und dieser ist ein Erforderniß der

menschlichen Natur. „Wo tausend anbeten und verehren," sagt ein deutscher Dichter, „da wird die Gluth zur Flamme, und beflügelt schwingt sich der Geist in alle Himmel auf."

5. Als besondere Wohlthat ist es von den Völkern empfunden worden, daß Christus außer dem Gebet sieben bestimmte „Aeußerlichkeiten" festgesetzt hat, mit denen infolge seiner Anordnung besondere innere Gnaden für bestimmte Lebensverhältnisse verbunden sein sollen.

Diese sieben Sacramente finden wir auch bei der getrennten orientalischen Kirche. Dies dient zum Belege dafür, daß sieben Sacramente im Leben der Kirche vorhanden waren, lange bevor wissenschaftliche Theorie sich bemühte, dieselben der Reihe nach aufzuzählen.

Kaum ist ein Sacrament unter so tröstlichen Umständen eingesetzt wie das Bußsacrament: am Osterabend, beim ersten Besuch bei den Aposteln, während der Herr ihnen seine Wunden zeigt, den Frieden anwünscht, sie mit dem Heiligen Geiste anhaucht. Es ist die Ostergabe des Heilandes an die ganze Welt (Joh. 20, 23).

Hundertundsechsundsiebenzigstes Kapitel.

Heilige.

1. Zu unserer Freude und Wonne haben wir das Bewußtsein, daß das Christenthum zahlreiche Heilige herangebildet hat. Dieselben gereichen zur Verherrlichung Christi.

Wir verehren die Heiligen, d. h. jene Menschen, die sich auf Erden durch einen hohen Grad christlicher Tugend ausgezeichnet haben und von denen wir annehmen dürfen, daß sie bei Gott im Himmel sind.

Die Verehrung der Heiligen hat sich in der Kirche als eine Quelle reicher Begnadigung erwiesen. Die Heiligen sind Freunde Gottes. Schon jeder Mensch sieht es gerne, daß seine Freunde von andern geehrt werden. So wünscht auch Gott die Ver-

ehrung der Heiligen. „Wenn jemand mir dient, den wird mein Vater ehren“ (Joh. 12, 26).

„Bei der Betrachtung der Martyrer und deren Geschichte“, sagt Möhler, „habe ich wenigstens gelernt, die Heiligen zu verehren. Oft bin ich weinend vor ihren Acten gesessen, mitfühlend ihre Leiden, bewundernd ihre Thaten, ergriffen von ihrer Größe. Ich glaube, daß es wohl den meisten so ergehen werde, die sich die Mühe nicht reuen lassen, diese herrlichen Denkmale der christlichen Vergangenheit gleichfalls zu lesen.“

Die Verehrung der Heiligen ist keine Anbetung; sie ist ein Beweis der Hochachtung. Der öffentliche Cult steht unter Leitung der Kirche; darum können nur solche öffentlich als Heilige verehrt werden, von denen die Kirche es gestattet. Eine solche feierliche Gestattung nennt man Heiligsprechung.

Warum sollten wir jene nicht hochachten, die alles für Christus ihren Herrn zu thun und zu leiden bereit waren?

2. Die Verehrung der Heiligen ist ein Antrieb, um uns wirksamer zu Jesus Christus hinzuleiten. Ueberall sucht der aufwärts strebende Mensch eine Beihilfe, eine Anlehnung an etwas, das, obgleich höher befindlich, ihm doch näher ist.

Ueberall sucht er ein ihm näher liegendes Vorbild, wonach er sich bilden möchte. Dies geschieht sogar in weltlichen Dingen. Die Freunde der Dichtkunst verehren ihren Schiller oder Calderon; jene, welchen die Philosophie als Ideal vorschwebt, schließen sich an Plato oder Thomas oder auch Schopenhauer an; in den Kreisen der Musikfreunde verehrt man einen Mozart oder Beethoven oder Richard Wagner.

Und die Liebhaber der christlichen Tugend sollten nicht mit Verehrung und Lernbegierde ihren Blick auf jene richten, welche diese Tugend in hervorragender Weise geübt haben?

Wenn wir die Heiligen betrachten, so müssen wir uns sagen: Entweder haben die Heiligen zu viel im Dienste Gottes gethan, oder wir thun zu wenig. Haben wir die christliche Glaubens-

überzeugung nicht, so thun wir noch zu viel; haben wir sie aber, so kann das wenige, das wir thun, nicht genügen.

3. Die Verehrung der Heiligen ist verbunden mit der Bitte um deren Fürsprache. Mag auch der Unterthan zum höchststehenden Fürsten, von dem er Wohlthaten erwartet, alles Vertrauen besitzen, so freut er sich doch, auch dessen Freunde als Helfer und Fürbitter in wichtigen Anliegen zu besitzen, zumal wenn er weiß, daß der Fürst seine Freude daran hat, diese seine Freunde durch Gewährung ihrer Bitten auszuzeichnen.

Mit elementarem Naturdrang pflegen die Christen sich gegenseitige Fürbitte in ihren Anliegen zu erbitten; sie sind überzeugt, daß solche Bitte und Fürbitte nicht werthlos ist.

Der Tod zerreißt das geistige Band nicht. Und da die Verstorbenen, wie die Schrift bezeugt, in Gott Kenntniß erlangen von dem, was sich auf Erden zuträgt, so ist es natürlich, daß das betende Herz sich auch jene als Fürbitter zugesellen möchte, von denen es überzeugt ist, daß sie das göttliche Wohlgefallen in höherem Grade besitzen und nun am Throne Gottes sind.

Es ist begreiflich, daß sich der mildherzige Gott darin gefällt, seine treuen Diener, die Heiligen, dadurch zu ehren, daß er uns auf ihre Fürbitte hin in unsern Anliegen erhört.

Wir haben nur einen Mittler zwischen uns und Gott dem Vater. Aber dieser eine Mittler ist so mildherzig, daß er uns seine Gnade auf Wegen zufließen läßt, wie sie der Eigenartigkeit unseres Wesens entsprechen, daß er auch schwache Menschen, die ihm treu dienten, erhebt und zu Mithelfern auserwählt, damit sie in Kraft der Gnade Christi helfen, die Menschen erfolgreicher zu Gott zu führen.

„Es ist nur eine Erweiterung und eine Erhöhung des Princips der Bitte, die wir an Mitlebende richten," — so gesteht sogar ein G. Th. Fechner — „wenn wir solche auch an dahingeschiedene Lieben oder Heilige richten, uns in dem, worin sie uns besonders nahe, oder über uns, oder zum Gegenstand der

Bitte in besonderer Beziehung stehen, aus dem Jenseits durch Fürbitte beizustehen und bei Gott mit zu vertreten."

Und wie Gebet uns vereinigt mit den glücklichen Heiligen des Himmels, so vereinigt es uns auch mit den Seelen, welche am Reinigungsorte im Jenseits zur Abbüßung der verdienten Sündenstrafen leiden.

Es entspricht ganz der Eigenart der göttlichen Barmherzigkeit und dem Wesen des Christenthums und gereicht allen Christenherzen zu großem Troste, daß jenen armen Seelen durch Fürbitte geholfen werden kann.

4. Wieviel Großes und Herrliches hat die Heiligenverehrung in der Christenheit bewirkt! Sie ist ein schützendes Vorwerk der lebensvollen Hingabe an Gott in Jesus Christus. Als beständiger geistiger Verkehr zwischen den Lebenden und den Todten hat sie wesentlich geholfen, in den Herzen der Menschen die Ueberzeugung von jenseitigem Leben lebendig zu erhalten.

Die Heiligen, welche gemeinsam mit Christus herrschen, bringen Gott ihre Gebete für die Menschen dar. Es ist deshalb gut und heilsam, sie bittend anzurufen und zu ihren Gebeten, ihrer Unterstützung und Hilfe zu flüchten, um von Gott durch seinen Sohn Jesus Christus, unsern Herrn, der allein unser Erlöser und Seligmacher ist, Wohlthaten zu erflehen.

5. Wenn nun auch die Kirche nicht alle ihre Angehörigen zu Heiligen gemacht hat, so hat sie doch durch ihren heiligenden Einfluß jedes menschliche Herz, das sich ihr hingab, in wunderbarer Weise veredelt.

Die Veredelung des menschlichen Herzens ist das schönste Werk des Christenthums.

Von Natur aus ist das menschliche Strebevermögen geneigt zur Selbstsucht, zu einer Selbstsucht kalt wie das Geld, welches sie anbetet, unflätig wie die Lust, nach welcher sie schmachtet, nebelhaft wie das Menschenlob, wonach sie hascht. Dies zeigt sich im Stolz bei den Höherstehenden, in der Unruhe bei den

Leidenden, in der Ausgelassenheit bei der Jugend, in dem Zwiespalt in der Familie, in der Härte gegen andere, in der Streitsucht im öffentlichen Leben, in dem beständigen, nimmersatten Umherflattern, in der maßlosen Vergnügungssucht aller Stände.

Ungezählte schwache Menschenherzen haben von Christus gelernt, sanftmüthig und demüthig zu sein; haben die opferwilligste Menschenliebe in sich aufgenommen; haben sich zu den heldenmüthigsten Opfern bereit finden lassen. Das katholische Herz ist begeistert für Gottes Ordnung, ist treu gegen alle rechtmäßigen Obrigkeiten, ist begeistert für alle idealen Bestrebungen der Menschheit. Die schönsten, erhabensten Werke sind dem katholischen Herzen entsprossen.

Hundertundsiebenundsiebenzigstes Kapitel.

Menschliche Schwachheiten an Christen.

1. Nicht alles, was du an Christen wahrnimmst oder bei christlichen Schriftstellern liesest, darfst du dem Christenthume auf Rechnung schreiben; überall macht sich die menschliche Natur geltend.

Oft geschieht es, daß an Christen menschliche Schwachheiten grell hervortreten. Es ist dies ein Beweis von der Größe der menschlichen Schwachheit, nicht aber von der Schwachheit der göttlichen Gnade.

Das Wirken der göttlichen Gnade besitzt die Eigenthümlichkeit, daß sie gewöhnlich die Menschen nicht plötzlich in Engel verwandelt, sondern dieselben nimmt, wie sie sind, um sie in allmählicher Entwicklung zu dem hinzugeleiten, was sie sein sollen. Auch Saulus wurde nicht plötzlich zu einem vollendeten Paulus.

In der menschlichen Natur liegt ein mächtiger Hang zu Hochmuth und selbstgefälliger Hervorkehrung des Ich; liegt Hang zu Sinnfälligem und Sinnlichkeit; liegt Beschränktheit und Einseitigkeit der Erkenntniß und darum auch des Wollens; liegt Hang zu fehlerhaften Uebertreibungen aller Art.

Dies und ähnliches sind Schwächen, gegen welche die Gnade

ankämpft unter Mitwirkung des Menschen und unter Benutzung alles dessen, was das menschliche Leben darbietet. Diese Mitwirkung ist aber mit vielfachen Mängeln und Fehlern behaftet.

Von einem Wanderer, der unterwegs sich befindet, erwartet man nicht, daß er bereits am Ziele ist.

Die katholische Kirche hienieden ist keine Genossenschaft himmlischer Geister; sie ist eine Genossenschaft in Sturm und Strom ringender Menschenkinder, die sich mit Erfolg über dem Abgrund halten, in den die aufgeregten Wogen der Zeitlichkeit sie beständig hinunterzustürzen drohen.

Auch die Heiligen hatten Unvollkommenheiten, hatten manches, was sie für dieses oder jenes ungeeignet machte, aber auch hierin fanden sie Anregung zur Heiligkeit. Tadle mir einzelnes nicht an großen Naturen; der Fittich, der im Schreiten sie hemmt, trägt sie zu himmlischem Flug.

2. Das Christenthum setzt sich zusammen aus menschlicher Schwäche und göttlicher Gnade. Manche bleiben durch eigene Schuld hinter der Gnade zurück und sind lange nicht das, was sie gemäß der Heiligkeit des Christenthums sein sollten. Der barmherzige Gott läßt das zu aus weisen Absichten, und du hast kein Recht, daran Anstoß zu nehmen.

Aus solchem Material will Gott sein Werk ausführen! Aus festem Stein und gutem Mörtel ein Haus aufbauen ist nicht so schwer; wohl aber aus losem, flüchtigem Sande.

Wenn ein Schiff stets günstigen Wind hat, eine wackere Mannschaft, einen geschickten Steuermann, ein entsprechendes Ruder und solide Einrichtungen besitzt, so wird es leicht durch die Wellen des Oceans dahingleiten. Wenn hingegen der Wind widrig ist, wenn das Steuer bricht und das Schiff in allen Fugen kracht, wenn die Mannschaft immer wieder ihre Pflicht vergißt und das Schiff dennoch auf langem Seewege durch gefährliche Klippen hindurch zum Ziele gelangt, so wird ein jeder darin eine eigenartige Erscheinung erblicken.

Daß die katholische Kirche in den Stürmen der Jahrhunderte trotz den Schwächen mancher ihrer Lenker und Mitglieder nicht zu Grunde gegangen ist, ist offenbar ein Beweis ihrer göttlichen Stiftung.

Hundertundachtundsiebenzigstes Kapitel.

Der Priesterstand.

1. Jeder Christ besitzt eine königliche priesterliche Würde. „Ihr seid ein auserwähltes Geschlecht, ein königliches Priesterthum, ein heiliges Volk" (1 Petr. 2, 9). Aber es entsprach den weisen und liebevollen Absichten Christi, neben und über diesem allgemeinen König- und Priesterthum, welches allen Christen eigenthümlich ist, noch eine besondere Obrigkeit und ein besonderes Priesterthum in der Kirche einzusetzen.

Zum Besten aller Gläubigen hinterließ Christus bestimmte Vollmachten; aber nicht alle Gläubigen sollten Träger dieser Vollmachten sein. Das besondere Hirten- und Lehramt ist eine Einsetzung Christi, und wie ein Hirte die ihm anbefohlene Herde zu weiden, zu leiten, zu bewahren und zu regieren hat, also sind die geistlichen Hirten gesetzt über die Gemeinde.

Und zwar sind sie gesetzt von oben herab, nicht von unten herauf. Die Apostel waren von Christus beauftragt, und die Apostel beauftragten andere (Apg. 6, 2. Tit. 1, 5. 1 Tim. 5, 22). „Gesandt wurde Christus von Gott, und die Apostel von Christus", so schreibt Clemens von Rom; „die Apostel zogen laut Auftrag hinaus und predigten und bestellten diejenigen, welche sie geprüft hatten, in den Städten als Bischöfe und Diakonen."

„Einen jeden," so schreibt der Apostelschüler Ignatius an die Epheser, „den der Hausvater zur Verwaltung seines Hauswesens abordnet, müssen wir so aufnehmen, wie ihn selbst, der

ihn sendet; somit ist es klar, daß wir den Bischof wie den Herrn selbst ansehen müssen."

2. Christus hat in seiner Kirche eine wahre Regierungsgewalt eingesetzt. Die Apostel erklären: „Es hat uns und dem Heiligen Geiste gefallen, euch nur dieses Joch aufzuerlegen" (Apg. 15, 28). Paulus beansprucht die „Macht, allen Ungehorsam zu züchtigen" (2 Kor. 10, 6. 1 Kor. 4, 18; 5, 3).

Außerdem kam der wirkliche Dienst am Altar nur den Aposteln und den von ihnen eingesetzten Gehilfen und Nachfolgern zu. Seit der Einsetzung der Abendmahlsfeier gab es ein eigentliches Priesterthum in der Kirche (Hebr. 13, 10). „So halte uns jedermann für Diener Christi und Ausspender der Geheimnisse Gottes" (1 Kor. 4, 1). Die Fortpflanzung und Uebertragung der priesterlichen Gewalten wurde an den Ritus der Ordination durch Handauflegung geknüpft (2 Tim. 1, 6).

3. Die große Wohlthat, daß Gott in menschlicher, sichtbarer Form mit uns verkehrte, sollte uns also nicht verloren gehen. Wie alle menschlichen Interessen hienieden ihre menschliche Vertretung haben, so haben auch die göttlichen Interessen hienieden ihre menschlichen Vertreter. Es sind die Priester. Dieselben wahren die Rechte Gottes auf die Menschheit; sie ziehen die Menschen zu Gott; sie sind den Menschen behilflich, ihr letztes Ziel zu erreichen; sie vermitteln uns die Früchte des Erlösungswerkes; sie beten für uns und bringen zur Ehre Gottes und zu unserem Heile täglich das unblutige Opfer des Neuen Bundes dar.

Der Priester spricht Recht; sein Gebiet ist das des Gewissens. Der Priester ist Arzt; die Wunden, die er heilt, sind Seelenwunden. Er ist „Ausspender der Geheimnisse Gottes".

Der Priester ist im Anschluß an das kirchliche Lehramt Lehrer; als Diener der Kirche verkündet und erklärt er das göttliche Wort.

Er unterweist die Kinder, tröstet die Kranken und Sterbenden; er hilft den Zweifelnden, weiset zurecht die Irrenden; er ver-

mittelt zwischen hoch und niedrig; er tröstet die Armen und Trauernden; er erweckt und stärkt in unsern Herzen den Sinn für die idealen Güter. Mit erweitertem Herzen, irdischer Sorgen entledigt, trachtet er allen alles zu werden.

Nichts Schlechteres auf der Welt als ein schlechter Priester; nichts Besseres auf der Welt als ein guter Priester.

Hundertundneunundsiebenzigstes Kapitel.

Die drei evangelischen Räthe und der Ordensstand.

1. Eine eigenthümliche Gewalt liegt in der Liebe zu Jesus Christus. Als man die hl. Agnes zu irdischer Verbindung einlud, rief sie aus: „Weiche von mir, du Speise des Todes; denn ich habe mein Herz schon einem andern Liebhaber geschenkt; ihm allein weihe ich mich gänzlich zum Eigenthum."

So haben Unzählige in der Kirche zu jeder Zeit auf irdischen Besitz, auf irdischen Genuß, auf den eigenen Willen verzichtet, um Gott dem Herrn in vollkommenerer Weise angehören zu können.

„Willst du vollkommen sein," so sagt der Heiland zu dem reichen Jüngling, „so gehe hin, verkaufe, was du hast, und gib es den Armen; dann komm und folge mir nach" (Marc. 10, 21).

Durch die freiwillige Armut begibt man sich jedes Eigenthumsrechtes und jeder Nutznießung des Zeitlichen, welche einer Ausübung jenes Rechtes gliche. Durch die evangelische Keuschheit verpflichtet man sich nicht bloß in besonderer Weise, jede sündhafte Lust von sich zu weisen, sondern man entsagt auch der Ehe in der Absicht, Gott dem Herrn desto vollkommener und ungetheilter dienen zu können. Durch den vollkommenen Gehorsam überläßt man sich auch in Dingen, die gewöhnlich der menschlichen Freiheit anheimgegeben sind, dem Willen und Gutbefinden eines andern, in welchem man in dieser Beziehung den Stellvertreter Gottes zu erblicken ein Recht hat.

2. Mit Recht hat man bemerkt, es sei eine unter den Menschen aller Zeiten, aller Orte und aller Religionen herrschende Meinung, daß die auf höhere Beweggründe hin geübte Jungfräulichkeit etwas Himmlisches habe, was den Menschen erhebe und ihn der Gottheit angenehm mache. Welch einen Werth, welch eine Ehre haben nicht alle Völker dieser Enthaltsamkeit beigelegt!

Obgleich die Ehe im allgemeinen der natürliche Stand des Menschen und ein heiliger Stand ist, so tritt doch überall eine Verehrung für die jungfräuliche Keuschheit hervor.

Wer immer eine Idee hat von der Menschenwürde, wird leicht begreifen, daß der eheloſe Stand, wofern er auf edeln Beweggründen beruht, eine Idealität besitzt, deren das eheliche Leben bar ist.

Oder sollte es so schwer sein, zu begreifen, daß die gänzliche, nach jener Seite hin geübte Entsagung, wenn sie ohne Stolz, in opferwilligem Geiste, aus echter Menschen- und Gottesliebe geschieht, Gott überaus wohlgefällig ist?

Auch als Beispiel haben die Klostergelübde ihren Werth. Der kennte wahrlich nicht die zündende Macht des Beispiels auf das menschliche Herz, der daran zweifelte, daß das bloße Dasein großherziger Seelen, die aus Liebe zu Gott allen derartigen Genüssen hier auf der Erde für immer entsagt haben, eine mächtige Predigt für alle Christen ist, die ernste Mahnung, daß es einem jeden Menschen mit Hilfe der göttlichen Gnade möglich ist, die von Gott gesetzten Schranken seines Standes gewissenhaft zu beachten.

3. Zu den größten Wohlthaten, welche wir Christo verdanken, gehört das Vorhandensein des Ordensstandes in seiner Kirche. Der Ordensstand ist nicht für alle; er ist nicht der Stand, zu dem die Christen gewöhnlich berufen sind, er ist ein außergewöhnlicher, ein höherer Stand. Derselbe beruht auf der freiwilligen, allseitigen Verzichtleistung, wie sie von Christus angerathen wird und wie sie im wesentlichen ausgeführt wird durch die Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams.

Manche finden das Klosterleben unschön, weil sie es nach ihrem persönlichen Geschmack beurtheilen. Namentlich sagt ihnen das Chorgebet der Mönche nicht zu. Ein Maulwurf hört in seinem Loch ein Lerchenlied erklingen, und spricht: Wie sinnlos ist es doch, zu fliegen und zu singen!

Der Ordens- oder Klosterstand ist eine besondere Wohlthat für die, welche sich in demselben befinden. Manche haben früher bittere Erfahrungen gemacht, sind auf die Wege des Verderbens gerathen; ihre Sehnsucht geht nach einem Bußleben und nach einer Gefahrlosigkeit, wie das nur in dem Leben im Kloster gefunden wird.

Andere sehnen sich nach einer vollkommenern Lebensform; sie betrachten ihren armen, jungfräulichen, gehorsamen Jesus, wie er freiwillig aus Liebe zu uns alles hinopfert. Und aus Liebe zu Jesus fühlen sie sich gedrungen, sich selbst möglichst vollständig zu opfern. In den besondern Opfern und Beschwernissen, wie sie dem Ordensstande eigenthümlich sind, finden sie die Befriedigung ihrer edeln Herzenswünsche und empfinden die Freude derer, welche sich ganz und rückhaltlos in die Arme Gottes werfen.

Wie schön und lieblich ist es anzusehen, wenn Brüder Hand in Hand durchs Leben gehen, in einem Herzen, Geist und Sinn!

4. Aber auch für die ganze Christenheit ist der Kloster- oder Ordensstand eine große Wohlthat.

Jeder Christ fühlt in der Erinnerung an so viele Ordensleute, welche aus Liebe zu Jesus die härtesten Opfer bringen, in seinem Geiste neue Anregung und Schwungkraft. Wer zählt jene Seelen, welche durch den Gedanken an die Tugenden, welche in den christlichen Klöstern und Spitälern geübt werden, aus einem sündhaften, unchristlichen Leben aufgeschreckt und zur Uebung christlicher Tugend ermuthigt wurden?

So haben sich die religiösen Orden bewährt als Feuerherde der christlichen Gesinnung, von denen das Leben der Gläubigen stets neue Wärme und Anregung erhält.

Jenes höhere Streben nach Tugend, jene heilige Zucht des niedern Menschen, jene edle Beherrschung der niedern Elemente, deren sich jeder Christ befleißigt, prägt sich sichtbarer und handgreiflicher aus in den Ordensleuten.

Auch in den großen Nöthen der Gegenwart bietet das Ordensleben eine höchst wirksame Aufhilfe.

Hundertundachtzigstes Kapitel.

Der Christ dient einer großen Sache.

1. Die christliche Kirche redet uns von einem großartigen Abschluß der Weltentwicklung. Die „Bühne" bricht zusammen, der erste Act der Weltgeschichte ist vorbei; es folgt der zweite, der gewaltige Act des Weltgerichts, dann ist das Weltdrama zu Ende. Im Gerichte und in der öffentlichen Scheidung der Geister und Menschen in gute und böse hat die Weltentwicklung ihren Abschluß gefunden.

Die Kirche hat ihre hierauf bezügliche Lehre geschöpft aus Tradition und Bibel. Wie anderswo, so kleidet auch hier die Heilige Schrift die Wahrheit zum Theil in uneigentliche, in bildliche Redeweise.

Das Weltgericht ist von Christus vorherverkündet, und der Herr fügt hinzu: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen" (Marc. 13, 31). Und doch gibt es in der sichtbaren Natur nichts Beständigeres als Himmel und Erde, und nichts Flüchtigeres als Worte.

Wo das Gericht stattfinden wird, wissen wir nicht, auch dessen nähere Umstände kennen wir im einzelnen nicht; es ist also unmöglich, uns von dem großen Acte eine zutreffende Vorstellung zu machen. Wer wäre so thöricht, deshalb an der Wahrheit des Gerichtes zweifeln zu wollen?

2. Kann es dem denkenden Geiste auffällig sein, daß Gottes Weisheit den großen Gerichtstag angeordnet hat?

Der Mensch ist nicht bloß Einzelwesen, er ist kein isolirtes Atom; er gehört der Familie, der Gemeinde, dem Staat, er gehört der ganzen Menschheit. Es geziemt sich also, daß nicht bloß der einzelne Mensch, sondern auch die ganze Menschheit in ihrer sichtbaren Einheit, die Menschheit, nach Gottes Willen geeint durch die Bande der Zusammengehörigkeit, vor Gottes Richterstuhl gestellt werde.

Ein solcher Act der Oeffentlichkeit entspricht der göttlichen Gerechtigkeit. Oft genug ward auf dem Schauplatze der Erde die Sache Gottes geschmäht und erniedrigt in Gottes treuen Dienern, während das Schlechte triumphirte in schnöden Gottesverächtern. Da schuldet Gott sich selbst eine einheitliche, großartige Rechtfertigung in der Führung und Leitung aller Menschen und Völker. Auf die Verwicklungen, Unklarheiten des *ersten* Actes muß folgen der *zweite* Act, welcher Lösung und Aufklärung bringt.

3. Vollauf läßt sich das Weltgericht nur verstehen im Hinblick auf den Weltheiland *Jesus*. Wie die ganze Welt ihre Hauptbedeutung hat in Bezug auf die Menschheit, so gipfelt die Bedeutung der gesamten Menschheit in Jesus Christus. Alles um Christi willen!

Gott schuf die Welt, um sich seitens der Geschöpfe eine natürliche Verherrlichung von endlichem Werthe zu bereiten. Gott senkte sich dann in die Menschheit ein, um sich in der vergöttlichten Menschheit eine *übernatürliche* Verherrlichung zu bereiten. *Gottes Verherrlichung in Jesus Christus!* Das ist der höchste Weltzweck und der höchste Menschheitszweck. Dieser Sache dient der Christ! Es ist eine *große* Sache.

Diesem Zwecke entspricht das Weltgericht als eine einheitliche, großartige Offenbarung. Diese Offenbarung schuldet der himmlische Vater sozusagen seinem eingebornen Sohne Jesus Christus.

4. Der außergewöhnliche Tag bereitet sich vor durch außergewöhnliche Vorboten. Störung und Erschütterung treten ein

im Gefüge der Welt. Es erfolgt ein Act der göttlichen Allmacht; durch Vermittlung der Engel wird es der Welt kund — die Heilige Schrift spricht im Sinnbilde von der Posaune —: „Stehet auf, ihr Todten, und kommt zum Gericht!"

Da erscheinen alle Menschen, hier und dort, rechts und links, in einer durchgreifenden Scheidung. Alle müssen die Herrlichkeit Gottes in Jesus Christus anerkennen. Aber anders die zur Rechten, anders die zur Linken.

Dann erscheint Christus und das Zeichen des Kreuzes. Früher erschien er in Demuth und Niedrigkeit, jetzt erscheint er in großer Macht und Herrlichkeit.

Aus frühern Offenbarungen können wir schließen auf die Offenbarung am jüngsten Tage. In der Schöpfung bringt die göttliche Allmacht nur sozusagen eine Spur der Größe Gottes hervor. Auf dem Calvarienberge bewirkte die göttliche Allmacht eine Offenbarung der Barmherzigkeit. Auf dem Altare erblicken wir die Allmacht im Dienste der Liebe. Was erst wird die göttliche Allmacht wirken, wenn es sich um die Verherrlichung und Rechtfertigung Jesu Christi handelt!

Welch eine Freude für die Gerechten! Sie hatten früher dem Heilande gedient, dem von der Welt verachteten, verfolgten, hatten sich für ihren Heiland verspotten, verlachen, zu Tode quälen lassen. Jetzt schauen sie diesen Heiland als Sohn Gottes in seiner unendlichen Majestät, wie ihm Ersatz und Genugthuung wird für die Niedrigkeit seiner ersten Ankunft.

Welch ein niederschmetternder Anblick für die Schlechten! Diesen Christus, den sie früher selbst und in seinen Anhängern verachtet, verfolgt, geschmäht hatten, erblicken sie jetzt als ihren Gott und Herrn und Richter.

5. Im Lichte der Wahrheit und durch Wirken der göttlichen Allmacht werden die Gewissen aller offenbar werden, aufleuchten vor den Augen der ganzen Menschheit. Es entrollt sich ein Riesenbild der Vergangenheit, gewoben aus dem Leben und den

Thaten der Einzelnen, der Familien, der Völker vom Anbeginne der Welt bis zur letzten Stunde.

Alles liegt offen da: die Tugenden und Opfer der Gerechten und auch die Erbärmlichkeit und Heuchelei der Schlechten; den einen zur Ehre, den andern zur Schande.

Unser ganzes Leben hienieden ist ein Pfad, der hinführt zu dem Platze, den wir an jenem großen Tage nach Gebühr und Verdienst einnehmen werden, entweder zur Rechten oder zur Linken.

Der Herr wird sprechen: Kommet zu mir, ihr Gebenedeiten meines Vaters, ihr meine treuen Jünger und Brüder, besitzet das Reich, das der Vater mir und euch bereitet hat.

Wiederum wird der Herr sprechen: Hinweg von mir, eurem Gott, eurem letzten Ziel und Ende! Ihr selber habt den Fluch gewollt, Fluch für euern Verstand, Fluch für euern Willen, Fluch für Leib und Seele.

Das also ist alles, was übrig bleibt von der Herrlichkeit dieser Welt! Das ist der Ausgang der sündhaften Genüsse in dieser Zeitlichkeit.

6. Wohl denen, die mit heiligem Eifer feststehen im Kampfe. Die Fahne Christi ist die siegreiche; mit Christus werden sie siegen, herrschen, triumphiren.

Was gibt es Großes hier auf der Welt im Vergleich zu der großen Sache, welcher der Christ dient?

Was gibt es Höheres als die Verherrlichung Gottes in Jesus Christus?

Hundertundeinundachtzigstes Kapitel.

Eifer im Kampfe.

1. Groß ist der Kampf, in den wir verwickelt sind; derselbe fordert unsern ganzen, unsern glühenden Eifer heraus. Sorgen wir dafür, daß dieser Eifer niemals erkalte. „Arbeite wie ein

guter Kriegsmann Christi Jesu. Denn auch wer im Wettkampfe streitet, wird nicht gekrönt, wenn er nicht gesetzmäßig gekämpft hat" (2 Tim. 2, 3. 5).

Diesem Eifer steht gegenüber die Lauheit. Lauheit besteht nicht in den innern Gefühlen des Ueberdrusses, der Oede und Trostlosigkeit; auch bei dem größten Eifer können derartige trübe Stimmungen im Innern vorhanden sein.

Lauheit ist ein andauernder Mangel großmüthiger Acte und Tugendübungen, eine zur Gewohnheit gewordene Erschlaffung der Gewissenstreue, eine andauernde Mittelmäßigkeit in Ausübung der Pflichten, eine Unempfindlichkeit, welche auch nach freiwilligen läßlichen Sünden nichts fragt.

Lauheit ist ein Erstorbensein, daher Gefühllosigkeit für Tugend und Sünde, Schlendrian, Trägheit, Zersetzung.

Lau ist der Christ, der nur dann geduldig ist, wenn er nichts zu leiden hat; der nur so lange sanftmüthig ist, als ihm nicht widersprochen wird; der ein guter Christ zu sein wünscht, ohne daß es ihm Mühe koste; der eine Tugend will ohne Abtödtung; der den Himmel erobern will, ohne Gewalt zu brauchen.

Lauheit erkennt man an dem gewohnheitsmäßigen Verüben freiwilliger Gewissensverletzung, an dem Unterlassen des eifrigen Gebetes, am allmählichen Abwärtsgleiten in stets gröbere Fehler, am Mangel von Ueberwindung und Selbstbeherrschung, an der leichten Hinnahme falscher Grundsätze, an dem ausschließlichen Interesse für Geld und irdische Behaglichkeit.

Lauheit erkennt man auch an gewissen Redensarten: „Das sind ja nur Kleinigkeiten." „Andere nehmen es auch nicht so genau." „Später bleibt mir noch Zeit, für mein Gewissen zu sorgen." „Ich habe wichtigere Geschäfte im Kopfe."

2. Lauheit ist des Christen unwürdig, ist eine Befleckung der Seele, ist eine Herabminderung des ganzen moralischen Menschen, ist eine Schmach für die Fahne, unter der der Christ dient.

Lauheit ist trostlos, ist ein innerer Widerspruch, bringt weder Trost von Gott noch von der Welt.

Lauheit bringt viele Gefahren. Sie ist eine Verfinsterung des Geistes; darum erkennt der Laue so schwer seinen Zustand. Sie ist eine Abschwächung des guten Willens, Erstarrung aller höhern Gefühle, Unempfindlichkeit des Gewissens.

Unsere Rettung liegt im Gebete; aber wie betet der Laue? Gottes Gnade ist allmächtig; aber die Lauheit aus einem Herzen zu bannen gehört zu den größten Werken der göttlichen Barmherzigkeit. Ein Sünder bessert sich leichter als ein Lauer.

Die Gesinnung Gottes gegen die Lauen ist vergleichbar dem Gefühl, welches uns das Schmecken ekelhafter Speisen verursacht.

Wie die Holzwürmer ein Haus zu Falle bringen können, so vermag die Lauheit aus einem Krieger Christi einen Verräther zu machen.

3. Blicke oft auf die große Sache, der du als Christ zu dienen hast, und es wird dir leicht, jede Scheu vor Anstrengung zu überwinden. Ueberlege, was du bist und was du sein sollst.

Das Ziel erreichst du durch Arbeit allein. Die Palme gewinnt man nicht ohne Beschwerden. Dünkt sich ein Schüler schon Meister zu sein, wird er gewiß kein Meister werden.

Es hat einen tiefen Sinn, daß Trägheit im Guten unter die Hauptsünden gezählt wird.

Sei zähe in der Ausführung. Es gibt Leute, welche mit Energie anfangen, und dann sind sie schlaff, sei es aus Ueberanstrengung, sei es aus Ungeduld, sei es aus Leichtsinn. Der Jäger trachtet sein Wild zu erlegen, und begnügt sich nicht, es aufgejagt zu haben.

Willst du aus verderblicher Lauheit herauskommen, so begib dich für kurze Zeit in die Einsamkeit. Halte deine Vorsätze zunächst einmal für wenige Tage, und dann immer weiter und weiter.

Hundertundzweiundachtzigstes Kapitel.

Das Joch und die Bürde.

1. Es liegt im Wesen des christlichen Lebens, daß es, solange der Mensch lebt, ein Joch und eine Bürde ist. Aber der Herr nennt sein Joch süß und seine Bürde leicht (Matth. 11, 30); er erwartet deshalb von dir, daß du die Abhängigkeit und Fügsamkeit in seine Führung willig umfassest.

„Nehmet mein Joch auf euch und lernet von mir, weil ich sanft bin und demüthig von Herzen, und ihr werdet Erquickung finden für eure Seele" (Matth. 11, 29).

„Das ist die Liebe zu Gott, daß wir halten seine Gebote. Und seine Gebote sind nicht schwer, weil alles, was geboren ist aus Gott, die Welt besiegt; und dies ist der Sieg, welcher die Welt besiegt, unser Glaube. Wer ist es, welcher die Welt besiegt, wenn nicht der, welcher glaubt, daß Jesus ist der Sohn Gottes?" (1 Joh. 5, 3—5.)

Die Gottheit Christi erscheint in hervorragendem Grade in den Geheimnissen seines glorreichen Lebens. Darum ist die Betrachtung dieser Geheimnisse besonders geeignet, uns den Anschluß an Jesus Christus als süß und leicht erscheinen zu lassen und unser Herz mit freudiger Begeisterung zu erfüllen.

2. Der Dienst Christi ist süß und leicht, *erstens* wegen der *Uebel*, welche derselbe von uns abhält. Ein Joch muß jeder Mensch tragen; so sei es denn das Joch Gottes, welches Christus dir aufbürdet.

Ohne Joch kein Menschenleben. Wer das Joch Gottes nicht trägt, trägt das Joch irgend einer Leidenschaft. Besser, sich freiwillig zu fügen in die Fesseln Gottes, als nothgedrungen dem Narrenseil und den Sklavenketten der Welt zu verfallen.

Wer sich nicht gerne belasten läßt mit den Anforderungen des christlichen Lebens, dem bürdet die Macht der Finsterniß eine

Schmach, eine Last auf, welche den höhern, bessern Menschen zu Boden drückt.

Glaubst du, du könnest kein treuer Christ sein, so sei überzeugt, daß es dir unmöglich ist, auch nur vor dem Richterstuhl deiner Vernunft ein anständiger Mensch zu sein.

Man verhöhnt treue Christen als „Betbrüder". Wer sind die, welche so sprechen? Durchweg „Schmutzbrüder". Das ist der auf sich selbst gestellte Mensch!

Darum klagt der alte Homer: „Kein anderes Wesen ist jammervoller auf Erden als der Mensch von allem, was Leben haucht und sich regt."

3. Zweitens erscheint der Dienst Christi als süß und leicht wegen der entzückenden Schönheit seiner Grundsätze. Gemäß diesen Grundsätzen liegt unser Leben, unser Glück, unser Heil, unser Alles in der Hand dessen, der uns liebt.

Jegliches, was uns zustößt, geschieht unter seiner allzeit wohlwollenden Führung.

Jeder Augenblick, den wir seinem Dienste widmen, macht uns theuer in seinen Augen. Jede Handlung, die wir vollbringen, jeder gute Wunsch, den wir hegen, jeder Schritt, den wir machen in der Absicht, ihm zu gefallen, besitzt in den Augen Gottes einen gewissermaßen unendlichen Werth. Und jeder Athemzug, den wir thun, bringt uns jenem glücklichen Ziele näher, an dem wir diesem Schauplatz des Kampfes entrückt und in den Besitz des göttlichen Glückes versetzt werden sollen.

Was gäbe es Schönes und Edles, das nicht in geläuterter Form im Dienste Christi enthalten wäre!

Die Tugend, sagt Seneca, flößt schon durch ihr Wesen Wohlgefallen ein und ist so lieblich, daß es sogar den Bösen natürlich ist, das Tugendhafte gut zu heißen.

4. Süß und leicht ist drittens der Dienst Christi wegen der Güter, welche uns das Wohlwollen Gottes in Aussicht stellt.

Gott wartet nicht bis in die Ewigkeit. Seine Liebe drängt

ihn, schon in diesem Leben seine Gutherzigkeit an seinen treuen Dienern zu offenbaren. Er hat ihnen außer dem ewigen Leben für das diesseitige Leben das Hundertfache dessen versprochen, worauf sie Verzicht geleistet (Matth. 19, 29).

Und Gott hält sein Versprechen. Suchst du auf Erden wahres Glück, du findest es nur bei denen, welche Gottes Willen zur Richtschnur ihres Lebens machen.

Im christlichen Leben gibt es nichts, was an sich schwierig wäre. Die Schwierigkeit liegt in unserer Kurzsichtigkeit und Zaghaftigkeit. Und sollten Schwierigkeiten vorhanden sein, so werden sie durch die Liebe versüßt und erleichtert.

Wo Liebe ist, da ist kein Mühsal; und ist Mühsal da, so wird es selbst geliebt und mit Freuden getragen.

Beherzige oft diese Gedanken, um dich zu stärken zur Ausdauer.

Das Gute ist vergebens gethan, wenn man es vor dem Schlusse des Lebens wieder aufgibt. Wer die Kraft verliert, ehe er ans Ziel kommt, ist vergebens gelaufen.

Hundertunddreiundachtzigstes Kapitel.

Das Christenthum und die Religion der Liebe.

1. Mit Recht hat man das Christenthum als die Religion der Liebe bezeichnet. Die Liebe ist das Element des Herzens; wer ohne Liebe lebt, ist lebendig todt. Die Liebe ist das Höchste und Tiefste im Menschen; sie ist das Edelste und Stärkste, welches den Menschen zu allen Opfern befähigt.

Liebe ist Leidenschaft. Glücklich der, dem eine höhere Leidenschaft den Busen erfüllt.

Die Natur treibt den Menschen zur Liebe. Was der Mensch liebt, das bestimmt seine Lebensrichtung, entweder aufwärts zu Gott oder abwärts unter das Thier.

Im Christenthum ist uns bestätigt worden, wie sehr uns Gott liebt im Bereiche der Natur; und nur im Christenthum ist uns Gottes übernatürliche Liebe offenbar geworden, welche darin besteht, daß Gott selbst sich uns schenkt und sich selbst in gewissem Sinne unserem Besten unterordnet.

Im Christenthum gilt die Liebe als das erste und höchste Gebot (Marc. 12, 30. Luc. 10, 25), als die erste und höchste Anforderung Gottes an den Menschen, als die erhabenste und vollkommenste Tugend.

Die Liebe ist jene Tugend, durch welche wir Gott als das höchste und vollkommenste Gut mit unserem Willen anerkennen, umfassen und in ihm ruhen.

2. Du mußt Gott lieben, weil die vielen Wohlthaten, die er dir erwiesen hat, dir zeigen, wie Gott in sich gut und liebenswürdig ist. Dein Dasein, all deine Fähigkeiten sind von Gott. Würdest du deine Sehkraft durch eine Krankheit verlieren und durch ein Wunder wieder erhalten, wie dankbar wärest du! Sollst du vielleicht jetzt weniger dankbar sein?

Alles, was an dir werthvoll ist, ist von Gott; nur die Sünde ist von dir.

Gott schenkte dir nicht bloß natürliche Gaben; er hat es dir auch besonders leicht gemacht, ein übernatürliches, christliches Tugendleben zu führen. Er hat dich mit seiner Vorsehung in diese oder jene Verhältnisse gesetzt, welche dich zur Uebung der Tugend mächtig anregten. Er schenkt dir seine innere Gnade, ohne welche dein Ringen nicht die rechte Kraft und nicht den rechten Werth hätte.

Für dich hat Gott alle Einrichtungen getroffen, welche dich zum dereinstigen Besitz Gottes in der Ewigkeit hinleiten sollen.

Gott hat dir alles geschenkt, was mit seinen heiligen Rathschlüssen vereinbar war. Und er hat es dir nicht geschickt aus der Ferne; nein, Gott ist dir nahe, er wohnt in dir, er ist dir näher als du selbst. Alles, was du bist und hast, befindet sich

in engster, innigster Abhängigkeit von Gott. Alles außer Gott ist mehr von Gott, als es in sich selbst ist.

Gott ist und wirkt in allen Geschöpfen, aber in verschiedener Weise, je nach der verschiedenen Bestimmung der Geschöpfe. In dir wohnt Gott wie in keinem andern, bloß natürlichen Geschöpfe; er wohnt in dir wie in einem besondern Heiligthume, welches für die Aufnahme Gottes in besonderer Weise ausgestattet ist.

Nicht bloß diese Nähe und dieses Innenwohnen Gottes sollst du betrachten; du sollst auch beherzigen, wie Gott für dich thätig ist. In dieser Liebesthätigkeit setzt Gott im Bereiche der Natur alles in Bewegung, insofern alles dir zur Erreichung deines übernatürlichen Lebenszweckes behilflich sein soll.

Wie groß die Liebe Gottes zu dir ist, erkennst du erst recht in dem für dich arbeitenden und leidenden Christus. Alle andern Liebeserweise Gottes verschwinden gleichsam vor dem Kreuze des Calvarienberges, gleichwie die Sterne unsichtbar werden, wenn die leuchtende Sonne hervortritt. So sehr hat Gott die Welt geliebt!

3. Das ist die Liebe Gottes zu dir! Gott hat dich zu seinem Freunde erhoben. Für diese Liebe mußt du ihn wieder lieben. Diese Liebe muß der Liebe Christi gleichen; sie soll nicht bloß in Gefühlen und Worten bestehen, sondern in Werken und in der That, sie muß sich äußern in Opfern.

„Meine Kindlein, lasset uns nicht mit Worten und mit der Zunge lieben, sondern in der That und Wahrheit. Daran erkennen wir, daß wir aus der Wahrheit sind [und nicht aus Lüge und heuchlerischem Schein], und wir werden vor Gott unsere Herzen beruhigen" (1 Joh. 3, 18 f).

Wir müssen, um mit Paulus (2 Kor. 6, 4 ff.) zu reden, „uns selber als Diener Gottes darstellen in vieler Geduld in Bedrängnissen, in Nöthen und Aengsten, ... in Langmuth und Milde, ... in Wahrheitsrede, ... mag man uns Ehre oder Unehre anthun, ... als Sterbende, und sieh', wir leben, ... als Trauernde, immerdar aber freudig".

In allem, was ist und geschieht, sollst du die Liebesthätigkeit Gottes anerkennen. Unter dem Schleier der Geschöpfe sollst du die Hand erkennen, erfassen und küssen, welche dir in allen Dingen und durch sie Gutes thut. Du sollst danach trachten, daß dir alles zum Besten gereiche, so wie es den Absichten Gottes entspricht.

Schließlich mußt du an der Hand der Geschöpfe aufsteigen zur Erkenntniß deines Schöpfers, um zu erwägen, wie unendlich gut, schön und vollkommen Gott in sich selbst ist.

Alle Herrlichkeit und Schönheit in der weiten Schöpfung, alle geistige Begabung und entzückende Herzensgüte bei den Menschenkindern, alle Vollkommenheit in der übernatürlichen Ordnung des Christenthums: das alles sind schwache Strahlen, sind armselige Tröpflein, aus denen wir einigermaßen schließen können auf die Schönheit der unerschaffenen Sonne, des Urquells aller Vollkommenheit.

Für gewöhnlich erwartet die Liebe von dir nichts Außergewöhnliches.

Erfülle deshalb vollkommen die Pflichten deiner Lebensstellung; aber thue es aus Liebe zu Jesus.

Aus Liebe zu dir erwartet Jesus von dir Selbstverläugnung: übe sie aus Liebe zu Jesus.

Aus Liebe zu dir läßt dich Jesus fühlen die Bürde des Kreuzes: trage dein Kreuz aus Liebe zu Jesus.

Aus Liebe zu dir will Jesus, daß du dich innig an ihn anschließest: thue es aus Liebe zu Jesus, und es sei dir eine Herzensfreude, deinem göttlichen Vorbilde stets ähnlicher zu werden.

4. Das nun ist die Liebe, welche in der christkatholischen Religion geübt werden soll und geübt wird.

Gar vieles wird unter den Menschen mit dem schönen Namen der „Liebe" belegt, was nichts ist als niedrige Genußsucht. Es gibt stets gar viel tönend Erz, und soviel tausend Schellen klingen: ein tief Gemüth, ein hohes Herz — nur Gottes Liebe kann es bringen.

Die Liebe ist der Ausfluß edelster Freiheit. Auf dem Schiff der göttlichen Liebe gibt es keine Sklaven, keine Gezwungenen; es sind lauter Freiwillige.

Eher müssen wir danach trachten, Gott aus Liebe zu fürchten, als aus Furcht zu lieben.

Wenn du bedenkst, daß Jesus dein Heil seinem Leben vorgezogen hat, so begreifst du, was es bedeuten will, daß du sein Wohlgefallen jedem andern Gute vorziehest.

5. Damit die Liebe fest und wohlbegründet sei, muß sie im Glauben wurzeln und von der Hoffnung die Richtung erhalten. Keine echte Liebe, die nicht wurzelt auf dem Calvarienberg, und im Himmel ihren Gipfelpunkt besitzt.

Wohl vermag das liebende Christenherz gar oft bei seinen Liebesgedanken und Liebesthaten Himmel und Hoffnung aus den Blicken zu lassen; aber gewohnheitsgemäß das immer zu thun, das vermag der gewöhnliche Mensch nicht.

Fürchte nicht, deshalb in der Liebe erkaltet zu sein, weil du das Gefühl der Liebe nicht mehr empfindest. Nicht immer in fühlbarer Aufregung wirkt der Geist Gottes. Die Liebe, wenn sie neu, braust wie ein neuer Wein; je mehr sie alt und klar, je stiller wird sie sein.

Nicht die Größe unserer Werke gibt denselben Werth vor Gott, sondern die Liebe, mit welcher sie vollbracht werden.

Viele möchten Jesus Christus recht lieb haben, wenn er nur allein käme. Aber das Gefolge, welches ihn immer begleitet: Selbstverläugnung, Abtödtung, Weltverachtung, Demuth, Selbstlosigkeit, das ist, was manchem nicht gefallen will.

Eigentlich sollten wir uns schämen, zu Gott zu sagen: Herr, ich liebe dich über alles! Denn das ist ebensoviel, als ob wir zu einem Könige sagten: Ich schätze dich höher als Erde und Wasser! Und doch hat Gott sein Gefallen daran, daß wir ihn mehr als die Geschöpfe lieben, welche doch im Vergleich mit ihm ein verschwindendes Nichts sind.

Hätte jemand auf der Welt aus Liebe zu Gott alles verlassen: eines fehlt noch. Daß er nach Darangabe aller Dinge auch sich selbst verlasse und nichts von Eigenliebe bewahre, und — wofern er alles gethan, was er für thunlich erkennt — sich selbst als einen unnützen Knecht bekenne, der nichts sich selber, sondern alles Gott zuschreibt. Erst dann ist er reich, erst dann ist er mächtig und glücklich, erst dann ist er frei.

Um die Wahrheit ist es Großes, Großes ist es um die Liebe — Kinder sind sie gleichen Schoßes, gleicher Wurzel edle Triebe. Wenn's auch nicht geschrieben stände bei St. Paulus schon; es bliebe doch Gesetzes Füll' und Ende; Wahrheit wirken in der Liebe.

Sachregister.

Abendmahl 483.
Abgestorbene 580.
Ablaß 239.
Aeußerlichkeiten 574. [567.
Alleinseligmachende Kirche 168.
Altarssacrament 483. 518.
Arbeit 350.
Atheismus 44.
Auferstehung Christi 148. 527.
Auferstehung des Leibes 119.
Barmherzigkeit Gottes 238.
Befehlen, richtiges 349.
Beharrlichkeit 596.
Beichte 246.
Beispiel, gutes 412.
Berufstreue 125.
Bethlehem 319.
Betrachtung 356.
Beurtheilung des Nächsten 432.
Bibel 162.
Binarii tres 378.
Bittgebet 408.
Buße 244. 247. 510.
Ceremonien 574.
Charakterbildung 448.
Christenthum 154. 525. 563.
Christi Abschiedsworte 465; sein hohepriesterliches Gebet 471; seine Gottheit 157; sein Königthum 339; sein Tod 515; seine Auferstehung 148. 527; seine Himmelfahrt 540.
Christus unser Vorbild 290. 300.
Deismus, freimaurerischer 67. 129
Demuth 223. 321. 324. 495.
Diesseits 91. 99. 190. [557.
Dreifaltigkeit 153. 179. 306. 536.
Ehrsucht 326.
Eifer für die Ehre Gottes 403.
Einfalt 336.
Eitelkeit 326.
Electio 372. 382.
Erbsünde 152. 226. 231.
Erfolg 464.
Erlösung von der Sünde 241.
Erziehung 363. 414.
Eucharistie 483. 518.
Evangelien, Werth derselben 162.
Evangelische Räthe 370. 585.
Evangelium und Wunder 147.
Familienleben 359.
Fegfeuer 269.
Feindesliebe 509.
Finis creaturarum 184.
Finis hominis 57.
Fortschritt 364.
Freigeisterei 30. 182.
Freiheit 286.
Freiheit des Geistes 391.
Frieden, der wahre, des Herzens 168. 547.
Friedfertigkeit 418.
Frömmigkeit, echte u. falsche 392.
Fürbitte 561. 579.

Furcht Gottes 262.
Gebet 355. 409.
Gebote Gottes 210.
Gedankensünden 217.
Geduld 296. 474.
Gefallsucht 459.
Geheimnisse 155. 179.
Gehorsam 309. 347.
Geist, Heiliger 542. 557.
Geistigkeit der Menschenseele 103.
Gericht 97. 280.
Gewissen 208.
Gewissenserforschung 219. 234.
Glaube 131. 178. 536.
Glaubensregel 163.
Gleichgiltigkeit, religiöse 24.
Glück des Menschen 70. 82.
Gnade 399.
Gnade und Mitwirkung 175.
Gott 49; sein Dasein 34; sein Wille 62; der Dienst Gottes 65.
Gottvertrauen 406.
Großmuth 456.
Heiligenverehrung 577.
Heilswille Gottes 177.
Herz Jesu 505.
Himmel 542.
Himmelfahrt Christi 540.
Hochmuth 222.
Hölle 96. 255.
Humanität 312.
Humilitatis tres gradus 380.
Ideale 9.
Jenseits 72. 98. 117.
Indifferentismus 24.
Indifferenz als Tugend 195.
Inneres Leben 345.
Inspiration 162.
Intoleranz der Kirche 167. 571.
Irdisches Dasein 189.
Kindererziehung 365. 414.
Kirche Christi 161. 170. 522. 566.
Kirchliches Leben 573.
Kloster 585.
Klugheit 384. 443. 445.
Kreuz, Liebe zum 517.
Kreuzesopfer 515.
Läßliche Sünde 267.
Lauheit 592.
Lebensbesserung 249.
Lebenszweck 57.
Leiden, Bedeutung derselben 296. 474.
Leiden Christi 478. 490.
Leidenschaften 278.
Liberalismus 30. 550. 553.
Liebe, Religion der 596.
Maria 307. 317. 339. 402. 514. 560.
Materialismus 11. 74. 75. 115
Mensch 13.
Mensch und Thier 27. 115.
Menschenfurcht 459.
Menschenkenntniß 433.
Menschenwürde 78.
Menschliche Erkenntniß 106; menschliches Begehrungsvermögen 110; menschliches Dasein 225.
Menschwerdung Christi 304. 306.
Meßopfer 518.
Methode 382.
Mitleid 420.
Mitwirkung mit der Gnade 175.
Monismus 11. 53. 76.
Muth und Vertrauen 274.
Nachfolge Christi 511.
Nächstenliebe 315.
Name Jesu 334.
Natur und Offenbarung 138.
Natur und Uebernatur 151.

Naturgesetz und Wunder 144.
Nazareth 345.
Neid 424.
Offenbarung 138.
Opfer 518.
Optimismus 124.
Ordensstand 585.
Pantheismus 11. 53. 76.
Papstthum 572.
Particularexamen 219.
Patriotismus 551.
Peccatum triplex 230
Pessimismus 124.
Pfingsten 558.
Pharisäerthum 425.
Priesterstand 583.
Proselytenmacherei 571.
Regnum Christi 283.
Religion 130; Religion und irdischer Beruf 135; Religion und Sittlichkeit 133; Verschiedenartigkeit der Religionen 143.
Religiosität, moderne 126; wahre 130.
Reue 235.
Sacramente 577.
Sanftmuth 428.
Schöpfung 40.
Seeleneifer 410.
Seelenheil 121.
Seelenleiden 496.
Selbstliebe, richtige 451; falsche 453.
Selbstüberwindung 251. 293.
Sinnlichkeit 264.
Sittlichkeit 133. 207.
Skepticismus 181.
Sociale Wohlfahrt 549.
Sprache 425.
Standeswahl 373.
Sünde 227; Erlösung von der Sünde 240; läßliche 267; Gott und die Sünde 270.
Tod 198.
Toleranz 167. 561.
Uebernatur 151.
Umgang mit den Menschen 438.
Unabhängigkeit 458.
Unbefleckte Empfängniß 308.
Unbilden, Ertragung ders. 493.
Unfehlbarkeit des Papstes 168.
Unglauben 178.
Unkeuschheit 264.
Unsterblichkeit 72.
Unterlassungssünden 216.
Verfolgungen 523.
Vernunft und Glaube 178.
Versuchungen 395.
Vexilla duo 375.
Vollkommenheit 366.
Vorsehung 342.
Wachsamkeit 276.
Welt 186. 204.
Weltanschauungen 184.
Weltdienst oder Gottesdienst 202.
Weltgericht 588.
Weltmensch 204.
Weltverachtung 330.
Willensfreiheit 111.
Wissen und Glauben 178.
Wissenschaft 21. 47.
Wohlstand, irdischer 554.
Wunder 144. 147.
Wunder zu Kana 402.
Zeit, Werth derselben 194
Zorn 279.
Zweckfrage 32.
Zweifelsucht 181.

Namenregiſter.

Aeſchylus 222.
Agnes hl. 585.
d'Alembert 45.
Alexander M. 83. 336.
Aloyſius hl. 81.
Antonius hl. 526.
Ariſtoteles 295. 387.
Auguſtinus hl. 81. 83. 222. 262. 272. 278. 459. 549. 566. 571.
Balmes 180. 564.
Berchmans hl. 365.
Bernhard hl. 250.
Boëthius 479.
Bolingbroke 73.
Boſſuet 111.
Cäſar 82.
Celſus 72.
Cicero 25. 27. 73. 114. 549.
Clemens v. Rom 583.
Confucius 313.
Dante 216.
Demokrit 103. 124.
Dominicus hl. 245.
Ephräm hl. 408.
Epikur 103.
Euklid 22.
Fechner 579.
Fiſcher Kuno 182.
Franklin 219.
Franz v. Aſſiſi hl. 534.
Franz v. Sales hl. 412. 447.
Friedrich II. 38.
Goethe 6. 15. 20. 55. 76. 273. 564.
Hebel 278.
Heine 55.
Heraklit 124.
Hettinger 81.
Homer 595.
Hugo Victor 102.
Huxley 89.
Ignatius hl. 275. 282. 375. 583.
Kant 103. 135. 208.
La Bruyère 103.
Leibniz 21.
Leſſing 30.
Lukrez 103.
Luther 572.
Marc Aurel 510.
Mendelsſohn 77.
Menzel W. 290.
Meſchler P. 2. 414.
Mill 128.
Möhler 578.
Moltke 18.
Müller Joh. v. 572.
Napoleon I. 132.
Newton 480.
Oken 100.
Pascal 105.
Petrarca 102.
Philipp v. Maced. 546.
Philippus Neri hl. 401.
Pius IX. 17.

Plato 18. 19. 38. 100. 105. 139. 217. 225. 269. 270. 292. 565.
Plinius 103. 181.
Plutarch 38. 345.
Remigius hl. 249.
Rouſſeau 90. 104. 132.
Schiller 20.
Schopenhauer 87.
Seneca 64. 193. 201. 247. 595.
Severus 7.
Sokrates 333. 543.
Sophokles 15. 310.
Spencer 128.
Spinoza 54. 421.
Strauß 8. 126.
Suſo 69.
Sylveſter hl. 199.
Tauler 52. 374.
Thomas v. Aquin 310. 410.
Tyndall 128.
Voltaire 46. 132.
Walther v. d. Vogelweide 204.
Weiß P. 223. 256. 279. 551. 575.

Von dem Verfasser der „Christlichen Lebensphilosophie“ erschien in demselben Verlage:

Das religiöse Leben. Ein Begleitbüchlein mit Ratschlägen und Gebeten zunächst für die gebildete Männerwelt. Mit einem Titelbild.

Gewöhnliche Ausgabe. Fünfzehnte Auflage. Schmal 24° (XVI u. 592) Geb. *M* 1.60 und höher.

Ausgabe in größerem Druck. Zehnte Auflage. 16° (XX u. 606) Geb. *M* 2.20 und höher.

Dieses Gebetbuch kann als Ergänzung der vorliegenden „Christlichen Lebensphilosophie“ dienen.

IBRARY
FEB
14
1985

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

BR
100
P47
1914
c.1
ROBA

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 10 09 01 11 002 6